

Bilder aus Livland.

Von

A. L. von T. R.

Zweite Auflage.

Riga.

Verlag von Jonck & Poliewsky.

1908.

I.

Der Familientag.



Bald sind die jungen Herren in ein lebhaftes Gespräch über Landespolitik vertieft, welches sie hoffentlich nicht verhindern wird, das Ziel ihrer Fahrt zu erreichen — Derbiten, wohin wir jetzt vorauseilen.

Schloß Derbiten, Stammgut „derer von Rehburg“, ist — um es mit dem landläufigen Ausdruck zu bezeichnen — ein schönes Gut. Mehrere Quadratmeilen groß erstreckt sich, nach allen Seiten hin, der reiche Besitz mit seinen prachtvollen Forsten, seinen fischreichen Gewässern, seinem fruchtbaren Ackerlande und seiner reichen Bauernschaft! Und überall erblickt man das Walten der ordnenden Menschenhand, die seit Generationen in rastloser Arbeit gepflegt und entwickelt, was die Natur gnädig verliehen.

Prächtige alte Linden- und Eichenalleen führen aus den verschiedenen Richtungen auf das Gut zu, und zu beiden Seiten derselben dehnen sich die, von rationellster Cultur zeugenden, üppigen Wiesen und wogenden Felder aus, das Auge des Kenners auf landwirthschaftlichem Gebiet nicht minder erfreuend, als die gut gebauten Häuser in den da und dort verstreut liegenden Gesinden und Hoflagen. Für den Naturfreund aber liegt der größere Reiz in der wunderhübschen Lage, in dem Blick auf die hügelige Gegend, die den Rahmen abgiebt zu einem landwirthschaftlichen Bilde, wie es in unserer lieben Heimat so häufig zu finden — diese reizvolle Zusammenstellung von dunklen Waldlinien, von schimmernden Wasserflächen und Fernsicht auf in blauen Dunst verschwimmende Berge.

Schon von Weitem sichtbar liegt der Edelhof. Malerisch und freundlich schimmern die rothen Dächer der Gutsgebäude aus dem üppigen Grün der Baumgrupppen hervor, und ein langgestreckter See rollt seine blauen Wellen bis dicht an den Garten und Park. Auf einem Hügel erhebt sich das Schloß, ein großer Bau mit zwei Flügeln, ohne eigentlichen Styl, aber geräumig und

bequem. Wohnlich und geschmackvoll eingerichtet, ohne die Ueberladung moderner Arrangements, die so wenig zu einem gesunden Landleben passen, ist es eins dieser altlivländischen Häuser, aus denen förmlich der Geist der Gemüthlichkeit weht.

Den Eingang bildet eine große Halle, aus der eine schöngeschnitzte Treppe in die erste Etage führt, wo die eigentlichen Wohnzimmer liegen, eine Flucht hoher, heller, luftiger Räume. Auch hier erblickt man überall die Spuren emsigen Schaffens und reger geistiger Thätigkeit — Handarbeiten — Bücher — Zeitschriften — Staffeleien — Musikinstrumente — lauter Beweise, daß neben dem Praktischen auch dem Idealen sein Recht eingeräumt wird, die Pflege des Schönen und Erhebenden dem täglichen Leben einen tieferen Inhalt und eine gewisse Weihe giebt.

In einem dieser behaglichen Gemächer, dem sogenannten Kaminzimmer, sitzt die Landräthin Elisabeth von Rehburg, geborene Gräfin Walldorf, eine Frau in mittleren Jahren, mit angenehmen weichen Zügen und einer noch jugendlichen Gestalt, die das graue Foulardkleid ganz trefflich kleidet.

Verschiedene Zeitungen liegen vor ihr auf dem Tisch, und sie liest eben mit Interesse ein Sonntagsfeuilleton der „Zeitung für Stadt und Land", als plötzlich, wie ein Wirbelwind, ein allerliebstes, schlankes Mädchen von 17—18 Jahren in's Zimmer stürmt und mit dem Ausrufe:

„Himmel, Mamachen, nun bin ich aber wirklich todt," sich in einen Sessel fallen läßt; doch sofort wieder aufspringend, schlingt sie die Arme um den Hals der Mutter und sie fast erstickend unter ihren Zärtlichkeiten, jubelt sie:

„Mein Herzensmütterchen, es ist zu schön, ich freue mich zu sehr," und alle Müdigkeit vergessend, tanzt sie im Zimmer herum. Dann fällt es ihr ein, daß sie

doch eigentlich todmüde sein müsse, und sie wirft sich in eine Ecke des Sophas.

„Denk', Mamachen, die Ulrich'schen Musikanten sind schon da — ach, wie herrlich wird es sein, wieder einmal ordentlich zu tanzen, und ich werde es Werner schon stecken, daß es keine zu langen Pausen geben darf. Entrain muß sein, sagt Papa immer, und entrain soll sein," wiederholt sie energisch, den Kopf aufwerfend. „Und wir sind wirklich fertig geworden," erzählt sie weiter — „ich hätte es garnicht für möglich gehalten, nur denk', Mama, die Seife hat Erica richtig vergessen, obgleich der Haufen schon wochenlang in der Schafferei bereit lag — natürlich, eine Braut darf ja zerstreut sein! — da bin ich denn noch einmal durch alle Zimmern gelaufen, auch hinunter in die Herberge, und habe die 40 Stück — meine ganze Schürze voll — richtig vertheilt."

Die Landräthin ist es schon gewohnt zu lesen und zuzuhören, wenn ihre Inga schwatzt; ihr Zeitungsblatt überfliegend, schaut sie nur dazwischen mit freundlichen Blicken auf ihr vor Eifer und Erregung glühendes Töchterchen. Diese ist schon wieder auf den Füßen. „Aber die Fahne," schreit sie, „die Fahne ist noch nicht aufgezogen, die schöne Fahne, auf die ich mit so vieler Mühe unser Wappen gemalt habe!"

„Doch, doch, sie ist aufgezogen, Jahn hat es bereits gethan," beruhigt die Mutter, deren Gesicht ein gütiges Lächeln überfliegt bei dem Ungestüm des jungen Mädchens.

Trotz ihrer 48 Jahre hat sich Frau von Rehburg ein junges Herz erhalten, fühlt und empfindet mit der Jugend, freut sich mit ihrer Tochter, der die heiße Ungeduld und Erwartung aus den strahlenden blauen Augen leuchtet.

„Wer wohl zuerst kommen wird?" plaudert diese weiter — „ah, ich glaube, da rollt schon ein Wagen" —

und ans Fenster eilend, späht sie durch die Bäume, deren breite Kronen nur einen Theil der Anfahrt übersehen lassen. „Ach nein, es ist bloß die Wassertonne!"

Und wieder zur Mutter zurückkehrend, fragt sie etwas spöttisch: „Wo steckt denn Erica? wohl vor dem Spiegel beschäftigt, was, Mama? — Sie hofft wohl, daß Erwin mit den Ilgenschen Vettern kommt?"

„Das wäre ja auch sehr hübsch und eine große Freude für sie."

„Aber Mama!" (etwas entrüstet das letzte Wort ziehend) „er gehört doch nicht zur Familie."

„Wird aber bald dazu gehören," wirft die Mutter lächelnd ein.

„Ja, zu unserer Familie, aber nicht zur Familie," beharrt Inga etwas trotzig, und eine ganze Welt von Stolz und Selbstgefühl liegt in der Art, wie sie das letzte Wort ausspricht. Wieder das energische Aufwerfen des Kopfes, wie vorhin, und sich zum Fenster wendend, murmelt sie halblaut: „Ich würde bestimmt keinen Trostberg heirathen!"

„Und wen würdest Du denn heirathen?" fragt der alte Herr, der, eben eintretend, die letzten Worte gehört hat und mit der Landräthin einen belustigten Blick tauscht.

„Maus," setzt er mit komischem Ernste hinzu, „weißt Du, vor dem 30. Jahre verbiete ich Dir überhaupt, an das Heirathen zu denken!"

„Ach Papa," — Inga dreht sich schnell um und schlingt die Arme um den Hals ihres Vaters — „mein Herzenspapa, wie bin ich froh, froh," jauchzt sie, „wie unbeschreiblich freue ich mich auf unsern Familientag!"

„Ja, ich auch," erwidert der Vater, liebevoll den blonden Kopf an seine Schulter lehnend, „aber sag', wilde Hummel, willst Du unsere Gäste in diesem Aufzuge empfangen?" neckt er und zieht sie an den langen Zöpfen vor den Spiegel.

Wirr hängen ihr die goldigen Stirnlöckchen in das erhitzte Gesichtchen — eine große Leinwandschürze hat sie sich vorgebunden. Doch sogar so, in dem einfachen Hauskleide, ist sie so frisch, so reizend, seine Maus, daß es zärtlich aufleuchtet in des Vaters Augen — ihren hübschen Kopf zwischen die Hände nehmend, drückt er einen langen Kuß auf die klare Stirn.

„Ach richtig, ich muß mich schnell umkleiden, lasse mich los, Papa! — aber da rollt es ja wirklich.“ Wie ein Blitz ist sie am Fenster.

„Werner, Axel,“ ruft sie freudig und will den Vettern entgegeneilen, doch sie besinnt sich, sie muß sich wirklich ein bischen hübsch machen! Nur einen Fensterflügel reißt sie los, ruft den Aussteigenden ein fröhliches „Willkommen, Willkommen!“ zu, dann ist sie rasch durch eine Tapetenthüre verschwunden.

Der Landrath geht seinen Gästen entgegen. Obgleich beinahe 10 Jahr älter als seine Frau, hat auch ihn das Alter nur grau gemacht, nicht gebeugt. Seine stattliche Haltung, sein elastischer Gang, seine Arbeitskraft und Energie dienen Vielen zum Vorbild. Seine Liebenswürdigkeit ist sprichwörtlich — „so liebenswürdig wie der Derbiten'sche Rehburg“, sagt man im Lande, „wie Onkel Eberhard“ — in der Familie, und besonders die Jugend, für die er immer eine Neckerei, einen Witz bereit hat, schwärmt für ihn.

Seine Frau hört die Begrüßung im Vorhause — lautes Gelächter — sich nähernde Schritte — und empfängt herzlich und freundlich Trostberg und die Neffen, die ihr ehrerbietig die Hand küssen. Gleich darauf — Inga's Toilette erfordert nie viel Zeit! — erscheinen die jungen Damen, und mit einem Freudenschrei fliegt sich das Brautpaar in die Arme. Axel ist boshaft genug, Werner und Inga zu beobachten, doch diese begrüßt unbefangen, mit kräftigem Händeschütteln, die Vettern und den künftigen Schwager und schwingt sich

aufs Fensterbrett, „um die Anfahrt besser übersehen zu können.“ Mitten im lustigen Neckkrieg horcht sie eifrig auf jedes Geräusch draußen, und vor den Anderen unterscheidet ihr scharfes Ohr in der Ferne das Getön von Postglocken und das Rollen eines sich rasch nähernden Wagens.

„Das sind vielleicht schon Martha und Thildchen, kommt, wir wollen auf die Terrasse hinaus, sie mit Jubelgeschrei empfangen.“ Leichtfüßig eilt sie voraus — die Anderen folgen.

Es ist wirklich die uns schon bekannte Reisekutsche und ihr folgen in kurzen Zwischenräumen bald andere, oft eine ganze Reihe Wagen hintereinander, wenn sich Nachbarn zusammengethan, um die langen Strecken in Gesellschaft zurückzulegen. Bald herrscht ein unbeschreibliches Durcheinander in der Halle, die Begrüßungen nehmen kein Ende, das Stimmengewirr wird immer lauter — „der reine Markt,“ meint Gebhard, der das zum ersten Mal erlebt.

„Wo hast Du den hübschen Viererzug her?“

„Himmel, ich bin ganz ausgekocht.“ — „Scheußlicher Weg über die X'schen Berge,“ hört man hier. — „Denkt Euch, unser Rad fing an zu brennen.“ „Ja, und bei uns brennt der Wald — aber auch welche Dürre!“ — „Ah, Alfons auch da, wie geht es?“ tönt es dort, schwirrt und lärmt es ohrbetäubend durcheinander. Allmählich legen sich die hochgehenden Wogen der Wiedersehensfreude — man geleitet die Angekommenen in ihre Zimmer, um sich zu säubern, die Toilette zu wechseln oder auszuruhen, bis um 5½ Uhr die Mittagsglocke wieder alle zusammenruft und die große Gesellschaft in den Salon und um die mit Delicatessen aller Art bedeckten Imbißtische versammelt.

Bis auf Erica's Bräutigam sind es lauter Rehburgs, mehr als sechzig erwachsene Glieder der Familie,

die, alter Tradition treu, jährlich einmal, bald hier, bald dort, ihren sogenannten Familientag veranstalten.

Dieses Mal ist es das Derbitensche Haus, welches die Schaar der Verwandten aufnimmt; seine Bewohner lernten wir schon kennen, auch Tante Riekchen mit ihren Pflegebefohlenen — die Ilgenschen Vettern und Gebhard aus dem Krakenormschen Hause.

In jener Ecke, im bequemen Sessel, diese gebeugte Greisengestalt mit dem milden Ausdruck im faltigen Gesichte, das spärliche, weiße Haar von schwarzem Käppchen bedeckt, — das ist der Einzige, der seine Zeitgenossen überlebt hat, der letzte Repräsentant einer versunkenen Zeit, und voll Liebe und Ehrfurcht blicken alle zu dem alten Großonkel empor.

In der Fensternische, graziös zurückgelehnt in einen Schaukelstuhl, gegen dessen rothsammtnes Kissen das rabenschwarze Haar sich prächtig abhebt, diese junge Frau mit gluthvollen Augen in dem klassisch schönen Antlitz, das ist Werners Schwester Asta, the beauty of the family. Hier zwischen Thür und Angel, laut sprechend und mit dem Gläschen Allasch in der Hand lebhaft gestikulirend, das ist Onkel Dagobert, ein Hitzkopf und Original, — er gilt für bischen verrückt, aber amüsirt alle durch seine Einfälle. Discussion ist sein Verjüngungselixir und jedes Jahr streitet er mit Ueberzeugung für eine neue Idee, enthusiasmirt sich für irgend eine neue Theorie. Im Augenblick schimpft er über alle Aerzte und Medicamente, hat sich für Kneippsche Güsse begeistert und preist das Barfußlaufen und das Wassertrinken als einzige vernünftige Heilmittel. „Wasser, Luft, Bewegung und Diät — das sind die wahren, richtigen Doktore — alle übrigen sind Giftmischer," schließt er, ganz roth vor Zorn, seinen Spruch gegen die allopathische Behandlungsweise.

Ihn bekämpft eifrig und entrüstet, weil sie selbst ein halber Doctor ist, Tante Riekchen's Zwillingsschwester

Amalie (in der Familie immer nur Tante Mullchen genannt!), — die, nicht minder energisch und stets hilfsbereit, in bösen und guten Stunden zu Hilfe gerufen wird, Kranke pflegt, die jüngste Generation aus der Taufe hebt, sich für das Wohl und Wehe eines jeden Gliedes der großen Familie interessirt, überhaupt eine Allerweltstante ist, für deren Vortrefflichkeit es nur eine Stimme giebt.

Am Klavier, in Notenheften blätternd, plaudert Martha, die eine sehr hübsche Stimme hat, mit dem musikalischen Emmerich, dessen hervorragendes Talent, in Leipzig vollständig ausgebildet, schon manchen hübschen Tanz für die Familienfeste geliefert hat.

Dort, inmitten einer lachenden Herrengruppe, am Kamin lehnend, in tadellosem englischen Sommeranzuge, das ist Vetter Alexis, der Weitgereiste, der Elegant per excellence, dessen Cravattenschleife copirt und dessen gute und schlechte Witze von einem Hofstaat jüngerer Vetter bejubelt werden.

Arm in Arm auf und abgehend, das sind Thilde und — . . . doch einen jeden einzelnen zu beschreiben ist unmöglich — zu viele sind's, die den alten Namen von Rehburg tragen, große und kleine — hübsche und häßliche — ernste und heitere — begabte und unbegabte — tüchtige und leichtsinnige — gute und böse, in jedem Lebensalter, in den verschiedensten Verwandtschaftsgraden.

Und alle diese Menschen reden, scherzen, lachen, necken, bewegen sich durcheinander, bis die Diener die Flügelthüren zum Eßzimmer öffnen und die ganze Schaar Platz nimmt an den auf das geschmackvollste mit Blumen, Crystall und altem Silber decorirten Tafeln, die Jugend an sogenannten „Katzentischen", wo bald die größte, ausgelassenste Heiterkeit herrscht.

„Nicht wahr, Gebhard," sagt Axel zum Vetter, der bewundernd um sich blickt, „es giebt wohl kaum einen

hübscheren Speisesaal als den Derbitenschen, — sieh Dir mal diese geschnitzten Buffets an — wahre Prachtstücke, was?!"

„Und bei solcher Beleuchtung macht er sich besonders gut," ergänzt Trostberg. Durch vier große Bogenfenster fluthet in breiten Strömen sonnige Helle in den behaglichen Raum und wirft schimmernde Lichtreflexe auf die kostbaren alten Eichenmöbel, auf die dunkel getäfelten Wände, an denen die stattliche Reihe der Ahnenbilder hängt.

Ein ausgezeichnetes Diner wird aufgetragen, — der Derbitensche Koch ist ebenso berühmt wie Onkel Eberhard's Weinkeller — und bald ist die Unterhaltung so lebhaft und so laut, daß man sein eigenes Wort nicht mehr versteht, Hausfrau und Hausherr aber sehen sich befriedigt an und ihr Blick scheint zu sagen: „Es läßt sich gut an, es ist Alles im besten Gange." — Und der Widerschein des im prächtigsten Farbenspiel erglühenden Abendhimmels taucht das lebensvolle Bild in goldigen Lichtglanz.

Nach Tisch verfügen sich die meisten Herren natürlich ins Rauchzimmer, die übrigen promeniren mit den Damen auf der Terrasse und im Garten, bis die Ulrichsche Capelle ihre munteren Weisen ertönen läßt und eine Polonaise, „Familientagspolonaise" — natürlich von einem Rehburg componirt — die Gesellschaft in dem eigens zu dieser Gelegenheit erbauten Tanzsaal versammelt.

„Nur bis Mitternacht soll etwas gesprungen werden," hat der Landrath gesagt und lustig drehen sich die Paare. Es ist ein hübscher Anblick, alle diese jugendlichen, von Frohsinn und Lebensfreude glühenden Menschenkinder — die Alten, die im Anfang bloß zuschauten, werden selbst jung mit den Jungen, und viel später, als beabsichtigt, begiebt man sich zur Ruhe!

* *
*

Strahlend schön, in wolkenloser Bläue, bricht der folgende Morgen an. Am Kaffeetisch sitzt die Hausfrau und begrüßt einen jeden ihrer Gäste mit einem freundlichen Wort, erkundigt sich, ob man gut geruht, das Bett bequem gewesen, sonst nichts gefehlt!

Ihr gegenüber, am unteren Ende des langen Tisches, hat Erica vor der Kaffeemaschine ihren Platz, und in allerliebster Weise, der den Verlobten nachgesagten Zerstreutheit zum Trotz, hilft sie ihrer Mama die Honneurs des Hauses machen, — wird dafür allgemein bewundert und „zu nett" gefunden.

Im Gegensatz zu ihrer jüngeren Schwester Ingeborg, die, größeren Wuchses, des Vaters blonden Typus und energischen Charakter geerbt hat, ist sie eine zierliche, graziöse Brünette, mit den feinen, ausdrucksvollen Zügen der Mutter und tiefen, dunklen Augen, aus denen das bräutliche Glück in weichem Glanze schimmert. Munter schwatzt sie mit der ganzen Tischecke und sorgt dabei wie ein Hausmütterchen für die Bedürfnisse der Kaffeetrinkenden. Ueberhaupt ist „hier unten" die Lustigkeit groß; Witze, Neckereien fliegen hin und her, herzliches Lachen erschallt, das noch lauter wird, als Axel mit seinen trockenem Humor verkündet:

„Das war ein Heidenrandal bis 4 Uhr Morgens in dem Flügel, wo die Babyfräuleins schlafen! — Heute früh, beim Baden, haben wir auch richtig vier Kissen aus dem See gefischt. Jetzt trocknen sie auf dem Laiping (Wege) und ihr unartigen Kinder könnt sie selbst holen. Aber, bitte, in der nächsten Nacht nicht wieder solchen Spektakel zu machen, der ehrbare Menschen im Schlafe stört."

„Und das behauptet, schon confirmirt zu sein," unterstützt Werner den neckenden Bruder, sich zu Ingeborg wendend, die rosig und blühend, mit den blitzenden Augen heute noch etwas hübscher ist als gestern. Tief im Nacken, zu einem schweren Knoten gebunden, trägt

sie das herrliche, goldblonde Haar -- ein geschmackvolles rosa Zephirkleid bringt ihren schlanken Wuchs zu bester Geltung und Alles freut sich an ihrer strahlenden Jugendfrische, an ihrer prächtigen Natürlichkeit. Von den Vettern wird sie unbarmherzig geneckt, aber sie wehrt sich mit sprudelndem Humor und bleibt keine Antwort schuldig.

Bis nach 10 Uhr steht der Frühstückstisch, aber endlich sind auch die Langschläfer erschienen und die Hausfrau und ihre Gäste zerstreuen sich in Garten und Hof, wo es soviel zu sehen und zu bewundern giebt.

Unter Führung des Hausherrn besichtigen die Herren eingehend die Wirthschaft, — die mit ihren großen Betrieben, Brauerei, Meierei, Destillatur, ihrer Vieh- und Schafzucht zu einer der größten des Kreises gehört, — und all die praktischen Bauten und Neuerungen werden von diesen alten und jungen Landwirthen aufmerksam geprüft und lebhaft besprochen.

Die Damen interessiren sich mehr für die Pferdekoppel, den Hühnerhof, die Treibereien, den ausgedehnten Gemüse- und Obstgarten, und im Park, unten am Wasser, im Schatten hundertjähriger Linden amüsirt sich die Jugend mit allerlei Spielen — arrangirt Preisschießen — Wettfahrten auf dem See. Wer aber die Hitze fürchtet, der flüchtet in die köstlich kühlen Zimmer, wo immer einige alte Tanten zusammensitzen, in eifrigster Unterhaltung allerlei Familiengeschichten besprechend. So vergehen die Stunden zwanglosen Beisammenseins in angenehmster Weise!

Was thut es da, daß Onkel Heribert und Onkel Dagobert bei dem geringfügigsten Anlaß in Streit gerathen — daß Tante Clementine über die Putz- und Verschwendungssucht ihrer jungen Schwägerin entrüstet ist — die Iltishofschen Cousinen die Birkenthalschen „einfach gräßlich langweilig“ finden, und diese wieder

mit Neid auf die ausländischen Toiletten der Ruhenseeschen blicken — kurz, daß boshafte Bemerkungen verletzen, stichelnde Worte kränken, lieblose Urtheile schmerzen, weil dieser an jenem und jener an diesem allerlei auszusetzen findet. Man ist nicht gewohnt, seine Worte zu wägen, — nimmt sich die Rücksichtslosigkeiten nicht allzusehr zu Herzen — denn Jeder kennt auch wieder so genau Jeden, mit seinen Tugenden und Fehlern, seinen Gaben und seinen Mängeln, Anschauungen und Grundsätzen — — und die Hauptsache bleibt doch — „man ist in der Familie unter sich," und in jedem Einzelnen, mehr oder weniger stark empfunden, lebt das stolze Gefühl, das erhebende Bewußtsein — „auch Du gehörst dazu, auch Du bist ein Rehburg!!"

* * *

Zu 2 Uhr ist der Familienrath festgesetzt und nach dem zweiten Frühstück versammeln sich die Herren im großen Saal der oberen Etage. Es werden allerlei Familienangelegenheiten besprochen, Rechenschaftsberichte vorgelesen, verschiedene Anträge gemacht, über die Stiftung eines Legats disputirt, und wieder platzen die Geister aufeinander; durch die verschlossenen Thüren dringt der Lärm erregter Stimmen — „die Onkel Dagobert und Heribert zankten sich schon wieder so, daß wir sie an den Rockschößen auseinanderzerren mußten", erzählen nachher die Vettern.

Unterdessen haben die Damen Toilette gemacht, die Jüngeren unter ihnen auch noch eine Ueberraschung vorbereitet, „damit bei Tisch doch einmal eine ordentliche bunte Reihe zu Stande kommt," verkündet Inga triumphirend der jungen Herrenwelt, und nur Werner hat sie leise, schnell zugeraunt: „Nimm Nüsse." „Meint sie Naliwka?" denkt er, ihr fragend nachschauend! — Als aber ein Diener ihm ein Theebrett präsentirt, auf dem die

verschiedensten, ganz allerliebst gebundenen Sträußchen liegen, da begreift er ihren Wink, faßt ohne Zögern rasch nach einem Bouquetchen Nüsse, das etwas versteckt unter den anderen liegt, befestigt es an seinem Knopfloch und tritt zu Inga. In dem Gürtel ihres weißen Kleides steckt ein gleiches Sträußchen, — fröhlich kichernd hängt sie sich an seinen Arm und läßt sich zu Tisch führen.

„Ach, Du schlaue Maus, Du!" — flüstert er, und als sie voll köstlicher Schelmerei zu ihm aufsieht, da trifft sie aus den dunklen Augen ein Blick, der sie befangen macht; doch tapfer sucht sie sich dieser Regung zu erwehren und ist bald wieder im heitersten Wortgefecht mit der ganzen Tafelrunde, die aus den Fröhlichsten der Fröhlichen besteht, aber auch aus den Amüsantesten, den Hübschesten, den Klügsten, den Lustigsten, den Tüchtigsten, — kurz, die Auserwählten haben sich hier zusammengefunden. Da ist Oswald, der älteste Sohn aus dem Illamoisschen Hause, ein Musterkind, ein Musterschüler, ein Mustermensch — neben ihm sitzt Helga, die reiche Erbin von Kürrapäh, weiterhin Martha und Emmerich, Asta und Axel — natürlich auch Thildchen und Gebhard, Erica und ihr Verlobter, Inga und als ihr Nachbar Werner, der Liebling, der Stolz der Familie. Dreißig Jahre alt, eine männliche Erscheinung mit blondem Bart und kurzgelocktem Haar, Freimuth und Güte im Ausdruck des sympathischen Gesichts und im Blick der dunkelgrauen Augen, reich, selbständig — gerade gescheit genug, um den Klugen nicht zu dumm und den Dummen nicht zu klug zu erscheinen — hat seine Persönlichkeit, die durch ihre äußeren und inneren Vorzüge berufen scheint, im Lande und in der Familie eine Rolle zu spielen, einen Reiz, dem sich wenige entziehen, und es ist begreiflich, daß die Onkel „Teufelsjunge" von ihm sagen, die Vettern „ein Prachtmensch" — die Tanten „ein echter Rehburg" und daß die Cou=

sinen fast alle für ihn schwärmen. „Er ist doch zu nett, der Werner“ denkt Helga und nimmt sich vor, ihm im Cotillon ihre Schleife zu bringen.

Der Wildbraten wird herumgereicht, der Champagner perlt in den Gläsern, da erhebt sich Onkel Alfons und bittet in ein paar wohlgefügten Sätzen „die geehrten Anwesenden einzustimmen in ein lautes Hoch auf das gastliche Derbiten und auf seine liebenswürdigen Besitzer, welche den von Nah und Fern herbeigeeilten Gliedern der Familie so genußreiche Tage bereiten.“

Alles leert begeistert die Gläser, singt ebenso begeistert „sie leben hoch, hoch sollen sie leben, hoch, hoch, hoch!!!“

Dann fühlt sich Onkel Eberhard gedrungen, seinen Dank auszusprechen und „auf das Wohl seiner lieben Gäste“ zu trinken — abermals klingen die Gläser aneinander und nun folgt Toast auf Toast — das Brautpaar — die lieblichen Töchter des Hauses — den einzigen Urgroßonkel — die älteste Tante — den jüngsten Sprößling, — in Eschenwald ist eben der Erbe geboren! — alle, alle läßt man hoch leben. Immer wieder füllen die Diener die Gläser, immer animirter wird die Stimmung, da schlägt Werner mit dem Messer an's Glas — Inga fährt erschrocken zusammen und fühlt, wie sie ganz blaß wird, obgleich sie es weiß, er gilt nicht nur dafür, er ist ein anerkannt guter Redner, ihr Tischnachbar.

Die Linke auf den Tisch stützend, in der erhobenen Rechten das gefüllte Kelchglas, hebt er an — ruhig, deutlich, mit weithin vernehmbarer Stimme:

„An diesem Tisch — an diesen Tischen,“ verbessert er, „ist wohl Keine und Keiner, dem nicht im Speciellen oder **en famille** ein Hoch ausgebracht worden. Und doch, ich behaupte es, eine Dame weilt unter uns, unerkannt, von keinem geehrten Vorredner genannt, und

ihr gilt mein Hoch!“ Er macht eine Pause, erwartungsvoll schaut Alles zu ihm hin, als er fortfährt: „Zwar keine irdischen Rosen schmücken sie“ (mit einem Blick auf seine Tafelrunde), „Himmelsglanz umwebt ihre Lichtgestalt, schimmernde Flügel tragen sie zu den glücklichen Sterblichen, denen ihre Huld sich zugewandt! Frau Chance ist's!“ — „bravo,“ „sehr gut“ applaudirt man — „die Fee des Gelingens — die Göttin des Erfolges! Hier schlang sie schon zu Urgroßvaters Zeiten die goldigen Schleier um unser stolzes Wappenschild; über Generationen, mit vollen Händen streute sie die Gaben ihres Füllhorns aus, bis in die Gegenwart hat sie gewaltet, gab ihr lächelnder Blick Gedeihen, und aus goldenen Rahmen schauen die Ahnen auf ihr blühendes Geschlecht, auf unseren fröhlichen Kreis, der wieder einmal im lieben, alten Derbiten vereinigt ist. Und eingedenk altväterlicher Sitte, wollen wir auch in Zukunft keine Entfernung, keine Reisemühen scheuen, um uns in liebgewordner Weise alljährlich zusammenzufinden, aber nicht nur zu gemütlich=heiterem Beisammensein, neue Beziehungen knüpfend, alte wieder festigend, nein! — wie ein unlösliches Band schlinge sich um uns Alle das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit. — Unsere Familientage, sie seien der Boden, aus dem das Familiengefühl erwächst, wo er geweckt, gepflegt, erhalten wird und erstarken soll, der Familiensinn, der unsere Freude, unser Stolz, aber auch unsere Kraft ist! Und so festgewurzelt in alter Tradition, umstrahlt von der Sonne des Glücks, wachse, gedeihe und grüne in Livlands Gauen, der geliebten Heimat zum Nutzen und zur Zierde, dem Namen zu Ruhm und Ehre, der Rehburg edler Stamm — gegen den vernichtenden Sturm aber, der aus Westen heranbraust, rüttelnd an allen Ueberlieferungen, lockernd die heiligsten Bande, und gegen zerschmetternde Blitze einas dunkeln Verhängnisses schirme ihn mit glänzendem Schild, nach Jahrhunderte lang,

die lächelnde Tochter des Schicksals — die Chance!! — ihr leere ich dies Glas!"

„Bravo!" „Ausgezeichnet!" „Famos." — Er hat mit Schwung und Feuer gesprochen, und Alles klatscht Beifall!

„Das hast Du brav gemacht Werner, bist doch ein Teufelsjunge," schreit Onkel Dagobert, „hoch die Rehburgsche Chance, hoch, hoch!"

„Ja, hoch die Rehburgsche Chance!" —

Werner beugt sich zu Inga und während ihre Gläser zusammenklingen, sagt er halblaut, nur ihr verständlich: „Und auch mir stehe sie bei."

Sie blickt zu ihm auf, während ein helles Roth in ihre Wangen steigt. „Ah, das war hübsch, und wie schön, daß Du nicht stecken bliebst! Weißt Du noch, wie auf Berthas Hochzeit der arme Eberhard plötzlich den Faden seiner Rede verloren hatte, und nur an's Ende kam, weil seine Brautschwester ihm half."

„Und nicht wahr, Du hättest mir gegebenen Falls auch geholfen, das Nöthige gespickt — was? — wir haben uns ja doch in allen Lebenslagen Hilfe und Trost versprochen?" — Wieder begleitet seine geflüsterten Worte ein vielsagender Blick, der ihr das Blut in's Gesicht treibt.

„Ach, das dumme Erröten," denkt sie, aber in ihrer Verwirrung findet sie keine scherzende Antwort und ist froh der Antwort enthoben zu sein, weil, über den Tisch, Martha eine Frage an Werner richtet und bald darnach die Landräthin die Tafel aufhebt.

* * *

Der Tanz ist in vollem Gange! „Nur keine zu langen Pausen," hat Inga gebeten und da Werner anführt, so herrscht wirklich ein entrain „wie zu unserer Zeit", erklären die alten Herrschaften, die zusehend herumstehen. Natürlich tanzt Werner den Cotillon

mit Inga und seine Blicke ruhen so angelegentlich auf seiner anmutigen Tänzerin, daß die beiden alten Tanten, die hinter ihnen auf dem Sopha Platz genommen haben, sich leise in's Ohr tuscheln: „Na, aus denen wird doch noch sicherlich ein Paar!" „Natürlich, das habe ich schon längst gemerkt, übrigens, ausgezeichnete Parthie, passen prachtvoll zusammen." „Ja, sieh nur, wie gut sie tanzen." Die Besprochenen haben als anführendes Paar die Blumentour eröffnet — auf ihren Platz zurückkehrend, sagt Inga:

„Wie liebe ich die Mazurka! — Ach, es ist überhaupt himmlisch zu tanzen! Nur eins ist schade, immer dauert das Vergnügen viel zu kurze Zeit. Morgen ist schon wieder alles aus, worauf man sich so lange gefreut hat."

„Ja," sagt Werner, „bei uns," — er betont so eigentümlich die zwei Worte, — „müßten die Familientage immer wenigstens sieben Tage dauern, nicht wahr, Cousinchen? — Maus?"

Wieder ist es, als wollten seine ausdrucksvollen Augen tief in ihrer Seele lesen. Befangen senkt sie die langen Wimpern und nestelt an ihrem Spitzentuch. Werner beugt sich ganz nah zu ihr herab, seine Lippen formen schon eine Frage — in diesem Augenblick überreicht der ungeschickte Erich (Werner wünscht ihn in's Pfefferland mit sammt seinem Bouquet) Inga eine Auszeichnung und entführt sie zum Tanze. Werner schaut ihr nach — „wie leicht und graciös gleitet sie im Tacte der Musik dahin." — Einen Moment ist es ihm, als müsse er aufspringen — Vetter Erich mit einer kräftigen Bewegung in eine Ecke schleudern, die schlanke Gestalt in die Arme nehmen und es allen Anwesenden triumphirend zurufen: „Das ist meine Braut!" Aber wie oft hat er es selbst scharf gerügt, dieses Ansprechen im Ballsaal, unter so vielen beobachtenden Augen, ohne Rücksicht auf die zarte Schüchternheit

einer Mädchenseele. „Nein, nicht hier, nicht jetzt,“ verspricht er sich und führt, um seiner Gefühle besser Herr werden zu können, den Cotillon mit einem wilden Czardasgalopp zu Ende.

Doch er schließt kein Auge in dieser Nacht, geht unruhig auf und ab, zur Verzweiflung der Herren, die mit ihm das Zimmer theilen und die entrüstet beschließen, ihn auszusperren oder ihn an sein Bett anzubinden, wenn er sie noch länger am Schlafen hindere.

Auch Inga ist so aufgeregt, daß sie keinen Schlummer findet. Sie standen gerade allein auf der Treppe, als sie Werner zur „Gute Nacht“ die Hand gereicht, da hat er sie langsam an die Lippen gezogen — und er küßt doch sonst nur den verheiratheten Cousinen die Hand! Oh, das hat sie wohl bemerkt. Als sie verwundert zu ihm aufgeblickt, hatte aus seinen Augen sie etwas angestrahlt — — „warum hat er mich so angesehen?“ fragt sie sich wieder und wieder. Müdigkeit vorschützend, hat sie sich schnell entkleidet und Schlaf geheuchelt, um nicht theilnehmen zu müssen am Geplauder der Cousinen; aber als diese schon fest eingeschlafen sind, liegt sie noch lange mit hochklopfendem Herzen und großen, wachen Augen da, immer nur die eine Frage im grübelnden Köpfchen, den Klang seines „Gute Nacht, Maus“, im Ohr, immer den heiß flehenden Blick vor Augen! So lange sie zurückdenken kann, hat sie Werner gern gehabt, lieb wie einen Bruder, oder ist es doch etwas Anderes, was sie für ihn empfindet? Warum bebt sie, wenn er in ihre Nähe kommt, und warum, wenn sie zufällig allein bleiben, wird es ihr schwer, den alten, harmlosen Ton beizubehalten, der ihre kameradschaftlichen Beziehungen von jeher kennzeichnete. Und er? Auch er ist verändert! — Schon im Winter auf den Bällen in Riga hat sie es bemerkt, — da hat er sie zum ersten Mal angesehen, so wie heute Abend. — Und plötzlich durchschauert es sie wie das Aufdäm-

mern ungeahnter, nie gekannter Seligkeit — wonniges Glücksgefühl überfluthet ihre Seele mit jubelnder Gewißheit, und laut aufschluchzend vergräbt sie das Gesicht in ihre Kissen! O du süßes, unschuldsvolles Mädchenherz! Wie die Knospe, wenn die Sonne sie küßt, der schmeichelnden lockenden Wärme den Kelch fragend immer mehr erschließt, so bist auch du — und über Nacht ist sie entfaltet die Blüthe, die deine reine junge Liebe ist.

* * *

Allgemeiner Aufbruch am folgenden Tage! Ueberall wird gepackt — viele haben ihre Pferde schon zu 1 Uhr bestellt — und nach dem Dejeuner soll der größte Theil der Gäste auseinanderfahren. Nur die Ellernbachschen und einige Vettern wollen bis zum nächsten Abend bleiben.

Werner und Inga sind nicht wieder allein gewesen, aber letztere fühlt, daß er ein Zusammentreffen mit ihr sucht. Doch mit der holden Scheu des erwachten Gefühls flieht sie ihn und ist froh, mit ihrer inneren Aufregung in die Handkammer flüchten zu können, wo sie im Auftrage der Mutter einige Speisepaudel packen soll. Da steht sie nun in dem kühlen, dämmerigen Raume, streicht Butterbröte und wickelt den kalten Aufschnitt in weißes Papier, aber ihre Finger arbeiten mechanisch, ihre Gedanken sind nicht bei der Beschäftigung, immer und überall verfolgen sie die bittenden, zärtlichen Augen und „ach, was ist das!“ da sind sie wieder. Die Thür ist aufgegangen — Werner steht auf der Schwelle!

„Ah, hier bist Du, Maus, ich habe Dich schon wie eine Stecknadel im ganzen Hause gesucht! — Sieh doch, welche schöne Speckkuchen! — Bekommen wir auch einige mit? — Ja? — Herrlich! Aber weißt Du“ — er senkt die Stimme — „Du könntest mir noch etwas Anderes . . .“

„Mitgeben,“ unterbricht sie, „oh, gewiß, ich werde alle Deine Lieblingssachen . . .“

Ein aufleuchtender Blick und halblautes „Du kleine Hausfrau,“ läßt sie stocken, aber muthig fährt sie fort, ihn offen und vertrauend anblickend — „einlegen, kaltes Huhn, Butterbrod mit Knappkäse, zum Dessert Rosinen und Mandeln.“

„Nein“ — er tritt erregt näher. „Gieb mir etwas Süßeres mit, willst Du?“

„Kuchen? Alexanderkuchen?“ sie ruft es in erwachendem Uebermut, senkt aber den schelmischen Blick vor dem seinen. Leidenschaftlich faßt er ihre Hände, „Inga! — meine liebe Maus, gieb mir eine Hoffnung mit — ein Pfand . . .“

„Werner, wo bist Du? Onkel Theodor will Dich noch sprechen,“ hört man draußen rufen. — —

„Inga, wo steckst Du denn? Die Heddeker'schen Pferde sind schon vor, und wo ist der Speisekorb für die Ruhenseeschen?!“

Einen Augenblick stehen die Beiden erschrocken, wortlos — nur die blauen und grauen Augen reden miteinander, und plötzlich, mit einem Jubellaut den Arm um Inge schlingend, ruft Werner: „Ja, sie steht mir bei, die Chance, und sie lächelt mir aus Deinen Augen, Du mein geliebtes Glück!“

* * *

Der letzte Wagen ist fortgerollt. — Axel, dessen brüderlicher Scharfblick die Situation ziemlich richtig erfaßt, hat Martha und Thildchen eine Parthie Croquet vorgeschlagen, und in dem noch kurz vorher von lautem Leben erfüllten Hause ist es ganz still geworden.

Auf der Veranda in einem Lehnstuhl ruht die Landräthin und plaudert mit ihrem Gatten, der, eine Papyros rauchend, auf und abgeht, über die Ereignisse der letzten Tage.

„Nun, es ist wirklich Alles gut gegangen, aber ermüdend und anstrengend ist solch ein Familientag — ich bin ganz froh, daß wir nicht sobald wieder an die Reihe kommen, nur — ich fürchte . . .“ da kniet es zu ihren Füßen, küßt wiederholt ihre Hände. „Inga!“

„Mamachen, mein Herzensmütterchen,“ ruft das leidenschaftliche Mädchen, „ich bin zu, zu glücklich!“

Werner ist zu seinem zukünftigen Schwiegervater getreten, und väterlich klopft der Landrath dem Neffen auf die Schulter, während es wie Rührung über seine festen Züge zuckt.

„Ich wollte sie zwar nicht sobald weggeben, meine Maus,“ sagt er weich, „aber ich weiß, Du wirst sie glücklich machen — nimm sie hin, mein lieber Sohn, und Gott segne Euch, meine lieben Kinder!“

Inga ist aufgesprungen und umschlingt den Vater, der sie zärtlich in die Arme nimmt. Ihre Augen schimmern feucht, aber hinter den Thränen blitzt schon wieder der Schalk, und sich fest an ihn schmiegend, lächelt sie zu ihm auf. „Siehst Du, Papa, ich bleibe in der Familie!“

„Ach, Du großes Dummchen, du närrische Maus, Du,“ sagt er, aber auch über seine Züge geht ein zufriedenes Leuchten! — Liebkosend streichelt seine Hand den blonden Scheitel — ja, sie bleibt in der Familie, nah seiner Liebe und nah seinem Vaterherzen!



II.

„Meine Fahn' ist roth-grün-weiß."




Digitized by Google

„Nein, Betsychen! — ich bin für eine richtige landsche Hochzeit," erwidert Landrath von Rehburg=Derbiten seiner Frau auf ihren Vorschlag, die Hochzeiten der beiden Töchter — vereinigt — im Herbst in Riga zu feiern.

„Bei uns soll es zu dieser Gelegenheit noch einmal hergehen wie in der guten alten Zeit. Wir wollen den Ehrentag unserer lieben Mädchen Vielen zu einer leuchtenden Erinnerung gestalten — Verwandte und Bekannte en masse einladen. Wenn schon, denn schon! Wenigstens drei Tage soll geschwindelt werden. Die Jugend soll sich ordentlich amüsiren, tanzen nach Herzenslust. Und nette Tänzer, voll entrain, liefert uns die Livonia, deshalb bin ich auch für einen früheren Termin.

Erica's Hochzeit sollte sowieso im August hier stattfinden, freilich im kleineren Kreise, aber da die Maus — oder soll ich sie, zur Abwechselung, kleines dummes Schafchen nennen?" — neckisch zupft er bei diesen Worten seiner Jüngsten rosiges Ohrläppchen — „es richtig fertig gebracht hat, sich mit 17 Jahren Hals über Kopf in den Brautstand zu stürzen, als ob sie es nicht erwarten könne, ihren Eltern davonzuspicken, so machen wir, denke ich, kurzen Proceß, indem wir den Herrn Pastor loci nur einmal bitten, sich in die festlich geschmückte Kirche zu bemühen, um, wenn der feierliche Augenblick gekommen, zu gleicher Zeit vier jungen, unerfahrenen Menschenkindern den Ernst der Situation mit eindringlichen Worten an's Herz zu legen.

Nun, was sagt Ihr Kücken dazu? Sowie ich meine Fräulein Töchter kenne, werden sie eine sehr bestimmte Meinung haben."

„Himmlisch, Papa! Einfach himmlisch!" Stürmisch umhalst Inga den Vater. Sich dann zur Mutter wendend, schmeichelt sie in ihrer lebhaft drängenden Art:

„Bitte, sage ja, goldenes, einzig liebes Mutterchen. Bitte, bitte! Hier wäre es ja tausendmal gemüthlicher, als in der Stadt. Ich wäre so schrecklich froh, wenn Du in Papa's hübschen Plan willigen würdest und Erica sicherlich auch — nicht wahr, Eri?"

„Gewiß, Schwesterchen! Mich entzückt Papa's Plan nicht weniger, als Dich. — Liebes Mamachen," — zärtlich schmiegt sich auch die ältere Tochter an die geliebte Mutter, küßt ihr bittend die Hand.

„Hier, in unserer alten Derbitenschen Kirche bin ich confirmirt worden, da ist es wohl natürlich, daß ich auch gerne in derselben getraut werden möchte."

„Nur," — mit einem innig fragenden Blick sieht sie der Angeredeten in's Antlitz — „wenn es Dir vielleicht in der Stadt bequemer, weniger anstrengend erscheint, Mama . . ."

„Gewiß ließe sich in Riga manches leichter und einfacher einzurichten," fällt der Landrath ein, „aber ohne Ermüdung und Anstrengung für Dich, Frauchen, wird es nicht abgehen, so oder so, — das läßt sich nicht vermeiden, nur vermindern. Unsere Leute sind zwar von Dir trefflich geschult, haben sich vor Kurzem erst in solcher Trubelzeit gut bewährt, aber jedenfalls lasse ich noch einen tüchtigen Koch und ein paar gewandte Diener aus Riga kommen, und wir selbst wollen Dir auch nach besten Kräften helfen," setzt er ermunternd hinzu.

„Und im Hause, Mamachen, ist reichlich die Hälfte der Arbeit schon gethan," ruft Inga überredend aus. „Vom Familientage her steht fast Alles noch in bester Ordnung da, und diese paar Trostberg's, welche noch hinzukommen, die stopfen wir schon irgendwo hin, in die Herberge oder in die Waschküche, oder . . . ."

„Aber ich bitte Dich, Inga, wo denkst Du hin?“ unterbricht in lächelnder Entrüstung Erica.

„Meine neuen Verwandten willst Du so behandeln?“

„Ach richtig! ich vergaß — die siebenzinkigen Herrschaften sind an Eleganz ge- und sehr verwöhnt. Nun, wenn die zu zimperlich sind für solche Räume, so schlafen wir Fräulein von Rehburg's eben alle im großen Damengastzimmer auf einem Braß, und für die jugendlichen Vettern dieses Namens machen wir in der Herberge einfach Heusäcke zurecht, dann bleiben für die Hoch- und Wohlgeborenen Barone Trostberg's noch genug Krollhaarmatratzen übrig.“

„Wenn also die Majorität sich so energisch gegen meinen Vorschlag erklärt, so werde ich, als allzeit gehorsame Gattin und nachgiebige Mutter, mich ja wohl fügen müssen,“ versucht die Landräthin zu scherzen, aber ihre Augen feuchten sich und ein leiser Seufzer hebt ihre Brust.

Sobald, ach sobald schon soll sie ihre beiden Mädchen fortgeben, ihre sinnige, weiche Erica und die von Frohsinn und Lebenslust sprühende Inga. Wie still wird es dann werden in diesen, bis jetzt so belebten Räumen, still und einsam!

Noch einmal versucht das Mutterherz einen Aufschub zu erlangen.

„Inga's Aussteuer in 6 Wochen fertig zu stellen wird wohl kaum möglich sein, selbst wenn ....“

„Aber Herzensmamachen, mache Dir doch wegen der dummen Aussteuer keine unnützen Sorgen,“ fährt die Genannte wieder in ihrer sprudelnden Art dazwischen.

„Du kannst sie mir so gut später schicken.

Wenn ich noch einen Missionären heirathen würde und nach Afrika oder Australien reisen müßte, — aber Ilgen liegt ja kaum 80 Werst von hier entfernt und Werner sagt: „für's Erste habe er dort überhaupt nur einen einzigen Schrank.“ Unsere Hochzeitsreise aber

machen wir mindestens bis Sicilien, wenn nicht gar bis Griechenland — soweit habe ich Werner schon herumgekriegt — also, während wir unter Palmen wandeln, kann die Tischlerei von Bergmann noch unzählige solcher nützlicher Möbelstücke anfertigen, und das Arbeitsbureau des Jungfrauenvereins hat, bis zu unserer Rückkehr, auch noch sechshundert Mal Zeit genug, all das wichtige „Linnenzeug" für die künftige Schloßfrau — das bin nämlich ich! — fertig zu nähen.

Küchenhandtücher können wir doch selbst säumen, Du kauftest neulich ja Berge von Leinewand beim Pebalgiter, Mamachen."

„Ja, Kinder, zu thun bleibt immerhin übergenug, und Ihr werdet Euch tüchtig tummeln müssen, wenn es . . ."

„Wollen wir auch, Du Goldmamachen! — Vorwärts mit frischem Muth — tra — la — la — la — la — la — la! In 14 Tagen kommen Thilde und Martha mit Tante Rikchen aus Neubad zurück, — die verstehen alle drei so schön zu helfen. Axel und Erich wollten sie begleiten, und ein paar andere Cousinen und Vettern „hoien" wir uns auch noch heran, dann geht es an die Arbeit mit Hurrah! Das Rad einer Singerschen Maschine zu drehen vermag auch ein Herr, und Axel sagt, zu nähen verstände er überhaupt wunderschön, und Gardinen in recht geschmackvolle Falten aufzustecken, das sei seine Specialität.

Er sei es gewesen, der zum Livonenball das Damenzimmer so „künstlerisch" eingerichtet habe. Na, die Nägellöcher in den wirklich „kunstvoll" um den Toilettentisch drapirten Handtüchern hätte ich auch nicht stopfen mögen.

Ach nein, wenn ich an diesen Ball denke — es war doch einfach himmlisch, nicht wahr, Eri? Was wir da getanzt haben!

Und nicht nur der Ball, überhaupt die ganze Zeit,

die vier Tage in Dorpat, wahnsinnig amüsant. Ha, ha, ha!" Lachend läßt sie sich in einen Schaukelstuhl fallen.

„Den Kaffee, welchen uns die Vettern und Graf Riesen gaben, vergesse ich in meinem ganzen Leben nicht. Ha, ha, ha! Wie hatten die armen Jungens ihre schwindsüchtigen Portemonnaies angestrengt, unzählige Teller mit Kuchen, Berge von Früchten besorgt.

Und inmitten all der Herrlichkeiten des Kaffeetisches prangend, ihr Stolz, die riesige Arbuse, für die sie ihre letzten Petacken — ich referire noch Axel — ausgegeben, — — und wir haben sie nicht einmal schmecken wollen. Das hat sie ganz geknickt, fast trübsinnig gemacht, denn natürlich nahm der hartherzige Fruchthändler am Markt die Arbuse nicht wieder zurück, und so haben sie sich eine volle Woche lang nur davon und von den trockenen Kuchenresten ernähren müssen — das erzählt nämlich auch Axel."

„Ja, wenn man dem nur Alles auf's Wort glauben könnte," lacht der Landrath.

„Der flunkert ja mit einer wahren Virtuosität. Ist übrigens so ein kleiner Rehburg'scher Familienfehler und ob Dein ...."

„Aber ich bitte Dich, Papa!" entrüstet sich Inga. „Verläumde nicht die Rehburg's im Allgemeinen und meinen zukünftigen Schwager im Besonderen. Ueberhaupt" — mit Nachdruck dieses Wort betonend — „ich lasse auf meinen gegenwärtigen und meinen als Frau zu tragenden Namen nichts kommen."

„Wissen wir schon, und darum bleibst Du in der Familie und willst von einem anderen Namen „überhaupt" nichts wissen. Trostberg's sind aber nicht weniger angenehme, sympathische Menschen," ereifert sich nun auch Erica.

„So ist es recht, Mädels, haltet Ihr nur jede Euren Auserwählten für den Einzigen, Besten, Unver-

gleichlichen, das gehört sich so für Bräute. Nur vergeßt es nicht, auf den Menschen kommt es an, immer und überall, und nicht auf den Namen. Wir neigen hier zu Lande etwas stark dazu, ihm allzuviel Bedeutung zuzumessen. Doch davon ein andermal mehr; jetzt rathe ich Euch, begebt Euch an Eure Schreibtische und zu der Epistel, die Ihr sicher schon für die heute abgehende Post zusammengekritzelt habt, fügt ein Postscriptum bei, und meldet Euren Herzallerliebsten, ob sie nun Erwin Trostberg oder Werner Rehburg heißen, was hier beschlossen worden ist, damit man sich bald über den endgültigen Termin einigen und den Tag festsetzen kann für die Doppelhochzeit in Derbiten."

Mit diesen Worten tritt der Landrath zu seiner Frau, die sich in eine der tiefen Fensternischen zurückgezogen hat. „Denn dabei bleibt es nun doch wohl — nicht wahr?" setzt er hinzu.

Sie nickt wortlos, und blickt dann wieder hinauf zu dem grauen, trüben Himmel.

Niedrige Wolkenfetzen jagen und überjagen sich in wilder Flucht vor dem stürmenden West. Ein heftiger Regenguß peitscht gegen die Fenster und preßt die ersten gelben Blätter an die Scheiben. Die Landräthin lehnt den Kopf an die Brust ihres Mannes und sagt leise, während große Thränen über ihre Wangen rollen:

„Wie bald ist es wieder Herbst, und auch der Herbst des Lebens naht. Die jungen Vögel sind flügge geworden, und aus dem Nest, wo Elternliebe sie so treu gehütet, die kurze Lenzeszeit hindurch, streben sie hinaus, ihrer Schwingenkraft bewußt, — nun bleiben wir allein, Eberhard."

Liebevoll beugt sich der Landrath herab und flüstert weich:

„Das ist so der Lauf der Welt, mein geliebtes Herz. Wir haben es ebenso gemacht -- vor bald 25 Jahren, und nie bereut, nicht wahr? So Gott will, bleiben wir

auch noch ein Weilchen zusammen in der treuen Kameradschaft, die unsere Ehe gewesen. Die Hauptsache ist und bleibt, daß unsere lieben Mädchen eine gute Wahl getroffen haben, und dankbar wollen wir uns dessen freuen, daß sie uns solche Schwiegersöhne zuführen, die wir schon lange kennen, und in die wir volles Vertrauen setzen können. Es sind beides brave, anständige Männer, strebsame Menschen, tüchtige Landwirthe, kurz — ein paar Livländer von echtem Schrot und Korn, deren Charactereigenschaften uns sichere Gewähr leisten für das Lebensglück unserer Töchter."

Mit nassen Augen schaut die Landräthin zu ihrem Gatten auf.

„Dunkel ist die Zukunft und wandelbar das Glück."

Der Landrath antwortet nicht gleich. — Schweigend sieht er eine Weile in das draußen tobende Unwetter.

In pfeifenden Stößen fährt der Wind daher, die stolzen Kronen der Parkbäume beugend, mit seinem wilden Athem Blätter und Aeste entführend zu tollem Wirbeltanz — in schweren Schauern strömt der Regen.

„Unser aller Schicksal liegt in Gottes Hand, Betsy, Ihm wollen wir Alles anheimgeben und Ihm vertrauen!" —

* * *

Nach kühlen, regnerischen Juliwochen — köstliche Augusttage.

Die Sonne brennt so heiß herab, als wolle sie noch lange nicht scheiden von den nordischen Fluren, die ihrer so sehnsüchtig geharrt in langer, dunkler Winterzeit, und sie nun halten möchten, die Fliehende. Aber schon sammeln sich die Schwalben zum Aufbruch, umflattern ihre Nester, als wollten sie Abschied nehmen von den Stätten ihres Sommerglücks, fliegen dann

wieder hoch hinauf in das leuchtende Blau, an welchem leichte Wölkchen dahinziehen, flockig und weiß.

Ein weicher, warmer Wind schaukelt leise die üppigen Laubmassen der großen Ulmen und Eichen, welche die Anfahrtseite des Krakenormschen Herrenhauses beschatten.

Langgestreckt, mit hohem, schindelgedecktem Dach, ist es ein niedriger, schmuckloser Holzbau in der einfachen Architectur des 18. Jahrhunderts. Auf der zu einer Art offenen Veranda ausgebauten Vortreppe, welche im Sommer den Lieblingsaufenthalt der Bewohner bildet, befinden sich auch heute mehrere Personen.

Behaglich in seinen bequemen Korbstuhl zurückgelehnt, und aus einer langen Pfeife mächtige Rauchwolken in die würzige Luft paffend, sitzt ein alter Herr, der dimittirte Oberst Anton von Rehburg. Ganz vertieft in seine Lectüre, hat er kein Auge für die Schönheit des klaren Nachmittages und blickt nur dazwischen angelegentlich auf den Kopf seiner Stambulka, die bald einer frischen Füllung bedürfen wird. In seiner Nähe, an einem mit Hausgeräth aller Art bedeckten Tisch, sitzen zwei Damen. Ein schwarzes Spitzentüchlein umrahmt das feingeschnittene Antlitz der Aelteren, hebt die krankhafte Blässe der Züge, in die das Leben Spuren vielfachen Leids eingeprägt hat.

Ihr gegenüber, den Kopf mit der blonden Haarfülle tief gesenkt, ein junges Mädchen. Das dunkle, einfache Kattunkleid, über welches sie eine große Küchenschürze gebunden hat, umhüllt glatt die noch unfertigen Formen, — etwas Gedrücktes, Insichgekehrtes liegt in der Haltung, müde Verdrossenheit und frühreifer Ernst schatten das farblose Gesicht. Beide sind damit beschäftigt, Johannisbeeren von den Stengeln zu streifen und zu entkernen, eine mühsame Arbeit, die sie stillschweigend verrichten.

Auch um sie herum — tiefe Stille und Schweigen.

Wie ausgestorben liegt der Hof in der Mittagsruhe da. Dann tönt, von des Verwalters Wohnung her, der Klang des Klopfbrettes, welches die Knechte zur Arbeit ruft, und bald rollen die Arbeitswagen in schlankem Trabe auf's Feld hinaus, um bis zum Sonnenuntergang noch soviel als möglich des Erntesegens zu bergen und unter Dach und Fach zu bringen.

„Wie man diese Wärme genießt," sagt tiefaufathmend die ältere Dame. „Ist das heute nicht wieder ein herrlicher Tag, Nora?"

Und mit einem Blick auf den Lesenden fügt sie hinzu: „Und solch' ein günstiges Wetter für die Einfuhr des Roggens. Nun kannst Du doch einmal ganz zufrieden sein, Mannchen?"

„I wo! zufrieden?!" klingt es unwirsch zurück, und in brummigem Tone fährt der Angeredete fort: „Ja, das Stroh kommt so ziemlich trocken herein, aber, ich bitte Dich, was ist denn dran? Kurze, winzige, kleine Aehren. In den trüben Tagen und kalten Nächten, die uns der Juli freundlichst gebracht, konnte nichts auswachsen.

Sieht überhaupt faul aus mit der Ernte.

Kartoffeln werden wir im nächsten Winter wohl nur Sonntags als Delicatesse auf den Tisch bekommen. Habe heute zur Probe einige Stauden gezogen. Sie haben zwar ziemlich reichlich angesetzt, weil es im Juni leidlich warm war, aber nur winzige Knollen saßen dran, und die größeren hatten richtig schon Flecken von dem ewigen Regen.

Gefroren hat es natürlich auch schon, unten bei den Wiesen und in der Hoflage Laispuhre." —

„Ach, Du lieber Griesgram! Bist doch ein ganz unverbesserlicher Pessimist, mein alter Anton."

„Bequem zu behaupten, unverbesserlicher Pessimist," fährt der Genannte auf.

„Das ist schon so bei dieser verflixten Landwirt-

schaft. Nie kann es sein, wie es gerade sein müßte. Im Mai, wo wir zur Bestellung des Ackerbodens und zur Aussaat des Sommerkorns sie geradezu nötig hätten, dörren kalte Winde uns die letzte Schneefeuchtigkeit aus, und als Abschiedsgruß schickt uns der Winter noch die kalten Heiligen über den Hals. Will man aber Ende Juni sein Heu machen, dann pladdert es los und hört nicht auf. So ein richtiger Landregen oder zur Abwechselung unter Donner und Blitz ein kleiner Wolkenbruch, damit das wogende Korn sich hübsch lagern kann, oder noch Besseres — ein Hagelschauer, der in drei Minuten die Arbeit von drei Monaten zerstört."

Ingrimmig schallt die Stimme, mißmüthig trommeln die alten Finger einen Marsch auf der Stuhllehne: „Wirklich, ein lohnendes Vergnügen, Landwirth zu sein!"

Frau von Rehburg erwidert nichts mehr. Mit einem schwachen Lächeln um den feingeschnittenen Mund macht sie sich wieder an ihre Beeren! Sie weiß, daß es am gerathensten ist, solchen Ausbrüchen innerer Gereiztheit nicht neue Nahrung zu geben, und daß sie ebenso rasch vergehen, wie sie gekommen, wenn man selbst ruhig bleibt und ihnen keine Beachtung schenkt.

Ueber das junge Gesicht ihr gegenüber aber geht ein Zucken, — die Lippen teilen sich zu einer Erwiderung, doch kein Wort entringt sich ihnen. Aufs Neue senkt sich das lastende Schweigen über die drei Menschen. Nur das Rollen der Arbeitswagen tönt bald lauter, bald gedämpfter herüber, eine fröhliche Spatzenschaar lärmt piepsend und zwitschernd in dem großen Ahorn dicht am Hause, und gackernd und scharrend spaziert das Hühnervolk über den Rasenplatz.

„Bitte, Nora, gieb mir noch eine Portion Beeren." Die Angerufene schaut auf. Große, wunderschöne Augen

blicken die Mutter an, welche sich, wie ermattet, in ihren Stuhl zurückgelehnt hat.

„Du siehst schon so müde aus, Mama. Lasse mich die letzte Schüssel allein beendigen, bitte — Du klagtest schon gestern über böse Rückenschmerzen."

Auch unter den buschigen Augenbrauen des alten Militärs blitzt es auf. Während er anscheinend nur damit beschäftigt ist, seine Pfeife zu stopfen, ruhen die mächtigen Augen sekundenlang prüfend auf der zarten, etwas hinfälligen Gestalt seiner Frau, welche die liebevolle Sorge in der mahnenden Stimme der Tochter wohlbegründet erscheinen läßt.

„Nora hat ganz Recht," murrt er unzufrieden, „Du darfst Dich nicht so anstrengen, Adda, aber wenn die Zeit der geliebten Saftkocherei da ist, kann die Vernunft auch mal wieder zum Teufel gehen."

„Aber, liebes Mannchen, ausgekernte Johannisbeeren gehören nun einmal zu Deinem Lieblingssafte," erwidert Frau Adda lächelnd. Bemerkungen, die ihm unbequem sind, ignoriert der cholerische alte Herr mit Vorliebe, oder sie sind ihm nur Anlaß zu neuem Angriff.

„Mannchen hin und Mannchen her! Mir ist es doch total einerlei, ob ich diesen oder sonst einen anderen Saft esse, aber nach Herzenslust Beeren mantschen und tüchtig Zucker verschwenden — das ist für Euch Hausfrauen die Hauptsache. Dann seid Ihr selig und vergeßt darüber Maß und Zeit. Die ganze Hausordnung wird auf den Kopf gestellt und . . ."

„Wir sind ja gleich fertig," sucht Frau Adda zu beruhigen. „Nur noch diesen kleinen Rest Beeren wollen wir beendigen, damit die Wirthin zum Sonnabend . . ."

„So nehmt doch nicht solche große Portionen, die Beeren laufen nicht davon, morgen ist auch ein Tag. Ihr wißt doch, daß ich meine Mahlzeiten auf die Mi-

nute servirt haben will, und das ist garnicht so schwer durchzuführen, wenn man sich gewöhnt, die Zeit etwas besser zu berechnen."

Pünktlichkeit ist das Steckenpferd des gewesenen Offiziers, und wenn nicht alles im Hause auf die Minute eingehalten wird, so giebt es allemal ein „einschlagendes Donnerwetter", wie die alte Haushälterin Madde sich ausdrückt.

„Und dabei versteht er doch nichts von Brodbacken und von Ofenhitze, kann doch mal so vorkommen, daß frisch Weißbrod nicht Punkt angesagte Zeit fertig ist," klagt sie dem jungen Stubenmädchen ihr Leid, als die Küchenregion neulich wieder etwas von der Entladung solcher Gewitterstimmung des Hausherrn gespürt hat.

„Kaffee bekommen wir heute wohl gar keinen mehr? Karl müßte schon da sein, um den Tisch zu decken —" erregt sich der Hausherr immer mehr und mehr, und zwirbelt nervös an seinem martialischem Schnurrbart. „Auch so ein rechter Lümmel, dieser neue Diener. Scheint von seinem Gesindeleben her nur gewöhnt zu sein, nach der Sonne und nicht nach der Uhr zu leben. Es ist doch richtig schon 10 Minuten vor 4 Uhr."

„Nicht möglich! Schon so spät!" verwundert sich Frau Adda. „Das hätte ich nicht gedacht. Dann rufe, bitte, den Diener, Norachen, und räume schnell alles fort . . ."

„Und die Post?! Natürlich verspätet die auch wieder," wettert der alte Herr wieder los. „Ob der Gartenjunge überhaupt in die Schule gegangen ist, um die Posttasche zu holen? Scheint mir auch so ein rechter Faulsack zu sein! Hat wahrscheinlich die Zeit verschlafen!"

„Da kommt Karl schon mit der Posttasche und dem Kaffeegeschirr," sagt Nora kurz, fast schroff. Jäh ist ihr die Röthe des Unwillens ins Gesicht gestiegen bei den unfreundlichen, scheltenden Worten des Vaters,

und ein bitterer Zug legt sich um ihre schmalen Lippen.

„Hier sind die Schlüssel, Kind, die Zuckerdose muß noch aufgefüllt werden, und bringe auch die kleinen Sandkuchen und die frischen Zwiebacke."

„Ich begreife nicht, wie Mama dieses ewige Geschelte um lauter Kleinigkeiten aushalten, so ruhig bleiben kann, wenn Papa sich um nichts und wieder nichts ereifert," denkt Nora, während sie die Weisungen der Mutter befolgt. Als sie mit dem Gewünschten zurückkehrt, sind ihre Wangen wieder so blaß wie sonst, aber mit tiefer Bekümmernis bemerkt Frau von Rehburg auf's Neue den Ausdruck herber Qual in dem jungen Gesicht, den finsteren, fast drohenden Blick der großen Augen. Sie allein liest in dem verschlossenen Gemüth der Tochter, sieht mit Bangen die Kluft zwischen Vater und Tochter immer größer werden, seitdem die Binde blinder Kindesliebe von den geistigen Augen gerissen, ein grübelnder Verstand urtheilen gelernt über Dinge und Verhältnisse und ein, im Grunde tief empfindsames Gemüth sich wundreibt an der Erkenntniß, daß der Vater den Seinen das Leben so unnütz schwer macht durch üble Laune, Grillen, wechselnde Stimmung, an Jähzorn grenzende Heftigkeit. Er, der so viel Selbstbeherrschung von seiner Umgebung verlangt, so viel von Zucht und Ordnung und Disziplin spricht, er kann die eigene Natur nicht immer meistern, der alte Heißsporn. Und doch liebt er die Seinigen treu und tief, dieser alte Soldat mit dem weichen Herzen unter der polternden Art, hängt mit allen Fasern seines Wesens an der Frau, die der gute Engel seines Lebens ist, und empfindet den Druck der Verhältnisse vielleicht gerade deshalb so sehr, weil er Frau und Kinder nicht herausreißen kann aus ihrer beengenden Umklammerung.

Der Tisch ist gedeckt worden, der Kaffee dampft

in den Tassen, und ihn wohlgefällig schlürfend, im Besitze seiner geliebten Zeitung, ist Herr Anton von Rehburg wie umgewandelt. Die tiefen Mißmuthsfalten auf der hohen Stirne haben sich geglättet, die ganze Physiognomie athmet Behagen, der eigenwillige Mund lächelt freundlich.

„Hier, Nora, das hat die Post für Dich gebracht, ein Brief von Martha, wie es scheint.

Und da, Adda, die gedruckte Einladung zur Hochzeitsfeier in Derbiten — sowas interessirt Euch Frauen ja immer besonders.“ —

„Aber natürlich! Zeig' doch her! Eine Doppeltrauung kommt so selten vor. Nicht wahr, Alterchen, wir lehnen die Einladung für uns beide dankend ab und bleiben ruhig zu Hause. Aber ich freue mich so, daß die Kinder das Vergnügen genießen werden, denn Du wirst es doch Nora erlauben hinzufahren, obgleich sie noch nicht confirmirt ist. Tante Betsy schrieb ausdrücklich, darin läge kein Hinderniß, und Trostberg's jüngste Schwester sei gerade in Nora's Alter.

Ich habe auf alle Fälle neulich schon Scheuber geschrieben und mir Proben schicken lassen, damit wir hier noch rechtzeitig mit den Toiletten fertig werden.“

Als von den alten Lippen nicht gleich eine Antwort kommt, setzt sie mit ihrem gewohnten ruhigen Gleichmuth fort:

„Sie werden doch zu guterletzt kein Veto einlegen, gestrenger Herr und Gebieter?“

„Nein! Mach' was Du willst, Addachen, wenn Nora Lust hat, kann sie natürlich fahren,“ sagt, von seiner Zeitung aufsehend, der alte Herr und vertieft sich wieder in einen Artikel der „Rigaschen Zeitung“. Nachdem er die Hauptnummer durchgelesen, greift er nach der Beilage, und dabei fällt sein Blick auf einen leeren Stuhl und eine unbenutzte Tasse.

„Wo bleibt denn Gebhard?“ fragt er mit einem Stirnrunzeln.

„Ich sah ihn gleich nach Mittag mit seiner Flinte und Oros davongehen,“ bemerkt Nora.

„Der kann auch die Mahlzeiten nicht einhalten, Pünktlichkeit nicht lernen,“ murrt der alte Herr, Nora seine Tasse hinhaltend, um sie zum zweiten Male füllen zu lassen.

„Aber Mannchen, in den Ferien kann man das doch nicht so genau nehmen,“ sucht Frau Adda die neue Erregung im Keime zu ersticken, „und einen Fehler muß er doch haben,“ setzt sie scherzend hinzu.

„Natürlich! Ganz blind in ihrer Liebe — so sind die Frauen, einen Abgott müssen sie sich schaffen.“

„Da ist ja schon Oros,“ wirft Nora kurz dazwischen.

„Und dann ist auch Gebhard sicherlich nicht weit,“ ergänzt die Mutter und blickt in die angedeutete Richtung.

In großen Sätzen läuft ein junger, schwarzer Setter auf das Haus zu. Nachdem er Alle mit eifrigem Schwanzwedeln begrüßt, stellt er sich vor den Hausherrn in Positur, mit klugen Augen aufmerksam dessen Bewegungen verfolgend, ist es doch sein gutes Recht, um diese Zeit ein Stückchen Zucker zu erhalten. Einige Minuten später biegt auch sein junger Herr um die Stallecke, umschreitet den Rasenplatz — (es ist bei Strafe verboten, in Krakenorm Pattwege über Grasflächen einzutreten!) — und nähert sich mit raschen Schritten den Seinigen.

Sie blicken ihm Alle entgegen, dem einzigen Sohn und Bruder. Groß, schlank und wohlgebaut, mit elastischen Bewegungen, sicher im Auftreten — der junge Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle.

„Donnerwetter! der Junge hat Rasse.“ Wie der Widerschein dieses Gedankens fliegt es über das

wetterfeste Gesicht des alten Haudegens und, als habe eine Zauberhand alle Zeichen der Ungeduld und Unzufriedenheit weggewischt, liegt nur noch Vaterstolz auf den markigen Zügen.

Jetzt steht er dicht vor ihnen, ein Bild blühendster Kraft und Gesundheit. Schimmernd in roth, grün, weiß, zieht sich das Farbenband der Livonia quer über die Brust. Weit in den Nacken zurückgeschoben, läßt der grüne Deckel die hohe, klare Stirn frei. Ein gewinnendes Lächeln spielt um den festgeschnittenen Mund, den ein kleiner Schnurrbart kaum verdeckt, in dem offenen, freimüthigen Gesicht leuchten die dunkelblauen Augen in sonnigem Glanz. Wie ein Strom von Lebensfreude und Daseinslust geht von ihm aus.

Der Mutter Antlitz strahlt.

„Baldur!“ denkt sie. „Ja, sie hatten Recht, Dich so zu nennen, Deine Kameraden. Ein junger Frühlingsgott bist Du in der stolzen Pracht Deiner 20 Jahre. Und nicht nur sieghaft schön das Angesicht, stattlich der Wuchs, bezwingend das Wesen — was besser ist, tausendmal besser, lauter die Gesinnung, klar der Verstand, fromm und rein das Gemüth, treu und liebreich das Herz, in innerster Seele edel und gut bist Du. O, erhalte ihn mir so, mein Gott,“ fleht sie still. Und mit freudeglänzenden Augen blickt sie zu ihm auf, der seinen blonden Kopf tief herabbeugen muß, um sie auf die Wange zu küssen. Dann setzt er sich neben den Vater, der schon wieder nach seiner Zeitung gegriffen hat.

„Bitte, entschuldige meine Verspätung, Papa. Es war so wunder — wunderschön im Brakewalde, daß ich immer weiter und weiter ging. Und dann war ich noch auf dem Roggenfelde, wo die Krähen schaarenweise auf den Gubben saßen. Ein halbes Dutzend habe ich mit der neuen Flinte, die famos schießt, heruntergeputzt, und einige haben wir mit dem Verwalter gleich als

abschreckendes Beispiel — auf Stangen befestigt — in die schöne Weizenlotte gesteckt. Hoffentlich nützt es was, dieses Vogelgesindel ist gräßlich frech geworden. — Danke, Schwesterchen!" Er drückt einen leichten Kuß auf Nora's Hand, die ihm die gefüllte Kaffeetasse hingestellt hat. Dann, die umherliegenden Zeitungen bemerkend, fragt er:

„Hat die Post nichts für mich gebracht, Papa? Keinen Brief von Hermann Riesen?"

„Nein. Du erzähltest doch neulich, er sei im Auslande."

„Ja, er hat seine Großmutter in ein deutsches Bad begleitet und muß jetzt wohl schon in Paris sein."

„Na, da findet man sicher keine Zeit zu Episteln an seine Freunde, selbst wenn man sich so nahe steht, wie Du und Dein Stubenflausch, — aber hier hast Du die Einladung zum Trubel in Derbiten."

Gebhard entfaltet die Anzeige.

Der Trauung ihrer Tochter Erica mit dem Baron Erwin von Trostberg-Sessen und der Trauung ihrer Tochter Inga mit Herrn Werner von Rehburg-Schloß Ilgen am 16. August in der Derbitenschen Kirche beiwohnen und sich Tags zuvor auf dem Gute Derbiten einfinden zu wollen, bitten ergebenst

Landrath Eberhard von Rehburg,
Elisabeth von Rehburg,
geb. von Walldorf.

Derbiten, im August 188 . ."

„Hier ist auch ein Zettelchen von Martha, an Dich adressiert, das meinem Briefe beilag."

Der Student unterbricht die Fütterung der Spatzen, die ihn angelegentlich beschäftigte. Eine helle Röthe färbt seine Wangen, während er die Hand hastig nach dem Schreiben ausstreckt, welches Nora ihm über den Tisch reicht.

„Danke! Es wird wohl Angaben enthalten wegen der Ueberraschungen zum Polterabend. Einen Theil besprachen wir schon zum Familientage mit den Cousinen, aber da war ja nur von Erica und Trostberg die Rede, und für das zweite Brautpaar wird man doch noch allerlei Passendes einschalten müssen.

Ich habe mir auch schon Verschiedenes ausgedacht. Zu schade, daß Hermann fehlen wird. Er copirt so famos das estnische Deutsch und könnte als Droschkenkutscher auftreten und Couplets singen — dabei ließe sich gut mancherlei aus Werner's Studentenzeit anbringen."

„Weißt Du es so bestimmt, daß Graf Riesen nicht in Derbiten sein wird?" fragt die Mutter.

„Leider ja. Wir sollen erst zu Anfang des Herbstsemesters in Dorpat zusammentreffen, aber im Stillen hoffte ich doch auf eine schließliche Aenderung seiner Pläne. Eigentlich geht ihm nichts über Livland, besonders im Sommer, und ich bat ihn, in meinem letzten Brief, Paris für dieses Jahr aufzugeben und noch auf einige Wochen herzukommen."

„Das wäre ja sehr hübsch gewesen," meint Frau Adda. „Ich habe es sehr bedauert, daß wir ihn in diesem Sommer nicht als Gast begrüßen durften, wie schon so oft früher. Du weißt, ich habe eine rechte Vorliebe für Deinen Freund."

„Ja, das verdient er. Es ist der bravste, anständigste Junge, den ich kenne," fällt Gebhard warm ein, „und der beste Kamerad. Weder hochmüthig, noch blasirt, trotz seines großen Reichthums. Der fidelste Genosse bei allem, was das Studentenleben bietet. Und ohne zugleich Duckmäuser, Pedant, Spielverderber zu sein, versteht er doch stets über den Genuß die Pflicht zu setzen."

„Ja, er ist wirklich ein selten sympathischer, liebenswürdiger Mensch und ein durch und durch vertrauen=

erweckender Character. Ich habe Riesen längst liebgewonnen wie einen zweiten Sohn."

Nora, die sich in die illustrirten Zeitungen vertieft hatte, horcht auf. Eine dunkle Blutwelle überfluthet ihr gesenktes Gesicht, und sie wendet sich ab, um das Erröthen zu verbergen. „Lieb wie einen Sohn," hat die Mutter gesagt. — Langsam ebbt die Röthe zurück, sie greift wieder nach der Nummer von „Ueber Land und Meer." — Sinkt wie in sich selbst zurück und das Herbverschlossene legt sich wieder über die ernsten Züge.

Als die große Uhr im Speisezimmer laut und vernehmlich 5 schlägt, erhebt sich der alte Herr etwas mühsam aus seinem Stuhl, um seinen abendlichen Rundgang durch die Wirthschaftsgebände und hinaus auf die Felder zu machen.

Diese „nöthigen Revisionen," wie er sie nennt, sind der Schrecken seiner Untergebenen, denn im Grunde versteht er wenig, so gut wie garnichts, von der Landwirthschaft und ist doch mit allem, was geleistet wird, unzufrieden. Das Korn ist schlecht geschnitten, die Stoppeln zu hoch nachgelassen, die Gubben sind schief aufgestellt, fallen bei jedem Windstoß um. Die Pferde sind schwach und können die Brachfelder nicht gründlich bearbeiten, — die Knechte faullenzen und rauchen zu viel — die Kühe geben zu wenig Milch, weil der Viehpfleger nicht aufpaßt und nicht genügend Futter vorwirft — mit einem Wort, es geht alles drüber und drunter, die Wirthschaft bringt nichts ein, und schuld ist der Strosche (Aufseher) Jahnit und der und die und das — kurz, die ganze Schwefelbande, das gesammte Teufelspack. „Keine Zucht, keine Ordnung, keine Disciplin, darin liegt's." So wettert er immer wieder und seine Tiraden gipfeln in dem Satz: „Ueberhaupt eine verteufelt undankbare, unrentable Sache, die ganze Landwirthschaft, und er habe schon längst genug davon."

Macht aber Jemand in der Nachbarschaft eine

Bemerkung über bessere Viehracen, oder kommt der Verwalter dem gnädigen Herrn mit Vorschlägen zu rationellerer Kultur des Bodens, spricht von Drainiren und von Kunstdünger, führt die Ueppigkeit der Therenhofschen Kleefelder auf das Kalken und die reichen Kartoffelernten auf die neuen Sorten zurück, dann schnauzt ihn sein Herr an mit:

„Dummer Schnack! Wer hat denn früher dergleichen Firlefanzereien gemacht, solche Mehle und Superphosphate gestreut? Kostet blos tüchtig Baargeld und ist nur rein weggeschmissen, wenn es dem Wettermacher dort oben gefällt, wieder mal zu wenig oder zu viel Regen zu geben.

Nichts da! Der Pflug thut es noch immer, es kommt nur darauf an, wie man ihn führt. Gebt Ihr nur besser Acht auf Eure Knechte und auf die Pferde, daß die auch wirklich ihren Hafer kriegen und nicht der Herr Krüger für ein Stof Schnaps, wie ihn sich mancher gerne hinter die Binde gießt.“ — Ein schräger Blick, unter den buschigen Brauen aufblitzend, streift bei solchen Gesprächen den Untergebenen, der, die Mütze verlegen in den Händen drehend, vor ihm steht und sich sein Theil denkt. Freilich, Ueberfluß an Geld giebt's nicht in der Gutskasse, das weiß er selbst.

Anton von Rehburg hat Krakenorm vor einigen Jahren geerbt, und da die Aerzte die Ruhe und Stille des Landaufenthalts für die schwankende Gesundheit seiner Frau dringend anempfahlen, hatte er sich entschlossen, seinen langjährigen Dienst im Innern des Reiches zu quittiren und war, wie er häufig ironisch zu wiederholen liebte, auf seine alten Tage noch „Stoppelhopser“ geworden.

„Schönes Lebensende das, sich mit diesem uncivilisirten Volk herumzuplagen und sich über die vertrackte Landwirthschaft vor der Zeit in's Grab hineinzuärgern.“

Aber Gottlob! — nur ein paar Jahre noch muß

und wird man es aushalten, dann mag sich Gebhard, dem diese Aussicht noch verlockend erscheint, damit verlustiren.

„Viel Vergnügen, viel Vergnügen, mein lieber Sohn," pflegte er halb ingrimmig, halb belustigt hinzuzusetzen, wenn er und Gebhard wieder einmal über dieses Thema disputirt hatten.

Denn dieser, welcher vor zwei Jahren die Universität in Dorpat bezogen hat, ist, im Gegensatz zu seinem Vater, mit Leib und Seele Landwirth. Ihn interessirt jede Seite des landwirthschaftlichen Betriebes, und so bescheiden auch die Mittel sein werden, über die er verfügen wird, so macht er schon jetzt häufig mit der Mutter, die seine Vertraute in allen Dingen ist, die allerschönsten Pläne für die Veränderungen und Verbesserungen, die er auf allen Gebieten für nöthig erachtet. Besonders der Garten und ganz verwilderte Park sollen mit Genie und wenig Geld — als Millionär Großartiges zu leisten, sei kein Kunststück, das könne Jeder, hat er einmal lachend gemeint — also mit wenig Geld wieder in Ordnung gebracht werden, aber natürlich erst dann, wenn das recht baufällige Haus in Stand gesetzt worden.

Und dann, die Knechtswohnungen, diese traurigen Kiffen und Hütten, — schon lange sind sie ihm ein Dorn im Auge — da, vor allem, sollen menschenwürdigere Zustände geschaffen werden.

Oh! er hat ein Vorbild, wie ein kleines Therenhof soll es werden. Aber noch hat es gute Weile, bis er seine Ideen verwirklichen, seine Luftschlösser ausführen kann, noch heißt es ein paar Jahre fleißig den Umgang mit Frau Justitia pflegen, zwei Drittel seines Studiums absolviren, aber dann . . . . Ja dann! — —

* *
*

Gebhard hat seinen Hund einige Kunststücke machen lassen, das freche Spatzenvolk gefüttert, das bis auf

den Tisch fliegt, mit Mutter und Schwester über dieses und jenes geplaudert, sogar einen kurzen Blick in die Zeitungen geworfen.

„Sich im Sommer für Politik zu interessiren, das kann man von keinem jungen Menschen, geschweige von einem Studenten, verlangen."

Dann steht auch er auf, den es immer nach Bewegung, nach Bethätigung seiner Ferienlust verlangt. „Wie bleibt es, Schwesterchen? Machen wir heute einen Ritt. Pegasus hat Motion dringend nöthig, steht zwei Tage im Stall."

„Gerne käme ich mit, aber ich muß noch die Wäsche zählen und wenn sich Madde auch beim Einkochen nicht helfen läßt, die Saftburken müßen doch etiquettirt werden; das überläßt sie nolens volens mir, denn zu schreiben versteht sie nicht. Doch lasse Dich, bitte, nicht abhalten, Gebhard."

„Ich helfe Dir gerne bei Deinem hausmütterlichen Thun, ich schreibe so eine großartige Kalligraphie," lacht er gutgelaunt.

„Nein, genieße Du nur Deine Ferien, lange dauern sie doch nicht mehr. Benutze das schöne Wetter zu einem ordentlichen Spazierritt," sagt zuredend die Mutter. „Und weißt Du, wenn Du Therenhof als Ziel wählst, könntest Du mir zugleich einen Gefallen erweisen. Ich habe Frau von Theren ein Recept für Johannisbeerenwein versprochen und bis jetzt versäumt, es ihr zu schicken. Bitte, Nora, Du weißt, wo es in meiner Mappe liegt, — schreibe es rasch ab."

„Ja, Mama!"

„Und wenn Du schon in's Haus gehst, Schwesterlein, schicke Jemand zum Stall, der Kutscher solle mein Pferd satteln."

„Gerne, Gebhard."

Ein sorgender Blick der Mutter folgt der Abgehenden, und als sie außer Hörweite, fragt sie: „Findest

Du Nora nicht erschreckend blaß und auffallend still in diesem Sommer, Gebhard? Wenn Du fort bist, in den langen trüben Wintermonaten, kenne ich sie so, trotz aller Mühe, die sie sich giebt, aus sich herauszutreten, uns Alte zu zerstreuen und nicht in ihre, von uns oft gerügte, Schweiglaune zu verfallen, aber der gute Einfluß des Sommers auf ihre Gesundheit und ihr Gemüth hat in diesem Jahre ganz versagt. Sie ist ja immer ernst, viel zu ernst für ihr Alter, ein herber, tiefverschlossener Character ..."

„Das Buch mit sieben Siegeln," wie sie im vorigen Sommer Riesen einmal scherzend genannt hat."

„Und doch freute ich mich im vorigen Jahre recht an ihr. Sie war viel munterer, aufgeräumter, lebensfroher. Als Erich, Axel, Graf Hermann hier weilten, konnte sie bisweilen fast ausgelassen sein, was doch sonst gar nicht in ihrer Art liegt. Auf Eure Neckereien wußte sie einzugehen, aber jetzt ist sie häufig so gereizt, so nervös, — ist ja auch blutarm, das arme Ding, trotz Eisenpillen und Salzbädern, die der Doctor ihr verschrieben hat. Ja, wenn man sie in ein Bad schicken könnte, aber," — mit einem Seufzer — „das ist ja unmöglich! —

Ich glaube auch, daß bei ihr alles viel mehr seelische als körperliche Ursachen hat. Was ihr hauptsächlich fehlt, das ist der Verkehr mit Menschen. Du weißt ja selbst, wie es mit unserer Nachbarschaft im Winter bestellt ist, gar keine Jugend in Nora's Alter, bis auf die netten Therenhofschen Mädchen, und diese sollen für diesen Winter Beide nach Dorpat gehen. Gerade in ihrem Alter ist das Zusammensein mit gleichaltrigen Genossinnen, mit denen man seine Meinung austauscht, über alles schwatzt, lacht, von unberechenbarem Einfluß auf die ganze fernere Entwicklung.

Allzu oft werden sie verspottet, die Mädchenfreundschaften, aber sie sind nöthig, unbedingt, möchte ich fast

sagen, wie für Euch Knaben der Umgang mit Kameraden in der Schule und Universität und das damit verbundene Kennenlernen anderer Verhältnisse.

Abschleifen müssen sich die Ecken und Kanten im Verkehr mit anders gearteten Naturen, lernen muß man abwechselnd zu herrschen und sich unterzuordnen, denn allein im Wechselspiel dieser inneren Kräfte können sie wachsen und sich entfalten, alle die Eigenschaften, welche die Tugenden des gereiften Mannes, der wahren Frau ausmachen werden. Erst im Alter darf man einsam seine Kreise ziehen, in den Jahren der Entwickelung rächt sich vieles Alleinsein schwer an dem ganzen inneren und äußeren Menschen, macht leicht egoistisch, einseitig, ja oft seelisch krank."

„Aber, Mamachen — schon einmal wollte ich Dich unterbrechen — Nora ist doch nicht allein und einsam. Sie hat doch Dich mit dem jugendfrischen Empfinden, dem warmen Verständniß für Alles, was uns jüngerem Volk durch Herz und Kopf schwirrt."

Mit wehmüthigem Lächeln schüttelt Frau v. Rehburg das Haupt.

„Sieh doch meine grauen Haare an. Ich bin auch schon eine alte, kranke, durch das Leben ernst gewordene Frau. Viel Lachen hört sie hier nicht, wenn Du fort bist, mein lieber Sohn, und gerade ihre viel zu viel nach Innen gekehrte Natur braucht die Aufheiterung, die von Außen kommt.

Ihre reichen Anlagen — man ahnt kaum, wie reiche — indem sie nicht zum Ausleben kommen, sind wie eine Last für ihre junge Seele, geben ihr das Abweisende, Schroffe, fast Harte, durch welches man erst hindurch muß, um zum goldenen Kern zu gelangen. Fähig ist sie des Besten und Höchsten. Gott gebe nur, daß ihr später im Leben die in Liebe führende, in Geduld leitende Hand nicht fehle, dann, ich hoffe es zuversichtlich, wird sie unerschöpfliche Schätze der Hin-

gebung und Aufopferung zur Verfügung haben, wohin das Schicksal sie auch führen möge, denn in ihr schlummert eine große Frauenseele.“

Eine Weile sitzen Mutter und Sohn schweigend da, dann, wie am Schluß einer Gedankenreihe angelangt, sagt Frau Adda, die Hand ihres Sohnes fassend: „Sei auch Du recht nett zu ihr, mein Gebhard, nicht heftig und ungeduldig — necke sie nicht zu viel.“

„Ach, Mamachen, es ist nie böse gemeint. — Nora ist nur so schrecklich empfindlich, läßt sich überhaupt allzusehr gehen. Sie könnte sich recht gut mehr überwinden, wenn sie sich nur ordentlich zusammennehmen wollte. Gewiß ist in Krakenorm manches nicht leicht zu ertragen, aber darum braucht man doch nicht herumzugehen mit einem Gesicht, wie drei Tage Regenwetter. Das macht jedenfalls nichts besser und nichts um; man verdunkelt damit nur seiner Umgebung das Leben, und sich wohl auch, — ganz unnützerweise.“

„Mein Herzenssohn! Hüten wir uns von unserer Art auf die anderer zu schließen. Natürlich soll Jeder bestrebt sein, in den Grenzen des eigenen Ichs alle Fähigkeiten des Herzens und der Seele herauszubilden, um zu einem harmonisch abgestimmten Innenleben zu gelangen, das dann in stiller Heiterkeit und ruhigem Gleichmuth nach Außen strahlt. Aber wir alle sind darin noch weit entfernt vom Ziele, unser armes Norachen besonders weit.

Dem einen wird es durch sein Naturell leichter gemacht, dem anderen schwerer. Dir hat der gütige Schöpfer ein anderes Wesen, ganz andere Anlagen verliehen, Dir erscheint federleicht, was für Nora vielleicht eine Unmöglichkeit ist. Die ernste Tanne ist auch eine Schöpfung Gottes und kann doch nicht blüthenüberströmt dastehen, wie ein Rosenstrauch. Jeder von uns hat seine Individualität, seine ausgesprochene Eigenart, — und Gottlob, daß er sie hat! Aber ich möchte be-

haupten, — das seien gerade die festesten und sichersten Charactere, bei denen die ethische Entwickelung nur langsam vor sich geht, nur allmählich die Schlacken sich lösen durch steigende Selbsterkenntniß und in stetiger Arbeit an sich selbst. Wer heute hier sich schmelzen läßt und morgen wieder in anderer Gluth sich auflöst, der kommt nie zu fester selbstgeprägter Form, ist und bleibt eine widerstandslose Masse, die jede Hand modeln kann, in die bald dieser und bald jener seinen Stempel eindrückt, bis sie sich selbst nicht kennt.

Nichts Traurigeres, meine ich, als haltlos hin und her schwankende Naturen, die jedem Einfluß verfallen und folgen, nicht selbst Richtung und Ziel wählen, Impulse kennen, nicht Ueberzeugungen, und, wo es darauf ankommt — freudiges Wagen gilt um höchste Lebensgüter, — kein vollbewußtes Ich in die Schanze zu stellen haben. Täglich flehe ich zum himmlischen Vater, daß er Euch Beide zu zuverlässigen, wahrhaften, ganzen Persönlichkeiten emporwachsen lasse, die ihre Lebenspflicht thun, den Platz ausfüllen können, voll und ganz, auf welchen sie Gott stellen wird, ohne Ueberhebung und doch in der inneren Freudigkeit und Zufriedenheit, die Selbstachtung giebt und Werthschätzung guter und edler Menschen."

Gebhard schlingt den Arm um die Sprechende. „Du, meine süße Mutter, Du," flüstert er ihr leise in's Ohr. „Wenn aus uns etwas Rechtes wird, dann danken wir es Dir, einzig Dir."

Zärtlich beugt er sich herab und führt ihre Hände, die gefaltet in ihrem Schooße liegen, fast andächtig an die Lippen.

„Hier ist das Recept, Mama," sagt Nora, aus der Hausthür tretend. „Aber Gebhard, Du bist noch nicht angezogen und Dein Pferd wird schon aus der Stallthür geführt."

Ein paar Rassepferde im Stall zu haben, ist der einzige Luxus, den man sich in Krakenorm erlaubt.

Tänzelnd, die feinen Füße zierlich setzend, kommt Pegasus, der junge Hengst, vor die Treppe und läßt sich den Zucker schmecken, den Nora ihm auf flacher Hand hinhält. Mit seinem Gebiß spielend, scharrt er mit den blanken Hufen ungeduldig den Boden, und die kleinen Ohren spitzend, wiehert er seinem Herrn entgegen, der, die Reitpeitsche unter dem Arm, gestiefelt und gespornt, an ihn herantritt. Liebkosend klopft Gebhard den schlanken Hals, fährt streichelnd über den tiefschwarz glänzenden Rücken seines Pferdes, und nachdem er die Gurten geprüft, schwingt er sich leicht in den Sattel.

Herr von Rehburg ist in jungen Jahren schneidiger Cavallerist, berühmter Reiter gewesen, und auch Gebhard, sein gelehriger Schüler, der von Klein auf kein größeres Vergnügen gekannt, als ein Roß zu tummeln, reitet vorzüglich, kühn und gewandt, sicher und ruhig, mit Muskeln von Eisen und einer weichen Hand.

Sein Sitz ist tadellos, und gerade zu Pferde kommt das seltene Ebenmaß der Glieder, die elastische Kraft des geschmeidigen Körpers voll zur Geltung.

Mutter und Schwester noch einen letzten Gruß zuwinkend, setzt er sein Pferd in kurzen Galopp und von dem ihn mit freudigem Gebell umspringenden Oros begleitet, ist er bald den Blicken der Nachschauenden entschwunden. In raschem, federndem Trabe trägt das edle Vollblut die leichte Last aus dem Hof, hinaus in den wundervollen Abend, welcher die Landschaft in goldige Schleier hüllt.

Wo er vorbeikommt, folgen ihm bewundernde Ausrufe. Der Schmied hält im Beschlagen eines Kleppers inne, um, nachdem er unterthänigst gegrüßt, anerkennend zu sagen: „Feines Pferd! Und wie unser Jungherr

reitet! Ich verstehe was davon — ich hab' doch bei die Husarens gedient."

„Ja, er reitet nicht nur fein," bemerkt der Stalljunge, der, ein paar Füllen führend, gerade vorbeikommt. „Er kutscht ihnen auch eine Tschetworka, daß es nur so eine Art hat."

„Ja, was versteht unser Jaunskungs nicht," meint der alte Gärtner, der sich vom Schmiedegesellen die Schaufel schärfen läßt. „Pfropfen und Bäumepflanzen kann er auch. Der will alles lernen und darum versteht er auch alles."

„Doctor's ist er auch!" Ein Bauer, der den Vorderfuß seines Pferdes hoch hält, auf welchen der Schmied eben ein neues Eisen befestigt, äußert es bedächtig. „Alles versteht er zu curiren — Magen und Kopf und Zähne und Husten und pakruhts fahpes und alles . . ."

„Mein Kind war so krank, so krank," mischt sich nun auch die Schmiedsfrau in's Gespräch. Eine Wiege schaukelnd, sitzt sie auf dem Bänkchen vor dem Hause. „So schrecklich krank war es. Dachten wir, es muß bestimmt sterben. Da haben der junge Herr und das Fräulein, was auch so gut ist, Thee gegeben, allerlei Tropfen und Verschiedenes gerathen — in drei Tagen war es gesund."

„Meine Frau, die eine große Wunde am Beine hatte, schon lange, lange, hat er auch curirt," läßt sich der Bauer wieder vernehmen.

„Und ganz für umsonst, giebt noch Weißbrot dazu. Nahm nicht 20 Kopeken, wollte nicht, nahm nur Eier, die würden ihm besonders gut schmecken, hat er gesagt. Und immer so freundlich, der junge Herr, lacht wie die Sonne."

„Gott erhalte ihn so!" murmelt der alte Gärtner und nimmt seine Schaufel auf die Schulter, denn heute

Abend will er noch ein paar Beete umgraben. „Gebhard leelskungs liebt so Erdbeeren."

Der Besprochene ist schon weit. Regelmäßig im Auf und Ab des Trabes, wiegt er sich im Sattel. Und immer weiter geht der Ritt durch die hügelige Gegend. Hoch mit Roggen beladene Fuhren schwanken an ihm vorbei.

Willig und eifrig ziehen die Knechte die Mützen, als sie ihren jungen Herrn erblicken, der immer einen lächelnden Gruß, ein theilnehmendes Wort hat für seine Untergebenen. Sie hängen ihm alle in Liebe an, das weiß er, und er will auch rechtfertigen, was sie von ihm erhoffen, er will ihnen ein gerechter Herr sein, der zwar fest und energisch, zielbewußt seinen Willen durchsetzt, aber auch in Milde und Güte, Nachsicht und Verständnis hat für ihre menschlichen Schwächen und Unvollkommenheiten. Auf dem Roggenfelde, wo gerade die letzten Garben aufgeladen werden, erblickt er seinen Vater, der ihm freundlich zunickt.

„Armer Papa, wenn er doch nicht alles so schwer nähme!" — Aber nicht allzulange mehr dauert's — zwei Jahre nur, da soll er sich zur Ruhe setzen können, sein lieber, alter Vater, braucht sich nicht mehr mit all' den Dingen abzuplagen, denen er kein Interesse abzugewinnen vermag. Dann wird er arbeiten für die Eltern. Auch ihre Erwartungen, der Mutter Vertrauen will er rechtfertigen, ihnen der aufmerksame, dankbare Sohn sein, die Stütze ihres Alters, ihnen vergelten in Treue alle ihre Liebe und Fürsorge.

Wie reich liegt das Leben vor ihm, reich an Pflichten, aber auch an Freuden, an Wonnen, ein Becher voll bis zum Rand, und er ist durstig, begierig ihn an die Lippen zu setzen. In heißer Erwartung zuckt jede Fiber seines Seins danach. Zu rascherer Gangart feuert er sein Pferd an. Eine Bewegung der Hand,

ein Schenkeldruck, und im Galopp trägt ihn Pegasus dahin.

Es liegt etwas Elektrisirendes in der immer beschleunigteren Bewegung. „Se griser de vitesse“ nennt der Franzose dieses Gefühl, und wie ein Schnelligkeitsrausch überkommt es Gebhard. Ein schnalzender Laut, rascher, noch rascher — schneller, immer noch schneller soll es gehen! Zu voller Carrière strecken sich Pegasus' Muskeln, daß es ihm ist, als berührten die flüchtigen Hufe nicht mehr den Boden, als trügen ihn Schwingen.

Wiesen, Triften, Ackerland — er fliegt an ihnen vorüber, weiter, immer weiter geht der Ritt. So erreicht er den Wald, der die Grenze bildet zwischen Krakenorm und Therenhof.

Viele Werste weit, nach allen Seiten hin, erstreckt sich der prachtvolle Bestand alter Bäume, zumeist Kiefern, aber auch verschiedenes Laubholz; Nußgesträuch wuchert unten, hohes Farrenkraut breitet seine Wedel. Und hier erst, wo es so köstlich ist, läßt Gebhard sein Pferd in Schritt fallen.

Die sinkende Sonne wirft schräge Strahlen in das grüne Dickicht. Die Stämme der Kiefern erglühen roth, dem moosigen Boden, den Nadelhölzern entströmt der harzige Duft, den Gebhard so liebt und der ihn immer besonders lebhaft an seine Kindheit erinnert, an ein paar Sommer, die er in Neubad verbracht, allein mit Mutter und Schwester, weil der Dienst den Vater im Lager bei Petersburg zurückhielt.

Wie war es da schön am Strande. Das herrliche, weite blaue Meer, das Baden, das Spielen im Sande; wie lebhaft steht das alles noch jetzt in seiner Erinnerung! Und die Winter vor und nachher. Wie ein Kaleidoskop ziehen die Garnisonen vorüber, wo er häuslichen Unterricht genossen, bis die Eltern sich ganz in Livland niederließen, und er mit 13 Jahren nach Fellin kam, in die Landesschule.

Doch weshalb rückwärts schauen, wo das Heute so schön, das Morgen lockt und winkt. Er dehnt die Brust in tiefem Athemzuge, ihm ist so leicht zu Muth heute, so frei zu Sinn. Ist es der köstliche Tag, ist es der rasche Ritt? — Nein, es ist das! Er fühlt nach seiner Brusttasche, ja, da hat er Martha's Briefchen geborgen. Nur flüchtig haben seine Augen den Inhalt überflogen, als er in sein Zimmer hinaufgegangen war, um sich zum Ritt umzukleiden. Jetzt holt er es hervor, liest wieder und wieder die wenigen Zeilen. Der erste Brief von ihr! Ihre Handschrift! Solche klare, große, feste Schriftzüge, so ordentlich und leserlich und regelmäßig, eine gerade Richtung einhaltend, auch ohne Linien. Und der Inhalt lautet:

Derbiten, 1. August 188 . .

Lieber Vetter!

Zugleich mit diesen Zeilen nimmt auch die offizielle Einladung zur Trauungsfeier der Cousinen ihren Weg zu Euch. Nach vielem Hin- und Herreden und Schreiben — es war nicht leicht, die vielen Verwandten unter einen Hut, d. h. unter ein Datum zu bringen, weil bald ein Trostberg, dann wieder ein Glied der Wernerschen Verwandtschaft sich eines anderen besann — ist, wie Ihr seht, der 16. August festgesetzt worden, damit Ihr Studenten, die Ihr das Hauptcontingent der zwölf Marschälle stellen sollt, Euch ganz pünktlich zur Eröffnung des Herbstsemesters in Dorpat einfinden könnt. Uns bleiben also für die Vorbereitungen zum Polterabend nur zwei Wochen übrig, da gilt es, mächtig fleißig sein, um fertig zu werden, und ich mahne Dich hiermit an die versprochene Hülfe. Den Prolog und Couplets versprachst Du uns schon zum Familientag — aber Thilde, Axel und ich bitten Dich außerdem noch dringend darum, wenigstens drei Tage vor

dem festgesetzten Termin herzukommen, weil es noch so viel mündlich zu besprechen giebt. Auf Deine Zusage hoffend, rufe ich Dir ein „auf Wiedersehen“ zu und bitte Dich, Tante, Onkel und Nora herzlich zu grüßen von Deiner Cousine

Martha.

Er birgt das Blatt wieder in seinem Taschenbuche, doch bevor er Letzteres einsteckt, entnimmt er einem inneren Theil ein Bild, das er entzückt betrachtet, und auf welches er leidenschaftliche Küsse drückt.

„Ja! Auf Wiedersehn! — Martha, Liebling! bald, bald — nur 14 Tage und ich sehe Dich wieder, Dich selbst, Du süßes Mädchen.“

Mit einem jauchzenden Laut giebt er dem ungeduldigen Pegasus wieder die Zügel frei, und auf's Neue fliegen sie dahin, wie vom Sturmwind getragen, als flöge das Glück vor ihnen her und ließe sich erjagen. Sie sind beide noch so jung, der Reiter und sein Roß, und in beider Adern rollt das feurige, edle Blut, das in wagehalsigem Muth und in Siegesbewußtsein Hindernisse nur begrüßt, als Ansporn zu kühnem Ueberfliegen, — nie bis zur Ermattung gehetzt, Unterliegen nicht kennt und niedergebrochene Kraft. Wie eine Woge des Jubels geht es durch seine Seele. Wie schön ist es doch, jung zu sein und stark und gesund.

Des Dichters Worte klingen in ihm wieder:

„Woran ich denk? — An meines Lebens Morgen, wo vor mir, ein besonnter Meeresspiegel, die Hoffnung liegt, wo der Gedanke Flügel, und wo die Liebe Rosen trägt.“

Die Liebe!

Seine heiße, schwärmende, erste Liebe, mit ihrer Wonne und ihrer Qual!

Hat sie wirklich einmal angefangen, war sie nicht immer da? Gab es wirklich eine Zeit in seinem Leben,

wo er sie nicht kannte, noch nie in die großen, dunklen Augensterne geblickt, sich berauscht hatte an dem lieben Lächeln um den klugen Mund! Und doch sind es erst 1½ Jahre, daß er sie zum ersten Mal gesehen, Martha Rehburg, seine Cousine. Nur kurz dieses erste Zusammentreffen, nur wenige Stunden im Ballsaal verbracht, und sein Herz hat Feuer gefangen, aufflammend in jäher Gluth. Im vorigen Herbst, zum Livonenball, da hat er sie wieder gesehen, und als ihr eifrigster Tänzer und Kavalier ist es ihm vergönnt gewesen, in langen Gesprächen mit ihr, zu prüfen, ob Seele sich zu Seele findet.

Mit ruhiger Freundlichkeit ist das, an Huldigungen gewöhnte, schöne Mädchen ihm entgegengekommen, mit verwandtschaftlicher Unbefangenheit hat sie ihm ihre Sympathie gezeigt, immer gerne bereit, mit ihm zu plaudern, und die Uebereinstimmung in vielen Fragen des Lebens hat ihn beglückt, mit beseligender Hoffnung erfüllt.

Zum Familientage in Derbiten hat Vetter Emmerich ihm den Platz an ihrer Seite mehr als einmal streitig gemacht, aber es waren doch wieder glückselige Tage des Zusammenseins gewesen. Immer tiefer hatte er sich verstricken lassen von dem Zauber ihrer Nähe, durch ihre reizvolle Schönheit und Lieblichkeit.

Und jetzt steht ihr holdes Bild im Wachen und im Träumen vor ihm, so verwachsen mit all seinem innersten Fühlen und Denken, daß es ihm unmöglich dünkt, diese Fesseln könnten jemals reißen und es könne eine Zukunft geben für ihn ohne sie.

Seine Zukunft?!

Glückstrahlende Bilder zaubert ihm seine Phantasie vor die Geistesaugen, goldene Träume schwellen ihm die Brust.

Nicht mehr allein wird er diesen Weg reiten. Immer und überall wird sie mit ihm sein, Martha, — sein Lieb, seine Gefährtin in Allem, mit Rath und That ihm zur Seite stehen, ihm zu verwirklichen helfen, was

er plant für sein geliebtes Krakenorm, für dieses Stückchen Erde, in das er so tiefe Wurzeln geschlagen hat, so tiefe. In kleine Verhältnisse zwar kommt sie herein, das reiche, verwöhnte Mädchen, aber liegt denn im Reichthum, in großen Besitzthümern Glück? Ist wahres Glück nicht schaffen, wirken, auch im engumgrenzten Kreise, auch abseits, fern vom Weltgetriebe, wenn es sein muß, aber auf eigenem Grund und Boden, Herr über das Land, auf das man tritt, über die Luft, die man athmet, und mit der Anhänglichkeit zur Scholle, die einen geboren, oder die einem die eigentliche Heimath geworden ist, auch wenn man unter anderem Himmelsstrich das Licht der Welt erblickt hat.

Jedes Land braucht treue Söhne, Kämpfer für Besserung bestehender Verhältnisse, Männer, die eintreten, überall, für ideale Güter, die nicht nur, selbstsüchtige Zwecke verfolgend, Bereicherung suchen, zur Vermehrung des eigenen Besitzes alle Kräfte anspannen, sondern Männer, die allzeit bereit sind, sie der Gesammtheit zu weihen, werth ihres Namens, ihrer Stellung, ihres Standes.

Jedes Land, auch ein kleines, braucht Patrioten, die auf's Schild heben, auf ewig, den Namen der Heimatherde. Soll doch die Liebe zur Heimath die tiefste Liebe sein in einer Mannesbrust, weil es gilt, ihr zü dienen, auch wenn eigenes Glück in Scherben splittert.

Seitdem es ihn zum ersten Mal gepackt mit Wort und Klang, ihr studentisches Farbenlied, ist es ihm nicht blos der Sang gewesen, den jugendfrische Kehlen während ihrer Universitätsjahre zu Festgelagen ertönen lassen, — zu einer Landeshymne hat seine Phantasie die Worte schon mehr als einmal umgedichtet, nur die Endstrophe beibehaltend in ihrer ursprünglichen Form. Und dieser Refrain ist ihm wie ein Glaubensbekenntniß! Als Unterton soll er mitklingen überall in seinem ferneren Leben bis in's späte Alter hinein.

Und im Drang des Empfindens singt er ihn auch jetzt laut hinaus:

„Meine Fahn' ist roth=grün=weiß,
Mein Herz für Livonia flammend heiß."

Und als hätten seine Gedanken ein Echo geweckt, so tönt es jetzt in hellen Tönen aus dem Walde hervor:

„Mein Herz für Livonia flammend heiß!" — und eine klare, kräftige Mädchenstimme setzt gleich wieder ein:

„Ich hab' mir ein Lieb' erkoren,
Mein Lieb ist der freie Bund ..."

Ueberrascht hält Gebhard sein Pferd an — dann lächelt er belustigt und späht in die junge Tannen=schonung, die sich rechts vom Wege hinzieht.

„Dem hab' ich Treu' geschworen,
Ich thue es Jedermann kund,"

klingt es näher und näher.

„Meine Fahn' ist roth=grün=weiß, —
Mein Herz für Livonia flammend heiß."

„Natürlich, Marie Theren!"

„Nicht wahr, ich kann's doch gut, das Farbenlied der Livonia?" Mit diesen Worten springt ein junges Mädchen leichtfüßig über den Graben, die Haare verwirrt, der Hut verschoben, erhitzt und vergnügt. Eine zierliche Gestalt mit noch unentwickelten Formen, rothe Lippen, runde Pfirsichwangen, unter kastanienbraunem Gelock lachende Augen voll Sprühteufelchen — der ganze blühende Reiz 16jähriger Mädchenunschuld.

Ein großer Korb voll Riezchen hängt ihr am Arm.

„Guten Abend, Fräulein Marie!"

Gebhard schwenkt grüßend die Mütze.

„Bon soir, Herr von Rehburg."

Unbefangen und herzlich reicht sie ihm die Hand hinauf, und als er vom Pferde springen will —

„Nein, nein! Bleiben Sie nur oben, aber nehmen Sie gütigst meinen Korb herauf. Der Arm ist mir

schon halb vertaubt und Pegasus wird ja unter der Last nicht erliegen."

„Gewiß nicht! Welche schöne Barawicken! Wachsen denn Ihre geliebten Pilze schon in solchen Mengen? Wir haben noch keine gefunden."

„Es sind die ersten im Jahre, aber sehen Sie blos die Pracht, so dick und braun, rein zum Küssen." Und sie läßt dem Wort die That folgen. „Meine Schürze ist auch noch ganz voll. Wir Schwestern haben uns aufgemacht, um die Küche zu versorgen."

„Ihre Brüder verschmähen diesen schönen Sport," lacht Gebhard.

„Ach, fangen Sie doch mit solch albernen Jungens was an," meint sie geringschätzig. „Drei Stunden vor einer Angel zu sitzen, ohne daß auch nur ein elender Weißfisch den Wurm abknabbert, das finden sie ein „feines Vergnügen."

„Ich auch!" wirft Gebhard dazwischen.

„Aber sich nach Riezchen bücken, zu anstrengend, zu erhitzend. „Man verdreht sich dabei den Hals, riskirt eine Genickstarre," sagt Max. — „Man bekommt hoffnungslos braune Finger davon," behauptet der eitle Lionel.

Es ist überhaupt nichts mehr mit ihnen aufzustellen. Sie kommen sich eben wer weiß wie groß vor, Max, weil er sein Abiturium gemacht und bald nach Dorpat geht, und Lionel, weil er mit Ach und Krach, schließlich aber doch Primaner geworden ist. Große Sache! Und seitdem Wolfgang, der Herr Student, da ist — dem Himmel sei's geklagt, schon zwei Wochen vier Tage — und sich in seiner Gnade herabläßt, mit ihnen auf die Jagd zu gehen und Pistolenschießen zu üben, sind sie einfach unausstehlich. Selbst Croquet ist ihnen eine zu kindische Beschäftigung, „das überlassen wir Euch unconfirmirten Babies", sagte gestern der unverschämte Adalbert. Dabei ist er selbst noch nicht confirmirt.

Meinetwegen könnte dieser ganze hochgeborene Vetter sein, wo der beste Pfeffer wächst. Ich kann ihn nun einmal nicht ausstehen, trotz all seiner sogenannten Ritterlichkeit und vielgepriesenen Liebenswürdigkeit. Alles blos äußerlich, behaupte ich. Er war mir von vornherein antipathisch und jetzt" — mit einer energischen Bewegung wirft sie den Kopf zurück, die Augen sprühen — „jetzt hasse ich ihn."

Gebhard ist schon vor einer Weile vom Pferde gesprungen, und die Zügel um den Arm geschlungen, schreitet er neben Marie Theren auf dem Grasrande des Weges dahin. Amüsirt sieht er auf das erregte, kleine Fräulein herab und neckend fragt er:

„Aber, gnädiges Fräulein, ist das christliche Gesinnung? Es heißt doch: „Liebe Deinen Nächsten, wie . . ."

„Ja, Deinen guten Nächsten, wohlverstanden, nicht den schlechten," unterbricht sie mit der ganzen Entschiedenheit ihres Alters. —

„Wozu brauchte man sich dann so krampfhaft anzustrengen, gut zu sein, besser zu werden, wenn es im Grunde genommen ganz einerlei sein soll, wie man eigentlich ist. Nein, wirklich, das wäre mir eine schöne Geschichte, wenn man alles mit dem weiten Mantel der Menschenfreundlichkeit und christlicher Barmherzigkeit zudecken, sich nicht mehr in tiefster Seele entrüsten sollte über Abscheulichkeiten, Schändlichkeiten. Und der famose Vetter Wolfgang ist gräßlich, einfach ein Gräuel, das können Sie mir glauben," fährt sie mit blitzenden Augen und vor Erregung bebender Stimme fort. „Vor ein paar Tagen habe ich gesehen, wie er im Jähzorn sein Reitpferd spornte, weil es einen Zaun refüsirte; und gestern hat er seinen Hund maltraitirt. Ueber einen Ast hatte er ihn geworfen und peitschte auf das arme, zitternde Tier los, — nicht wahr, so etwas kann nur ein schlechter, herzensroher Mensch thun? — Und

den soll ich lieben? Nein! So einer kann mir gestohlen werden — es nimmt ihn nur Keiner. Ich bin so wüthend auf ihn, daß ich ihm wer weiß was thun könnte." —

„Dann müssen Sie Ihren Zorn auch auf mich erstrecken, Fräulein Marie, ich prügele Oros auch hin und wieder. Es geht nicht anders, Hunde müssen doch pariren."

„Aber Sie verprügeln ihn nicht — den Unterschied bemerkt man gleich. Rufen Sie ihn mal herbei."

Ein Pfiff, und Oros, der im Walde, auf eigene Hand, die interessantesten Entdeckungsreisen unternommen hatte, folgt in raschen Sprüngen dem Rufe und schmiegt schweifwedelnd seinen Kopf an die Kniee seines Herrn.

„Sehen Sie!" ruft Marie triumphirend, „und nun beobachten Sie mal den armen Jack, wenn Wolfgang ihn zu sich ruft. Den Schwanz eingezogen, auf dem Bauche kriechend, nähert er sich. So oft, bei Buschwächterhunden sieht man denselben Ausdruck von widerstrebender Angst — nur die Furcht vor Schlägen spricht aus den armen Geschöpfen."

„Sie entpuppen sich ja als große Kennerin der Seelenregungen des Hundes," scherzt Gebhard.

„Spotten Sie nur, einmal werden Sie doch einsehen, daß ich Recht habe. Backfische können eben auch mal Minerva's sein. — Aber nun müssen wir in diesen Waldweg einbiegen, er kürzt die Strecke bis nach Hause bedeutend ab. Mit einer Brettdroschke kommt man ja überall durch und Pegasus braucht ja nicht über die schlechten Brücken zu gehen, der setzt spielend über die paar Gräben!

Du lieber, hübscher Pegasus." Und sie schlingt die Arme um den runden Hals des Pferdes und küßt die weiche Schnauze, die sich tief gesenkt hat, um in

ihrer Tasche nach Zucker zu suchen, und dabei in die Pilze geräth.

„Die frißt Du ja nicht, Du Leckermaul, aber warte, warte. Gewiß habe ich immer etwas bei mir für Euresgleichen. Und Oros will auch ein süßes Stückchen haben und gestreichelt werden. Bist ja auch ein liebes, gutes Hundchen. Ihr sogenannten Viechers seid alle viel mehr werth, als die Menschen im Allgemeinen und manch Einer im Speziellen.“

„Aber, Fräulein Marie, wo nehmen Sie diese Weisheit her?“

„Ist das etwa nicht wahr? Thut je ein Thier, sei es nun ein Hund, oder eine Katze, oder ein Pferd, oder sonst ein Hausthier, mit Bewußtsein etwas Böses? Sind sie nicht die Treue und die Anhänglichkeit selbst, ohne je Lohn dafür zu fordern? Womit haben sie es verdient, daß man sie quält, wie es z. B. in Dorpat geschieht? Wolfgang erzählte neulich, daß die jungen Mediziner, um Knochenbrüche zu studieren, einen Hund immer wieder vom Dach der Universität herunter werfen, auf das Steinpflaster — es machte mich ganz krank, das zu hören. Ein Thier bei lebendigem Leibe quälen nnd martern — sagen Sie selbst, sind das fühlende Menschen, die das können? sind das nicht Bestien, auch wenn sie nur zwei Beine haben!“

„Ja, sobald wir auf das Thema der Vivisektion kommen, gebe ich Ihnen in Allem Recht,“ sagt Gebhard, ernst werdend. „Auch mir ist es unverständlich, wie man es über's Herz bringt, wehrlose Creaturen auf die grausamste Weise zu behandeln, als ob es fühllose Körper wären, nicht mit Empfindungsnerven begabte Lebewesen. Sie sollen keine Seele haben, aber was wissen wir davon — haben ja den Sitz der eigenen noch nicht ergründet! — und wer immer Thiere um sich gehabt hat, wie wir, sie beobachtet hat in ihren Freudenbezeugungen, ihrer Angst vor Schlägen, ihrem

Bedürfniß nach Zärtlichkeiten, ihrer Reue und Scham, müßte ja blind und taub sein, um nicht zuzugeben, daß sie empfinden, folglich Seelenregungen kennen, — genießen, aber auch leiden, tief leiden können, physisch und seelisch. Deshalb habe ich auch meinen medizinischen Cursus schnell aufgegeben. „Einmal und nicht wieder", schwor ich mir zu, als ich das Laboratorium zum ersten Mal betreten hatte, und lasse die Kameraden mich sentimental nennen soviel sie wollen."

„Das gefällt mir an Ihnen," sagt Marie mit ihrer prächtigen Natürlichkeit und Entschiedenheit, „dafür muß ich Ihnen die Hand schütteln und kräftig. So — und da sind auch schon die Anderen. Haben sich gelagert und reinigen die Riezchen, damit man nicht all' den unnützen Graus mitzuschleppen hat. Da die Krabaten um 8 zu Bett müssen, so haben wir uns gleich nach Tisch in den Wald aufgemacht und unser Vesperbrot mitgehabt. So ein Picknick ist eine Seligkeit für die Kleinen! Sehen Sie nur diese Schwarzmäulchen — Beeren einsammeln, das verstehen die besser, als Riezchen zu unterscheiden," lacht sie, als jetzt ein paar kleine Mädchen und Buben ihnen entgegenlaufen und sich in die ausgebreiteten Arme stürzen. Gebhard ist ein großer Kinderfreund und der ganze Nachwuchs in Therenhof hängt gleich Kletten an ihm, sobald er sich zeigt.

„Ich möchte auf Pegasus reiten, bitte Onkel Gebhard," fleht ein stämmiges Bübchen von 7 Jahren und Gebhard erfüllt ihm den Wunsch, hebt ihn auf sein Pferd und giebt ihm die Zügel zu halten. Selbst aber Pegasus am Zaum führend, kommen sie der am Grabenrande gelagerten Gesellschaft bald ganz nahe. Etwas höher als die Anderen, auf einem Baumstumpf sitzt Marie's ältere Schwester Elisabeth. Ihr Strohhut liegt neben ihr im Grase und die Strahlen der Abendsonne spielen um den feinen, kleinen Kopf.

Reiches hellbraunes Haar ist am Hinterkopf in schwerer Flechte aufgesteckt, kräuselt sich in weichen Wellen um die hohe, reine Stirn. Sanftmuth blickt aus den tiefen, dunklen Augen, liegt mit Güte gepaart um den ernsten Mund. Prüft man jeden Zug des Gesichts näher, so kann man es nicht einmal hübsch, noch weniger schön nennen, und doch giebt es wohl kaum Jemand, der sich dem Zauber ihrer Persönlichkeit entziehen kann, denn sie besitzt in seltenem Maaße das undefinirbare Etwas, welches man Charme nennt und das meist viel tiefer fesselt, als die regelmäßigste Schönheit. Mittelgroß, sehr fein und zart ist ihre Gestalt. Weich und anmuthig, voll unbewußter Grazie, sind alle ihre Bewegungen, tief und wohllautend der Klang der Stimme, und über ihrem ganzen Wesen liegt, als etwas unendlich wohlthuendes, der Hauch ungetrübter Herzensruhe und stiller Heiterkeit.

Mit offenem, freundlichem Lächeln nickt sie Gebhard zu. „Die Hand kann ich Ihnen nicht reichen, Herr von Rehburg — sehen Sie blos, wie meine Finger aussehen vom Reinigen der rothen Barawicken, und Sie wissen, im Sommer Handschuhe zu tragen, das geht über meine Ueberwindungskraft.

Aber nun sind wir auch fertig und wollen zum Rückzug blasen — die Sonne steht schon bedenklich tief. „Alle meine Lämmerchen kommt nach Haus!“ ruft sie fröhlich den Geschwistern zu.

Ulrich verzieht zwar das Mündchen, daß er schon wieder herunter muß von seinem hohen Sitz, aber die kleinen Theren's sind gewöhnt in Elisabeth Mama's Stellvertreterin zu sehen und müssen unbedingt gehorchen, wenn „Hausmütterchen“ befiehlt. Sie hat erst vor ein paar Wochen ihren 19. Geburtstag gefeiert, aber es ist etwas frauenhaft Gehaltenes in ihrer ganzen Art und Weise, und mit allen wichtigen Begebenheiten ihres Kinderlebens flüchten die Kleinen mit Vorliebe zu ihrer

„Lisabetha", die immer, je nach den Umständen, ein tröstendes oder aufmunterndes Wort und ein geduldiges Ohr hat für alle die Freuden und Kümmernisse ihrer kleinen Herzen. Den Wald hinter sich lassend und Feldwege benutzend, sind sie im Schritt bis auf die Landstraße gelangt, und hier setzt sich der alte Bobbi, den nahen Stall witternd, schon von selbst in Trab, und von Pegasus, der seinen schönsten Galopp producirt, escortirt — rollt die lange Liniendroschke dem nahe gelegenen Therenhof zu.

„Was sagen Sie zu diesem Hafer, Herr von Rehburg?" fragt Marie von ihrem Stuckerplatz, hinten auf der Droschke, aus.

„Na, diese Kartoffeln sind auch nicht ohne," giebt er zurück, „und da weiter die Gerste — eine wahre Pracht."

Gebhard muß auf sein unruhiges Pferd Acht geben, damit es nicht in die Räder geräth, aber das hindert ihn nicht, den Blick hinschweifen zu lassen über die in hoher Kultur stehenden Felder, die sich zu beiden Seiten des Weges ausbreiten.

Der Besitzer von Therenhof ist einer der ersten im Lande gewesen, welcher es verstanden hat sich alle die großen Entdeckungen der Neuzeit auf dem Gebiete intensiver Landwirthschaft zu Nutze zu machen. Nicht planlos, in der Sucht nach Neuerungen, aber mit practischem Sinn und doch weitschauendem Blick hat er — durch Drainiren der Felder, Hebung der Viehzucht, Kultur der Wiesen, verbesserte Ackergeräthe — die Theorie in Praxis umzusetzen gewußt, und der dankbare Boden lohnt es mit immer höheren Erträgen.

Herr von Theren, Kreisdeputirter des W. W. Kreises, ist ein angehender Fünfziger, dessen liebenswürdige Gesprächigkeit und joviales Wesen ihm alle Herzen gewinnt.

Mit fester Hand und freundlichem Gleichmuth leitet seine Frau, eine geborene von Dohmen, den vielzweigi-

gen Haushalt und die große Kinderschaar, die fast alle das gutmüthig heitere Naturell der Eltern geerbt haben, den dankbar frohen Sinn, welcher das Leben nicht allzuschwer nimmt und es darum auch anderen nicht schwer macht.

Mit zärtlicher Liebe hängen die vielen Geschwister — 10 an der Zahl — an einander und so ist es das fesselnde Bild eines wahrhaft glücklichen Familienlebens, das sich in Therenhof entfaltet und den Besucher wohlthuend anheimelt. Und seitdem Gebhard's Eltern in diese Gegend gezogen, ist er ein häufiger und immer gern gesehener Gast in dem stattlichen Hause, dessen rothes Dach aus den großen Baumgruppen des Parks vor ihnen aufragt.

Mit Lachen und Schreien und Peitschenknallen geht es vor die Anfahrt. In der Nähe des Hauses, unter einer Gruppe üppig belaubter Ahornbäume, finden sie Hausherrn und Hausfrau in Gesellschaft ihrer diesjährigen „Sommergäste", wie Frau Bertha von Theren sie zu nennen pflegt, — Frau von Asten, die, an einen Petersburger Arzt verheirathete, älteste Tochter des Hauses, und Professor Dohrenberg aus Dorpat mit seiner Frau, die eine geborene von Theren, Schwester des Hausherrn ist.

„Nun, wie geht's, liebwerther Nachbar und Gönner," begrüßt Herr von Theren scherzend Gebhard, für den er eine ausgesprochene Vorliebe hat. „Bei ihrem letzten Besuche hier war ich noch in der Schweiz zur Nachkur. Man muß sich ja wirklich bei den jetzigen „Zeitläuften", wie unser alter Verwalter sagt, den Aerger rechtzeitig in Carlsbad wegcuriren, sonst rührt einen nachgerade der Schlag. Schlechte Ernten, schlechte Preise, Nörgelei hier und Plackerei dort — hören Sie auf mich, junger Mann, ich mein' es gut mit Ihnen, das wissen Sie! Hängen Sie den künftigen Kirchspielsrichter und alle Landwirthsideen an den Nagel, wo er am festesten

sitzt, und werden Sie Professor irgend einer schönen Wissenschaft, wie hier mein lieber Schwager. Sehen Sie, wie gesund und rüstig der aussieht! Weiße Haare ja, aber Milch und Blut, kein Magenleiden und keine Gelbsucht in Folge von erlebtem und immer wieder verschlucktem Aerger.

Als Erholung nach des Winters Arbeit hat er richtige Ferien und braucht als Heilmittel für kleine „Malums" immer nur Therenhofsches Quellwasser. Das sei viel heilkräftiger als die berühmtesten Mineralbrunnen das In- und Auslandes, so behauptet er."

„Rechne den steten Aufenthalt in frischer Luft und Schwägerin Bertha's Menu's dazu, lieber Hans," erwidert der Besprochene, ein ehrwürdiger Greisenkopf auf noch ungebeugtem Körper.

„Uebrigens weißt Du, wir sind in Dorpat nachgerade auch nicht auf Rosen gebettet. Wie die Verhältnisse nun mal sind, kocht einem häufig genug die Galle über, und unsereins kann sich auch in aller Geschwindigkeit und Leichtigkeit ein Leberleiden anärgern. Gelegenheit giebt's auch bei uns genug — dafür sorgen erstens die Zeitungen und zweitens die liebe academische Jugend, oder auch umgekehrt, wie es gerade kommt."

„Ja, ja — weiß schon, weiß schon, hast als Rector Plage genug gehabt mit diesem wilden Völkchen, das los des Schulzwanges in überschäumender Jugendlust und in erstem Freiheitsdusel gern mal über die Schnur haut."

„— Und sich nichts vorschreiben lassen will."

„Aber der Geist — ich denke, das kann man dreist behaupten — der Geist ist ein guter, nach allen Seiten hin. Schon das muß man ihnen hoch anrechnen — sie treiben absolut keine Politik."

„Das würde auch noch fehlen," ereifert sich der Professor. „Was hat diese kaum der Schulbank entwachsene Knabenwelt damit zu schaffen? Für das Schick-



sal des Landes zu sorgen, das sollen sie hübsch älteren, erfahreneren Köpfen überlassen. Um Forderungen an den Staat zu stellen, dazu sind Männer nöthig, mit geklärtem Urtheil, Männer, welche beanspruchen können, daß ihre Meinung Beachtung erfährt, in Wort und Schrift zum Ausdruck kommen darf. Staatswohl ist eine harte, schwer zu knackende Nuß, an der sich keine Milch-, nur Weisheitszähne zu machen haben. Nichts Müßigeres für junge unfertige Köpfe, als das Sicheinmischenwollen in Fragen, die sie absolut nichts angehen. Ihre Zeit wird ja kommen. Jugend soll sich erst selbst erziehen, die Universitätsjahre sind ja gerade die Periode der Entwickelung vom Jüngling zum Mann, wo sich der sittliche Kern festigen muß, der allein Recht giebt, Kritik zu üben. Unreife Kritik aber von Feuerköpfen ist eine große Gefahr für den Staatsbau. — Wie eine Säure frißt sie sich hinein, zerstörend, — der Himmel bewahre uns davor! — ihre Folgen sind nicht abzusehen. Aber, Gottlob, damit giebt sich unsere Studentenschaft nicht ab und in dieser Beziehung ist ihr nichts vorzuwerfen. Wenn ich vorhin den Tadel gegen die academische Jugend aussprach, meinte ich — das Duellwesen! — Es sind da nachgerade Zustände eingerissen, gegen welche die energischsten Maaßregeln ergriffen werden müssen, soll nicht die Existenz des Ganzen, d. h. das Corporationswesen in seiner jetzigen Form, in Gefahr kommen. Ich halte sehr viel von der Selbstdisciplin und Selbstverwaltung — aus sich selbst heraus muß die Studentenschaft erkennen lernen, daß ein Wandel Noth thut, und daß man hier unseren jungen Freund," wohlwollend klopft der Professor Gebhard auf die Schulter, „zum Senior gemacht hat . . ."

„Richtig, sind ja I. Chargirter geworden, seit wir uns gesehen, — gratulire noch nachträglich," wirft Herr von Theren ein.

„Läßt mich hoffen, man werde in der Livonia ver-

nünftigen Beschränkungen zugänglich sein," schließt der Professor seinen Satz.

„Na, parirt Ihnen die Livonia auch ordentlich, was?" fragt der Hausherr und lacht sein breites, gemüthliches Lachen. „Weiß schon, weiß schon — bin ja selbst Dörptscher Student und Livone gewesen, Anno 1850. — Ohne Opposition und Redeschlachten geht es nicht ab, wo solch' junges Volk sich in Selbstverwaltung übt. Muß auch so sein, Kampf und Jugend, das gehört zusammen, halte das für nöthig und gesund — übt die Geisteskräfte, schärft den Verstand, entwickelt den Willen, festigt die Meinung, bildet die Ueberzeugung, weckt die Schlagfertigkeit — kurz, alles Dinge, die man im späteren Leben gut brauchen kann. Gerade in diesem erzieherischen Moment sehe ich den großen Nutzen des Aufenthalts in Dorpat, — natürlich im Verbande einer Corporation, — eine zweite Schule, weniger für das Gehirn, als für den Character, und meine sechs Söhne müssen allmählich alle hindurch."

„Nun, es ist nicht alles Gold, was glänzt," meint der Professor trocken. „Dorpat allein genügt, meiner Meinung nach, nicht für diesen Zweck. Es hat sich da nachgerade eine gewisse Einseitigkeit eingebürgert — nur die althergebrachte Tradition herrscht und hat sich zum Conventionellen ausgebildet. Der offene Blick auf's weite Leben fehlt, das Haus hat zu wenig Fenster und Thüren, die Luft wird dumpf und der Schwamm nistet sich ein . . ."

„Nun ja, vollkommen ist ja nichts auf dieser Welt," unterbricht Herr von Theren, der immer lieber selbst redet als zuhört, „daß da ein paar Schäden mit unterlaufen, das ändert nichts an der Thatsache, daß die Dorpater Universität unseren Jungen alles bietet, was nöthig ist, um aus ihnen brauchbare, tüchtige Söhne ihres Landes zu machen. Wer es kann, geht

meist nach beendetem Studium noch etwas auf Reisen, — das ist gewiß heilsam und wünschenswert, — läßt sich einen anderen Wind um die Ohren blasen, aber die feste Grundlage ist gelegt, die Beziehungen sind geknüpft, welche auch später noch wie ein einigendes Band schlingen . . ."

„Mit der Einigkeit ist das auch so eine Sache," fällt der Professor lebhaft ein, „später ebenso gut, wie jetzt. Wollte Gott, sie wäre da, wo es sich um so ernste Fragen handelt, wie ich sie schon andeutete" — damit kommt der Professor auf seinen ersten Gedankengang zurück.

„In der Sturm- und Drangperiode der Studentenzeit zeigt sich naturgemäß eben soviel Beharren wie Vorwärtsstürmen, je nach der Anlage. Jugend, wenn sie nicht ultraliberal, ist immer hochconservativ, und da kämpft oft größere Voraussicht vergeblich mit starrem Festhalten an längst Bestehendes. Und doch wäre es an der Zeit, das Vertrauen zu rechtfertigen, welches die Obrigkeit der academischen Jugend entgegenbringt, und einmüthig zusammengeschlossen, an die Sanirung dessen zu gehen, was entschieden derselben bedarf. Das Duelliren ist an der Tagesordnung, als ob das der Hauptzweck des Dorpater Aufenthalts wäre."

„Jugend hat eben keine Tugend," unterbricht wieder Herr von Theren. „Die Weisheit des Alters, welches nach Ausgleich sucht, kann und soll man nicht von ihnen verlangen. Und lieber etwas Unvernunft, als ein Philisterthum vor der Zeit. Rasch pulsirendes, junges Blut wird immer heiß sein, unbeherrscht, zu rasch einspringend bisweilen mit Wort und That, aber laß es sich austoben nach allen Seiten hin. Denke an Deine eigene Studentenzeit. Wir waren doch auch mal so, Ulrich, — wir haben auch munter darauf losgehauen und geknallt, wenn es uns paßte."

Ein Schatten fliegt über das ausdrucksvolle Gesicht des Professors.

„Vielleicht, mein lieber Schwager," sagt er, „aber es sind jetzt leider andere Zeiten, als damals vor 30 und 40 Jahren, ernstere, entscheidendere, möchte ich sagen, und auch die heutige Jugend muß sich dessen bewußt werden. Kühlere Ueberlegung, weitblickendere Voraussicht, größere Urtheilskraft verlangt man schon von solch jungem, übermüthigem Studentenvolk — die Umstände bringen es eben mit sich, — das muß man immer bedenken."

„Du siehst wieder einmal zu schwarz, lieber Ulrich. Noch sind die Zeiten nicht so absolut andere. Gönnen wir der jetzigen Jugend, was wir selbst genossen, unbekümmertes, sorgloses Drauflosleben, — das vorsichtige Abwägen und berechnende Klügeln kommt immer noch früh genug. Möge die Gluth nur lodern und brennen, das Leben sorgt schon für Abkühlung und Ueberlegung, setzt schon Brillen auf, öffnet die Augen, schärft den Blick für die Bedürfnisse der Allgemeinheit. Die Selbstverwaltung, welche die Corporationen besitzen, ist immerhin eine gute Vorbereitung dafür."

„Einverstanden, auch ich halte viel von diesem Recht der Selbstbestimmung, welches unseren Studenten, im Gegensatz zu den russischen, gelassen ist, aber gerade darum erwarte ich auch von unseren Burschen, daß sie ein waches Gefühl haben für die Schäden, welche, wenn sie noch mehr einreißen, unberechenbare Folgen nach sich ziehen können."

„Nur nichts zu tragisch nehmen, Schwager, noch steht der Bau felsenfest."

„Ja, wenn man alles hübsch mit der rosa Brille sehen will. Ach, Du Conservativer — als Landwirth bist Du doch garnicht so, hast den Fortschritt auf die Fahne geschrieben. Da ist Dein Auge klar und Dein Urtheil scharf. Ein Dachstuhl neigt sich — Du be=

siehst, Du bedenkst den Fall, läßt den morschen Balken entfernen und einen neuen, starken einziehen. Ueberall im Leben gilt es sichern, nichts versäumen, fest machen gegen den Sturm der Zeit. Und im Bau des Corporationswesens giebt es auch solch einen morschen Balken, das ist eben das Pistolenduell . . ."

„Dein Vergleich hinkt stark, mein lieber Ulrich. So einen schiefen Dachstuhl wieder in's Loth zu bringen, ist eine sehr einfache Sache; mit dem Duell liegt die Frage denn doch complicirter. Da kann die Veränderung ebenso gut Schaden, als Nutzen nach sich ziehen. Das Gleichgewicht kann dabei erst recht verloren geh'n.

Ob es überhaupt ohne Duelle geht, ist doch noch sehr zweifelhaft, Ulrich, das mußt Du zugeben. Wo soviel Jugend zusammenströmt, aus den verschiedensten Schichten der Gesellschaft, wo soviel heißes Blut, soviel brausende Kraft in Leidenschaft überschäumt, da werden wohl immer die Collisionen und Conflicte entstehen können, oder sagen wir müssen, deren letzte Consequenz — wenigstens bei den herrschenden Anschauungen — die Forderung auf Leben und Tod ist."

„Ob und wieweit Duelle ganz zu vermeiden wären, das wollen wir jetzt nicht weiter erörtern," erwidert der Professor, „aber die Pistolenduelle können und müssen eingeschränkt werden — das ist der reine Hazard. Gegen das Duellunwesen, gegen die Duellsucht kann nicht energisch genug Front gemacht werden. Das ist Pflicht, ist einfach Selbsterhaltungstrieb für die Corporationen. Schwer könnte es sich rächen, wenn man die drohenden Zeichen der Zeit nicht beachtet. Alles kann Bresche sein für einen rücksichtslos andringenden Feind."

„Darin muß ich dem Herrn Professor unbedingt recht geben," mischt sich jetzt Gebhard, der bis dahin mit Aufmerksamkeit zugehört hat, in's Gespräch. „Wir können uns dem nicht mehr verschließen, daß jetzt keine

Zeit zu verlieren ist, um der Obrigkeit den Beweis zu liefern, es sei den Corporellen Ernst damit, einen Wandel zu schaffen in dieser leidigen Angelegenheit. Die Pistolenduelle haben fraglos allzusehr überhand genommen, die öffentliche Meinung ist so erregt, daß ihr Rechnung getragen werden muß, und selbst, wenn wir die ethische Seite nicht berücksichtigen, die praktische allein fordert richtige Beurtheilung und energisches Vorgehen. Es steht wirklich Werthvolles auf dem Spiel. Schon einmal ist uns von autoritativer Seite die Mahnung zugegangen, wir riskirten — falls nicht in Bälde von Seiten der Studentenschaft erfolgreiche Maßnahmen zur Aenderung des Duellunwesens ergriffen und durchgeführt würden — die eigene Gerichtsbarkeit zu verlieren."

„Das klingt freilich sehr ernst," sagt Herr von Theren und wendet sich interessirt zu Gebhard, „und wäre sehr schlimm für die Corporationen."

„Ja, so schlimm, daß mir kein Opfer zu groß erscheint, um zu verhindern, daß diese Drohung zur thatsächlichen Ausführung gelangt."

„Und was gedenken Sie zu thun?"

„Jedenfalls alles, was in meiner Macht steht, um das Pistolenduell nach Möglichkeit zu erschweren. Es wird nicht ohne Kampf gehen, denn viele sind dagegen, auch nur ein Jota des Bestehenden zu ändern, wollen sich das, was sie ihr gutes Recht nennen, nicht schmälern lassen, ihre Differenzen nach dem selbstconstruirten Ehrencodex auszutragen, auch mit der so viel gefährlicheren Kugel, wenn es ihnen gerade so paßt. Im Laufe der letzten Jahre sind schon verschiedene Vorschläge in dieser Frage gemacht worden, aber es waren alles ungenügende Beschränkungen. Mir scheint, der vorzuschiebende Riegel muß sehr schwer und fest sein, wenn er etwas nützen soll, darum habe ich die Absicht, als Radicalmittel den Antrag zu stellen, ein jeder

Student, der sich auf Pistolen duelliren wolle, müsse sich vorher exmatriculiren lassen."

„Oho, das ist aber wirklich radical! Da kann ich mir denken, daß Ihnen viele Widersacher erstehen werden oder schon erstanden sind. Mein Neffe Wolfgang wird nie für solch eine Einschränkung in der Ausübung althergebrachter Gewohnheitsrechte stimmen."

„Ja, Tiefenthal und ich sind ehrliche Feinde," lächelt Gebhard.

„Ehrlich! Ja, Du vielleicht!" denkt der Professor und blickt sinnend auf das freimüthige Gesicht des Sprechenden, laut aber sagt er: „Das war ein braves Wort, Rehburg.

Man achte eine jede Ueberzeugung, auch wenn man sie nicht theilen kann. In ihr liegt doch der Keim zu einem kraftvollen Denken und Handeln. Mir sind nur diese Dutzendcharactere verhaßt, die von 12 — ja oft zwei Dutzend Menschen ihre Meinung entlehnen, heute wie der 1., morgen wie der 12., oder gar der 24. denken und urtheilen . . ."

„Na, Wolfgang weiß nur zu gut, was er will," sagt sein Onkel. „Fixer Kopf, das muß man ihm lassen — und er versteht seinen Standpunkt zu vertheidigen, liebt die Wortgefechte. Schade, daß er heute nicht hier ist, hätte gerne so eine kleine Discussion zwischen Ihnen und ihm, z. B. über die Duellfrage — angehört, um zu sehen, wie Sie Beide das Schwert des Geistes gegen einander schwingen. Muß ja Funken sprühen, und das sehe ich gern. Aber die Jungens sind nach Sessen gefahren, um sich den berühmten Viererzug anzusehen, mit welchem Trostberg seine junge Frau heimführen will. Meine Söhne werden bedauern, Sie verfehlt zu haben, Gebhard. An meinem Max erhalten Sie übrigens einen Parteigänger, glaube ich. Vor ein paar Tagen zankte er sich mit Wolfgang in der Duellfrage so, daß der Uebermuth, die Marie, gerade damit beschäftigt, die Blu-

6*

men auf der Veranda zu begießen, ihnen mir nichts dir nichts den ganzen Inhalt ihrer gefüllten Gießkanne über den Kopf goß. „Zur Abkühlung!“ sagte sie dabei seelenruhig. Pudelnaß waren sie geworden — die jungen Kampfhähne, besonders Wolfgang.

„Ich habe einmal gelesen, man könne Hunde, die sich verbissen haben, nur so — durch einen Kaltwassernguß auseinanderbringen,“ erklärt Marie ganz ernst ihre Handlungsweise.“

„Schöner Vergleich! Bruder und Vetter sind doch nicht ein paar Vierfüßler,“ lacht der Vater.

„Bei Dir gipfelt aber alles in Pferden und Hunden.“

„Hör' mal, Marie, sei aufrichtig und gieb es zu, Du wolltest damit nur Wolfgang, Deiner bête noire, einen tüchtigen Schabernack spielen und hast ihm auch seinen eleganten hellgrauen Complet arg zugerichtet,“ lacht Frau von Asten.

„Aber, Adele, wo denkst Du hin! — Nein wirklich! es war purste Schwesterliebe. Ich glaubte, meinen Lieblingsbruder aus schwerer Lebensgefahr erretten zu müssen,“ betheuert Marie mit treuherziger Miene, aber der Schalk lacht aus ihren Augen. „Solche Discussion bei 20 Grad im Schatten, ich dachte, ihn träfe der Schlag. Uebrigens, Graf Wolfgang Tiefenthal ist reich genug, um sich noch ein halbes Dutzend solch pikfeiner Anzüge machen zu lassen, wenn sein Herz darnach verlangt, und die Dorpater Schneider wollen auch leben — also gönne ihnen den „Extraverdienst“.

„Nach Dorpater Machwerken sehen Wolfgang's Kleider nicht aus, — die stammen zum Mindesten aus Riga.“

„Na, Mädels, wie wär's,“ unterbricht hier der Vater, „machen wir vor dem Souper noch eine Bootfahrt?! Der Abend ist so selten schön, man muß ihn genießen. Mit dem eigentlichen Sommer ist es doch bald vorbei.“

„Leider kann ich nicht mit, Papachen," entschuldigt sich Elisabeth. „Das Kindermädchen hat sich zu einer Hochzeit ausgebeten, da muß ich heute Mama helfen, die Kleinen zu Bett bringen."

„Und ich muß die Riezchenkocherei beaufsichtigen, sonst werfen sie mir in der Küche die Hälfte fort," ruft Marie.

„Gut, dann gehen wir Herren noch ein wenig in die Kälberkoppel und bis zur Mühle. Die Turbine ist angekommen," wendet sich Herr von Theren an Gebhard. „Der Monteur stellt sie gerade auf und das wird sie interessiren, junger Landwirth in spe. Ich verspreche mir viel von dieser Ausnutzung der Wasserkraft, und vielleicht lohnt es sich einmal auch für Krakenorm. Und Du, Professorchen, kommst Du mit?"

„Danke! Ich habe heute mein Pensum schon abgetrabt und will die Zeitungen etwas genauer durchsehen, — habe blos die Depeschen durchflogen. Meine Fachzeitschriften häufen sich auch bedenklich an, bei dem Nichtsthuerleben hier, und nächstens heißt es doch wieder Collegia lesen."

„Na, dann wandern wir à deux ab, Rehburg, wenn es Ihnen recht ist, — 3/4 Stunden haben wir ja wohl noch Zeit. Wollen Sie einen Spazierstock? Ah so, Sie haben Ihre Gerte. Ja, etwas muß der Mensch in der Hand halten, dann geht es sich viel gemüthlicher."

Marie blickt ihnen nach.

„Wirklich, sehr sympathischer Junge, der Gebhard. Wenn Dein Verehrer nur ein Hundertstel so nett wäre."

„Mein Verehrer? Was hast Du Dir da ausgedacht? Wen meinst Du?"

„Aber heilige Elisabeth! muß man Dir wirklich ein Laternchen anzünden? Wolfgang natürlich, — er ist ja ganz verkracht in Dich."

„Marie, was für ein Ausdruck?!"

„Nun, dann verschossen, wenn das feiner klingt.

Schießen ist ja seine Force, oder verliebt, wenn auch dieser Ausdruck dein kleines Ohr verletzt. Ja, ja, sieh' mich nur ganz erschreckt an — ich weiß, was ich weiß, Backfische haben doch auch Augen und Ohren, und die Erkenntniß gibt ihnen der Himmel im Schlaf. Und noch eins, — warte, ganz leise in's Ohr sage ich es Dir — nimm Dich in Acht — eifersüchtig ist er auch." Schelmisch auflachend tänzelt sie davon.

Die Spaziergänger haben die hübsche Kälberschaar bewundert, die auch Nachts „zur Abhärtung" im Freien bleibt, sich über Turbinen, Wasserkraft, Motoren unterhalten, jetzt schreiten sie längs dem Fluß durch die lauschigen Wege des Parks wieder dem Hause zu.

Herr von Theren erzählt allerlei. Er hört sich gern sprechen und Gebhard ist ein stets aufmerksamer Zuhörer, läßt sich von diesem Musterlandwirth gern über Verschiedenes belehren, was ihm für die Zukunft von Nutzen sein kann.

„Drainiren ist eine Sanirungsarbeit," wiederholt der Hausherr. „Werden alle die stagnirenden Wasser nicht abgeleitet, so nutzen sie nur dem Unkraut; das wuchert lustig drauf los und erstickt die edlen Kräuter. Und das ist mit den Menschen auch so. Ach, da läutet es schon zum Abendessen, nun müssen wir den Schritt etwas beschleunigen. Aber noch eins, lieber Gebhard, ich weiß nicht, ob ich Sie noch einmal sehen werde, ich muß in der nächsten Zeit wieder nach Riga und Sie fahren bald nach Derbiten, da möchte ich Sie gleich heute um etwas bitten — hüten Sie mir meinen Jungen, den Max, ein wenig aus. Das ist ein Tollkopf, aber ein braver anständiger Junge, der nicht leicht Unhonoriges thun wird. Er soll sich in Dorpat austollen nach Herzenslust, und ohne Grillenfängerei seine ersten Semester genießen bis zur Neige — das spätere Leben sorgt schon für Kaltwasserspänne und für graue Wolken und geknickte Hoffnungen, und was so die An-

hängsel sind, die jeder mitzuschleppen kriegt, wenn unser Mai verblüht. Ich war selbst mal ein Draufgänger und ich liebe stramme, fixe Jungens. Studenten sollen keine Tugendbolde sein, keine Philister vor der Zeit — also nicht in Watte wickeln oder am Gängelbande führen, aber Sie verstehen schon, was ich meine und was ich fürchte, und was nicht nöthig ist, um den Jugendbecher auszukosten, Zügellosigkeiten und was drum und dran hängt, Leib und Seele entnervt. Ich könnte ihm ja über manche Gefahr die Augen öffnen, aber so unter Kameraden macht sich das oft leichter, ungezwungener, möchte ich sagen, als wenn ein Aelterer, und sei er selbst der eigene Vater, abwinkt."

Sie sind fast bis auf die Freitreppe gelangt und Herr von Theren bleibt vor der Hausthür stehen und, die Stimme senkend, fährt er fort:

„Also wenn Sie können, bewahren Sie ihn vor schlechter Gesellschaft à la Wolfgang. Ich habe großes Vertrauen zu Ihnen, Rehburg, und darum spreche ich offen. Der Junge macht mir Sorgen, jetzt, wo ich ihn näher kennen lerne. Ein rechter Heißsporn, in dessen Adern das kurisch-polnische Blut über das ruhigere, gesetztere, livländische zu überwiegen scheint. Ein gefährliches Gemisch in ihm von Hochmuth, Eitelkeit, Stolz, Arroganz und als Hauptingredienz Egoismus von der gefährlichen Sorte, der rücksichtslos seine Zwecke verfolgende Egoismus!

Schon als Knabe war er ein Racker, vielleicht weil ihm von klein auf die leitende, weiche Frauenhand gefehlt, die allein solche Naturen in richtige Bahnen zu lenken weiß. Daß seine Mutter, meine arme Schwester, so früh starb, war für sie, welche sich in Kurland garnicht einleben konnte, vielleicht eine Erlösung, aber für Wolfgang ein rechtes Unglück. Mit der Stiefmutter ging es garnicht, und so blieb er allein auf sich angewiesen, oder, was schlimmer war, unter dem Einfluß

älterer Brüder, von denen der eine — na, Sie werden es ja gehört haben — unmöglich geworden, vor einer Reihe von Jahren außer Landes ging, über die große Waschschüssel für Oceandampfer und Europamüde und jetzt cow-boy ist oder sowas! — Ritt brillant der Junge! Man soll ihn übrigens mit Ihrem Vetter Ewald gesehen haben — irgendwo, ich glaube in Californien — jedenfalls verschollen! Na, und der Vater, mein Schwager, hat immer viel zu viel gehalten von Wein, Weib und Gesang. Und das vererbt und entwickelt sich, wenn kein Gegengewicht rechtzeitig das Uebermaaß an Genußkraft in gesunde Bahnen, zum Guten leitet, die Kraft zur Stärke macht. Das ist wie beim Drainiren, von dem wir vorhin sprachen, und ich sagte es schon einmal — das läßt sich auf Menschen anwenden, wenn man näher zusieht. — Edle Kräuter ersticken das Unkraut, oder umgekehrt. Drainiren ist eine Sanirungsarbeit.

Ich hatte gehofft, Dorpat würde diese Wirkung ausüben, seinen Character umbilden, — habe selbst dem Vater gerathen, es mit unserer Alma mater zu versuchen, mit der Livonia, auf deren gute Traditionen ich baue, aber jetzt fürchte ich fast, daß Tiefenthal wie die faule Apfelsine wirken wird, welche die ganze Kiste ansteckt, wenn man sie nicht rechtzeitig entfernt. Solche Naturen finden immer Anhängerschaft, sie wirken und ziehen an, häufig gerade durch ihre weniger lobenswerthen Eigenschaften. Das macht sie zu einer Gefahr für unreife Gemüther."

„Für absolut schlecht halte ich ihn nicht," sagt Gebhard lebhaft. „Unbeherrscht, zügellos ja, aber das ist bei ihm vielleicht mehr Manier als Wesen. Eher würde er sich die Zunge abbeißen, als zeigen, daß er Gefühl, Empfindung besitzt. Eigentlich ist es schade um ihn, denn im Grunde ist er doch eine Herrennatur."

„Ja, aber eine solche, die nur Rechte kennt, ein schrankenloses Ausleben des eigenen Ichs," wirft Herr von Theren ein.

„Und eins hebt ihn empor über manchen unter uns,“ fährt Gebhard fort, „das ist sein persönlicher Muth.“

„Muth hat auch der Mameluck, Gehorsam ist des Christen Schmuck, lieber Gebhard. Unterordnung unter Sitte und Gesetz ist die erste Pflicht eines Christen. Ich fürchte, auch davon hat mein Neffe wenig. — Da läutet es zum zweiten Mal, wir müssen hinein,“ mit einem Seufzer tritt Herr von Theren in's Vorzimmer, „können später weiterreden!“

Dazu kommt es jedoch nicht mehr.

Nach dem Thee legen die Damen Beschlag auf den „Vielseitigen“, wie der Professor sagt, und Gebhard muß sich an's Klavier setzen. Es wird viel musizirt im Therenhofschen Hause. Frau Bertha selbst spielt sehr hübsch und die jungen Mädchen singen, besonders Marie hat einen vielversprechenden Mezzosopran, der in Dorpat ausgebildet werden soll.

Nachdem Elisabeth und Marie Rubinsteinsche Duette gesungen und die Hausfrau mit Gebhard Mendelssohnsche Ouverturen vorgetragen hat, sagt Marie bittend:

„Jetzt noch etwas Eigenes, Herr von Rehburg, ja?“

Unter allen seinen reichen Fähigkeiten besitzt Gebhard in hervorragendem Maße die Gabe der Musik, besondes ein hübsches Improvisationstalent.

Der häufige Garnisonswechsel und später Fellin mit den Anforderungen der Schule, ist einer richtigen Ausbildung nicht förderlich gewesen. Nur die Mutter, selbst über Mittelmaaß musikalisch, hat ihn unterrichtet, eingeführt in die unsterblichen Schöpfungen großer Meister. So ist er durch und durch Naturtalent geblieben, aber für den, welchem nach Ausdruck ringende Genialität mehr ist, als höchste Kunsttechnik und Virtuosenthum, für den hat sein Spiel etwas Ueberwältigendes. Welch' ein Anschlag und welch' ein Gefühl!

Die ganze Welt seines Innern offenbart er in diesen Phantasien. Reiche Melodien quellen unter seinen Fingern hervor, ein ganzes Orchester zaubert er aus den Saiten.

Gebhard fühlt selbst, daß er einen guten Tag hat. Er spielt mit hinreißendem Feuer und Schwung eine brausende Hymne auf das Leben, das vor ihm liegt, auf das Glück. „Ein Hoch der Jugend" würde er es nennen, wenn er Muße fände, diese Schöpfung unmittelbarer Eingebung festzuhalten und auf Notenpapier zu bannen.

Alle die Gedanken, welche ihn während des Rittes bewegt, alles, was in seiner Seele jauchzt und frohlockt, er läßt es ausklingen, dahinströmen in herrlichen Harmonien, in rauschenden Tonwellen. Es ist, als könnte er sich garnicht trennen von dem Instrumente, welches unter seiner Berührung zu singen und zu jubeln scheint.

Am Fenster, von der Gardine ganz verborgen, steht Elisabeth regungslos. Unerklärliche Gefühle ringen in ihr, Weh' und Wonne hat sie durchschauert unter dieser Fluth von Klängen; ihre Augen füllen sich mit Thränen, die langsam über ihre, vor innerer Bewegung erblaßten Wangen rinnen.

Als er mit hin- und herwogenden Arpeggien schließt, klatschen seine Zuhörer Beifall und, an's Clavier tretend, sagt die Hausfrau:

„So hübsch haben Sie selten gespielt, Gebhard. Wie sind Sie zu beneiden um dies Können! Sie sollten aber wirklich anfangen, diese Phantasien zu Papier zu bringen; es ist doch schade, daß sie so verklingen und unwiderbringlich verloren gehen."

„Wenn ich alles niederschreiben sollte, gnädige Frau, was mir so unter die Finger kommt und durch den Kopf geht, ich müßte den halben Tag Noten malen."

„Dieses müssen Sie wenigstens einmal thun, Herr von Rehburg,“ ruft Marie lebhaft aus, „und Ihre Improvisation mir widmen, ja? Bitte, das würde mir solchen Spaß machen.“

„Gut! Ich verspreche es Ihnen, Fräulein Marie.“

Wenn sie geahnt hätte, welche Erinnerung ihnen allen das Notenblatt sein würde, welches er ihr einige Tage später übersandte.

„Vive la jeunesse!“ stand darauf und darunter „Fräulein Marie von Theren zugeeignet von Gebhard von Rehburg.“

„Nun muß ich fort! Es ist sehr spät geworden. Besten Dank für den angenehmen Abend.“ Elisabeth's kalte Hand hält er etwas länger in der seinen.

„Auf Wiedersehen in Derbiten, Fräulein Elisabeth. Und nicht wahr, ich bekomme die dritte Française an beiden Tagen.“ —

In silbernem Lichte liegt hellstrahlender Mond auf dem Hof, als sie alle vor die Hausthür treten, den Gast zu geleiten. „Welch' eine Nacht! Ich beneide Sie um den herrlichen Ritt,“ sagt Marie.

„Ja, es wird prachtvoll sein,“ giebt Gebhard zurück. Er sitzt schon im Sattel. Elisabeth kann den Blick nicht lösen von ihm. Ein junger Centaur — Reiter und Pferd sind wie verwachsen miteinander. Zum erstenmal durchzuckt es sie: „Wie wunderschön er ist?“

Pegasus rascher Hufschlag verhallt. Durch Elisabeth's zarte Gestalt läuft ein Schauer.

„Kommt herein, Kinder,“ sagt Frau von Theren, „es ist sehr kühl geworden. Ihr werdet Euch erkälten in den leichten Kleidern.“

* * *

Wie langsam verrinnt die Zeit in der Aussicht auf beglückendes Erlebniß, scheint stillzustehen, wenn man

in froher Ungeduld ihr zuruft: „Bringe sie rasch herauf aus dem Schooße der Ewigkeit — Wiedersehen — Wiederfinden — ersehnte Freunde — bewilligten Wunsch — erfüllten Traum.“

Allzurasch, pfeilgeschwind enteilt sie, die Unaufhaltsame, wenn sie uns näher und näher bringt, was wir hinausschieben möchten; läßt uns vergeblich flehen, bangen Herzens, mit zitternd verschlungenen Händen: „Stehe still, du Flüchtige, — weilt, o weilt ihr Stunden, haltet sie noch zurück, Abschiedsqual, Trennungsweh, Verlust, Herzeleid, — o führt sie nicht herauf, die letzte Nacht, den allerletzten Tag!“

Unbarmherzig aber gegen Wink und Abwehr geht sie ihren Weg, die nimmermüde Pilgerin Zeit. Mit starren Augen immer nur vorwärts blickend, wandert sie weiter und weiter, die Rastlose, taub für Erdenstimmen, unbeirrt und unbeeinflußt durch Menschenbitte und Menschendank. Und ihr vorauf fliegen Sehnsucht und Hoffnung, die Zwillingsschwestern, und ihren Spuren folgen jubelnde Erfüllung und lächelnde Gewährung, aber auch Entsagung in den dunklen Schleiern und Verzicht mit dem bitteren Zug um den bleichen Mund, — sie alle die Gaben austheilend, die nach seinem Rathschluß ihnen Gott der Herr verliehen für eines jeden Menschen irdischen Lebensweg.

Mit der ganzen Hoffnungsseligkeit drängenden Liebesgefühls freut sich Gebhard auf das baldige Wiedersehen mit Martha. —

Für seine Mutter ist jeder Tag zu kurz, der ihr noch den Sohn läßt. Durch die Hochzeitsfeier in Derbiten verliert sie fast eine ganze Woche seines Ferienaufenthalts, aber sie hat kein Wort des Bedauerns geäußert, sie gönnt ihrem Herzensjungen den Genuß und die Erheiterung, welche die Lustbarkeiten dort ihm in Aussicht stellen, und sie rüstet mit liebender, sorgsamer Hand alles zu seiner Abreise, läßt es sich nicht nehmen,

seine Sachen selbst fein säuberlich zu falten und ordentlich einzupacken. Besonders der Frack und die Wäsche müssen doch in tadellosem Zustande dem Tschemodan entsteigen, dürfen nicht nach Jünglingsmanier ziemlich rücksichtslos be- und mißhandelt werden.

„Zwei Mal habe ich die Plätthemde der Wäscherin zurückgegeben, jetzt aber sind sie wirklich blendend weiß und tadellos glänzend," sagt sie und wickelt sie sorgfältig in ein Handtuch, auf daß ja kein Fleck ihre schimmernde Vorderseite verunziere. „Sieh', wie schön glatt alles hineingegangen ist, und hier in die rechte Ecke lege ich Dir ein Schächtelchen hinein mit 6 weißen Cravatten, die ich aus Riga habe kommen lassen. Sie sind so leicht geknüllt und das Zuviel kannst Du auch in Dorpat gut brauchen."

„Danke, Du liebes, gutes Mamachen, — Du denkst auch an Alles."

Der letzte Morgen bricht an. Noch ein Besuch bei Pegasus, der reichlich Zuckerstückchen erhält, — ein Gang durch den Garten, wobei man Nebensächliches redet, weil das Herz zu voll ist, dann — die letzte Mahlzeit! — —

Ach, wie leer wird es sein, wenn er fehlt. Wie still das Haus, wo sein kräftiger Schritt — allzu kräftig häufig für Krakenorm's morsche Dielen -- nicht hallt, sein Lachen und fröhliches Pfeifen nicht mehr erklingt.

Armes Mutterherz, das an jeder Trennung so schwer trägt, wie an ewigem Abschied.

„Also, Ihr schickt mir, bitte, den Koffer, sowie die Kiste mit den Büchern zum 20. nach Dorpat, nicht wahr? Und daß mir der Rein dabei gut auf den Oros aufpaßt. Droht ihm, ich würde ihn ohne viel Federlesens von der Steinbrücke in den Embach schmeißen, wenn er mir mein liebes Hundchen nicht wohlbehalten

hinbringt. — Komm' mal her, Oros, und gib die Pfote zum Abschied."

Traurig, mit eingezogenem Schwanz, nähert sich das kluge Thier und angstvoll blickt es seinen Herrn an, der ihm die seidigen Ohren streichelt und den Rücken klopft.

„Sieh' doch, Nora, ich glaube wirklich, er weint. Er hat verstanden, daß er zurückbleiben muß, heute nicht mitkommt."

„Ja, gewiß, das habe ich schon früher bemerkt. Er versteht ganz genau Reisevorbereitungen von Fahrten in die Nachbarschaft zu unterscheiden und . . ."

„Die Pferde sind vor!" meldet der Diener. — „Que faire, es schlägt die Abschiedsstunde. Ich kann also in Derbiten melden, Norchen, daß Du in drei Tagen mit den Therenschen Damen kommst. Nicht weinen, Mamachen, nicht weinen. In 17 Wochen — nein, 16 nur — bin ich wieder da! Hurrah! Und jede Woche sollst Du einen Brief haben."

„Gott geleite Dich, mein Herzenssohn." — Sie nimmt den blonden Kopf zwischen ihre zitternden Hände und der Kuß, den sie auf seine Stirne drückt ist ein Gebet, wie nur ein gläubiges Mutterherz es emporsendet zu Gottes Thron, ein Gebet, das Segen erfleht und Schutz in jeder Gefahr. „Erhalte ihn mir," fleht sie stumm.

Noch einmal umarmt er die Mutter, schüttelt dem Vater die Hand, dann springt er in den Korbwagen, auf welchen Karl schon sein Gepäck gebunden. „Brauz, Jahn, fahr' zu. Adieu, adieu, — auf Wiederseh'n!"

Noch lange schwenkt er die Mütze, dann, als ihr letzter Schimmer verschwunden, schlägt Frau von Rehburg schluchzend die Hände vor's Gesicht. Wieder einmal davongeflogen für lange Monate, und jeder Tag

ist nur Vermissen und sehnsuchtsvolles Harren bis zur Wiederkehr.

Und kehrt er wieder?

O dies Dorpat! Ihr graut davor, wenn er dahin zurückfährt, wie ihr vor der Schule gegraut hat, früher, — wie immer, wenn er fern von ihr und mit vernichtendem Schlag ein Unglück ihn treffen kann. Sie ist überzeugt, daß sie in allem seiner Charakterfestigkeit vertrauen kann, sie weiß, daß, nach den Zeiten tollen Uebermuths in fröhlicher Kameradenschaar, sein forschender, aufs Hohe und Ernste gerichteter Sinn, sein strebender Geist jetzt dort Nahrung sucht und findet, um dereinst, in seinem Heimathlande wirkend, verwerthen zu können, was er zu seinem geistigen Eigenthum gemacht, — aber ihr bangt, und wenn sie dieses Bangen auch in Schweigen trägt, weil sie ihm die heitere, sorglose Jugendzeit nicht trüben will, — sie zittert beim Gedanken an alle Gefahren, welche auch den Unverdorbensten, festesten Character umlauern. Und dann, die schlechte, ungenügende Nahrung, die kalten Wohnungen, Krankheiten, endlich — die Duelle! Diese entsetzlichen Duelle!

Denken die jungen Feuerköpfe denn dabei nie an ihre Eltern — an ihre Mütter?! . . . .

Einmal, im ersten Jahre, als Gebhard etwas blaß von seinem Fuchssemester heimgekehrt war, da hatte sie ihren Befürchtungen in Betreff Dorpats und seines dortigen Lebens Ausdruck gegeben, hatte ihn gebeten, sich um ihretwillen in Acht zu nehmen, in keine unnöthigen Gefahren zu begeben. Da hatte er lachend gemeint:

„Wir kriegen wohl manchmal merkwürdige Suppen und „undefinirbare“ Klopse, wie Axel sagt, und wirklich, wer weiß, was da alles hinein verklopft wird, aber das bißchen Magenkatarrh kurirt man sich mit Lieblingsspeisen in den Ferien wieder aus. Und Zug und Kälte spürt man ja wohl gehörig in den mangelhaften Wohnungen, aber wozu hat man Plaids und Mäntel?

Damit deckt man sich doppelt und dreifach zu und der Winter hat doch nicht mehr als 6 Monate, es muß ja doch immer wieder Frühling werden. Also, bitte, mache Dir keine unnützen Sorgen.“ Und sich zu voller Höhe emporstreckend, hatte er hinzugesetzt:

„Sieh' doch Deinen stattlichen Sohn an, Mamachen, den werden doch nicht gleich ein paar Zwischenfälle des Studentenlebens umblasen. Und was das Moralische anbetrifft, auch da sei ganz ruhig, — ein Trinker und Spieler bin ich nicht, habe gar keine Anlage es zu werden, und überhaupt,“ er hat sich herabgeneigt und sie zärtlich geküßt, „ich werde doch meinem Mamachen keinen Kummer machen.“

In tiefer Bewegung hatte sie die Arme um ihm geschlungen und hatte geflüstert:

„Aber bitte, versprich mir, Dich nicht zu schlagen.“

„Mutter, das verlange nicht von mir, versprechen kann ich nichts. Es giebt doch Dinge, die man sich nicht bieten lassen kann, das mußt Du verstehen.“

Er war aufgesprungen und ein Zug festen Ernstes war in das schöne, noch eben so lächelnde Antlitz getreten.

„Du weißt, ich finde, daß man es in Duellfragen viel zu leicht nimmt, in dieser Beziehung häufig allzu unbedacht und wirklich leichtsinnig handelt, und daß man versuchen müßte, mit allen Mitteln dem, in seinen Folgen so unberechenbar viel Unglück heraufbeschwörenden, Pistolenschießen Einhalt zu thun, aber — Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden und den Augiasstall überlieferter, eingewöhnter Verhältnisse kann auch der Besitzer solcher Muskeln,“ scherzend hatte er ihr die kräftigen, sehnigen Arme entgegengestreckt, „nicht im Handumdrehen ausgekehrt haben.“ Als er aber den ergreifenden Ausdruck bemerkt, mit dem sie zu ihm aufgesehen hatte, war er in seiner warmherzigen Art vor ihr hingekniet und hatte, ihre kalten Hände an die Lippen pressend, wieder ernst werdend, gesagt:

„Ich selbst werde alles vermeiden, was einen Anderen berechtigt reizen könnte, das kann und will ich Dir geloben, im Uebrigen Du selbst hast es mich gelehrt, bei ernsten Entschlüssen mit seinem Gewissen zu Rathe zu gehen, und wenn es gesprochen, nach dieser inneren Stimme zu handeln und das Weitere Gott zu überlassen, in dessen Vaterhand unser Leben liegt."

„Erhalte ihn mir, meinen einzigen Sohn," hatte sie auch damals gefleht und jeden Tag die Sorge um ihn auf betendem Herzen getragen.

* * *

Mit lustigem Geklingel fährt Gebhard's Postwagen vor die, in Erwartung der Gäste schon festlich bekränzte, Hausthür des Derbitenschen Hauses.

Ein Diener eilt herbei, um sein Gepäck in Empfang zu nehmen, ihm beim Aussteigen aus dem hohen Gefährt zu helfen. Im Begriff, dem Postillon, der seine Sache gut gemacht, ein reichliches Trinkgeld einzuhändigen, erblickt er Martha Rehburg, die, ein Körbchen am Arm, über den Rasenplatz eilt.

Sein Herz klopft ungestüm und wie gebannt haften seine bewundernden Blicke an der jugendschönen Mädchenerscheinung.

Ein elegantes, helles Sommerkleid schmiegt sich eng an die runden Glieder, und auf dem Hintergrund des dunkelblauen Sonnenschirms hebt sich der herrliche Kopf mit dem üppigen aschblonden Haar wirkungsvoll ab. Der rothe Mund lächelt, die großen dunklen Augen grüßen ihn schon von Weitem.

Mit ein paar raschen Schritten ist er bei ihr, drückt einen langen Kuß auf die schmale Hand, die sie ihm entgegenstreckt.

„Wie schön, Gebhard, daß Du so früh kommst! Es giebt noch massenhaft zu thun. Wir können zwei geschickte Hände und ein künstlerisches Auge noch gut

brauchen. — Und der Prolog? Die Couplets? Hast Du sie mitgebracht?"

„Ja, sie sind fertig und werden hoffentlich zu Eurer Zufriedenheit ausgefallen sein."

„O, ganz gewiß. Du dichtest ja so hübsch, und Axel sagt, Du schüttelst die Verse nur so aus dem Aermel. Darum rechnen wir noch auf Deine Hülfe, möchten das Programm abrunden. Axel sagt, es müsse einfach großartig werden."

„Befiehl über mich, Martha, aber für's Erste, — darf ich Dir nicht den Korb tragen?"

„Danke, nein. Ich will damit gleich zu den Andern. Die adlige Handwerkerschaar, wie Onkel Eberhard sie betitelt, soll sich daran erlaben. Gartenjungen und Hausmädchen wissen schon nicht, wo ihnen der Kopf steht, da war ich selbst im Garten, um Johannis- und Stachelbeeren zu pflücken."

Sie sind in's Vorhaus getreten.

„Jetzt wirst Du Dich nach der langen Fahrt wohl etwas säubern wollen, es staubt ja wie im Sommer, — und dann Tante und Onkel begrüßen, sowie die Brautpaare, wenn Du sie findest. Wir haben sie nämlich dringend gebeten, sich in diesen Tagen immer nur ja recht weit vom Gutshof fortzubegeben, ihre Spaziergänge soweit wie möglich auszudehnen, oder am Besten auf die Insel hinauszurudern, wo sie nichts sehen und nichts hören, kurz, uns garnicht im Wege sein können. Gestern wurde viel gelacht über Axel's neuesten Einfall. Unten an der Treppe, die in die zweite Etage hinaufführt, hat er eine Warnungstafel angebracht mit der Aufschrift: „Dieser Aufgang ist Brautpaaren strengstens untersagt." Man hat uns nämlich im oberen Stock den kleinen Saal und einige Gastzimmer, die erst am Hochzeitstage besetzt werden, eingeräumt und da wird schon seit einer Reihe Tagen von uns mit Vettern und Cousinen eifrig an den Vorbereitungen zum Polterabend

gearbeitet. Auch einige Nachbarsöhne, Nix Dohmen, Hans Donnerer ꝛc., die an den Aufführungen mitwirken sollen, haben sich schon eingefunden, um uns „artistischen Leitern", wie Axel sagt, behülflich zu sein. Jedenfalls ist es da oben schrecklich lustig — komme bald herauf, es Dir anzusehen."

Leichtfüßig läuft sie die Treppe hinan und seine entzückten Augen folgen ihr. Dieser Wuchs, diese Grazie! Auf halber Höhe bleibt sie einen Augenblick stehen und sich über's Geländer beugend, lächelt sie schelmisch zu ihm herab.

„Du findest oben auch eine große, unerwartete Ueberraschung für Dich."

„Eine Ueberraschung! Für mich? Was kann das sein?"

„Ja, eine riesengroße!"

„Bitte, Martha, sage es mir!"

„Wer wird so neugierig sein, lieber Vetter. Nach einer Weile wirst Du sie erleben! Beeile Dich nur."

Als Gebhard, nachdem er mit der Hausfrau Kaffee getrunken, die von Martha bezeichneten Räume betritt, begrüßt er in dem ersten der Zimmer einige junge Mädchen, die unter Thilde Rehburg's kundiger Leitung mit der Anfertigung der Kostüme beschäftigt sind.

„Ich komme mir schon ganz wie eine Schneiderin vor," lacht diese, ihm kräftig die Hand schüttelnd. „Schau, wie es hier aussieht." Berge von buntem Tarlatan und Mousselin bedecken die Möbel, dunkle Sammete, künstliche Blumen, Federn liegen ringsherum verstreut.

„Seit acht Tagen kommt mir der Fingerhut nur zu den Mahlzeiten und während des Schlafens vom Finger, aber dafür haben wir auch schon viel zu Stande gebracht. Sieh' da," und sie weist auf die Wand, wo es sich in allen Farben bauscht. „Bewundere die Wunderwerke unserer geschickten Hände, die wirklich so

ziemlich aus dem Nichts alter Sachen entstanden sind. Was sagst Du zu diesem Rittermantel, aus einem simplen Laken verfertigt? Das schwarze Ordenskreuz darauf hat Erwin gemalt — gut, nicht wahr? Und dies! Ist das nicht ein feines Barett für einen jungen Edelknappen? Aus einem alten Sommerhut von Tante Malchen und einigen rosa Federn von Tante Betsy kunstvoll zusammengestellt. Setz' es mal auf! Steht Dir ja prächtig. Wir haben schon besprochen, daß Du den jungen Ritter darstellen mußt in den lebenden Bildern."

Nebenan ist die richtige Stellmacherei, und die jungen Herren, die hier in Hemdsärmeln sägen, hobeln und hämmern, mit dem Pinsel und dem Kleistertopf hantiren, begrüßen Gebhard mit lautem Halloh.

„Tag, Gebhard," — „guten Abend, Rehburg." —

„Ach, Du bist's, Baldur," — fein, daß Du da bist."

„Martha meldete uns schon Deine Ankunft."

So ruft es durcheinander und Gebhard muß rechts und links Hände schütteln.

„Nur immer rin in's Vergnügen! Gebhard, sei mal so nett und glätte mit unverbrauchter Muskelkraft an diesem widerspenstigen Brett herum. Mein Arm ist schon ganz vertaubt." — Max Theren, der mit Trostberg gekommen, wischt sich die Stirn und drückt dem Neuangekommenen die Hobel in die Hand. „Da sieh' Dir, bitte, diese Schwielen an, — wir arbeiten nun schon eine Woche so angestrengt — versuch' es, bitte, blos eine halbe Stunde mit dieser Säge, dann bist Du bald ebenso weit, und getheiltes Leid ist halbes Leid" ruft ein anderer. „Hier bist Du viel nöthiger," sucht sich auch ein dritter Rehburg erwünschte Hülfe zu schaffen. „Hast Du schon von einem Polterabend gehört, wo nicht Glaube, Liebe und Hoffnung stumm oder redend auftreten? Martha war eben hier als Abgesandte aus dem Damenatelier, — sie brauchen noch

einen silbernen Gürtel und einen goldenen Anker — der erste sei zu klein gerathen. Da, hier hast Du Goldpapier — nimm den Pinsel und hier steht der Kleistertopf, mache Dich daran, den Anker zu bekleben, den Erich eben aus Pappe geschnitten hat." — „Schade, daß Du nicht schon gestern aufturntest, Senior," meint ein Vierter, dessen Brust ebenfalls das dreifarbige Livonenband schmückt.

„Wir hatten nämlich einen Convent mit Damen arrangirt und da bist Du, bei einer kleinen Bowle, per Acclamation zum Ober-Oberdirector von's Ganze, zum Regisseur, Souffleur, 2. Tenor, jeune premier. . . ."

„Faulpelze!" wirft Gebhard lachend ein, „was bleibt Euch zu thun übrig, wenn Ihr mir alles aufhalst . . ."

„Tischredner, Oberfeuerwerker, Tanzanführer ernannt worden," fährt der Sprecher fort.

„Nu — Ehre, wem Ehre gebührt!" läßt sich jetzt eine tiefe gemüthliche Stimme vernehmen. „Wozu bist Du denn der geborene Führer der Massen, mein lieber Stubenflausch."

Bei diesen Worten fährt Gebhard überrascht herum und bleibt einen Augenblick wie angewurzelt stehen. Hinter einem Kleiderständer hervor, wo er sich verborgen gehalten, schiebt sich eine breitschultrige, blonde Reckengestalt und tritt mit ausgebreiteten Armen auf den Erstaunten zu.

Ungläubig, seinen Augen nicht trauend, blickt Gebhard ihm entgegen, dann faßt er lebhaft die dargebotenen Hände.

„Hermann, Du hier? Wie ist das möglich? Wo kommst Du her?"

„Direct aus Paris!"

„Wann bist Du angekommen?"

„Vor drei Stunden."

„Nein, wirklich, das ist zu nett. Martha hatte

mich schon auf eine besondere Ueberraschung gefaßt gemacht — das betonte „riesengroße" hätte mich eigentlich stutzig machen müssen, aber ich war so himmelweit von der Wahrheit entfernt — nie hätte ich errathen, daß es diese hübsche sein würde.

Noch neulich fragte Mama nach Dir und ich dachte, Du stecktest so tief in Pariser Genüssen, daß die Pedelle Dich wohl noch im September umsonst in Dorpat suchen würden . . . statt's dessen . . ."

„Statt's dessen werde ich jetzt mit Euch fröhlichsten Hochzeitstrubel mitmachen und dann mit Euch ganz ehrbar und rechtzeitig gen Tartuli ziehen, d. h. gezogen werden, ob von einem Dampfroß oder von bockbeinigen Postgäulen, das müssen wir noch besprechen. Ich hatte gedacht, es einmal mit der Via Dünaburg-Pleskau-Dorpat zu versuchen."

„Das trifft sich ja sehr gut, Riesenbär. Ich muß von hier nach Riga, um in Papa's Auftrag einen Advokaten zu befragen, wegen eines Prozesses mit einem eigensinnigen Bauern, und wollte danach die Dampfschiffverbindung Pleskau-Dorpat ausprobiren. Ich denke mir, das muß der kürzeste Weg sein, nicht?"

„Les beaux esprits se recontrent," citirt Graf Riesen, „machen wir so, da bin ich dabei. Ich muß auch nach Riga, um mir die Taschen mit Moneten zu füllen. Paris kostet Geld. Aber nun setz' Dich mal erst gemüthlich her, Baldur, und erzähl' von Deinem Sommer. Gieb nur die Hobel, Säge und Pinsel ihren gegenwärtigen Nutznießern zurück und lasse die Commilitonen und Zukunftsfüchse für's Erste mal noch ein Weilchen allein weiterschuften. Etwas muß man doch davon haben, daß sie noch solch' junge Dächse sind, die nichts von den schweren Sorgen wissen, welche unsere Scheitel gelichtet haben."

„Bitte, den Deinen."

„Schön, schön! Sei doch nicht so gräßlich eitel

auf Deine Perrücke und erst mal ein halbes Jahr Senior der Livonia, dann werden Dir schon genug graue Haare wachsen, oder Du raufst sie Dir in Büscheln heraus, in Wuth über bornirten Widerstand, falschen parti-pris und dergleichen."

Graf Riesen hat es sich auf dem großen Divan bequem gemacht, der fast ein Drittel der hinteren Zimmerwand einnimmt, und präsentirt seinem Freunde ein silbernes Portecigarre.

„Probire mal! Echte Tochter der Havanna, — ich habe sie aus Hamburg mitgebracht, was Feines — Dohmen raucht schon die zweite."

„Danke, Hermann — gieb mir lieber eine Papyros und dann erzähl Du mal erst von Paris, — das ist viel interessanter. Hast Du Dich so leicht losreißen können von dem berühmten Centrum der Civilisation?"

„Ach ja, erzähle — erzählen Sie, recht ausführlich," rufen mehrere Stimmen. „War es denn nicht sinnverwirrend schön in dem Seinebabel?"

„I wo, sinnverwirrend! Dazu habe ich einen viel zu soliden Kopf. Für ein paar Wochen ist es da sehr schön und gut, aber auf die Länge nur à demi mon genre. Kunstschätze, Architectur — großartig, das nimmt man bei Gelegenheit auch gerne in den Kauf, obgleich, offen gesagt, unsereins doch verdammt wenig von dergleichen versteht. Einiges Naturgefühl hat man dafür, aber keine Kenntnisse, also kein rechtes Urtheil, und wo sollen sie auch herkommen. Kunstverständnis, Mäcenenthum — das kommt bei unserer Erziehung doch nur in letzter Linie oder garnicht, jedenfalls wüßte ich nicht, daß man in Fellin oder Birkenruh allzuviel mit dergleichen geplagt wird. Doch um auf Paris zurückzukommen, ein Anblick, den man nicht sobald überdrüssig wird, sind diese deiwels-eleganten, chicvollen Frauen, aber sonst, das ganze Boulevardleben, pour commencer — die Hyperelegance der Männer, gar nicht

mein Geschmack! Man braucht ja nicht gerade, wie Carlos, drei Winter lang denselben verblichenen Flausch zu tragen, aber immer tiré à quatre épingles zu sein, immer geschniegelt und gebügelt. — Und die Mode bestimmt Alles! Die Hosenfalte, den Rockschnitt, den Cylinder, die Cravatte — fast für jede Tagesstunde eine andere . . ."

„Wer Sonntags einen Slips legt vor,
Dünkt Carlos schon ein Tschernomor",

citirt lachend Gebhard.

„Ha, ha, ha, — da möchte ich wohl Carlos hinschicken, der jeden, welcher mehr als eine Cravatte im Jahre verbraucht, für ein unleidliches, den Ruf der Livonia gefährdendes Individuum ansieht," lacht Paul Rehburg, der selbst immer mindestens zwei Dutzend Slipse in neuester Form mit sich führt und als unumgänglich nothwendig für standesgemäßes Auftreten hält.

Die jungen Leute, ihre Arbeiten im Stich lassend, haben sich um den Erzähler gruppirt, und Graf Riesen fährt fort:

„Der Spazierstock, die Blume im Knopfloch, das Taschentuch, das Parfüm, die Frisur, die Handschuhfarbe, kurz alles und jedes . . . Nein, das ist nichts für mich! Gräßlich langweilig und ein Geckenthum, von dem wir jedenfalls, Gottlob, noch weit entfernt sind, wir Dörptschen Burschen. Ueberhaupt Dorpat, unser Studentenleben! Was läßt sich damit vergleichen?

Statt in eins der Cafés der Rue de la Paix gehe ich lieber zu Luxinger, sitze, Apfelsinen essend, auf dem Blech des Ungernschen Hauses, oder fahre nach Novum, wenn man dort auch nicht mal Rigasches Bier bekommt. Und erst ein Commers in Mollatz oder Wenden!"

„Hurrah! ein Hoch auf Mollatz," jubeln einige Stimmen.

„Ein Hoch auf Wenden!" paar andere.

„Ja, hurrah, hoch!" ruft Riesen aufspringend mit seinem mächtigen Baß, und die breite Brust wölbend. „Paul, gieb den Ton an und laßt uns singen:

„Burgen, Städte, die getragen
Geistes Licht in Nordens Nacht,
Fluren lachen, Wälder ragen,
Saaten steh'n in voller Pracht.
Wenden, Perl' in Livland's Kron',
Dir dies Lied vom Musensohn."

„So, das hat wohl gethan. Zu lange hatte ich keines unserer Lieder gesungen," sagt befriedigt Riesen und läßt sich wieder auf den Divan fallen.

„Auf Reisen muß man sich gesittet benehmen, kann sich nicht — z. B. auf der Place de la Concorde in Paris, hinstellen und losschmettern:

„An der Ostseestrand
Liegt mein Vaterland,
Lieb's von ganzer Seele."

Da müßte es die Marseillaise sein und das ist kein Lied für mich. An revolutionären Ideen kann ich keinen Gefallen finden, wie eine demokratische Staatsform überhaupt nicht meine Sympathie ist."

„Aber die Theater in Paris?" fragt interessirt Nix Dohmen. Er ist ein Gutsnachbar von Derbiten, Philister der Livonia und seinerzeit einer der berühmtesten Schauspieler der Fuchstheater in Dorpat.

Ein vorzeitiges Embonpoint, eine Kautschukphysiognomie, mit der er die unmöglichsten Gesichter schneiden kann, seine ganze, immer die größte Heiterkeit erregende Art und Weise, alles das zusammen prädestinirt ihn zum Darsteller drastischer Rollen, und man hat sich seiner Mitwirkung für den Polterabend versichert. Vielsagend lächelnd blinzelt er mit den listigen Aeuglein zu Riesen hinüber.

„Sehr gepfeffert, was, in Wort und Geste?“

„Na ob — besonders auf den kleineren Bühnen sieht man Stücke — einfach unglaublich. Ein hautgôut, der nicht für Jedermanns Gaumen ist. Natürlich giebt es auch andere Theater, mit brillanten Stücken und hervorragenden Kräften — Sarah Bernhard, Coquelin ꝛc. Auch wirklich amüsante Comédies Farces habe ich gesehen, aber weiß der Himmel, auf unseren Fuchstheatern habe ich viel mehr gelacht und viel herzlicher als im Palais Royal oder wie die Theater alle heißen, wo die besten Komiker von Paris auftreten. Solche Mimiken, wie sie Axel und Dohmen machen können, habe ich auch bei den größten Berühmtheiten auf diesem Gebiete nicht zu sehen bekommen.“

„Ja, wie Axel voriges Jahr die Damenrolle gab in „Guten Morgen, Herr Fischer.“ — Das war wohl zum Todtschießen komisch,“ ergänzt Paul Rehburg.

„Gestern während der Probe haben wir uns auch krumm gelacht über ihn,“ erzählt Max Theren.

„Aber die weltberühmten Restaurants?“ interpellirt wieder Dohmen, der ein großer Gourmand ist, und sein etwas zu rothes, feistes Gesicht nimmt einen lüsternen Ausdruck an, als wässere ihm der Mund bei dem bloßen Gedanken an alle Delicatessen, die der Luxus einer Großstadt schwer gespickten Börsen bietet.

„Großartig feine Menu's, was?“

„Jedenfalls besser als die von Kneip-Madamchen,“ lacht einer.

„Kurzes Vergnügen. Man wird diese verfeinerte Küche so schnell überdrüssig. Und diese Desserts — alle diese Südfrüchte, Aprikosen, Ananas, Feigen, ganz schön und gut, so mal zur Abwechselung, aber ich wenigstens würde sie nicht vermissen. Nein, Kinder, glaubt es mir, es geht doch nichts über Livland, besonders im Sommer, und mehr als je ist meine Devise: „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich.“ Im Juni muß man sich an

unseren Walderdbeeren satteſſen. 3 Mal täglich ganze Suppenteller voll — keine Hotelportionen — dann weiß man, was man hat. Im Juli macht man es mit Waldhimbeeren ebenso, — die wachsen ja nicht mehr in den cultivirten Forsten des Westens — und im August, da legt man sich unter einen Busch nnd ißt Stachelbeeren, bis man platzt. Uebrigens, feine Sorte, diese stachlichen, rothen, ich rathe Dir, Gebhard, nimm Dir Dein Theil, sonst bleibt bald nichts nach!" und er greift sich eine Handvoll aus dem Körbchen, welches Martha gebracht. „Werde die Landräthin um einige Setzlinge bitten für Dohlenburg. Ach, Kameraden, das wird ein Leben werden, wenn ich da erst selbstständig wirthschafte. Im März geht man auf den Schnepfenstand, im April schießt man Auerhähne. Im Juli knallt man auf Enten und pürscht auf Rehe. Im September geht es mit Hallali hinter dem Hasen her, und wenn der Wald sein Winterkleid anlegt, dann treibt man uns den mächtigen Elch vor die Flinten. Feierlich lade ich Euch schon heute zu allen Jagden ein. Und Jagdfrühstücke und Diners sollt ihr haben, hinter denen der Ruhm der französischen Köche verblassen soll, wie Märzschnee in der Sonne."

„Ihr scheint ja äußerst fleißig zu sein!" Die Thür hat sich geöffnet und Axel Rehburg sagt es im Eintreten und sieht sich mißbilligend um. Hier und dort auf den Fensterbrettern und auf der Diele haben die jungen Herren es sich gemüthlich gemacht und, begierig Riesens Worten lauschend, seine Importen rauchend, geben sie sich einem Dolce far niente hin.

„Tag, Baldur! Herrlich, daß Du da bist. Ich rechne stark auf Deine Hülfe. Du siehst, was diese leisten, sie machen immer wieder Feierabend."

„Na, hör' mal!" entrüsten sich mehrere Stimmen. „Wir arbeiten wirklich im Schweiße unseres Angesichts, aber es war so interessant, was Riesen erzählte. Jetzt geht es wieder an die Arbeit mit Hurrah."

„Wenn Ihr diese löbliche Absicht ausführt, nehme ich alles zurück, aber, wirklich, es ist keine Zeit zu verlieren.“

„Bitte, Gebhard, halte mir dies Brett fest,“ sagt Max, den Hobel ergreifend.

„Nein, auf Gebhard lege ich Beschlag, — wir wollen gleich das Programm durchsprechen. Wir möchten zum Schluß noch etwas bringen, etwas Effectvolles, noch nie Dagewesenes. Kannst Du nicht etwas ausdenken?“

„Ich habe mir schon unterwegs etwas zurechtgelegt, was vielleicht passen würde; aber laß mich erst hören, was Ihr schon definitiv in Aussicht genommen habt“

Axel zieht ein Blatt aus der Rocktasche.

„Also 1. Prolog von Gebhard, — Martha erzählte mir eben, Du habest ihn schon fertig, — da mache ich ein Kreuz dabei. 2. Lustspiel. Mitwirkende: Thilde, Martha, Dohmen, Gebhard — ich.“

„Aber Ihr habt mir ja keine Rolle geschickt?“

„Zier' Dich doch nicht. Die lernst Du in paar Stunden aus. Wozu hat Dir Mutter Natur das stupende Gedächtniß gegeben? — Jetzt weiter im Text:

Nr. 3: Humoristisch-dramatische Scene, die Du, mit Dorpater Reminiscenzen aus Werner's Studentenzeit vollgestopft, Dohmen auf den Leib schreiben sollst. Er kann Dir dabei helfen, denn er ist ein Zeitgenosse meines glücklichen Bruders. Das macht Dir keine Schwierigkeit. Du schüttelst ja so was ans dem Aermel.“

„Na danke, in 3 Tagen! Es muß doch Hand und Fuß haben.“

„Die Tannen sind eben gebracht worden.“ Mit diesen Worten stürmt Martha, glühend vor Eifer, in's Zimmer. „Bitte, kommt zeigen, wie sie aufgestellt werden sollen.“

„So, dann beurgrunzen wir das Programm später. Gleich, Cousinchen! Es ist besser, die Helligkeit zu be-

nutzen, um die Fertigstellung der Bühne zu beendigen. Gebhard, komme Du auch mit — gieb Deinen Senf dazu."

„Gern, Axel!" den Arm um des Vetters Schulter gelegt, verläßt er das Zimmer.

„Bravo! Ganz famos, ausgezeichnet," sagt er wenige Augenblicke später, als er den kleinen Saal betretend, die schon geleistete Arbeit überschaut. „Ich kann nur uneingeschränktes Lob ertheilen. Wirklich, das habt Ihr ja einfach großartig gemacht. Wer hat denn diese Coulisse angefertigt, das Derbitensche Haus — doch wohl in Pappe? — so ähnlich ausgeschnitten und angemalt? Wirklich Du, Axel?"

„Ja, mit Hülfe eines Zimmermalers, den Onkel Eberhard uns zur Verfügung gestellt hat. Onkel ist so liebenswürdig, hat uns carte blanche gegeben über Menschen und Material."

„Weißt Du was, Axel, — vor dem Miniatur-Derbiten wollen wir einen richtigen kleinen Bowlinggreen anlegen aus Rasenstücken!" schlägt Gebhard vor, der sich gleich in die Situation hineingedacht hat.

„Hurrah, das ist eine patente Idee," stimmt Axel bei und Martha wendet sich ganz elektrisirt an den Hausherrn, der eben eintritt.

„Onkel Eberhard, Du mußt uns noch erlauben, daß wir eine Deiner berühmten Kunstwiesen ein wenig von Oben abrasiren."

Freundlich zustimmend nickt der Gefragte. „Vorwärts, meine Lieben! Genirt Euch nicht, macht Alles, was Ihr wollt."

„Eine Quelle, die eine Viertelstunde rieseln soll, haben wir schon zu Stande gebracht. Aus der Tonne da führt ein Gummischlauch Wasser zu der Urne, welche Anna Trostberg als Nixe des Sessenschen Sees im Arme halten wird," erklärt Martha, „und das Wasser fließt in eine größere Wanne, die Moos und Steine ganz verdecken werden . . ."

„Ihr seid wohl Tausendkünstler!“ lacht der Landrath, dem es immer neuen Spaß macht, zu sehen, mit welch' rastlosem Eifer, mit wieviel Geschicklichkeit und Sachkenntnis die Vorarbeiten zum Polterabend gefördert werden. „Nun soll noch das Gras wachsen!“

„Und gleich blaut auch der Himmel über dem Ganzen — ich beendige blos die letzte Ecke.“ Axel ist auf eine Stehleiter geklettert und mit kühnen, großen Strichen malt er einfach die Zimmerlage blau an, fährt dann mit seinem Riesenpinsel in einen Topf voll weißer Farbe, um auf die trockene blaue Fläche hier und da noch ein paar Wolken hinzuklecksen.

„Nicht sehr ähnlich — weder Cirrus, noch Stratus, noch Cumulus,“ meint fröhlich Martha. „Aber wenn erst der Tannenwald aufgestellt sein wird, macht es sich gewiß hübsch, besonders bei bengalischer Beleuchtung.“

„Die müssen wir übrigens zur Sicherheit auch versuchen.“

„Noch nöthiger ist es unser Quartett zu probiren,“ giebt Axel zurück.

So vergehen noch einige Tage in regster Thätigkeit. Fieberhafte Eile und Geschäftigkeit herrscht auch in den unteren Regionen, wo der Koch aus Riga über der Schaar der Hilfskräfte das Scepter schwingt und die dicke Madam, hochroth im Gesicht, aus der Küche in den Keller, aus der Handkammer in das Backzimmer läuft. „Fast 100 Personen mehrere Tage zu füttern — das ist keine Kleinigkeit,“ denkt sie und wischt sich den perlenden Schweiß von der Stirn.

Beaufsichtigend und mit freundlichem Wort aufmunternd geht der Landrath hierher und dorthin, wo in Hof und Garten emsig geschafft wird.

Ehrenpforten werden errichtet, die Kirche mit Guirlanden und Blattpflanzen geschmückt, — kurz, alle Hände regen sich, um den Ehrentag der beiden, von

Allen geliebten, jungen „Fräuleins“ so festlich und schön als möglich zu gestalten.

* *
*

Der 15. August bricht an. Strahlend blau, wolkenlos lacht der Himmel. Schmunzelnd betrachtet der Landrath noch einmal den Barometer, der — nachdem er die letzten Tage, langsam aber stetig steigend, jetzt schon „Beau-fixe“ erreicht hat — unter seinem klopfenden Finger keine Neigung zum Fallen bekundet und meint befriedigt:

„Das ist die Rehburgsche Chance! Drei Tage lang über 70 Gäste im Hause und Pladderwetter, das wäre schlimm gewesen,“ sagt er zu seiner Frau.

Hoch vom Thurm, wie ein fröhlicher Willkommensgruß, flattert die große Fahne mit dem Rehburgschen Wappen, und wie im Juli, zum Familientage, rollt Wagen auf Wagen vor das gastliche Haus Auf alle ergangenen Einladungen ist kaum eine Absage gekommen, und von allen Seiten strömen sie zusammen, Verwandte und Freunde, Alter und Jugend in bunter Abwechselung. Unbeschreibliches Durcheinander herrscht wieder in der Entrée, — man freut sich des Wiedersehens, fragt nach fehlenden Familiengliedern, schilt über sandige Wege, schlechte Postpferde, mangelhafte Ernteaussichten. Erst zum Diner, das spät servirt wird, sehen und begrüßen Gebhard und die anderen Mitwirkenden die Angekommenen, und verschwinden auch gleich wieder nach Tisch, haben sie doch noch alle Hände voll zu thun mit den letzten Vorbereitungen zum Abend. In dem sogenannten Künstlerzimmer versammeln sich dann die, ihren Rollen entsprechend costümirten, Darsteller.

„Ich habe solch' schreckliches Lampenfieber,“ klagt Thilde. „Nein, danke, Axel, — ich will keinen Champagner, sonst vergesse ich erst recht meine Rolle.“

„Aber man muß sich doch Courage antrinken," ermuntert Axel und stürzt selbst rasch ein paar Gläser des schäumenden Getränks herunter. „Cela remonte les nerfs". — Nun, Donnerer, das Klingelzeichen! — jetzt giebt es kein Zurück."

Eine Trostberg spricht den Prolog. Danach zieht in gelungenster Weise die ganze Reihenfolge des Programms vorüber. Scherz und Ernst wechselt ab. Theaterstücke, musikalisch-dramatische Scenen — Nix Dohmen als Aufwärterin in einem Studentenquartier und Riesen als Dorpater Droschkenkutscher — entfesseln wahre Lachstürme mit ihren Couplets. Volkstänze — Quartettgesang — Schattenbilder.

So wunderhübsche Gesichter und schöne Gestalten sind unter den Mitwirkenden, — soviel künstlerischer Geschmack hat die Arrangeure beseelt, soviel gute Laune, funkelnder Witz, sprühender Humor tritt zu Tage, daß das entzückte Publikum in Stimmung geräth, in diese Stimmung, welche den Rapport zwischen Bühne und Zuschauerraum herstellt, die Acteure befähigt, ihr Bestes zu geben und damit wieder den Erfolg gewährleistet, den Beifall hervorruft.

Die Animation steigt immer mehr. Jeder gute Einfall wird belacht, jede treffende Bemerkung beklatscht, jedes Couplet da capo verlangt, — Schauspieler, Regisseur, Dichter und Componist werden mit nicht endenwollendem Applaus überschüttet, immer wieder gerufen.

In einer längeren Pause wird Thee servirt, Früchte, Bonbons und Erfrischungen herumgereicht, und dann kommt die letzte Nummer des Programms an die Reihe.

„Lebende Bilder und Apotheose," liest der Landrath seiner Nachbarin, Frau von Theren, vor, in die Affiche blickend.

„Bin wirklich äußerst gespannt, was wir da zu sehen bekommen werden. Dieser zweite Theil sollte

auch für mich eine Ueberraschung sein, sagte die junge Welt, als ich mir die Generalprobe ansehen wollte."

„Soviel ich weiß, stellen alle Bilder in ihren Anfangsbuchstaben die Namen „Erica und Inga" vor," erklärt Elisabeth Theren, die hinter ihrer Mutter sitzt.

„5+4, also neun. — Ah! es beginnt!"

Im gemischten Quartett tönt es leise „Es steht ein Weiler tief im Grund" — der Vorhang zieht sich auseinander.

„Einsames Röschen!" E — das scheint zu stimmen!"

„Bravo!" — „Wie sie stehen!" — „Ausgezeichnet!" „Wirklich wunderhübsch sieht Thilde aus und Axel als junger Jägersmann — sehr stattlich."

„Und als ich kam und als ich sah,
Ich wußte nicht, wie mir geschah,
O Röslein jung, o Röslein schön,
O hätt' ich nimmer Dich gesehn,"

klingt der Schlußvers und zum letzten Mal zeigt sich das Bild. Die folgenden sind nicht minder gut gestellt und finden lauten Beifall. Besonderes Entzücken erregt das fünfte Bild „Ahnenreihe". In goldenen Rahmen sechs Köpfe, der Ahnherr des Geschlechts, die Urgroßeltern und Großvater und Großmutter der jungen Bräute darstellend, über ein Jahrhundert Ansässigkeit, Beharren auf der Scholle des Erbguts verkörpernd.

Unter den vielen versammelten jugendlichen Rehburgs hat sich das eine oder andere Gesicht geeignet erwiesen, um diese hübsche Idee auszuführen. Die Costüme der Zeit, Puder und Schminke haben das Ihrige gethan, um die Aehnlichkeit mit den Familienportraits zu marquiren, welche im Derbitenschen Speisesaal hängen.

„Wo die junge Welt nur diese Ideen her hat? Sicher zumeist von Gebhard. Es steckt wirklich Unge-

wöhnliches in dem Jungen. Ich habe Manches auszusetzen an unserer jungen Generation, wir waren ganz anders zu unserer Zeit, nicht wahr, meine liebe Frau von Theren? — aber solche Gebhards geben einem die Hoffnung, daß noch viel Tüchtiges im baltischen Blut steckt. Ich erwarte viel von ihm für das Land — wir können begabte, strebsame, vielseitige Naturen nur allzusehr brauchen, Männer, die etwas wollen und etwas können."

„Wir halten auch viel von Ihrem Neffen, mein lieber Landrath. Er ist reich begabt, aber seine Mutter ist es, die alle die Keime gepflegt und entwickelt hat. Frau Adda ist eine ungewöhnliche Frau."

„Ja, das ist sie fraglos. Schade, daß sie so kränklich ist, — fast nie verläßt sie Krakenorm."

„So, nun kommt nur noch die Apotheose. Man fragt sich wirklich, was uns noch Effektvolleres gezeigt werden soll nach all' dem Vorhergegangenen?" wendet sich Herr von Trostberg, der Vater von Erica's Bräutigam, an die Hausfrau.

„Es ist wirklich erstaunlich, was heute Abend hier geleistet worden ist — schon weit über Dilettantenmaaß."

Auf der Bühne hört man Hämmern, Stoßen, Rücken; Stimmen ertheilen flüsternd Befehle. Auch im Publikum spricht man nur halblaut — alles harrt in gespanntester Erwartung.

Wieder das kurze Glockenzeichen — rasch zieht sich der Vorhang auseinander. Wie eine Bewegung, wie ein tiefes Athemholen geht es durch die Reihen der Versammelten, dann wird es still, ganz still. Gebannt haften die Blicke an dem Dargebotenen und in manches Auge, das lange nicht geweint, steigen die heißen Tropfen. Nur wie durch einen Schleier können sie das Bild erfassen, welches Keiner vergessen wird, der es geschaut.

Gegen den Hintergrund von grünen Tannen, welche in weitem Halbkreise aufgestellt sind, hebt sich wirkungsvoll ein kleiner Tempel ab. Grüne Guirlanden, Streifen von Purpurzits umwinden die weißen Säulen, ziehen sich in Festons am oberen Simse hin. Auf den Stufen aber, die von drei Seiten emporführen, ist eine Schaar Männer, junge und alte, malerisch hingelagert, alle mit dem grünen Deckel, dem roth-grün-weißen Farbenband geschmückt, und den blitzenden Schläger oder den Pokal erhoben, schauen sie alle empor zu der Huldgestalt, welche inmitten des Tempels thront, Martha, stolz und groß aufgerichtet, schön wie eine junge Göttin. Eichenlaub bekränzt den herrlichen Kopf mit dem üppig herabhängenden prachtvollen Blondhaar. Ein weißes Gewand in griechischem Schnitt schmiegt sich an die jungen ebenmäßigen Glieder und lang hin — nur auf den Schultern von Smaragdagraffen gehalten — umwallt sie der Purpurmantel in schimmernden Falten.

Mit der Linken auf ein Schild gestützt, das Livlands Wappen trägt, in der hoch erhobenen Rechten die roth-weiße Fahne, blickt sie lächelnd herab auf die Jünglingsgestalt zu ihren Füßen, Gebhard als junger Ritter, ein Knie gebeugt, mit dem Ausdruck anbetender Verehrung in den blauen Augen, den Eid der Treue leistend. Und plötzlich löst sich der Bann, den Staunen, Bewunderung gewoben und „Livonia“ bricht es jubelnd von allen Lippen.

Der Beifall macht sich Luft in lauten Bravorufen, das Applaudiren will kein Ende nehmen.

Unzählige Male noch muß sich der Vorhang theilen! Es ist, als könnte man sich nicht losreißen von diesem Bilde, in welchem — sie fühlen es alle in tiefster Seele — die Idee der Heimathsliebe Verkörperung gefunden in der Vision einer jungen Dichterphantasie. Es hat sich bald herumgesprochen, von wem die Anregung, Gedanke und Ausführung zu diesem Schlußtableau aus-

gegangen und Alles naht huldigend Martha, schüttelt Gebhard anerkennend die Hand.

„Ich danke Dir ganz besonders, mein lieber Junge," sagt ihm der Landrath bewegt. „Du hast unserem Polterabend die rechte Weihe gegeben, indem Du ihn ausklingen ließest in diesen Grundaccord, die Liebe und Treue zur Scholle, die uns geboren, die Hingabe an das Land, das wir zu unserer Heimath gemacht. So lange seine Töne in uns widerhallen, wird auch das Band nicht reißen, das uns alle eint."

In gehobenster Stimmung findet man sich hierauf im Speisesaal zusammen. Doch da giebt es unter den vielen Fröhlichen manchen Unzufriedenen. Zu diesen gehört Gebhard. Natürlich thut schon heute Abend jeder Marschall Cavalierdienste bei seiner Brautschwester, und mit plötzlicher Verstimmung sieht Gebhard es an, wie an Martha's Seite ein hochgewachsener Offizier, Trostberg's Bruder, tritt und ihr den Arm bietet, um sie zum Souper zu führen.

Bis zuletzt hatte er gehofft, daß irgend ein günstiger Umstand — meinetwegen ein Erdbeben, oder eine Kriegserklärung — den Sohn des Mars verhindern würde, nach Derbiten zu kommen, und als echter Verliebter, der alles zu seinem Vortheil einrichtet, sich schon ausgemalt, wie man ihn bitten würde, die Lücke auszufüllen. Nun war er aber doch gekommen, der junge Kriegsheld, und daß Gebhard selbst sich mit einer ihm völlig unbekannten jungen Dame, einer Cousine von Erwin Trostberg, abfinden muß, ist auch nicht dazu angethan, um seine Stimmung zu verbessern.

Jetzt sitzt er gelangweilt an ihrer Seite, hin und wieder eine Phrase tauschend, und beobachtet mit steigendem Mißfallen das Gebahren des routinirten Courmachers, der mit sichtlicher Befriedigung die Fügung des Schicksals zu würdigen weiß, die gerade ihm, dem verwöhnten Residenzler, die unzweifelhaft schönste Mäd-

chenerscheinung unter den anwesenden jungen Landgänschen zugetheilt hat.

Nicht allzuweit, ihnen schräg gegenüber, haben sie ihre Plätze gefunden, und so häufig als möglich, ohne allzusehr aufzufallen, schweifen Gebhard's Blicke zu dem Paare hinüber, welches in animirter Unterhaltung begriffen ist. Angelegentlich beugt sich der elegante Cavallerist zu seiner schönen Partnerin herab und weiß durch feurige Blicke und schmeichelhafte Complimente die hellsten Rosen auf ihre Wangen zu zaubern. Gebhard kann das lebhafte Minenspiel der beiden verfolgen und knirscht innerlich, daß er die Worte nicht hören kann, welche Lexi Trostberg in sichtlicher Huldigung eben wieder mit leiser Stimme sprach.

Zug um Zug, Linie um Linie prüft er das gebräunte Gesicht mit dem leicht blasirten Ausdruck und fragt sich immer wieder, welchen Eindruck Martha empfängt, die, soviel er weiß, Alexander Trostberg zum ersten Mal sieht. Die knappe Uniform, mit der lose herabhängenden goldgestickten Attila, bringt den Wuchs des jungen Husaren zur besten Geltung, das stramme Auftreten des Soldaten eint sich in ihm mit der lässigen Sicherheit des Weltmannes, und in jäh aufquellendem Neid empfindet Gebhard den Contrast zwischen sich, dem, vielleicht bei den jungen Mädchen seiner Bekanntschaft als Tänzer bevorzugten, als causeur beliebten und als Altersgenosse kameradschaftlich behandelten, Studenten, und ihm, dem fertigen Manne, in der Vollkraft der Jahre, in glänzender, gesicherter Stellung, der werben kann, ungehindert durch Rücksichten, welche ihn, der noch nicht einmal sein Studium beendigt hat, binden.

Noch ist es zu früh, um von seinen Gefühlen zu sprechen, er weiß es ja, und mit keiner Silbe hat er sich bis jetzt verrathen.

Eine Studentenverlobung?! Ein Unding, eine Lächerlichkeit, wenigstens hier zu Lande, in seinen Kreisen.

Aber was gäbe er darum, zu wissen, ob auch in ihrem Herzen etwas keimt, dem Lichte zustrebt, ob auch ihre Gedanken ranken um eine Hoffnung. Welche Gefühle, welche Wünsche spiegeln sich hinter dieser weißen Stirn, schlummern im Grunde der Mädchenseele?

Vielleicht hütet auch sie ein keusches Herzensgeheimniß, kennt auch sie das Auf und Ab der Empfindungen, all' die Hoffnungsfreudigkeit seliger Zuversicht und den schweren Zweifel an sich selbst, daß man nicht werth sei eines anderen Menschen Liebe zu gewinnen, nicht verdiene ein Glück zu besitzen, das viele entbehren müssen — ein Leben lang.

„Ein Knabe liebt ein Mädchen,
„Die hat einen andern erwählt —
„Der Andere liebt eine Andere . . . .
— — — — — — — — — —
„Das ist eine alte Geschichte —
„Und bleibt doch ewig neu,
„Und wem sie just passiret,
„Dem bricht das Herz entzwei."

So viele haben es erfahren müssen — soll es auch sein Schicksal sein?

Manch ein Mal schon sind ihm solche Vorstellungen gekommen — er hat sie immer von sich gewiesen, ihren lähmenden Druck scheuend. Und auch heute drängt er sie zurück. Nein, trübe Bilder will er nicht aufkommen lassen, sie ist ja noch so jung und, wenn nicht alle Zeichen trügen, ist ihr Herz noch frei und bald, bald kann er in die Schranken treten und werben um sie mit aller Gluth, aller Leidenschaft, deren eine Mannesbrust fähig ist. Oh, wie er sie liebt, mit dem Besten in ihm, wie wird er darnach streben, sie glücklich zu machen. Immer wieder haften seine Blicke auf ihr. Sie sieht über alle Maaßen reizend aus, in einem rosa-

seidenen Kleide, und nicht nur Gebhard's Augen genießen den Anblick.

„Wie wunderschön ist Martha Rehburg heute Abend, man kann garnicht wegsehen."

Diese mit leiser, etwas verlegener Stimme gemachte Bemerkung seiner Dame veranlaßt Gebhard, sich nach ihr umzusehn.

Nicht eine Spur von Bitterkeit hat im Ton gelegen und zum ersten Mal an diesem Tage ruht sein Blick mit Interesse auf der blonden Erscheinung an seiner Seite, ein bescheidenes, schüchternes Mädchen mit farblosen Augen und fast unsichtbaren Wimpern in einem sommersprossigen Gesicht.

„Auch ziemlich farblos an Geist und Gemüth," hatte Gebhard taxirt und nun — wie hübsch von ihr, so ruhig und einfach bei Anderen anzuerkennen, was ihr, in stiefmütterlicher Laune, Natur so ganz versagt, freilich in den unschönen Körper zwei köstliche Gaben pflanzend, Güte und Neidlosigkeit.

„Und immer vollständig unbefangen, garnicht eitel und eingebildet," setzt Erna Trostberg hinzu, als sie sieht, daß ihr Cavalier aufmerkt. „Bei ihrer Schönheit keine, auch nicht die leiseste Spur von Coquetterie — das gefällt mir so sehr an ihr und an Thilde."

„Für dieses gerechte Urtheil sollst Du belohnt werden," denkt Gebhard und giebt sich einen Ruck. Er darf und wird sich seinen grüblerischen Gedanken nicht hingeben, sich der Situation angemessen betragen. „Keine Spur von Coquetterie," das soll sein Trost sein. Nein, sie spielt nicht mit Männerherzen, seine Angebetete.

Rasch stürzt er ein Glas des feurigen Madeira hinunter, den ihm ein Diener eben eingeschenkt hat, und mit witzigem Wort und seiner glänzenden Unterhaltungsgabe verwickelt er Erna Trostberg in ein lebhaftes Gespräch. Ihre anfängliche Schüchternheit ist bald überwunden und hinter dem unschönen Aeußeren findet er

ein mit viel Humor und selbstständigen Gedanken begabtes Wesen, mit dem sich schon einige Stunden ganz gut verplaudern lassen.

Nachdem im Hof ein prachtvolles Feuerwerk ausgeprasselt, ist der Ball im vollen Gange.

Und hier wenigstens kann Gebhard den beneideten Nebenbuhler glänzend aus dem Felde schlagen.

Alexander Trostberg hat sich kürzlich im Manöver das Knie verletzt und kann dem Tanze blos zusehen, weßhalb er es meistens vorzieht, sich im Cabinet des Hausherrn am Whisttisch die Zeit zu vertreiben, statt in diesem ihm fast vollständig fremden Kreise bei den älteren Damen den Liebenswürdigen zu spielen.

Und das ist Gebhard gerade recht. Er hat sich daraus das Recht genommen — da auch Erna Trostberg einer Migräne wegen nicht tanzt — Martha um die Erlaubniß zu bitten, während des Abends ihr Ersatz-Marschall sein zu dürfen. Und sie hat es lächelnd angenommen. Immer wieder tritt er vor sie hin, und getragen von den lockenden Weisen, welche die Ulrichsche Kapelle ertönen läßt, hält er sie in seinem Arm, nahe dem Herzen, welches so stürmisch für sie klopft.

O seligkeitsvolle Lust — wenigstens minutenlang sich hineinzuträumen in die Glücksmöglichkeit, daß gerade dieser Arm ausersehen sei eine heißgeliebte Gestalt zu führen im Lebensreigen, leicht, sicher und gewandt, vorbei an allen Fährnissen, gewiegt von gaukelnden Wellen der Lust.

Und in vollen Zügen genießt Gebhard dies hoffnungsgeschwellte Bewußtsein. Vergessen sind alle Zweifelsgedanken, gebannt durch die Seligkeit des Augenblicks, er giebt sich ganz hin dem Genuß der Gegenwart. Und unter seiner anfeuernden Führung wird mit Elan und Entrain getanzt.

„Aber nur bis 2 Uhr," hat die Landräthin gebeten,

und begreiflicher Weise wird dieser Wunsch auch von der tanzlustigsten Jugend respectirt.

* * *

Am nächsten Tage steht alles spät auf. Man plaudert, promenirt, — das Barometer ist noch gestiegen! bewundert die reichen Geschenke, welche in dem Boudoir der Landräthin zusammengetragen und von geschickten Händen geschmackvoll aufgestellt worden sind. Silbergeräth, Bilder, Lampen, Teppiche, Arbeiten von Cousinen und Freundinen in Fülle und bunter Mannigfaltigkeit.

Nach dem zweiten Frühstück zieht sich alles zurück, um Toilette zu machen, und nach 3 Uhr rollt Wagen auf Wagen vor, um die ganze Gesellschaft in die ungefähr eine Werst weit belegene Kirche zu führen.

In Schaaren hat sich das umwohnende Landvolk eingefunden, um das seltene Schauspiel zu genießen, alle die geputzten Herrschaften anzustaunen, die vielen Equipagen zu sehen, vor allen die zwei Bräute zu bewundern und mit ihren Segenswünschen zu begleiten.

Die Kirchenglocke läutet, dann stimmt die Orgel ein, und von brausenden Klängen begleitet, bewegt sich der Hochzeitszug durch den Mittelgang der, bis auf den letzten Platz gefüllten, Kirche.

Erica's sechs Brautschwestern und Marschälle schreiten vorauf — ebensoviele folgen Inga. — Uud nun stehen die beiden jungen Paare vor dem Altare.

In blühendem Kranze haben sich die zwölf Brautschwestern mit ihren Marschällen im Halbkreis um sie aufgestellt, und während der Pastor in bewegten, tief zu Herzen gehenden, Worten über den Text redet, den die Schwestern gewählt: „Seid eins im Glauben, Lieben und Hoffen," kann Gebhard den Blick kaum lassen von Martha, die ihm gegenüber steht und in weißem Kleide selbst aussieht wie eine Braut. Und neben ihr wieder der schlanke Offizier in der kleidsamen Galauniform

seines Regiments — die Achselschnüre des Adjutanten über der gewölbten Brust, — ein Mann, dem neben väterlichem Erbtheil eine glänzende Carrière offen steht, und plötzlich überkommen Gebhard dieselben Vorstellungen, die er gestern gewaltsam zu unterdrücken versucht, dringen noch peinigender auf ihn ein. In greller Beleuchtung steht es vor ihm, bis er sich eine selbstständige Existenz geschafft, müssen ja Jahre vergehen — mein Gott! — Jahre! Nicht nur die paar Universitätsjahre, sondern bis er sich eine Stellung gemacht, einen Landesposten gefunden.

Wie schwer haben es schon die lieben Eltern, wie knapp sind die Verhältnisse in Krakenorm, — da muß er selbst, allein ohne Hülfe, durch persönliche Tüchtigkeit auf eigene Füße zu stehen kommen, um den Liebling seiner Seele sein eigen nennen zu können. Und bis er das erreicht durch eigene Kraft, wird ein Anderer ihm zuvorkommen. Er sucht die einstürmenden Gedanken abzuwehren, aber sie kehren wieder und wieder, wachsen aus zu einem bangen, dunklen Vorahnen, daß sie nicht reifen und Früchte tragen werden, alle die sprießenden Hoffnungsblüthen seines Herzens, daß all sein Sehnen und Lieben umsonst sein wird . . .

„Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an im Gebet," tönt es eindringlich von des ehrwürdigen Pastors Lippen. Gebhard verschränkt die Hände in einander, er sucht aufzumerken auf die mahnenden Worte der heiligen Schrift, aber nur wie aus weiter Ferne klingen sie an sein Ohr. Immer wieder haften seine Augen an dem süßen Mädchenantlitz, in dessen feuchtschimmernden Augen ihre ganze reine Seele sich spiegelt, die gläubig und fromm in diesem ernsten Augenblick nur betende Gedanken hat für die Zukunft der geliebten Cousinen. Und plötzlich, wie eine Vision, sieht er sie im schimmernden bräutlichen Gewande vor dem Altare knieen, während der Pastor segnend die

Hände gehoben hat, aber neben ihr ist nicht er, sondern ein Anderer, er ist zu spät gekommen, zu spät!! . . .

Er fühlt einen stechenden Schmerz am Herzen, ein Schleier legt sich vor seine Augen, ein Schwindel erfaßt ihn — droht ihn zu Boden zu reißen.

„Was ist Dir? Du schwankst ja!“ halblaut fragt es Axel, der neben ihm steht. „O diese Pastoren, was die doch immer so viel zu reden und endlos zu mahnen haben! Auf nüchternen Magen eine doppellange Traurede — da kann ein Christenmensch ja auch umfallen. — Na, jetzt scheint es aber aus zu sein! Sie küssen sich schon mit der nächsten Verwandtschaft und bald giebt es Champagner.“

Von Trostbergs feurigen Rappen und Werner Rehburgs schlanken Braunen gezogen, sind die Coupés der Neuvermählten zuerst davon gefahren, — die übrigen Wagen folgen nach und nach, und eine halbe Stunde später drängt sich die ganze Hochzeitsgesellschaft, die gefüllten Sectgläser in der Hand, um die jungen Paare, ihnen ihre Glückwünsche darzubringen.

Mit schämiger Anmuth, weichen Schimmer tiefen Glückes in den dunklen Augen, dankt Erica, läßt sich erröthend von allen den Herren die Hand küssen und umarmt sich gerührt mit dem weiblichen Theil der Gesellschaft.

In ihrer treuherzigen Art, das strahlende Gesichtchen in Gluth getaucht, fällt Inga Tanten und Cousinen um den Hals, schüttelt herzhaft die Hände, die sich ihr entgegenstrecken.

In fröhlichster Feststimmung sitzt man später beim Diner, läßt sich des Rigaschen chef de cuisine Wunder der Kochkunst wohlschmecken und trinkt die auserlesensten Marken Deutschlands und Frankreichs dazu. —

„Wenn schon, denn schon,“ lautete ja des Landraths Parole für den Ehrentag seiner Töchter.

Als die Champagnerpfropfen knallend gegen die Decke fliegen, der **Roederer carte blanche** in den Kelchgläsern perlt, da klopfen gleichzeitig Axel Rehburg und Eduard Trostberg an ihre Gläser und lassen in humoristischer Wechselrede — sich immer wieder das Wort zuschiebend — die beiden jungen Paare hoch leben.

Riesen und Paul Rehburg machen es ebenso für die verehrten Schwiegereltern.

„Wirklich nett ausgedacht, — einmal was Neues," meint der Hausherr, der ein Feinschmecker auf Toaste ist.

Rasch folgt jetzt Rede auf Rede.

Dohmens humoristische auf Werners Schwestern und Brüder findet verdienten Beifall, nicht minder Gebhard's Speech auf die Brautschwestern, der ihm manchen glänzenden Blick aus schönem Auge einbringt. Thilde antwortet allerliebst und hebt ihr Glas auf die liebenswürdigen Marschälle. Dann als letzter steht der Hausherr auf und erwartungsvolles Schweigen herrscht alsbald an allen Tischen — aus den Nebenzimmern sammelt sich die Jugend an den Thüren, um besser zu hören.

Sein Gesicht ist tiefernst, aber ein warmes Leuchten liegt darauf und Herzenstöne vibriren in seiner Stimme. Er beginnt damit, daß es ihn dränge, seinen geliebten Mädchen noch einige Worte mit auf den neuen Lebensweg zu geben, den sie heute antreten, Worte, wie Vaterliebe sie aus einer langen Erfahrung und vollster Ueberzeugung schöpfe. Immer habe er den Spruch vertreten „Jung gefreit, habe Niemand gereut", und auch jetzt, wo die Befolgung dieser Maxime ihm gleich seine beiden Töchter aus dem Hause entführe, auch jetzt wolle er nicht hadern mit dem Schicksal, das es so gefügt, sondern nur zum Himmel flehen, daß seine Herzenslieblinge das Glück finden möchten in der Gemeinschaft mit den Lebensgefährten, welche sie erwählt und die er als Söhne willkommen heiße mit dem Spruch „Der

Eltern Segen baut den Kindern Häuser". Und wahrlich, es sei etwas herrlich Hohes und Schönes um die heilge, auf Liebe, Achtung und Vertrauen gegründete Gemeinschaft der Ehe. Nicht leicht sei er zu erreichen, der volle, tiefe Zusammenklang zweier Naturen, der in reinem Accord, wie eine hehre Melodie, reich und voll ausklingen solle bis ins späteste Alter. Nicht leicht sei es, zwei Charactere mit all ihren Besonderheiten zusammenzuschweißen — manch' läuterndes Feuer sei dazu nöthig, es gelte viel tragen und verzeihen, sich fügen und anpassen, kämpfen mit selbstsüchtigen Trieben und Gewohnheiten, viel überwinden aus Liebe, bis sie erreicht, die rechte Einheit, in welcher das größte irdische Glück beschlossen liege.

Erdmann's klassisch schönes Wort gelte es wahr zu machen „Der Mann muß denken lernen, wie die Frau fühlt, — die Frau muß fühlen lernen, wie der Mann denkt."

Darauf beruhe auch die Idee der geistigen Kameradschaft zwischen den Ehegatten. Nicht allein unterthänig soll die Frau ihrem Manne sein — mehr, viel mehr, die ebenbürtige Genossin, die Gefährtin. Sie sei die Gefährtin in Allem, bei Allem. Sie die Milde, wo er die Kraft, die sorgende Hand, wo er der führende Kopf, die geduldig tragende, wo er der muthig wagende, sie das impulsive Herz, er der erwägende Verstand. Denken und fühlen — empfinden und urtheilen. In dieser Wechselwirkung der spezifisch männlichen und weiblichen Eigenschaften kämen sie zur Entfaltung, alle schlummernden Tugenden — Treue, Opfermuth, Geduld, Selbstverleugnung, Aufopferung, die das Zusammenleben leicht machen, wüchsen sie empor, die verborgenen Kräfte der Seele, durch welche allein es möglich sei, ganz aufzugehen in eines Anderen Seele, tiefste Eintracht zu gewinnen.

Und so Herz an Herz und Hand in Hand gehe es sich leicht, wohin Gott führt, lebe es sich still und friedlich, reich und glücklich im Rahmen der eigenen Häuslichkeit.

„O Zauberwort, zu Hause."

Welch ein Hort in unserer hastenden Zeit, in dem Wirbel des Lebens und dem Kampf um's Dasein, der mehr oder weniger an einen jeden herantrete. Immer wieder darauf hinzuweisen, gelte es jetzt, wo der Sinn schwinde für die stille Poesie des Familienlebens. Geführt von trügerischen Irrlichtern, die über Moore der Weltlust gaukeln, entfliehe man den einfachen Freuden der Häuslichkeit, um in zerstreuenden Genüssen Abwechselung zu suchen, oft nur Verflachung und Zersplitterung zu finden. Und schlimmer noch. Zerstörende Einflüsse machten sich daran, das Familienleben zu untergraben. Von Westen her wehe ein neuer Geist; die alten Götter verspottend, kehre man den Penaten den Rücken, als lästig empfinde man jede Fessel, verlange in blinder Ichsucht schrankenloses Ausleben für die Rechte der eigenen Persönlichkeit, meinend, das Glück fände sich nur in der Ungebundenheit. Auch die Frau, unzufrieden mit dem Bestehenden, stimme mit ein in das allgemeine Feldgeschrei nach individueller Freiheit, fühle sich zu Höherem berufen, strebe heraus aus den engenden Schranken des Hauses.

Und doch liege wahre Freiheit allein in der inneren Gebundenheit an heilige Naturgesetze, die ihrer nicht spotten lassen, allein in Unterordnung unter selbstauferlegte Pflichten und in dem Ausleben seiner Eigenart in der Hingabe an Andere, an einen Anderen. Und das gelte besonders für die Frau. Ihre Welt sei und bleibe der eigene Heerd, die stille Häuslichkeit, das friedliche Heim. Und sie solle sich mahnen lassen durch den Dichter, der so wahr und tief und schön gesungen:

„Nicht rechten sollst Du mit Gottes Gedanken,
Wenn Dich das Schicksal bei Seite gestellt
Und mit des Hauses engenden Schranken
Verlegt die Ferne, verbaut die Welt.
Ist doch der Friede die Sehnsucht des Lebens,
Und wenn das Glück sich erhaschen läßt —
Auf schweifenden Wegen sucht man's vergebens,
Am Herdeswinkel, da hat's sein Nest." —

Und das sei wahr, gewißlich wahr.

Nur eines dürfe nicht übersehen werden: Nicht nur ein warmes Nestchen für eigenes stilles Lebensglück gelte es schaffen — ein **Haus** zu bauen sei jedes junge Paar berufen. Und jedes Haus bedeute auch nach Außen hin eine moralische und sittliche Unität, sei ein Mittelpunkt, von dem Wege ausstrahlen zum Verkehr mit der Außenwelt — dahin führend, wo das Leben der Menschheit pulsirt, an dem man theilnehmen müsse, sein Pflichttheil beitragend im Interesse für ihre Geschicke — von dort zurückbringend, was weckt und anspornt, von Fortschritt redet und immer höher gesteckten Zielen.

Kein stumpfes Eigenleben, — ein Austausch suchendes und förderndes Leben in und mit der Gesammtheit heiße es führen, im Bewußtsein der Zugehörigkeit zur großen Menschheitsfamilie.

Und dann schließt er:

„So ziehet denn hinaus aus dem Vaterhause, geliebte Kinder, gründet ein Heimwesen, bauet ein Haus. Aber nicht nur in Stein und Mörtel, im höheren Sinne laßt es aufgerichtet stehen, weithin sichtbar, auf der Höhe der Zeit ragend, mit stolzen Zinnen, — ein Haus, in dem, mit Verständnis für anderer Wesen und Art, die Treue zu baltischer Eigenart sich paart.

Fest gegründet sei es auf dem Fels des Glaubens, mit starken Mauern des Gottvertrauens, der Lebensfreudigkeit, des Pflichtbewußtseins und der Arbeits-

kraft. Hoch vom Thurme wehe die Fahne der Gastfreiheit, weit auf die Fenster und Thüren, um Licht und Aufklärung hereinzulassen, nur gegen das Böse und Schlechte die Riegel vorgeschoben und mit einem „hebe Dich weg" gescheucht von den Stufen.

Und über der Façade in unvergänglicher Schrift glänzend, laßt sie eingemeißelt stehen die Sprüche, welche wir uns einzuprägen suchten — vor Jahren zusammen herunterblickend auf des Professors Haus in der schönen deutschen Universitätsstadt:

Friede walte — Treue halte —
Liebe wohne — Freude lohne —
Arbeit wirke — Ehre ziere — Weisheit regiere!

Die Anwesenden aber fordere ich auf, mit mir das Glas zu erheben und in den Ruf einzustimmen, die jüngsten livländischen Häuser leben hoch, hoch und nochmals hoch."

„Sie leben hoch, sie leben hoch," stimmt die Jugend an und wiederholt drei Mal das Lied.

„Das war eine Rede, wie ich sie selten gehört!" sagt der Pastor und beugt sich zur Landräthin herab, um sein Glas an das ihre zu stoßen.

Mit bewegtem Lächeln dankt sie ihm.

Und mit glänzenden, in Thränen schimmernden Augen haben auch Erica und Inga auf den Vater geblickt, von dessen Lippen diese Worte wie ein Glaubensbekenntniß geklungen und der ihnen dies Lebensprogramm wahrhaft vorgelebt hat, als Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, der er immer gewesen, ein Vorbild für seine und alle Zeiten.

Und als sie mit ihren Gläsern zu ihm hinübergegangen, schließt er sie zärtlich in seine Arme und flüstert ihnen zu, mit zitternder Stimme:

„Gott sei mit Euch immer und überall! Werdet gute Frauen, wie Eure Mutter es gewesen, Glück und

Trost, Hülfe und Segen für Eure Gatten, meine lieben, lieben Mädchen."

Nachdem der Brautkranz abgetanzt, — Martha bekommt Inga's, eine von den Trostbergs Erica's Kranz, die Hüte Nix Dohmen und, was viel Heiterkeit erregt, der kleine Hans Donnerer, Großsohn des Pastors und Fechtbodist der Livonia, — und als nach Mitternacht das letzte Viertel des Mondes emporsteigt, da naht die Abschiedsstunde vom Mädchenleben.

Weinend umschlingen die jungen Frauen die lieben Eltern, tauschen in schwesterlicher Zärtlichkeit einen langen Kuß, und während sie hinausfahren in die, für die Jahreszeit selten milde Nacht und, im Arm der Liebe geborgen, die nassen Augen bald trocknen — beschließt ein bis zum hellen Morgen ausgedehnter, lustiger Ball die Derbitensche Hochzeit.

* * *

Auf dem Dünaburger Bahnhof in Riga herrscht an diesem Augusttage ein unbeschreibliches Durcheinander. An der Kasse, in den für den gesteigerten Verkehr ungenügenden Wartesälen und auf dem Perron schiebt und drängt es sich in fluthender Menschenwelle. Reisende hasten, Hunde bellen, gepäckbeladene Träger suchen sich, mehr dienstbeflissen als rücksichtsvoll, Durchgang zu schaffen, gilt es doch sich einen Platz in den, um diese Zeit an chronischem Ueberfülltsein leidenden, Waggons des 7 Uhr-Zuges zu sichern. Die Tausende von Sommerfrischlern aus Petersburg und dem Innern des Reichs, welche in den beliebten Badeorten des Rigaschen Strandes Erholung und Stärkung gesucht, strömen um diese Jahreszeit in Schaaren zurück in die Winterquartiere und in das Joch der Arbeit, und auch die einheimische academische Jugend muß den Ferien Valet sagen, zurück zu ihren Studien und Collegienheften.

So schimmern nicht wenige mehrfarbige Mützen,

cum laude gemacht, ein fixer Junge, Grütze im Kopf, Haare auf den Zähnen."

„Kurz, ein Monstrum," witzelt einer, während Theren im Abgehen hinzusetzt:

„Reitet brillant, schießt famos und zog schon als Secundaner eine Terz, die sich zeigen konnte."

„Ob Du nicht bei dem Stunden nimmst, Zeus?" Der so mit seinem Spitznamen Gerufene, in Wirklichkeit Hans Donnerer getauft, ist ein schmächtiges Kerlchen, der aussieht wie ein Tertianer, und die Zielscheibe vieler Witze und Neckereien seitens seiner Kameraden ist, die sein etwas albernes Wesen und gutmüthiges Lachen immer wieder zu dergleichen anregt.

„Mir scheint, man müßte dem Ecken, wenn er für ritterliche Künste Sinn und Interesse hat, rathen, lieber in eine andere Corporation einzutreten.

In der Livonia wird man ja nächstens alle Duell=pistolen in feierlicher Prozession dem Rector magnifici überreichen, auf daß er ruhig schlafen könne, nachdem er sie in den Embach geworfen, da, wo er am tiefsten ist."

Ein brünetter, hagerer Jüngling mit geröthetem, aufgedunsenem Gesicht und verschwommenen Augen hat diese Worte ziemlich scharf gesprochen, Gebhard dabei mit ironischen Blicken streifend.

„Rappiere sind auch nicht mehr in Gebrauch, schmücken nur noch, verrostet, die Wände, oder wenn sie allzu blut=gierige Gelüste in uns halbfromm gewordenen Seelen erwecken, entzieht man sie ganz unseren Augen, wirft sie auf den Ofen, wie ausgefallene Zähne."

„So schrei doch hurrah, Knirpschen, das ist ja noch viel vortheilhafter für dich. Ein Rappier ist ja länger als Du und Fechten ist nun einmal nicht Deine Force, Du Herculeschen," neckt einer.

„Denke doch, dann giebt es keinen obligatorisch zu besuchenden Fechtboden mehr, der wird doch natürlich abgeschafft! — Strafgelder für Nichterscheinen fallen

weg — höchst angenehm für winzige Taschchen! — und blau-grüne Flecken braucht man sich nicht mehr auszupflegen.

Ueberhaupt, dann kämpft man nur noch mit den Waffen des Geistes. Paß ordentlich auf, Vater der Minerva, damit Du gleich verstehst, wie man das macht, wenn die große Schlacht losgeht. Also Du nimmst Deinen Geist, als wie ein Schwert in Deine starke Rechte — manchmal nicht ganz leicht auszuführen, wenn nämlich der Geist zu winzig ist oder durch Abwesenheit glänzt — dann in Positur gestellt. Arm hoch, Kopf zurück und auf den gegnerischen Geist — auch nicht immer gleich zu finden, losgehauen, bis . . . ja, Senior, wie macht man's dann? was entscheidet den Sieg?"

Gebhard, der neben Riesen am Fenster steht, wendet sich halb um und über die Schulter giebt er zurück:

„Ulkt nur ruhig weiter, es geht auch ohne mich." Halblaut zu Riesen, setzt er hinzu:

„Bei Eschmann ist die Blechfabrication wieder in vollem Gange."

„Na, ohne tüchtigen Abschiedstrunk im Klosterkeller wird er die Reise wohl nicht angetreten haben und die Witze entsprachen denn auch seiner Verfassung. — Oho! da läutet's schon zum zweiten Male — Max vergißt notorisch das Mitfahren."

Riesen lehnt sich weit zum Feuster hinaus, um den Perron besser zu überblicken.

„Ah, da kommt er. Sieht nett aus, der Ecken, wenn er es ist, der neben ihm hergeht."

Seine Gymnasiastenmütze höflich lüftend, betritt der Genannte das Coupé und wird durch Max Theren mit den Insassen bekannt gemacht.

„Rehburg." — Molten. — Rehburg — Donnerer. — Rehburg."

„Noch einer? Mein Himmel, welch eine Anstrengung

für das Gedächtniß. Kann man die Herren nicht numeriren, wie die Fürsten Reuß?"

„Ist nicht nöthig, sind sehr verschieden — Riesen."

Ueberrascht blickt Ecken zu der Reckengestalt empor — „und noch ein Rehburg, Gebhard."

„Der Senior der Livonia!" denkt Ecken und grüßend haftet sein Blick auf dem edelschönen Gesicht vor ihm, das mit freimüthigem Ausdruck den zukünftigen Corpsbruder mustert und mit einigen freundlichen Worten in ihrer Mitte willkommen heißt.

Gleich darauf setzt sich der Zug in Bewegung. „Kusch Dich, Arno!" Auch Ecken's Hund, ein schöner, langhaariger Setter, macht Bekanntschaft, aber knurrende, mit den verschiedenen, unter die Bänke verwiesenen Cäsar's und Billi's, und es muß mit Zuruf und Hetzpeitsche unter den Vierfüßlern Frieden gestiftet werden. Die Besitzer machen gegenseitig sich Complimente über ihre Köter, und damit ist gleich das Eis gebrochen, und ein ausgiebiges Thema für die Unterhaltung gefunden. Das lebhaft hin und her gehende Gespräch, in welchem viel von Enten und Hasenjagd, Lancaster-Doppellauf, Hunderassen, Dressur u. s. w. die Rede gewesen, unterbricht der Eintritt des Conducteurs und bald verkündet ein Pfiff der Lokomotive die Nähe einer Station.

„An Kurtenhof und Uexküll sind wir schon vorbei gefahren, also wird dies Oger sein. Hurrah! Buffet!" ruft Riesen.

„Macht, daß Ihr schleunigst herauskommt, ihr Füchse in spe, und schafft einen Korb Bier herein. Ergreift auch ein paar Pullen Rothwein, dann trinken wir gleich einen Begrüßungsschluck mit Ecken."

Bei diesen Worten zieht er gutmüthig lächelnd ein Portemonnaie hervor, dessen Dimensionen seinem Wuchs, seinem Wechsel und seiner Freigebigkeit entsprechen.

„Da habt Ihr den Mammon dazu, aber laßt ihn Euch nicht wegstibitzen — Taschendiebe giebt's überall!"

Max und Ecken stürzen ab und kehren nach kurzer Zeit, an dem Gewünschten schwer tragend, zurück.

„Na, und nun noch einmal in den Wartesaal, das Holen müßt Ihr Euch rechtzeitig angewöhnen — und einen tüchtigen Haufen Butterbröde und Zieschen mitgebracht, — sind ja berühmt gut hier! — die dürfen nicht fehlen.“

Riesen entkorkt den Bordeaux und nimmt einen kräftigen Schluck.

„Ganz trinkbar! Nun Prosit, Ecken — auf gute Kameradschaft.“

Auch die Andern schütteln ihm freundlich die Hand.

„Und nun los, einen Cantus angestimmt!

Magister cantandi, walte Deines Amtes. Nimm diesen Stock zum Dirigiren und gieb den Ton an!“

„Lustig zieht der Bursch durch's Leben
Wie das Schicksal ihm auch droht,“

klingt es aus den jungen Kehlen.

„Beim Gesang und Saft der Reben
Pfeift er auf des Lebens Not.“

Lied folgt auf Lied, dann hält der Zug in Ringmundshof, und Alles beobachtet die Einsteigenden.

„Richtig, da sind die Brüder Feldten. Wollen wir noch etwas zusammenrücken, dann können sie doch hier herein.“

In Römershof hat noch einmal Riesen's großer Geldbeutel einen Korb Bier zur Weiterfahrt spendiert, nachdem man sich an Ort und Stelle mit allerlei Eßbarem gestärkt hat, und rasselnd dampft der Zug seinem Ziele entgegen.

Die Dunkelheit ist hereingebrochen, und da zum Ausstrecken und bequemen Schlafen nicht genügend Raum vorhanden, so plaudert man munter weiter, reißt Witze, erzählt Anekdoten, bis einer die Bemerkung macht: „Tiefenthal müßte doch wohl hier in der Nähe sein und würde wahrscheinlich auf der nächsten Station einsteigen.“

„Nein!" kann Max zurechtstellen. „Als er vor 10 Tagen Therenhof verließ, wollte er in's Oberland und wird erst von Dünaburg aus die Bahn benutzen, womit aber nicht gerade gesagt ist, daß es schon in dieser Nacht sein wird."

„Dafür wird aber Erich," — — „Noch ein Rehburg, daß Du es gleich weißt" — raunt Max Ecken zu, „um es Dir leichter zu machen, Nr. 5, übrigens der Doctor genannt, weil er Medicin studirt und etwas Docirendes an sich hat."

Unterdessen hat Gebhard hinzugesetzt:

„Bestimmt zu uns stoßen. Wir besprachen es schon so in Derbiten, von wo er durch's Land direct in diese Gegend fuhr. Er wollte, während wir in Riga waren, im X.'schen Doktorat einen Freund besuchen. Ihr kennt ja den traurigen Fall mit — ach so, Max und Ecken werden wohl kaum davon gehört haben. Erich's bester Freund wurde voriges Jahr in einem Duell von einem Kurländer schwer verwundet.

Monatelang schwebte Fahlberg in Lebensgefahr, und man zweifelte endlich an seinem Aufkommen.

Erich hat ihn mit größter Aufopferung gepflegt, dem Tode seine Beute förmlich abgerungen, aber Eins konnte er nicht verhindern — der Arm blieb steif. Namenlose Schmerzen hat Fahlberg aushalten müssen, und nicht nur physische, auch seelische Qualen marterten ihn, die den kaum 25 jährigen grau gemacht haben.

Er stand vor seinem letzten Examen, aber mit der Chirurgie, die er zur Specialität erwählt, war es natürlich vorbei; 5 Jahre schweren, gewissenhaftesten Studiums waren verloren. Ganz von vorn hieß es anfangen, irgend ein anderes Brodfach wählen, um seine Mutter, die als Wittwe fast mittellos zurückgeblieben, zu unterstützen, eine ganze Reihe jüngerer Geschwister zu erziehen.

Unerträgliche Nervenschmerzen waren von der Ver=

wundung nachgeblieben, erschwerten ihm das Studium, und da hatte er sich in seiner desperaten Stimmung dem Morphium ergeben. Erich war sehr besorgt um ihn. Wie er mir in Derbiten erzählte, hatten die letzten Briefe hoffnungslos verzweifelt geklungen, und Erich fuhr zu ihm, um ihm Muth zuzusprechen — vor allem ihn zu einer Anti-Morphiumkur zu überreden. Dieses furchtbare Gift lähmt schließlich jede Energie, tötet Wille und Thatkraft.

Möchte es ihm gelungen sein, Fahlberg moralisch so weit aufzurichten, daß er sich dazu entschließt. Er war so ein netter, tüchtiger, strebsamer Mensch, vor dem das Leben vielverheißend lag."

Als der Zug in Kokenhusen hält, treten die verschiedenen Rehburg's an die Fenster des Waggons und erblicken ihren Vetter Erich, der gerade aus dem Stationsgebäude tritt. Gebhard und Edwin gehen ihm entgegen.

„Er sieht ja ganz verstört aus," sagt Letzterer, fragend zu Gebhard aufsehend, den eine plötzliche Eingebung schon die ganze Wahrheit ahnen läßt.

„Wenn Fahlberg sich nur kein Leid angethan hat," denkt er.

Seine schlimme Befürchtung bestätigt sich.

In einem Anfall tiefer Melancholie hat sich, am Tage vorher, Fahlberg das Leben genommen.

In einem Brief an die Seinigen hat er sie um Verzeihung gebeten — er hoffe, gute Menschen würden für sie sorgen, besser, als er es zu thun vermocht. Nach Dorpat zurückkehren, noch einmal 6 Jahre angestrengt studiren — dazu sei er zu müde. Er fühle sich am Ende seiner Kraft. Uebermenschliche Leiden habe er ertragen müssen, der Dämon der Morphiumsucht habe ihn übermannt, und er habe nicht mehr die Energie, ihm zu widerstehen.

Wie Wahnsinn kralle es sich in sein Hirn, sein

Leben sei eben verpfuscht, und besser sei es ein Ende zu machen, so rasch als möglich, — je früher, desto besser."

„Wie furchtbar, Erich! Und Du konntest es nicht verhindern?"

„Nein, — obgleich ich es kommen sah. Die Willenskraft war gebrochen, der Glaube an Glück und Fortkommen erschüttert."

Mit voller Theilnahme, ja Ergriffenheit, haben auch alle Andern Erich's Bericht gelauscht, der mit den Worten schließt: „O diese unseligen Duelle! Wie viel Elend und Jammer haben sie im Gefolge, denn das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Nicht genug, daß sie junge, hoffnungsreiche Leben, welche vielleicht ihrem Lande, der ganzen Menschheit Nutzen gebracht hätten, vorzeitig enden, in weitere Kreise hinein tragen sie unsäglichen Kummer, unberechenbares Leid. Hättet Ihr Fahlberg's arme Mutter gesehen. Nie werde ich den Ausdruck vergessen, mit dem sie an seiner Leiche kniete, nie! Und all' dieses Herzeleid, all die Seelenpein — wofür? das Glück und der Frieden einer Familie zerstört — weßhalb? Einem Phantom, einem Vorurtheil zu Liebe, einem Nichts!"

„Einem Nichts? — die Ehre ein Nichts?" wirft Ecken lebhaft ein: — das sagen Sie doch nicht im Ernst, Herr von Rehburg!"

„Sie müssen mich recht verstehen, Herr von Ecken, auch mir ist die rechte Mannesehre heilig, zu heilig als daß ein Jeder, z. B. im Zustand einer gewissen Unzurechnungsfähigkeit, in Folge maaßloser Erregung oder Trunkenheit ihr nahe treten könnte. Aber die Begriffe werden gewöhnlich nicht streng genug auseinandergehalten. Für mich sind es zwei ganz verschiedene Dinge — die Ehre und der point d'honneur, diese construirte Standesehre, aus welcher die sogenannte Gesellschaft sich das Recht nimmt, nach einem selbstgegebenen Kodex zu unterscheiden zwischen Ehre vor Gott und vor den Menschen, zwischen

Christenehre und Gesellschaftsehre. Jeder Mensch hat eine persönliche Ehre, keinem darf man sie absprechen, — die Standesehre aber gilt nur für wenige, findet in dem Satisfactionsfähig oder -unfähig ihre Grenzen.

Und meistens ist es nur dies Phantom der Ehre, welches bei Studentenduellen in Frage kommt, und weil ihretwegen jährlich ein Paar zum Krüppel gemacht werden, wenn nicht viel Schlimmeres geschieht, junge Augen sich vor der Zeit schließen — so darf man wohl mit Recht sagen — um Nichts!"

„Erich hat ganz recht," läßt sich der ältere Feldten vernehmen. „Es kommt gerade darauf an, daß man immer wieder die Consequenzen zieht, den Muth hat, den Finger gerade auf den wunden Punkt zu legen, und es sich einmal klar macht: — dem Moloch einer falschen Ehre wirft man erbarmungslos die eigenen Kinder hin, weil man es nicht wagt, ihm die gierige Zunge, die giftigen Zähne auszureissen. Immer nur Protest in Worten, nach dem Geschehenen, keine That. Und warum? wo doch schon längst so Viele das Thörichte, Schädliche dieses Point d'honneur erkannt haben, Wandel verlangen, — warum? weil immer und überall noch bewußtes und unbewußtes Festhalten an privilegirten Phrasen, an concessionirten Irrthümern, an conventionellen Lügen regiert. „Kein Flecken darf auf den blanken Schild der Ehre fallen." „Das Ehrgefühl käme auf den Hund." „Der Feigheit würde Vorschub geleistet." Auch solche Schlagworte, Redensarten, die von denen nachgesprochen werden, welche nichts Neues annehmen, denken wollen — ich möchte fast sagen, zu denken vermögen. Die geistige Trägheit der Massen, einzig und allein sie ist Schuld, legt sich wie ein hemmender Schuh um das rollende Rad am Wagen des Fortschritts. Oder nehmen wir ein anderes Bild. Dieses Beharrungsvermögen der Massen, diese bequeme Indolenz, dieses Festhalten am Bestehenden verkörpert sich mir in einem

Und so Herz an Herz und Hand in Hand gehe es sich leicht, wohin Gott führt, lebe es sich still und friedlich, reich und glücklich im Rahmen der eigenen Häuslichkeit.

„O Zauberwort, zu Hause.“

Welch ein Hort in unserer hastenden Zeit, in dem Wirbel des Lebens und dem Kampf um's Dasein, der mehr oder weniger an einen jeden herantrete. Immer wieder darauf hinzuweisen, gelte es jetzt, wo der Sinn schwinde für die stille Poesie des Familienlebens. Geführt von trügerischen Irrlichtern, die über Moore der Weltlust gaukeln, entfliehe man den einfachen Freuden der Häuslichkeit, um in zerstreuenden Genüssen Abwechselung zu suchen, oft nur Verflachung und Zersplitterung zu finden. Und schlimmer noch. Zerstörende Einflüsse machten sich daran, das Familienleben zu untergraben. Von Westen her wehe ein neuer Geist; die alten Götter verspottend, kehre man den Penaten den Rücken, als lästig empfinde man jede Fessel, verlange in blinder Ichsucht schrankenloses Ausleben für die Rechte der eigenen Persönlichkeit, meinend, das Glück fände sich nur in der Ungebundenheit. Auch die Frau, unzufrieden mit dem Bestehenden, stimme mit ein in das allgemeine Feldgeschrei nach individueller Freiheit, fühle sich zu Höherem berufen, strebe heraus aus den engenden Schranken des Hauses.

Und doch liege wahre Freiheit allein in der inneren Gebundenheit an heilige Naturgesetze, die ihrer nicht spotten lassen, allein in Unterordnung unter selbstauferlegte Pflichten und in dem Ausleben seiner Eigenart in der Hingabe an Andere, an einen Anderen. Und das gelte besonders für die Frau. Ihre Welt sei und bleibe der eigene Heerd, die stille Häuslichkeit, das friedliche Heim. Und sie solle sich mahnen lassen durch den Dichter, der so wahr und tief und schön gesungen:

„Nicht rechten sollst Du mit Gottes Gedanken,
Wenn Dich das Schicksal bei Seite gestellt
Und mit des Hauses engenden Schranken
Verlegt die Ferne, verbaut die Welt.
Ist doch der Friede die Sehnsucht des Lebens,
Und wenn das Glück sich erhaschen läßt —
Auf schweifenden Wegen sucht man's vergebens,
Am Herdeswinkel, da hat's sein Nest." —

Und das sei wahr, gewißlich wahr.

Nur eines dürfe nicht übersehen werden: Nicht nur ein warmes Nestchen für eigenes stilles Lebensglück gelte es schaffen — ein Haus zu bauen sei jedes junge Paar berufen. Und jedes Haus bedeute auch nach Außen hin eine moralische und sittliche Unität, sei ein Mittelpunkt, von dem Wege ausstrahlen zum Verkehr mit der Außenwelt — dahin führend, wo das Leben der Menschheit pulsirt, an dem man theilnehmen müsse, sein Pflichttheil beitragend im Interesse für ihre Geschicke — von dort zurückbringend, was weckt und anspornt, von Fortschritt redet und immer höher gesteckten Zielen.

Kein stumpfes Eigenleben, — ein Austausch suchendes und förderndes Leben in und mit der Gesammtheit heiße es führen, im Bewußtsein der Zugehörigkeit zur großen Menschheitsfamilie.

Und dann schließt er:

„So ziehet denn hinaus aus dem Vaterhause, geliebte Kinder, gründet ein Heimwesen, bauet ein Haus. Aber nicht nur in Stein und Mörtel, im höheren Sinne laßt es aufgerichtet stehen, weithin sichtbar, auf der Höhe der Zeit ragend, mit stolzen Zinnen, — ein Haus, in dem, mit Verständnis für anderer Wesen und Art, die Treue zu baltischer Eigenart sich paart.

Fest gegründet sei es auf dem Fels des Glaubens, mit starken Mauern des Gottvertrauens, der Lebensfreudigkeit, des Pflichtbewußtseins und der Arbeits-

kraft. Hoch vom Thurme wehe die Fahne der Gastfreiheit, weit auf die Fenster und Thüren, um Licht und Aufklärung hereinzulassen, nur gegen das Böse und Schlechte die Riegel vorgeschoben und mit einem „hebe Dich weg" gescheucht von den Stufen.

Und über der Façade in unvergänglicher Schrift glänzend, laßt sie eingemeißelt stehen die Sprüche, welche wir uns einzuprägen suchten — vor Jahren zusammen herunterblickend auf des Professors Haus in der schönen deutschen Universitätsstadt:

Friede walte — Treue halte —
Liebe wohne — Freude lohne —
Arbeit wirke — Ehre ziere — Weisheit regiere!

Die Anwesenden aber fordere ich auf, mit mir das Glas zu erheben und in den Ruf einzustimmen, die jüngsten livländischen Häuser leben hoch, hoch und nochmals hoch."

„Sie leben hoch, sie leben hoch," stimmt die Jugend an und wiederholt drei Mal das Lied.

„Das war eine Rede, wie ich sie selten gehört!" sagt der Pastor und beugt sich zur Landräthin herab, um sein Glas an das ihre zu stoßen.

Mit bewegtem Lächeln dankt sie ihm.

Und mit glänzenden, in Thränen schimmernden Augen haben auch Erica und Inga auf den Vater geblickt, von dessen Lippen diese Worte wie ein Glaubensbekenntniß geklungen und der ihnen dies Lebensprogramm wahrhaft vorgelebt hat, als Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, der er immer gewesen, ein Vorbild für seine und alle Zeiten.

Und als sie mit ihren Gläsern zu ihm hinübergegangen, schließt er sie zärtlich in seine Arme und flüstert ihnen zu, mit zitternder Stimme:

„Gott sei mit Euch immer und überall! Werdet gute Frauen, wie Eure Mutter es gewesen, Glück und

Trost, Hülfe und Segen für Eure Gatten, meine lieben, lieben Mädchen."

Nachdem der Brautkranz abgetanzt, — Martha bekommt Inga's, eine von den Trostbergs Erica's Kranz, die Hüte Nix Dohmen und, was viel Heiterkeit erregt, der kleine Hans Donnerer, Großsohn des Pastors und Fechtbodist der Livonia, — und als nach Mitternacht das letzte Viertel des Mondes emporsteigt, da naht die Abschiedsstunde vom Mädchenleben.

Weinend umschlingen die jungen Frauen die lieben Eltern, tauschen in schwesterlicher Zärtlichkeit einen langen Kuß, und während sie hinausfahren in die, für die Jahreszeit selten milde Nacht und, im Arm der Liebe geborgen, die nassen Augen bald trocknen — beschließt ein bis zum hellen Morgen ausgedehnter, lustiger Ball die Derbitensche Hochzeit.

* * *

Auf dem Dünaburger Bahnhof in Riga herrscht an diesem Augusttage ein unbeschreibliches Durcheinander. An der Kasse, in den für den gesteigerten Verkehr ungenügenden Wartesälen und auf dem Perron schiebt und drängt es sich in fluthender Menschenwelle. Reisende hasten, Hunde bellen, gepäckbeladene Träger suchen sich, mehr dienstbeflissen als rücksichtsvoll, Durchgang zu schaffen, gilt es doch sich einen Platz in den, um diese Zeit an chronischem Ueberfülltsein leidenden, Waggons des 7 Uhr-Zuges zu sichern. Die Tausende von Sommerfrischlern aus Petersburg und dem Innern des Reichs, welche in den beliebten Badeorten des Rigaschen Strandes Erholung und Stärkung gesucht, strömen um diese Jahreszeit in Schaaren zurück in die Winterquartiere und in das Joch der Arbeit, und auch die einheimische academische Jugend muß den Ferien Valet sagen, zurück zu ihren Studien und Collegienheften.

So schimmern nicht wenige mehrfarbige Mützen,

die Corporationen der Dörptschen Universität kennzeichnend, aus dem Knäuel hervor, der sich vor den Eingängen zu den Waggons ballt.

Es ist ein Grüßen nach rechts und links, Witzworte fliegen hin und her.

„Ich schlage vor, die Riga-Dünaburger Eisenbahn in I. Baltische Fabrik für Häringsconserven umzutaufen," sagt mit empörtem Augenaufschlag ein älterer Landsmann der Livonia und reibt sich mit vorwurfsvollem Umsehen den Ellenbogen. „Ich möchte wohl gern wissen, wessen steinhartes Gerippe ich da eben zu fühlen bekommen habe — ein Wunder, daß der Knochen heil geblieben ist! — um dem betreffenden Subjekt wenigstens noch nachträglich einen kleinen liebevollen Fluch nachzusenden."

„Fluchen ist ganz uncommentmäßig, Carlos, lern' es einmal doch," neckt ein Anderer.

„Ach, laß mich zufrieden! Du hast gut reden, bist gepolstert wie ein Daunenkissen und knapp vier Fuß sechs Zoll hoch — Du kommst natürlich unbeschadet überall hin, kriechst ja einem normalen Menschen unter den Armen durch."

„Wie ich aber meine 6 Fuß unterbringen werde, ist bei obliegenden Umständen wirklich eine äußerst kritische Frage," meint eine gutmüthige Stimme, in der wir Graf Riesen's sonoren Baß erkennen.

„Das ist ja heute die reine Völkerwanderung und wenn auch reichlich die Hälfte begleitende Verwandtschaft ist, es bleibt noch genug zweibeinige Bagage nach, die mitwill! — Ah, endlich werden die Waggonthüren geöffnet, schnell hinein, Du Knirps, und einen Abtheil erobert."

Es ist wirklich die reine Steeple-chase um Plätze, doch gelingt es den raschen Bewegungen und jungen kräftigen Armen sich mit Handgepäck und Hunden unterzubringen.

„Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr," citirt einer.

„Mit dem Ausstrecken sieht es aber ganz faul aus," meint der Carlos Genannte. „Wißt Ihr, mir scheint, wir hätten doch besser daran gethan, uns via Engelhardshof und Stackeln der geliebten Alma mater in die Arme zu werfen."

„Thorheit, Eschmann," widerspricht ein Vierter. „Hör nur, wie der Regen auf's Waggondach trommelt und an die Fensterscheiben klatscht, so ein richtiger Bindfadenregen. Ich finde, wir können höchst zufrieden sein, bei dem Wetter nicht 24 Stunden im offenen Postwagen verbringen zu müssen, wie im vorigen Herbst."

„Ja, das war wirklich nicht schön. Aufgeweicht wie ein Schwamm und zuletzt nichts mehr Trockenes zum Wechseln. Da sitzt man lieber etwas eng, hat aber ein wasserdichtes Dach über dem Kopfe. Die Militärs verlassen uns wohl in Uexküll und Kurtenhof und da bekommen wir etwas mehr Raum."

„Optimist, dafür steigen doch wieder auf den nächsten Stationen Sommerfrischler ein und mehrere Commilitonen."

„In Ringmundshof sicher die Brüder Feldten und verschiedene Curonen," äußert Riesen. „Uebrigens, wo ist von der Ecken? Du sagtest doch gestern, er wolle sich uns anschließen."

„Ja, wir besprachen es so. Merkwürdig, daß er noch nicht da ist. Ich werde auf den Perron gehen, ihn abfassen. Bitte, Riesen, Du mit Deiner Doppelgröße, halte meinen Platz frei."

„Netter Junge, dieser Ecken?" fragt Eschmann. „Wünschenswerthe Acquisition für die Livonia, was?"

„Ich denke wohl," erwidert Max. „Wir waren zusammen in Birkenruh. Abiturium mit 17 Jahren

cum laude gemacht, ein fixer Junge, Grütze im Kopf, Haare auf den Zähnen."

„Kurz, ein Monstrum," witzelt einer, während Theren im Abgehen hinzusetzt:

„Reitet brillant, schießt famos und zog schon als Secundaner eine Terz, die sich zeigen konnte."

„Ob Du nicht bei dem Stunden nimmst, Zeus?" Der so mit seinem Spitznamen Gerufene, in Wirklichkeit Hans Donnerer getauft, ist ein schmächtiges Kerlchen, der aussieht wie ein Tertianer, und die Zielscheibe vieler Witze und Neckereien seitens seiner Kameraden ist, die sein etwas albernes Wesen und gutmüthiges Lachen immer wieder zu dergleichen anregt.

„Mir scheint, man müßte dem Ecken, wenn er für ritterliche Künste Sinn und Interesse hat, rathen, lieber in eine andere Corporation einzutreten.

In der Livonia wird man ja nächstens alle Duell=pistolen in feierlicher Prozession dem Rector magnifici überreichen, auf daß er ruhig schlafen könne, nachdem er sie in den Embach geworfen, da, wo er am tiefsten ist."

Ein brünetter, hagerer Jüngling mit geröthetem, aufgedunsenem Gesicht und verschwommenen Augen hat diese Worte ziemlich scharf gesprochen, Gebhard dabei mit ironischen Blicken streifend.

„Rappiere sind auch nicht mehr in Gebrauch, schmücken nur noch, verrostet, die Wände, oder wenn sie allzu blut=gierige Gelüste in uns halbfromm gewordenen Seelen erwecken, entzieht man sie ganz unseren Augen, wirft sie auf den Ofen, wie ausgefallene Zähne."

„So schrei doch hurrah, Knirpschen, das ist ja noch viel vortheilhafter für dich. Ein Rappier ist ja länger als Du und Fechten ist nun einmal nicht Deine Force, Du Herculeschen," neckt einer.

„Denke doch, dann giebt es keinen obligatorisch zu besuchenden Fechtboden mehr, der wird doch natürlich abgeschafft! — Strafgelder für Nichterscheinen fallen

weg — höchst angenehm für winzige Täschchen! — und blau-grüne Flecken braucht man sich nicht mehr auszupflegen.

Ueberhaupt, dann kämpft man nur noch mit den Waffen des Geistes. Paß ordentlich auf, Vater der Minerva, damit Du gleich verstehst, wie man das macht, wenn die große Schlacht losgeht. Also Du nimmst Deinen Geist, als wie ein Schwert in Deine starke Rechte — manchmal nicht ganz leicht auszuführen, wenn nämlich der Geist zu winzig ist oder durch Abwesenheit glänzt — dann in Positur gestellt. Arm hoch, Kopf zurück und auf den gegnerischen Geist — auch nicht immer gleich zu finden, losgehauen, bis . . . ja, Senior, wie macht man's dann? was entscheidet den Sieg?"

Gebhard, der neben Riesen am Fenster steht, wendet sich halb um und über die Schulter giebt er zurück:

„Ulkt nur ruhig weiter, es geht auch ohne mich." Halblaut zu Riesen, setzt er hinzu:

„Bei Eschmann ist die Blechfabrication wieder in vollem Gange."

„Na, ohne tüchtigen Abschiedstrunk im Klosterkeller wird er die Reise wohl nicht angetreten haben und die Witze entsprachen denn auch seiner Verfassung. — Oho! da läutet's schon zum zweiten Male — Max vergißt notorisch das Mitfahren."

Riesen lehnt sich weit zum Feuster hinaus, um den Perron besser zu überblicken.

„Ah, da kommt er. Sieht nett aus, der Ecken, wenn er es ist, der neben ihm hergeht."

Seine Gymnasiastenmütze höflich lüftend, betritt der Genannte das Coupé und wird durch Max Theren mit den Insassen bekannt gemacht.

„Rehburg." — Molten. — Rehburg — Donnerer. — Rehburg."

„Noch einer? Mein Himmel, welch eine Anstrengung

für das Gedächtniß. Kann man die Herren nicht numeriren, wie die Fürsten Reuß?"

„Ist nicht nöthig, sind sehr verschieden — Riesen."

Ueberrascht blickt Ecken zu der Reckengestalt empor — „und noch ein Rehburg, Gebhard."

„Der Senior der Livonia!" denkt Ecken und grüßend haftet sein Blick auf dem edelschönen Gesicht vor ihm, das mit freimüthigem Ausdruck den zukünftigen Corpsbruder mustert und mit einigen freundlichen Worten in ihrer Mitte willkommen heißt.

Gleich darauf setzt sich der Zug in Bewegung. „Kusch Dich, Arno!" Auch Ecken's Hund, ein schöner, langhaariger Setter, macht Bekanntschaft, aber knurrende, mit den verschiedenen, unter die Bänke verwiesenen Cäsar's und Billi's, und es muß mit Zuruf und Hetzpeitsche unter den Vierfüßlern Frieden gestiftet werden. Die Besitzer machen gegenseitig sich Complimente über ihre Köter, und damit ist gleich das Eis gebrochen, und ein ausgiebiges Thema für die Unterhaltung gefunden. Das lebhaft hin und her gehende Gespräch, in welchem viel von Enten und Hasenjagd, Lancaster-Doppellauf, Hunderassen, Dressur u. s. w. die Rede gewesen, unterbricht der Eintritt des Conducteurs und bald verkündet ein Pfiff der Lokomotive die Nähe einer Station.

„An Kurtenhof und Uexküll sind wir schon vorbei gefahren, also wird dies Oger sein. Hurrah! Buffet!" ruft Riesen.

„Macht, daß Ihr schleunigst herauskommt, ihr Füchse in spe, und schafft einen Korb Bier herein. Ergreift auch ein paar Pullen Rothwein, dann trinken wir gleich einen Begrüßungsschluck mit Ecken."

Bei diesen Worten zieht er gutmüthig lächelnd ein Portemonnaie hervor, dessen Dimensionen seinem Wuchs, seinem Wechsel und seiner Freigebigkeit entsprechen.

„Da habt Ihr den Mammon dazu, aber laßt ihn Euch nicht wegstibitzen — Taschendiebe giebt's überall!"

Max und Ecken stürzen ab und kehren nach kurzer Zeit, an dem Gewünschten schwer tragend, zurück.

„Na, und nun noch einmal in den Wartesaal, das Holen müßt Ihr Euch rechtzeitig angewöhnen — und einen tüchtigen Haufen Butterbröde und Zieschen mitgebracht, — sind ja berühmt gut hier! — die dürfen nicht fehlen."

Riesen entkorkt den Bordeaux und nimmt einen kräftigen Schluck.

„Ganz trinkbar! Nun Prosit, Ecken — auf gute Kameradschaft."

Auch die Andern schütteln ihm freundlich die Hand.

„Und nun los, einen Cantus angestimmt!

Magister cantandi, walte Deines Amtes. Nimm diesen Stock zum Dirigiren und gieb den Ton an!"

„Lustig zieht der Bursch durch's Leben
Wie das Schicksal ihm auch droht,"

klingt es aus den jungen Kehlen.

„Beim Gesang und Saft der Reben
Pfeift er auf des Lebens Not."

Lied folgt auf Lied, dann hält der Zug in Ringmundshof, und Alles beobachtet die Einsteigenden.

„Richtig, da sind die Brüder Feldten. Wollen wir noch etwas zusammenrücken, dann können sie doch hier herein."

In Römershof hat noch einmal Riesen's großer Geldbeutel einen Korb Bier zur Weiterfahrt spendiert, nachdem man sich an Ort und Stelle mit allerlei Eßbarem gestärkt hat, und rasselnd dampft der Zug seinem Ziele entgegen.

Die Dunkelheit ist hereingebrochen, und da zum Ausstrecken und bequemen Schlafen nicht genügend Raum vorhanden, so plaudert man munter weiter, reißt Witze, erzählt Anekdoten, bis einer die Bemerkung macht: „Tiefenthal müßte doch wohl hier in der Nähe sein und würde wahrscheinlich auf der nächsten Station einsteigen."

„Nein!“ kann Max zurechtstellen. „Als er vor 10 Tagen Therenhof verließ, wollte er in’s Oberland und wird erst von Dünaburg aus die Bahn benutzen, womit aber nicht gerade gesagt ist, daß es schon in dieser Nacht sein wird.“

„Dafür wird aber Erich,“ — — „Noch ein Rehburg, daß Du es gleich weißt“ — raunt Max Ecken zu, „um es Dir leichter zu machen, Nr. 5, übrigens der Doctor genannt, weil er Medicin studirt und etwas Docirendes an sich hat.“

Unterdessen hat Gebhard hinzugesetzt:

„Bestimmt zu uns stoßen. Wir besprachen es schon so in Derbiten, von wo er durch’s Land direct in diese Gegend fuhr. Er wollte, während wir in Riga waren, im X.’schen Doktorat einen Freund besuchen. Ihr kennt ja den traurigen Fall mit — ach so, Max und Ecken werden wohl kaum davon gehört haben. Erich’s bester Freund wurde voriges Jahr in einem Duell von einem Kurländer schwer verwundet.

Monatelang schwebte Fahlberg in Lebensgefahr, und man zweifelte endlich an seinem Aufkommen.

Erich hat ihn mit größter Aufopferung gepflegt, dem Tode seine Beute förmlich abgerungen, aber Eins konnte er nicht verhindern — der Arm blieb steif. Namenlose Schmerzen hat Fahlberg aushalten müssen, und nicht nur physische, auch seelische Qualen marterten ihn, die den kaum 25 jährigen grau gemacht haben.

Er stand vor seinem letzten Examen, aber mit der Chirurgie, die er zur Specialität erwählt, war es natürlich vorbei; 5 Jahre schweren, gewissenhaftesten Studiums waren verloren. Ganz von vorn hieß es anfangen, irgend ein anderes Brodfach wählen, um seine Mutter, die als Wittwe fast mittellos zurückgeblieben, zu unterstützen, eine ganze Reihe jüngerer Geschwister zu erziehen.

Unerträgliche Nervenschmerzen waren von der Ver-

wundung nachgeblieben, erschwerten ihm das Studium, und da hatte er sich in seiner desperaten Stimmung dem Morphium ergeben. Erich war sehr besorgt um ihn. Wie er mir in Derbiten erzählte, hatten die letzten Briefe hoffnungslos verzweifelt geklungen, und Erich fuhr zu ihm, um ihm Muth zuzusprechen — vor allem ihn zu einer Anti-Morphiumkur zu überreden. Dieses furchtbare Gift lähmt schließlich jede Energie, tötet Wille und Thatkraft.

Möchte es ihm gelungen sein, Fahlberg moralisch so weit aufzurichten, daß er sich dazu entschließt. Er war so ein netter, tüchtiger, strebsamer Mensch, vor dem das Leben vielverheißend lag."

Als der Zug in Kokenhusen hält, treten die verschiedenen Rehburg's an die Fenster des Waggons und erblicken ihren Vetter Erich, der gerade aus dem Stationsgebäude tritt. Gebhard und Edwin gehen ihm entgegen.

„Er sieht ja ganz verstört aus," sagt Letzterer, fragend zu Gebhard aufsehend, den eine plötzliche Eingebung schon die ganze Wahrheit ahnen läßt.

„Wenn Fahlberg sich nur kein Leid angethan hat," denkt er.

Seine schlimme Befürchtung bestätigt sich.

In einem Anfall tiefer Melancholie hat sich, am Tage vorher, Fahlberg das Leben genommen.

In einem Brief an die Seinigen hat er sie um Verzeihung gebeten — er hoffe, gute Menschen würden für sie sorgen, besser, als er es zu thun vermocht. Nach Dorpat zurückkehren, noch einmal 6 Jahre angestrengt studiren — dazu sei er zu müde. Er fühle sich am Ende seiner Kraft. Uebermenschliche Leiden habe er ertragen müssen, der Dämon der Morphiumsucht habe ihn übermannt, und er habe nicht mehr die Energie, ihm zu widerstehen.

Wie Wahnsinn kralle es sich in sein Hirn, sein

Leben sei eben verpfuscht, und besser sei es ein Ende zu machen, so rasch als möglich, — je früher, desto besser."

„Wie furchtbar, Erich! Und Du konntest es nicht verhindern?"

„Nein, — obgleich ich es kommen sah. Die Willenskraft war gebrochen, der Glaube an Glück und Fortkommen erschüttert."

Mit voller Theilnahme, ja Ergriffenheit, haben auch alle Andern Erich's Bericht gelauscht, der mit den Worten schließt: „O diese unseligen Duelle! Wie viel Elend und Jammer haben sie im Gefolge, denn das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Nicht genug, daß sie junge, hoffnungsreiche Leben, welche vielleicht ihrem Lande, der ganzen Menschheit Nutzen gebracht hätten, vorzeitig enden, in weitere Kreise hinein tragen sie unsäglichen Kummer, unberechenbares Leid. Hättet Ihr Fahlberg's arme Mutter gesehen. Nie werde ich den Ausdruck vergessen, mit dem sie an seiner Leiche kniete, nie! Und all' dieses Herzeleid, all die Seelenpein — wofür? das Glück und der Frieden einer Familie zerstört — weßhalb? Einem Phantom, einem Vorurtheil zu Liebe, einem Nichts!"

„Einem Nichts? — die Ehre ein Nichts?" wirft Ecken lebhaft ein: — das sagen Sie doch nicht im Ernst, Herr von Rehburg!"

„Sie müssen mich recht verstehen, Herr von Ecken, auch mir ist die rechte Manneseehre heilig, zu heilig als daß ein Jeder, z. B. im Zustand einer gewissen Unzurechnungsfähigkeit, in Folge maaßloser Erregung oder Trunkenheit ihr nahe treten könnte. Aber die Begriffe werden gewöhnlich nicht streng genug auseinandergehalten. Für mich sind es zwei ganz verschiedene Dinge — die Ehre und der point d'honneur, diese construirte Standesehre, aus welcher die sogenannte Gesellschaft sich das Recht nimmt, nach einem selbstgegebenen Kodex zu unterscheiden zwischen Ehre vor Gott und vor den Menschen, zwischen

Christenehre und Gesellschaftsehre. Jeder Mensch hat eine persönliche Ehre, keinem darf man sie absprechen, — die Standesehre aber gilt nur für wenige, findet in dem Satisfactionsfähig oder -unfähig ihre Grenzen.

Und meistens ist es nur dies Phantom der Ehre, welches bei Studentenduellen in Frage kommt, und weil ihretwegen jährlich ein Paar zum Krüppel gemacht werden, wenn nicht viel Schlimmeres geschieht, junge Augen sich vor der Zeit schließen — so darf man wohl mit Recht sagen — um Nichts!"

„Erich hat ganz recht," läßt sich der ältere Feldten vernehmen. „Es kommt gerade darauf an, daß man immer wieder die Consequenzen zieht, den Muth hat, den Finger gerade auf den wunden Punkt zu legen, und es sich einmal klar macht: — dem Moloch einer falschen Ehre wirft man erbarmungslos die eigenen Kinder hin, weil man es nicht wagt, ihm die gierige Zunge, die giftigen Zähne auszureissen. Immer nur Protest in Worten, nach dem Geschehenen, keine That. Und warum? wo doch schon längst so Viele das Thörichte, Schädliche dieses Point d'honneur erkannt haben, Wandel verlangen, — warum? weil immer und überall noch bewußtes und unbewußtes Festhalten an privilegirten Phrasen, an concessionirten Irrthümern, an conventionellen Lügen regiert. „Kein Flecken darf auf den blanken Schild der Ehre fallen." „Das Ehrgefühl käme auf den Hund." „Der Feigheit würde Vorschub geleistet." Auch solche Schlagworte, Redensarten, die von denen nachgesprochen werden, welche nichts Neues annehmen, denken wollen — ich möchte fast sagen, zu denken vermögen. Die geistige Trägheit der Massen, einzig und allein sie ist Schuld, legt sich wie ein hemmender Schuh um das rollende Rad am Wagen des Fortschritts. Oder nehmen wir ein anderes Bild. Dieses Beharrungsvermögen der Massen, diese bequeme Indolenz, dieses Festhalten am Bestehenden verkörpert sich mir in einem

Lindwurm, der faul und satt auf der Heerstraße des Lebens liegt und jeden verschlingt, der sich allein an ihn heranwagt. Aber in geschlossener Phalanx heißt es immer wieder sich zum Angriff sammeln, aufrütteln muß man endlich die Menschheit aus ihrer Lethargie...“

„Dem stimme ich unbedingt bei,“ sagt Molten, „jeder von uns soll wenigstens dazu aufrufen, daß man den Kampf aufnimmt gegen die falsche Idee, den Irrthum, der in dieser Form des Sühnegedankens liegt. Als zukünftiger Pastor schreibe ich den Kampf gegen das Duell auf meine Fahne, und bin überzeugt, daß er von Erfolg gekrönt sein wird, daß es gelingen muß und wird, der Gesellschaft den Staar zu stechen und sie sehend zu machen für die Sünde gegen Gott und die Menschen, die sie begeht, wenn sie immer und immer wieder solche Blutthaten zuläßt.“

„Na, Ihr scheint mir ja hier so ziemlich alle Antiduellanten zu sein,“ sagt verwundert Ecken.

„Ich dachte, daß sich Vertreter dieses Standpunkts nur in verschwindender Anzahl unter den Dörptschen Studenten fänden.“

„Ich bitte Sie, mich jedenfalls aus diesem Sammelnamen auszuschließen,“ grunzt Eschmann, dem der reichliche Biergenuß die Stimme nicht gerade geklärt hat.

„Von jeher bin ich Antiduellant gewesen, unbedingt und aus voller Ueberzeugung!“ — Erich sagt es mit vibrirender Stimme. „Mit dem Eide, den ich als Arzt zu leisten haben werde, nehme ich es ernst und streng. Wo wir uns verpflichten, unter allen Umständen, Leben zu verlängern und zu retten, dürfen wir nicht einer Handlung zustimmen, welche zum Mindesten Körperverletzungen verschiedener Art zur Folge hat, wenn sie nicht in directe Todesgefahr bringt. Die Grundidee des Duells bleibt immerhin das „tödten wollen“ und dadurch richtet sie sich schon selbst, denn sie steht im Widerspruch zu einer sittlichen Forderung in uns, die da

will, daß das Leben des einzelnen Individuums geachtet werde."

„Absoluter Antiduellant bin ich nicht," äußert Paul Rehburg, — der vorhin als magister cantandi bezeichnete. „Aber ich lasse nur Schlägerduelle gelten. Mag immerhin etwas Gefahr dabei sein, sie sind Uebung, sie sind Kampf, meistens nur ein ganz gesunder Aderlaß für allzuhitziges Blut. Die Pistolenduelle sind aber entschieden ein Unfug."

„Ob es sich um Hieber oder um Pistolen handelt, ich finde, wir müssen mit unserer Zeit leben," mischt sich ein anderer Rehburg ein — „müssen ihre Forderungen erfüllen, können nicht von heute auf morgen alles auf den Kopf stellen. Noch regiert der point d'honneur in unseren Kreisen und das ist für mich maaßgebend."

„Aber andere Zeiten, andere Sitten," wirft der jüngere Feldten ein, „gewiß, wir müssen uns dem anpassen, was die Gegenwart fordert, aber mir sollen auch in die Zukunft schauen und für sie wirken. Auf jedem Gebiete denen, die nach uns kommen, die Pfade zum Besseren ebnen, den weiteren Fortschritt erleichtern, fördern, das dünkt mich ein Ziel, des Strebens werth, und das man nie aus den Augen verlieren sollte."

„Ich bin allmählich Antiduellant geworden," läßt sich wieder der ältere Feldten vernehmen. „Vier Jahre bin ich schon in Dorpat und sitze seit zweien im Ehrengericht. Da habe ich Material zu einer Art Statistik gesammelt und dies Facit gezogen: „unter 100 Fällen ist kaum ein Conflict wirklich ernst genug, um es zu rechtfertigen, daß zwei Menschenleben deßwegen auf's Spiel gesetzt werden. Eine Beleidigung der Ehre kann es gewiß geben — und zwar handelt es sich da meist um so subtile Dinge, daß wir mit Gesetzesparagraphen dagegen nicht auskommen, aber nicht um Nichtigkeiten sollte man ein Leben, mit dem man als fertiger Mensch vielleicht seiner ganzen Zeit, seinem Lande hätte nützen

können, in die Schanze schlagen, nicht im Leichtsinn sollte man es wagen, den Tod eines blühenden Lebens auf sein Gewissen zu laden. Aus einer gewissen Bravade oder zum bloßen Vergnügen beleidigen und dann losknallen oder losschlagen, das scheint mir denn doch die ganze Frage auf einen zu jugendlichen Standpunkt gestellt. Großes Kunststück Jemand anzurempeln und sich dabei noch sehr patent vorzukommen, — wo es doch ein so viel schwereres Stück ist, seine Zunge im Zaum zu halten und, bei jeder Gelegenheit, die Herrschaft über sich selbst, die kaltblütige Ruhe zu bewahren, an der jeder Angriff abprallt, wirkungslos.“ Jetzt erhebt auch Riesen die Stimme.

„Das ist ganz meine Meinung. Alles, was in die Kategorie des Raufboldthums verschlägt und zur Entartung des Sühnebegriffs führt, muß mit aller Kraft gezügelt werden, damit man nicht mit Recht sagen kann „Pack schlägt sich — Pack verträgt sich,“ aber im Uebrigen scheint es mir ganz unvereinbar mit den Anschauungen, welche in unseren Kreisen herrschen und in denen wir aufgewachsen sind, daß ein Edelmann ein Duell verweigert.“

„Das sagt Tiefenthal auch.“ Eschmann brummt's aus seiner Ecke heraus. Rasch, interessirt wendet Ecken sich ihm zu:

„Ist Graf Tiefenthal Duellant?“

„Ja, mit Leib und Seele. Je mehr Abfuhren, desto besser. In dem steckt doch noch frisch-froh-freies Burschenthum. Der verklausulirt nicht jede Miene und Bewegung mit allerlei tugendhaften Erwägungen, leidet nicht an Anwandlungen von moralischem Katzenjammer. Ich hoffe, Ecken, Sie treten auch auf unsere Seite. Wir werden ja schon förmlich erdrückt durch diese Sippe von frommen Brüdern, die ...“

„Nimm Dich in Acht, Eschmann,“ wirft Gebhard ein.

„Und Sie, Herr von Rehburg, wie stehen Sie zu der eben besprochenen Frage?“

Mit dem Ausdruck gespanntester Erwartung ruhen Ecken's kluge, hellblickende Augen auf Gebhard's schönem Gesicht, welches aufleuchtet, während er mit Feuer spricht:

„Meine Meinung wollen Sie wissen? Noch halte auch ich die gänzliche Abschaffung des Zweikampfs für eine Unmöglichkeit, aber so wahr und gewiß die große Menschheitsfamilie, langsam und allmählich, doch stetig, den Weg innerer Veredlung schreitet — mag es auch tausend Mal scheinen, als gehe es dazwischen abwärts mit ihr — so sicher und gewiß wird auch das Duell dereinst zu ihren überwundenen Kinderkrankheiten gehören, wie so Manches, woran sie lange siechte, wie die Inquisition mit ihrer Ketzerverbrennung, wie die Sclaverei mit ihrem Menschenhandel, wie die Kriege mit ihren Massenmorden.“

„Oho, das glauben Sie wirklich? Das ist weit gegangen!“

„Ja, und doch nur logisch. Auch dafür kommt einmal, wie für Alles, was sich überlebt hat, das letzte Stündlein. Erst in Einzelnen, dann in Vielen wird der Protest laut werden, und immer wieder scharf beleuchtet und streng verurtheilt, wird es klar erkannt werden, daß in der gesitteten Völkerfamilie man ebenso wenig Provinzen stiehlt, wie man, in bürgerlichen Verhältnissen, daran denkt, seinem Nachbar einen silbernen Löffel zu entführen. Man wird es empfinden und betonen, immer lauter nnd energischer, daß einige Fußbreit eroberten Landes die Opfer an vergossenem Menschenblut nicht werth sind, dies Blut von Gatten, Vätern, Söhnen und Brüdern. Je weiter wir zurücksehen in der Geschichte, desto weniger Werthschätzung besaß das Leben des Einzelnen, aber mit steigender Entwickelung achtet man mehr und mehr das einzelne Individuum, um der geistigen Schätze willen, die es in sich

tragen kann. Zum Kanonenfutter wird der Gebildete allmälich zu schade werden. Geistig hochstehende Menschen können ihrem Vaterlande in anderer Weise besser nützen.

Noch umstrahlt der Nimbus des Helden den Krieger, flammt jedoch erst das Kainszeichen auf der Stirne dessen, der unschuldig Blut vergossen hat — auf höheren Befehl ja, aber doch in eigener Verantwortung, denn zwingen kann uns schließlich keiner gegen unsere Ueberzeugung zu handeln — da wird der Wahn erkannt sein, der jetzt wie eine dunkle Binde über der Erkenntniß liegt, das Gewissen der Völker wird wach werden, um, wie jetzt das Einzelgewissen, laut zu rufen:

„Du sollst nicht tödten."

„Das ist sehr ideal gedacht," sagt Ecken, ein leicht ironisches Lächeln auf den Lippen, „aber es sind Utopien."

„Jeder von der Menschheit errungene Fortschritt ist erst eine Utopie gewesen, bis sie die Gestalt annahm, die Form gewann, welche sie den Zeitgenossen annehmbar machte. Wie vom Kriege, so auch vom Duell sagt man, es sei ein nothwendiges Uebel. Ein Uebel ja, aber kein nothwendiges, nur ein Nothbehelf, ein Rest von der Barbarei, die uns im Blute steckt, ein Ueberbleibsel aus der Zeit, wo man noch an Gottesurtheile glaubte und Alles schweigend zusah, wenn der Stärkere den Schwächeren besiegte. Und — wenn nicht nur reiner Zufall mitspielt — darauf kommt es meist auch jetzt noch heraus und ich sehe darin ein Hauptargument gegen die Duelle. Ob größere physische oder Nervenkraft, ich könnte noch sagen, ob größere Gewissensscrupel, fast immer wird der Zarterbesaitete unterliegen, einfach ein Opfer, nicht mehr ein im ehrlichen Kampfe gefallener Gegner sein. Und sobald dieser Fall eintrifft, ist es nicht mehr Sühne — sondern einfach Verbrechen."

Ecken's Lächeln hat sich verflüchtigt.

„Ja, von diesem Gesichtspunkte aus gesehen, läßt

sich gegen das Duell im Allgemeinen gewiß viel sagen, aber ganz einfach vom practischen Standpunkte betrachtet, werdet Ihr nicht zugeben, daß die Umstände jeden Einzelnen unter uns zwingen können, mit der Waffe in der Hand Rechenschaft zu verlangen für erlittene Beleidigung? Und nehmen wir gleich den ernstesten Fall, da wo es sich nicht nur um die eigene Ehre handelt, sondern um die einer uns nahestehenden Persönlichkeit, z. B. einer Frau, einer Schwester, einer Mutter. Das sind doch nicht Sachen, die man gleich an die Oeffentlichkeit zerrt, an die Gerichte bringt. Das sind eben Fälle, wo es heißt: „Entweder er oder ich muß aus der Welt, dieselbe Lebensluft können wir nicht athmen.“

„Können Sie sich nicht vorstellen, Herr von Ecken,“ mischt sich Erich in das Gespräch, „daß einmal eine Zeit kommen kann, in welcher man den Ehrendieb brandmarken und dem gleichstellen wird, welcher ein Heiligthum schändet. Schon allein eine größere Achtung vor der Majestät der Persönlichkeit würde es unmöglich machen, daß man in frevelhaftem Leichsinn wagt, die Ehre und die Würde eines Anderen anzutasten, und zu den Conflicten, die jetzt der Grund zu Forderungen sind, käme es einfach nicht!“

„Erich hat ganz recht,“ stimmt Gebhard lebhaft zu, „und es handelt sich hierbei nur um erzogene und unerzogene Reflexe. Und wie gut sie sich erziehen lassen, das sehen wir z. B. in England, welches den Begriff Gentleman geschaffen hat, eine Bezeichnung, durch die Jeder, der seine Würde und die Anderer zu achten weiß, ohne Unterschied des Standes für gesellschaftsfähig erklärt wird. Warum kommen sie dort ohne unsere Duelle aus? Weil im Privat- und öffentlichen Leben die Rücksicht im Verkehr mit anderen verlangt, von jung auf die Selbstbeherrschung als ein Hauptbestandtheil der Charakterbildung entwickelt wird und zugleich, in gesundem Sport, der Körper Gelegenheit findet die drängende

Jugendkraft in, nicht immer gefahrlosen, Wettkämpfen zu entfalten, zu stählen, doch ohne, daß sie in den persönlichen Angriff auf einen anderen ausartet. Es ist und bleibt einfach eine Erziehungssache und es fragt sich nur, wo man den Hebel ansetzen muß, um auch bei uns . . ."

„Ich hab's," ruft plötzlich Donnerer, der sich bis dahin ganz still verhalten hat.

„Was denn? — „So schrei' doch nicht so, unser Trommelfell platzt." „Soll am Ende noch Minerva Deinem Hirnschädel entspringen?"

„Hurrah, ich hab's," wiederholt frohlockend der Kleine, ohne auf die Bemerkungen seiner Kameraden zu achten, „ich hab' sie gefunden, die Möglichkeit mich auszustrecken und vielleicht zu schlafen, wenn Ihr Euch entschließen könntet, Eure Diskussion, z. B. auf den nächsten Convent, zu verlegen. Mir brummt schon der Schädel von Eurem Klugsprechen. Wein und Bier machen auch nur Anfangs wach."

Und plötzlich, die Schultern eines zunächst Sitzenden als Stützpunkt benutzend, schwingt er sich mit einer affenartigen Geschwindigkeit und Gelenkigkeit auf den Rand eines Gepäcknetzes — die darin untergebrachten Tschemodans fliegen den unter ihm sitzenden Kameraden auf die Knie und Füße, und seinen kleinen Körper streckend, ruft er triumphirend;

„So! eine Schiffshängematte ist ungefähr eben solch ein Nachtlager. Du, Max, sei mal so nett und gieb mir meinen Mantel, dann mache ich mir ein famoses Bett zurecht."

„Gar nicht so dumm, was der kleine Knirps sich ausgedacht hat," meint Riesen, dessen Statur ihm ein für alle Mal solche equilibristische Kunststückchen verbietet. „Schade, daß der Platz für mich zu eng ist, sonst würde ich ihn bald herausgeschmissen und mich hineinplacirt haben."

„Vom hohen Olymp herab ward uns die Freude,“ singt Donner. „Jetzt bin ich die Stimme aus der Höhe, die Worte der Weisheit redet. Alles schweige! Jeder neige ernsten Schnarchtönen nun sein Ohr.“

„Du da oben, halt's Mäulchen, respectire den Landesvater!“

„Er hat recht,“ lallt Eschmann, „genug disputirt, schnarchen wollen wir im Chor — versuchen wir zu schlafen, in Dünaburg muß man, so wie so, um 2 Uhr Nachts heraus.“

Es ist, als habe die Unterbrechung den Redefluß wirklich gehemmt, nur zwischen Ecken, Erich und Gebhard wird das Gespräch noch eine Zeitlang weitergeführt, dann verstummt es ganz. So gut es geht, versucht man einen Stützpunkt für den Kopf zu finden, sei es auf den Polstern, oder auf der Schulter der Zunächstsitzenden, und bald verfallen sie, einer nach dem Andern, in gesunden Schlaf, den auch das Rütteln und Rasseln, das häufige Durchlaufen der Conducteure nicht zu stören vermag. Nur Gebhard kann keinen Schlummer finden. Das eben geführte Gespräch hallt in ihm nach. So Manches fällt ihm ein, was er noch zur Bekräftigung seiner Behauptungen hätte sagen können, aber zugleich erfaßt ihn peinigender Zweifel.

Hat er Unrecht, und haben die anderen Recht, welche fragen: „Was rüttelst Du an Bestehendem, so so lange Du nichts Anderes, Besseres an die Stelle zu setzen weißt?“

Wie sagte doch Herr von Theren: „Einen schiefen Dachstuhl in's rechte Loth zu bringen ist sehr einfach, bei dem Duellwesen liegt die Sache denn doch complicirter. Veränderung kann ebenso schaden wie nützen. Ist er berechtigt, der Kampf, den er zu führen unternommen und besonders ist er nicht aussichtslos?

Er läßt sich vielleicht etwas aufhalten, der Strom, aber die Quellen rieseln fort und fort und untergraben die

10*

Dämme, die er aufgerichtet sehen möchte, Selbstzucht, Herrschaft über sich selbst.

Immer wieder erstehen ihm und der Idee, die er verficht, die Gegner durch den Zuzug, den jährlich zwei Mal die Schulen zur Universität entlassen, — solche Ecken's. Und wie soll da, wo vor Kurzem noch der Faustkampf sein Recht gehabt hat, nicht die blanke, gefährliche Waffe einen Nimbus haben. „Er führt eine brillante Klinge." „Er schießt meisterhaft." „Er hat so und so viele abgeführt." „Er hat so und so viele gefordert, ersch ..... nein, das gerade nicht, aber doch, bei allem Grauen und der versteckten Angst, es liegt ein prickelnder Reiz in der Gefahr, in dem Bewußtsein „Du hast Courage gezeigt, du hast nicht mit der Wimper gezuckt, als der Gegner die Pistole erhob oder den Säbel schwang." Jugendliche Unreife, alte Ueberlieferung. Von Alters her war es so Sitte, die Väter haben es auch so gemacht. Ja, ein Gewohnheitsrecht, stärker als das sittliche Gebot, welches jeder Mensch doch im eigenen Innern hört, wenn er darauf horcht. Wie lange ist es her, daß das Wort erklungen: „Kain, wo ist dein Bruder?" und das andere: „Liebet Euch untereinander," — und die Völker starren in Waffen, und die Kreuze richten sich auf über den Gräbern Getödteter und Gemordeter. Der blanke Schild der Ehre muß fleckenlos erhalten bleiben, auch auf Kosten eines fremden Lebens.

Der Gewissensschild des Christen mag dabei mit Blut bespritzt werden.

„Soll ich meines Bruders Hüter sein?" Gebhard läßt ein Fenster herab und athmet die schwere, weiche Luft ein.

Der Regen hat aufgehört, aber dunkle Wolken verhüllen den Himmel; es ist Nacht, sternenlose, undurchdringliche Finsterniß.

Nur dazwischen, wenn der Wind die Funken der Lokomotive nach dieser Seite weht, fliegt es wie ein

Sprühfeuer von leuchtenden Sternchen vorbei. Und das Leben hier auf Erden?!

Auch solche kleine Seelenflämmchen, die nur flüchtig eine dunkle Welt erhellen, unser Sein, unser Wollen zeigen? Was vermag der Einzelne? Es ist ihm nicht gegeben einzugreifen in die Speichen des Weltenrades, das, widerstandslos, vorwärts getrieben von höherer Gewalt, unser Schicksal und das Anderer mitnimmt — wohin? Rastlos eilt unser Leben dem dunklen Ungewissen zu; Kindheit, Jugend — sie fliehen vorüber, ein Zurück giebt es nicht, und da, in verschleierter Ferne, harrt unser aller der letzte Halt, — das Ende, — der Tod! —

Ist es die Nachtluft? sind es seine Gedanken? Gebhard schauert zusammen und schließt das Fenster. Wo ist sein stürmender Wagemuth geblieben? Licht erschien ihm sonst das Leben, hoffnungsreich, und jetzt, seit Derbiten, liegt es immer wieder auf ihm wie ein Druck, und plötzlich ist ihm, als lege sich eine bange Vorahnung, dunkel und schwer wie diese Augustnacht, auf seine Seele, — Alles, was sein glücksdurstiges Herz fiebernd arwartet und erhofft und erträumt, es wird keine Erfüllung finden.

Entmuthigung schlägt die schwarzen Fittiche um ihn und ungewiß, in Schatten gehüllt, liegt die Zukunft vor ihm.

Denn aber schämt er sich der Regung. Ein frohes Hoffen facht er in sich an, die trüben Nebel verscheucht er durch den Gedanken: „Und doch vermag der Einzelne viel, und das Wollen ist eine unbesiegbare Macht.“ Sein Leben, sein Glück heißt es selbst schmieden mit starker Hand, mit hellem Blick; Hindernisse überwinden, immer wieder, ohne den Muth zu verlieren, und wie ein junger Herkules goldene Hesperidenäpfel pflücken, die im Lichte der aufgehenden Sonne leuchten. Sie winken auch ihm.

* * *

Als die jungen Leute den großen Speisesaal des Bahnhofs in Dünaburg betreten, löst sich aus einer am Buffet stehenden Gruppe, an ihren Farben kenntlicher Curonen, eine hohe, elegante Gestalt.

Unter krausgelocktem, tiefbrünettem Haar eine gewölbte, aber niedrige Stirn, mit eigentümlich schräg zu den Schläfen hinaufgeführten dunklen Brauen, eine gerade Nase, ein festes Kinn, doch um den Mund liegt ein häßlicher Zug und die Augen haben unruhig flackernden Glanz. Trotzdem, alles in allem genommen, ein interessantes Gesicht und eine aristokratische Erscheinung. Der geöffnete helle Paletot läßt die Brust frei, und das Farbenband, welches sich darüber hinzieht, unterscheidet ihn von seinen Genossen, kennzeichnet ihn als Livonen. Das ist Max Theren's Vetter, Graf Wolfgang Tiefenthal. Mit einem etwas impertinenten Lächeln begrüßt er seine Landsleute.

„Guten Abend allerseits. Wie geht's, wie steht's, Max? War es amüsant in Derbiten? Waren wohl viele schöne Mädchenknospen da versammelt? Habt Ihr tüchtig die Cour geschnitten? Die Herzchen endgiltig verloren?" Ein lauernder Blick aus seinen schwarzen Augen streift rasch Gebhard, die weißen Zähne blinken. „Und jetzt schmerzen sie im Trennungsweh — was? Ihr seht mir alle so katzenjämmerlich aus. Na, tretet nur näher ans Buffet heran, hier findet ihr очищенное zum Trost und zur Belebung herabgestimmter Lebensgeister, denn mit Recht singt der unsterbliche Busch: „Wer Sorgen hat, hat auch Likör!"

Als aber keiner auf den scherzenden Ton eingeht, setzt er, von Einem zum Andern blickend, ironisch hinzu:

„Ihr goutirt nicht einmal mehr Busch. Seid Ihr so schläfrig, oder was ist sonst in Euch gefahren? — warum macht Ihr solche Mienen?"

Eine Pause peinlichen Schweigens entsteht. Die Curonen sind näher getreten, um die Dörptschen Kame=

raden zu begrüßen, und unter ihnen befindet sich auch der junge Kurländer, mit dem Fahlberg, im vergangenen Herbst, das unselige Duell gehabt.

Endlich entschließt sich Erich, in ein paar kurzen Sätzen, über das eben Erlebte zu berichten.

Das Gesicht des Curonen — ein feines kluges Gesicht — wird um einen Schatten blasser und er wendet sich mit zuckenden Lippen ab, während Wolfgang mit frivolem Auflachen bemerkt:

„Nichts ist ewig! Sterben muß schließlich Jeder einmal!“ Zwischen Gebhard's Brauen zeichnet sich eine tiefe Unmuthsfalte. Spott über ernste Dinge ist ihm verhaßt in tiefster Seele und er kann nicht dazu schweigen — so sagt er leise, aber schärfer, als er selbst beabsichtigte:

„Ja, eines natürlichen Todes, aber nicht durch Selbstmord, oder gar durch Mord.“

„Nu, nu, ein nach allen Regeln des Comments mit Ehrengericht Sühneversuch, kurz allem Brimborium ausgefochtenes Duell ist doch kein Mord, nicht einmal ein Mordversuch.“

„Aber eine unerlaubte Handlung, die in jedem Falle im Strafrecht unter die Verbrechen gegen das Leben rubricirt und deshalb vom Staate mit eventuell sehr schweren Strafen belegt wird. Schon auf die bloße Herausforderung zum Zweikampf steht Arrest, und ein Duell mit schwerer Verwundung, Verstümmelung, tödtlicher Verletzung zieht mehrjährige Festungshaft nach sich.“

Wolfgang's Lächeln wird immer ironischer:

„Ich studire nicht Jura, und wußte das Alles gar nicht so genau, sonst hätte ich wohl schon mehr als einmal vor Gericht stehen müssen; aber sich zu duelliren ist von altersher das Recht des Edelmannes, und ich gestehe keinem das Recht zu, es mir zu schmälern. Ich halte überhaupt nicht viel von Gesetzesparagraphen, die eigentlich nur da sind, um übertreten zu werden. Ich

habe in mir selbst einen ungeschriebenen Codex, um gedruckten Nonsens kümmere ich mich nicht und gedenke auch nicht, gegebenen Falls, mich selbst zu stellen."

In Gebhard wallt es auf.

„Es giebt aber einen inneren Richter, der noch strenger ahndet, als alle Gesetzbücher der Welt, sein Urtheil lautet, — oft nur in ein Wort gefaßt, aber es hat Donnerklang — „Unsühnbar" — und das Gewissen spricht es."

„Richtig! Für Dich existirt und Du glaubst an diese Solostimme! Ammenmärchen!"

Gebhard will auffahren, in heller Entrüstung, aber er beherrscht sich. Hier ist nicht der Ort für solche Gespräche, und wenn sie es auch halblaut geführt, er hat sich schon allzusehr hinreißen lassen.

Ohne Wolfgang noch eines Blickes zu würdigen, wendet er sich zu Riesen, der eben herantritt:

„Was meinst Du, Hermann? Gestatten wir uns ein **Beefsteak à la tartare**, um uns die Wartezeit zu vertreiben. Der Warschauer Zug kommt erst in 2 Stunden, wenn nicht gar später."

Mit einem bösen Blick schaut Tiefenthal ihnen nach.

„Den Appetit lassen sie sich jedenfalls durch den Trauerfall nicht verderben," höhnt er in sich hinein.

„Diese Tugendbolde, diese falschen Heiligen. Na, ich werde dieser ganzen Duckmäuserbande mal wieder zeigen müssen, was ein Tiefenthal ist. Das fängt ja nachgerade an langweilig zu werden, diese Tugendreiterei und ewige Bevormundung."

Und bald geht es in der Ecke, wo er sich mit Eschmann, Ecken und einigen Kurischen niedergelassen, laut und lärmend zu. Ganze Batterien von Flaschen verschiedener Dimensionen werden vor ihnen hingestellt, die Gesichter röthen sich, wieherndes Gelächter erschallt. Gebhard und Riesen tauschen einen bedeutungsvollen Blick.

„Ich wollte, die Livonia wäre ihn los,“ flüstert Letzterer. „Er hat trotz Allem etwas Fascinirendes und darin liegt die Gefahr. Sieh nur Ecken.“

Gebhard wirft einen Blick hinüber. Ueber's ganze Gesicht lachend, wirft sich der Genannte gerade in seinen Stuhl zurück, während ein perfides Lächeln Wolfgang's schmale Lippen theilt. Der häßliche Zug um den Mund tritt scharf hervor. „Wenn der einmal die Führung seines Selbst verliert, kann er weit kommen,“ sagt Riesen nachdenklich.

Der Warschauer Zug fährt in die Halle, der Ausrufer erscheint. „Ostrow, Pskow, Luga, Petersburg — **первый звонокъ!**

Es erweist sich, daß die Waggons noch überfüllter sind, als die, welche sie verlassen haben. Aber alles Raisonniren und Reclamiren hilft nichts. Es wird kein weiterer Wagen angehängt, und man muß sich placiren, so gut es eben geht.

„Ob wir nicht eine Petition einreichen, daß man eine besondere Taxe für Stehplätze festsetzt, denn es wird wohl darauf herauskommen, daß bald Dieser oder Jener von uns den Storch spielt und stehend schläft,“ meint Einer.

„Das soll wohl hier das Concurrenzunternehmen sein, die I. russische Häringsfabrik,“ kommt Eschmann auf seinen Witz zurück.

„Ich hab's,“ jubilirt wieder der kleine Donnerer mit seiner hohen Stimme — „gleich ist ein Platz frei!“

Und sich auf Riesen's breite Kniee setzend, sagt er in zärtlichem Ton: „Ich finde ihn an Riesen's großem Herzen. Der Dichter hat so Recht: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar!“

„Nein, seht mir blos diesen Frechling an, den sticht positiv der Hafer oder Eisenbahnfahrten wirken anregend auf seine Gehirnfunctionen. Er bekommt Ideen in seinem kleinen Schädel. Klettere Du nur

wieder in ein Gepäcknetz hinauf, etwas mehr Luft bekommen wir immerhin dadurch hier unten."

Sie sind noch den ganzen nächsten Tag und die darauf folgende Nacht unterwegs, denn das Dampfschiff, auf welches sie gerechnet, um auf dem Wasserwege — durch den Peipus und den Embach hinauf — Dorpat zu erreichen, liegt reparaturbedürftig vor Anker, und wenn sie nicht zwei, drei Tage warten wollen, müssen sie sich entschließen, den Umweg über Gatschina—Taps zu machen. Nach kurzer Debatte wird dieser Ausweg als der einzig mögliche ergriffen und so erreichen sie ihr Ziel erst am Morgen des dritten Tages.

„Kommt her, Max und Ecken," sagt Gebhard „da könnt Ihr schon den Dom auftauchen sehen."

Ja! da ragt er empor in braunrothen Tönen, sich abhebend gegen den fahlen Himmel, und für den, welcher sich hineinzuversetzen liebt in die Vergangenheit, redet er eine ergreifende Sprache, der alte Bau.

Obgleich halb zerfallen, mit Fensterhöhlen, die leer starren, wie die Augen eines Skeletts, läßt er sie vor uns erstehen, eine Zeit, da man in starkem Glaubensmuth hinauszog in unbekannte Einöden und Wildnisse, den Kampf aufzunehmen gegen Götzendienst und heidnische Ueberlieferung; eine Zeit, da man versuchte, dunkle Nacht stumpfen Wahns zu erhellen durch das Licht einer neuen, seligmachenden Lehre, von Gottes Liebe predigte und so viel Haß säete, weil man ihr mit Feuer und Schwert den Weg erschließen wollte.

Wie ein Denkmal steht es da, das verwitterte Gemäuer, nur die Ruinen dessen, was einst eine stolze Glaubenswehr war und trotzig und kühn über Land blickte, als Wahrzeichen einer geistigen Macht, die siegreich alle Hindernisse überwand, um Bildung und Gesittung zu bringen, als Vorläufer immer wachsenderer Cultur und Civilisation.

Eine neue Zeit stieg langsam empor — nicht mehr mit blutigen Waffen errangen Ideen den Sieg.

Schicksalsstürme brausten daher, sie versank auf immer, die alte Welt, sich selbst begrabend unter ihren Trümmern, doch die geistige Kraft, welche sie geschaffen, in ihr geherrscht, und die unsterblich ist — sie hat sich einen anderen Tempel erwählt.

Unscheinbar zwar ist der Bau, wo jetzt die Waffen geistigen Könnens geschmiedet, an lodernder Begeisterung die Fackeln der Aufklärung entzündet werden, um hineinzuleuchten in die unerforschte Welt des Wissens, Finsterniß und Aberglauben zu durchdringen mit dem Lichte der Erkenntniß — aber auf hoher Warte ragst auch Du, **Alma mater Dorpatensis.** Forschertrieb und Wissensdrang, Erkenntnißhunger und Wahrheitsdurst, Lernbegierde und Strebenslust, Du stillst sie alle aus unerschöpflichem Borne.

* * *

Ein langgezogener Pfiff der Locomotive — der Zug fährt langsamer und hält unter der Bahnhofshalle. „Dorpat, Dorpat!" rufen die Conducteure.

„Endlich!" Steif und müde von der fast 40stündigen Fahrt auf den unbequemen Sitzen recken und strecken sich die Glieder.

Man rafft sein Handgepäck zusammen, pfeift den Hunden und tritt auf den Perron hinaus.

„Terre, terre, Kasi Demlak!"

„Jungherr, komm fahren — hier is hauch halte Wuchziger."

„Terre, terre, Estipeter!" — „Bist auch da, Kedra?"

„Nu ja! nach astronomischer Berechnung mußte Riesengraf doch einmal ankommen."

Halbdeutsche und estnische Laute schlagen an Max' Ohr, die ihm, der in Fellin die Schule besucht, nicht fremd sind. Man schachtelt sich in Droschken ein,

welche über holperiges Pflaster der Stadt zurasseln, jeden seiner Wohnung zuführend.

Mit neugierigen Augen blickt Max um sich.

„Also das ist Dorpat — die Universitätsstadt am Embach!“

Der Eindruck ist nicht überwältigend. Niedrige Häuser — winklige Straßen, aber doch etwas Anheimelndes auf den ersten Blick.

Max findet mit Ecken provisorische Unterkunft bei Gebhard und Riesen, und nachdem sie sich vom Reisestaube gesäubert, geht es gleich wieder hinaus, um sich die Stadt anzusehen, die sich zu beiden Seiten des Embachs hinzieht, überragt von dem Domberge mit seinen villenartigen Häusern und hübschen Anlagen, die noch in vollem Grün prangen.

Gebhard und Axel machen die Cicerones.

Alles interessirt die Ankömmlinge auf das Lebhafteste, sollen sie doch mehrjährigen, nur durch die Ferien unterbrochenen Aufenthalt hier nehmen.

Und als Max sich mit Ecken eine Wohnung gemiethet und am nächsten Morgen dem Rector mit Handschlag „data dextra“ das vorgeschriebene Gelöbniß geleistet hat, da fühlt er sich schon ganz als Dörptscher Student.

Sein Diplom in der Brusttasche bergend, die funkelnagelneue Fechtbodistenmütze auf dem Kopfe — („kaufe sie Dir so lange noch Geld in Deinem Beutel vorhanden“ — hat Axel ihm gerathen, „denn das fließt hier eben so unaufhaltsam davon wie das Embachwasser,“) tritt er zu Erich, der, als Oldermann, im Vorraum der Universität wartet, um die jungen Burschen, die sich zur Livonia halten wollen, in die Kneipe zu führen, wo das ganze Corps, möglichst vollzählig versammelt, ihrer harrt, nm ihnen den Eintritt in ihre Verbindung durch Späße aller Art so ungemüthlich als möglich zu machen.

In den Schulen sind ja auch ziemlich rohe Scherze und unzarte Neckereien im Schwange, aber der Neuling, der hier eine Zeitlang absichtlich garnicht beachtet, oder von allen mit Kreuz- und Querfragen überfallen wird, hat es in mancher Beziehung viel schwerer, denn er darf wohl das Forderungs-, nicht aber das Faustrecht üben, — muß sich hauptsächlich mit der Zunge vertheidigen und bedarf einer nicht geringen Dosis von Unverfrorenheit, um über diese ersten unliebsamen Eindrücke hinwegzukommen, von denen mancher sein Lebenlang einen galligen Nachgeschmack behält.

Je harmloser jedoch der auf's Korn Genommene sich zur Sache stellt — besonders je sicherer er sich nach dem bewährten 11. Gebot, „Laß dich nicht verblüffen," zu benehmen und zu benehmen weiß, desto besser kommt er über diese unangenehmen Momente hinweg, in welchen, wie Eschmann sagt: „Der Zuwachs in der Livonia auf die Quantität ihrer Gehirngrütze geprüft werden soll."

So ergeht es Max. Er läßt sich nicht einschüchtern, und so schlagfertig, frisch von der Leber weg, mit so viel lächelndem Muthwillen und kecker Unbefangenheit giebt er seine Antworten, daß er alsbald für einen fixen Jungen erklärt wird. Und nachdem sich die Livonen an den immerhin harmlosen Quälereien genug gethan, schließt der Tag mit einer Ausfahrt nach Novum und einer solennen Kneiperei, die den neugebackenen Corpsstudenten einen schweren Kopf, aber auch das erhebende Bewußtsein verleiht, „der erste Schritt ist gemacht." Die weiteren sind nicht so schwierig, gestalten sich immer angenehmer, obgleich die nächtlichen Ueberfälle und die zur Tradition des Fuchssemesters gehörenden Nörgeleien nicht so bald aufhören. Mit am Schwersten zu ertragen sind die sich fast allnächtlich wiederholenden Ueberfälle überdurstiger Commilitonen, welche die in der Kneipe begonnenen Gelage in den Fuchsquartieren fortsetzen wollen und die unglücklichen

Wirthe aus dem warmen Bett in die kalte Nacht zum „pima poodisten“ nach Bier hetzen.

„Wolfgang und Eschmann treiben es wirklich zu arg,“ meint eines Tages Sandern, „ein Christenmensch muß doch ausschlafen können! Weißt Du, Max, ich denke nächstens stellen wir uns einfach todt und machen nicht auf, Einbrechen werden sie nicht wollen und zuletzt fluchend und schimpfend abziehen.“

Ueberhaupt heißt sich in Manches schicken und finden, und wenn man es mit lächelnder Miene thut, um so besser. In einen ganzen Kreis von Beschäftigungen müssen sie sich eingliedern, als Dujour-Waffenfuchs ganz bestimmte, sich wiederholende Pflichten erfüllen, werden zu allerlei Botengängen benutzt, müssen dem Oldermann unterthänig sein, bei Wind und Wetter im Morgengrauen bei Duellen Wache stehen u. s. w. u. s. w. Es giebt auch angenehmere darunter. Alle die alten Lieder müssen unter Leitung des Magister cantandi eingeübt werden. Es sind viele gute, frische Stimmen unter den Füchsen dieses Semesters und mit Befriedignng schwingt Paul Rehburg den Tactstock.

Aber er hält strenges Regiment — regelmäßig müssen die jungen Sänger zusammenkommen, und wer sein Lied nicht ordentlich aufsagen kann, muß eine Flasche Cognac setzen, welche die Anderen, mit Ausschluß des Bestraften, mit Vergnügen vertilgen. Max, der allem die beste Seite abzugewinnen weiß, läßt sich durch nichts verdrießen, ist mit Leib und Seele dabei, geht ganz auf in diesem Thun und Treiben, welches den Tag voll ausfüllt. Bald ist ihm alles lieb und vertraut, die Kneipe, der Fechtboden, der besonders! Luxinger, die Marktecken, Novum, Techelfer.

In vollen Zügen genießt er seine Burschentage, läßt sich vollständig tragen von den Wellen froher Lust, und in diesem Strom, dessen Fahrwasser doch manche Klippen verbirgt, steuert er unbekümmerten

Muthes sein Lebensschifflein, stößt nirgends an, bleibt nirgends hängen und trägt keine schmerzhaften Spuren von Conflicten davon, durch welche anders geartete Naturen sich oft die ganze Zeit trüben lassen.

Nur kein Duckmäuser sein, mit dieser Parole kommt man am besten durch.

Es gilt, sich harmlos seines Lebens freuen, die wahre Kameradschaft suchen und finden. Und Max mit seiner sprudelnden Munterkeit, seinem ansteckenden Lachen, der nebenbei zu trinken, zu singen und zu fechten liebt, immer lustig und gefällig ist — hat sich bald bei Allen beliebt zu machen gewußt. Als er fühlt, daß er den richtigen Ton getroffen hat, hängt ihm der Himmel erst recht voll Geigen und er sammelt Erinnerungen, die ein ganzes Leben durchleuchten können.

„Decken den Scheitel auch silberne Haare,
Vivat des Burschen verjubelte Jahre!“

* * *

Nu, Axel, Schwerenöther, — was ist das für ein zärtliches Tête-à-tête mit einer holden Grazie?“ Lachend fragt es Max Theren, als er, mit seinem neugewonnenen Intimus und Busenfreund, Moritz von Sandern, in das Rehbnrg'sche Quartier tretend, Axel erblickt und vor ihm, auf den Knieen, die Aufwärterin, eine alte, eher einer Brockenhexe, als einer Huldin, ähnelnde Gestalt in zerfranztem Arbeitsrock und einer Küchenschürze von zweifelhafter Reinheit.

„Mon compliment; die reine Odaliske!“ secundirt Sandern. „Spielst Dich wohl auf den Pascha heraus, pour passer le temps?“

„Laßt, bitte, die faulen Witze und helft mir lieber suchen. Die letzten Silberlinge sind mir vorhin in die Dielenritzen gefallen, und ich krieg' erst wieder in einer Woche Geld. Riesen will ich nicht gleich im ersten

Monat anpumpen, wird im Laufe des Semesters voraussichtlich noch häufig genug geschehen."

„Und was hast Du vor? Wozu brauchst Du des schnöden Mammons schwere Menge?" fragt Sandern.

„Wir wollen heute Abend mit Wolfgang, Riesen und paar Andern in den Circus. Erstes Auftreten neuengagirter Kräfte. Debut von Miß Zephora, die Equilibristen sollen vortrefflich sein, — kommt doch mit!" Max kraut sich nachdenklich das Nasenbein.

„Ich habe wohl noch ein paar Rubel," meint Sandern zögernd, „aber sie sind zur Bezahlung der Kneipmadam bestimmt."

„Ein paar Rubel!" ruft Axel, „Da bist du ja ein Crösus. Sie brauchen Ihren stolzen Nacken nicht mehr zu beugen, Sie Peri," wendet er sich an die Aufwärterin.

„Her mit dem Vermögen, Moritz, Du bekommst es wahr und gewißlich einmal wieder, sogar mit Zins und Zinseszins, dazu wird mein väterliches Erbtheil noch reichen. Und was die Kneipmadam anbetrifft, die wartet gerne, wenn ich ihr ein Wörtchen von Geduld und Gottvertrauen zuflüstere. Wir sind ja ein Herz und eine Seele mit dem dicken Madamchen, und angewachsene Rechnungen sind ihr nicht fremd. A propos Kneipmadam, seid Ihr auch schon zum großen Zauberfest geladen, am Geburtstag der schönen Tochter, — Fräulein Tochter, bitte, — nicht? Na wartet, ich richte es schon so ein, daß man Euch diese Ehre erweist, mir schlägt sie nichts ab, die gute Alte. Und das müßt Ihr mitmachen, ich sage Euch, — zum Todtschießen. Alle diese höheren Töchter aus der X.'schen Schule! Diese Fräuleins de la haute finance der Dörptschen Bäcker-, Schuster- und Fleischerinnung! einfach großartig. Sprechen estnisches Deutsch und renommiren mit ihren Tänzern aus der Curonia: „Lauter Grafens und Barone — sogar F i r s t e n", und, mit einem schelmisch sein sollenden Augenaufschlag und schnippi-

schen Lächeln, wird hinzugesetzt; „So was giebt es ja in der Livonia nicht!“

„Leider nicht! das ist wirklich fein!“ lacht Max.

„Und dieses Souper! denn, bitte, — das giebt es auch,“ erzählt Axel weiter.

„Und dazu Tischgespräche! Voriges Jahr hatte ich die Ehre neben der Haustochter zu sitzen und machte mich so liebenswürdig wie möglich, denn meine Kneipenrechnung hatte ich seit 4 Monaten nicht bezahlt.

Es ging auch ganz gut, denn hübsch ist sie ja, die Krabbe, zum Anbeißen. Die Mutter hatte sie noch auf's beste herausgeputzt — sie trug ein weißes Kleid mit einer großen rothen Schärpe und ponceau Bändern im Haar, das stand ihr famos! Die Complimente flossen nur so über meine Lippen. Da plötzlich bekomme ich einen solchen Rippenstoß, daß ich fast in die Arme meiner holden Dame fliege, worauf die Mama notorisch eine Verlobung declarirt hätte, und wie ich mich entsetzt umsehe, sagt meine Nachbarin von links — eine Schönheit aus der Erbsenstraße in Prünellstiefeln und einem grauen Barègekleide mit hundert lachsfarbenen Schleifen dran — mich schmachtend anblickend:

„Schmecken Sie doch die Raffollje, Herr von Rehburg. Ich habe schon dritte Portion genommen — Raffollje k i h l t so s c h e e n.“

„Solch liebenswürdiger Aufforderung konnte ich natürlich nicht widerstehen,“ fährt Axel fort, „und dann ging's weiter durch's ganze Menu. Archaistische Neunaugen, Schmorbraten, dessen Scheiben an Kruppsche Panzerplatten gemahnten, Butterbröde, deren bloßer Anblick Kinnbackenkrämpfe verursachten — so dick.“ Er spreizt zwei Finger auf Handbreite auseinander. „Natürlich auch Getränke — Schnaps und Bier, Dörptsches Fabrikat — und,“ den Kopf auf die Seite legend und einen sentimentalen Ton anschlagend, lispelt er:

„Kann ich dem Herrn Baron nicht Limonade gazeuse anbieten.“ Denkt Euch dieser überwältigende Luxus, ha, ha, ha, Himbeerlimonade!“ —

Die Küchenfee ist unterdessen noch weiter in den Ecken herumgekrochen und erhebt sich jetzt schwerfällig.

„Da, Jungherr — waren doch noch paar Silberstücke unter Schrank.“

„Danke, schöne Zauberin“ — Axel reicht ihr ein Geldstück. „Da haben Sie auch einen Fünfer für Ihre Mühe, aber sehen sie ganz genau nach, man kann noch deutlich die Zahl unterscheiden — es sind nicht blos 3 Kopeken, wie Sie vielleicht glauben, Sie liebliche Fee, ich will Sie nicht beschummeln, Sie Küchenengel in der eleganten Schürze.“

„Dank auch schön, Jungherr, reicht richtig zu paar Zwiebacke für Ihr Fuchsterri.“ Lachend trollt sich die Alte, nachdem sie ihren Besen aus einer Ecke geholt. „Ist immer so spaßig unser Herr Axel, selbst wenn mal schimpft und sagt: „Aufwärterin, Sie sind ein Tapir,“ klingt ganz so, wie wenn Nachtigall singt.“

„So: 20+10+15 macht 45! 60 hatte ich schon, Summa summarum 1 Rubel 5 Kopeken,“ zählt Axel triumphirend seine klingenden Schätze. „Also reicht es auch ohne Deine Papierwerthe, Avanti! Moritz! nun wollen wir uns gleich Billete holen. Der Clown Tanti soll auch nicht ohne sein, erzählt Wolfgang.“

„Vorwärts mit frischem Muth, der Circus sei's Panier!“ singt Max.

Und morgen ist es wieder etwas Anderes, was auf die Fahne der Fidelität geschrieben wird. „So leben wir, so leben wir alle Tage.“ Es giebt immer ein Plaisir für diese frischen, unblasirten Burschen, welche sich überall wohl fühlen und überall amüsiren. Sie sind überhaupt ein lustiges Völkchen, diese mit wenig Ausnahmen sich aus Livland rekrutirende Schaar der Füchse, denen sich, stets zum Mitmachen bereit,

einige Brander und ältere Kameraden, welche den Anschluß an ein ernstes Studinm schon einigermaßen versäumt, gerne zugesellen. Und den Pedellen in aller Harmlosigkeit ihr ohnehin geplagtes Dasein noch schwerer zu machen, gehört zu den Hauptvergnügen dieser übermüthigen Bande.

Immer neue Tücken werden ausgeheckt, und zu den erfindungsreichsten Köpfen auf diesem Gebiet gehören unstreitig Max von Theren und Moritz von Sandern.

Letzterer, der Sohn eines hochgestellten Petersburger Staatsbeamten, ist ein blonder, langaufgeschossener Jüngling. Er überragt auch geistig den kleinen, stämmigen Max mit dem runden Vollmondgesicht, dem Lachen ein nie gestilltes Bedürfniß ist, aber sie passen trefflich zusammen. Auch Sandern besitzt die heitere Unverfrorenheit, welche alles im Leben auf die leichte Schulter nimmt, und Beiden hat Natur als köstliche Gabe einen unverwüstlichen Humor verliehen, der hier auf's Beste gedeiht und die üppigsten Blüthen treibt.

Bald lacht ganz Dorpat über die lustigen Streiche, welche sie, ihren Namensvettern aus Busch's berühmtem Epos nacheifernd, in immer neuen Variationen zu ersinnen und auszuführen verstehen.

Auch Gebhard freut sich an dem jugendfrohen, tollen Treiben der Beiden.

Es erinnert ihn an die eigene Fuchszeit, wo sie mit Riesen, Erich und Paul Rehburg und Anderen gerade so ihre Tage lebten.

Den Stiftungstag hat er natürlich mitgemacht. Auf dem Fechtboden erscheint er regelmäßig, aber in der Kneipe sieht man ihn selten, und wenn auch die Fidelität noch hin und wieder zu ihrem Rechte kommt, so wechselt doch zumeist nur eifriges Studium mit den Pflichten ab, welche seine Chargirten- und Burschenrichterwürde ihm auferlegen. Er hat die Pistolenfrage

mit erneuter Energie in Angriff genommen, aber auch manches Andere giebt es zu erledigen. Allerlei interne Angelegenheiten, wie Vorschläge zum Umbau des Convents-Quartiers, eventuell Ankauf eines eigenen Grundstückes — geben Gelegenheit zu Debatten, Parteinahme. Jeder sieht die aufgeworfenen Fragen von seinem Standpunkt an, und mit mehr oder weniger Talent und Geschick vertheidigen die jungen Redner die von ihnen vertretene Meinung.

Und da prallen sie oft auf einander, die prinzipiellen Gegensätze. Weitsichtiger Blick kämpft mit starrer Beschränktheit und blindem Eigensinn, Angriff auf Veraltetes begegnet zähem Widerstand.

Besonders in der Duellfrage tobt heiß der Kampf. Allgemeine und Chargirtenconvente wechseln ab, und nicht nur zwischen den 5 zur Zeit bestehenden Corporationen spalten sich die Meinungen, auch in jeder einzelnen wogt es hin und her, und in manchem Freundschaftsverhältniß klafft der Riß. Um ihre Spitzführer schaaren sich die Parteigänger und in leidenschaftsheißer, ja erbitterter Weise wird von beiden Seiten gefochten für und wider die definitive Abschaffung des Pistolenduells unter Studenten. Heftiger als je tritt Wolfgangs Widerspruch auf; in Rede und Gegenrede entbrennt immer wieder der Kampf zwischen ihm und Gebhard, und wie zwei scharfgeschliffen Klingen kreuzen sich blitzschnell ihre Argumente pro und contra, sprühen im Wortgefecht die Funken ihrer Beredsamkeit auf.

Größere Gegensätze kann man sich nicht denken als sie in den Charakteren dieser Beiden zu Tage treten. In dem Einen lodernde Begeisterung für die ihm vorschwebende Idee, Nichtachtung persönlicher Rücksichten, wurzelnd in der Erkenntniß, daß das Interesse des Einzelnen dem Wohle des Ganzen zu weichen hat — mit einem Wort Idealismus. In dem Anderen blos kühle Ironie und beißende Kritik für Alles — rücksichts-

loser Egoismus. „Opfer bringen? Wozu? Erlaubt ist, was gefällt!“ Und in seiner Opposition loht dazwischen noch etwas Besonderes auf — obgleich er zu klug ist, um es deutlich zu zeigen — die Gegnerschaft und Anfeindung, nicht um der Sache, sondern um des Vertreters derselben willen.

Und er ist nicht der Einzige. Leider auch hier vorhanden, alles was trennt und scheidet, die bösen Geister, welche eine jede Gemeinschaft bedrohen.

Verschiedenheit der Anschauungen, Neigungen und Gewohnheiten, welche, genährt durch persönliche Antipathie, zu ungerechter Beurtheilung, hochmüthiger Absonderung führt und sogar in Cliquenwesen ausartet.

Dennoch überwiegen treue Freundschaft, echte Kameradschaft — ihren Ausdruck findend in dem Wahlspruch „Einer für Alle — und Alle für Einen“, begeisterte Hingabe an die Genossenschaft und Anhänglichkeit an die Alma mater Dorpatensis.

„Stoßt an, Dorpat soll leben, hurrah hoch!“

* * *

Der Fechtboden befindet sich in einem langen, scheunenartigem Gebäude und seine zwei nebeneinander liegenden großen Säle erhalten ihr Licht durch mehrere hohe Fenster. Hier sammeln sich tagsüber immer wieder Schaaren von Studenten, ist es doch für die Corporellen obligatorisch, sich 4 Mal wöchentlich daselbst zu zeigen, wo der Fechtbodendirector und zwei Füchse dujouriren und darüber zu wachen haben, daß die gemachten Rappierjungen ordnungsmäßig in das Paukbuch eingetragen werden, ebenso die Namen derer, welche durch Nichterscheinen glänzen. Denn so mancher zieht es vor die für Studentenwechsel immerhin ziemlich fühlbare Strafzahlung zu entrichten, als die schmerzhafte Bekanntschaft mit flachen Hieben zu machen und sich braun und blau schlagen zu lassen. Die Meisten jedoch lieben diesen

Sport, der die Muskeln entwickelt, das Auge übt, das Selbstbewußtsein erhöht, volle Herrschaft über die Nerven, Muth und Geistesgegenwart verlangt.

Zu diesen gehören Gebhard, Riesen, Molten, Erich und Andere, — von den diesjährigen Füchsen besonders Max Theren, Gustav von der Ecken, Sandern.

So sind denn auch an einem hellen Vormittage, Ende September, die Genannten pünktlich an Ort und Stelle erschienen und folgen mit Interesse der Paukerei, die zwischen Riesen und Max im Gange ist. „Bravo, Theren!" klingt es ihm ermunternd zu, als er seinem, ihn im Wuchs um ein Beträchtliches überragenden Gegner mit einem gewandten Hieb in die Parade gefahren ist.

„Laß Dich nicht verblüffen, die Größe allein macht es nicht." — „Sehr gut parirt!" — „Famos!" — „So, da hat er's." — „Au, das war böse getroffen!"

Als Max sich dann etwas athemlos die Stirne wischt, klopft ihn Gebhard freundschaftlich auf die Schulter und sagt anerkennend:

„Wirst einmal sehr gut fechten — Du hast schon jetzt das sichere Auge und die rasche Initiative im richtigen Augenblick. Nur noch etwas mehr Kaltblütigkeit, dann kannst Du nächstens schon Secundantendienste bei mir thun. Und für's Erste — ist Dein Pust ganz ausgegangen oder willst Du noch einen Jungen mit mir ausmachen?"

„Aber schrecklich gerne," sagt Max strahlend.

Mit Gebhard zu fechten ist ihm immer das größte Vergnügen. Er bindet sich den Schurz fester und sie stellen sich in die geeignete Positur.

„Zum ersten Gang bindet."

„Gebunden sind."

„Mein Gegenpaukant hat den Anhieb."

Aufs Neue klirren die Rappiere mit hellem Metallklang an einander.

Während einer Pause ist Wolfgang, gefolgt von

einigen Getreuen, eingetreten und mit moquantem Lächeln und speciell auf den Vetter gemünzten, sarkastischen Bemerkungen begleitet er den letzten Gang. Als dann der aufs Neue besiegte Max für heute genug hat, schlägt Tiefenthal Gebhard einen Waffengang vor. Neugierig drängt Alles herum, um sich das Schauspiel nicht entgehen zu lassen.

Eine Paukerei zwischen Wolfgang Tiefenthal und Gebhard Rehburg ist stets sehenswerth. Trotz der Schwäche im rechten Arm, die Wolfgang von einem Sturz mit dem Pferde zurückbehalten hat, — sind sie ebenbürtige Gegner, und schon mehr als einmal haben sie bis 20 Gänge hintereinander ausgemacht, ohne daß der eine oder der andere mehr als unbedeutenden Vortheil davongetragen hätte.

Nun stehen sie sich wieder einmal gegenüber, Beide gleich groß, gleich gewandt, und für ein Kennerauge ist es ein reizvoller Anblick, diese jungen, geschmeidigen Körper in ihrer stählernen Kraft sich messen zu sehen, mit gespanntem Blick immer wieder den geeigneten Angriffspunkt erspähend.

„Zum 4. bindet.“ „Gebunden sind.“

„Mein Gegenpaukant hat den Anhieb.“

Auf einem Fensterbrett sitzend, sehen auch Molten und Riesen zu.

„Sieh, wie famos Tiefenthal Gebhard's Secunde parirt hat! Der versteht das Fechten aus dem ff.“

„Ja, das muß man ihm lassen, in allen ritterlichen Künsten steht er seinen Meister. Das Aß aus der Karte schießen, reiten wie ein Jockey, — schade, daß man ihm in andern Dingen nicht solch uneingeschränktes Lob spenden kann.“

„Weiß der Himmel, ich traue ihm auch nicht viel Gutes zu, sobald wir auf das Moralische kommen, obgleich er sich im letzten Jahr wirklich etwas besser gehalten hat,“ sagt halblaut Molten. „Im ersten Se-

mester trib er es zu arg, auf alle Art verjubelte Nächte, Rempeleien ohne Zahl, das war so sein Lebensprogramm, und jetzt scheint er es wieder darauf anzusetzen, so toll wie möglich zu leben. Er hat eben nichts mehr zu verlieren."

„Wie meinst Du das?"

„Nun, Einfluß wollte er gewinnen im vorigen Semester, an Eitelkeit und Ehrgeiz fehlt es ihm nicht, und er gewann ihn auch, da spielte Alles mit — nicht zum Wenigsten sein schneidiges Auftreten. Er reitet vielleicht noch besser als Gebhard, schießt meisterhaft, hat Muskeln von Stahl, eine trinkfeste Gesundheit, unverwüstliche Nerven, auf wie lange freilich noch? Der Hauch des Verlebten liegt schon auf ihm. Aber ein kluger Kopf, eine scharfe Zunge. Und dann hauptsächlich ein gewisser ungesunder Reiz, dieser beißende Spott, diese souveräne Arroganz." Molten senkt die Stimme noch mehr. „Er hatte sich auf den I. Chargirten gespitzt, das kannst Du mir glauben, und damit ist es für ihn nun Essig geworden."

„Zum 5. bindet." „Gebunden sind."

„Der Himmel bewahre uns vor solchen Senioren, da ginge es ja unfehlbar abwärts mit der Livonia."

„Nein, Gottlob! noch sind in der Corporation genug Elemente, welche es verhindern können, daß ein genre Tiefenthal die Führung hat.

So viel richtiges, gesundes Gefühl findet sich auch in den unreifsten Köpfen, daß der Vertreter einer Corporation, neben Begabung, Redegewandtheit, auch Anderes besitzen, moralisch auf einer möglichst hohen Stufe stehen, sich allgemeiner Achtung und Schätzung erfreuen muß, wenn nicht das Ansehen des Ganzen darunter leiden soll."

„Zum 7. bindet."

„Gebunden sind." „Mein Gegenpaukant hat den Anhieb."

„In Gebhard haben wir so recht die geeignete

Persönlichkeit gefunden," fährt Riesen fort, — „ein herrlicher Character."

„Ja, ein seltener Mensch und eine Vollnatur, zur Führerschaft vorausbestimmt. Möchten seine Bestrebungen in der Pistolenfrage von Erfolg gekrönt sein. Er arbeitet jetzt an einer Denkschrift für den nächsten Chargirtenconvent. Uebrigens scheint er heute im Nachtheil zu sein."

„Nun, das kann sich noch ausgleichen."

Sie wenden ihre Aufmerksamkeit wieder den Fechtenden zu.

Eben hebt Gebhard den Arm und in der nächsten Secunde hat die Spitze seines Rappiers Wolfgang's linke Schulter getroffen. Das Hemd färbt sich rasch blutig.

„Halt! hat gesessen," ruft der Secundant.

„Es geht noch weiter!" — Wolfgang selbst.

Und wieder kreuzen sich die Klingen, bis plötzlich die Spitze von Wolfgang's Rappier klirrend abspringt und, Donnerer an der Schläfe streifend, ohne weiteren Schaden anzurichten an der hinteren Wand des Saales niederfällt.

Während sich Erich um den Leichtverletzten bemüht und, seine neuerworbenen Kenntnisse verwerthend, ihm einen kunstgerechten Verband anlegt, nimmt Axel Max bei Seite.

„Ich wollte Dich bitten, Theren, mich bei Deinem Onkel, dem Professor Dohrenberg, einzuführen, Du hast doch nichts dagegen?"

„Gewiß nicht, Axelinchen — geschieht mit dem größten Vergnügen. Meine Schwestern werden sich auch sehr freuen."

Axel macht ein unschuldiges Gesicht.

„Richtig, Deine Schwestern kommen diesen Winter Beide her, erzählte neulich Gebhard. Und wann erwartest Du sie?"

„In den nächsten Tagen.“

„Weißt Du was? Dann wollen wir ihnen gleich am ersten Morgen ihres Hierseins ein Ständchen bringen — bist Du dabei?“

„Das ist eine großartige Idee. Und wenn die Pudel uns klappen, schadet es auch nichts — ein Vergnügen müssen sie doch haben in ihrem schweren Beruf.“

„Sie werden uns ruhig singen lassen und sich über unsere schönen Stimmen freuen, denn ein Ständchen gehört nicht zu den nächtlichen Ruhestörungen,“ erwidert Axel, „aber heute Abend giebt es einen Hauptspaß — große Katzenmusik für Professor N. und danach könnte es wohl heißen: „Auf zum Prorector und marsch in den Carcer!“

„Warst Du schon mal drin?“

Axel lacht, daß die weißen Zähne unter dem kleinen, schwarzen Schnurrbart nur so blitzen

„Ja, ja — paarmal sogar. Auf einige Tage läßt es sich ertragen, aber so wie Wolfgang es erlebt hat, der im I. Semester mal 4 Wochen gebrummt hat, das denke ich mir scheußlich. Im Winter eisig kalt, im Sommer heiß, und ein Wächter, der nichts Alcoholhaltiges hineinlassen darf.“

„Na, einmal möchte ich's doch erleben,“ sagt wohlgemuth Max. „Alles mitmachen ist meine Devise.“

„Denn ist es schade, daß Du neulich nicht mit dabei warst, als wir die Pedelle mit dem falschen Alarm so großartig angeführt haben.“

„Wie war denn das?“

„Wir stürzten in die Pedellenstube und riefen im Tone höchster Aufregung:

„Um Gotteswillen schnell, schnell! in der Karlowastraße ist eine große Keilerei mit Telegraphisten im Gange.“

Todesmuthig springt Herr Pfau in einen Zweispänner und brüllt dem Kutscher zu: „Soida ruttu.“

Ihm gute Verrichtung wünschend, faßt Riesen seine Hand, läßt sie aber nicht los, als, von unseren Spazierstöcken angetrieben die Pferde plötzlich mit einem Ruck anzogen, und, plumps! flog Herr Pfau auf die Straße.

Riesen erging sich in tausend Entschuldigungen, die der Gefoppte nur für baare Münze nehmen konnte, und als er endlich in der Karlowastraße anlangte, herrschte dort natürlich tiefster Frieden."

„Nu, wir sind an demselben Abend auch nicht müßig gewesen. Wir hatten paar Straßenfegern ihre Besen wegstibitzt, und ritten auf denselben in der Pedellenstube eine Quadrille, ganz à la Cinifelli.

„Sie werden uns doch unsere Vollblutaraber nicht wegnehmen," rief ein über das andere Mal Sandern, wenn ein Pedell nach dem Besen greifen wollte, der ihm eben fast den Kopf weggefegt hatte, und als endlich einer der Wächter des Gesetzes wild wurde — unsere Namen zu wissen verlangte, nahm Ecken einfach das Tintenfaß vom Tisch und goß den schwarzen Inhalt in die Lampe; tiefste Dusternuß herrschte allsobald, und weg waren wir."

„Ha, ha, ha! Sehr gut."

Nachdem sie besprochen, wer im Ständchen mitsingen solle: „Wenigstens ein dreifach besetztes Quartett muß es sein!" meint Axel — geht Jeder seiner Wege.

* * *

In einer der Straßen, welche sich über den Thunschen Berg hinziehen, bewohnen Professor Dohrenberg und seine liebenswürdige Ehehälfte eine freundliche Wohnung im Hochparterre.

Das Cabinet des Professors, der Salon und das Wohnzimmer liegen nach der Straße, die übrigen Räume nach Norden, aber alle sind hoch, hell und mit der gediegenen Ausstattung schöner, alter Mahagoni- und Eichenmöbel auf's Behaglichste eingerichtet.

Tritt man aus dem Speisezimmer auf den Balcon hinaus, so hat man einen wunderhübschen Blick über Gärten und Anlagen hinweg in's Land hinein, wo jenseits des Embachs — hinter Rathshof — der Horizont sich in Waldlinien verliert. Im Winter ist dieser Lieblingsplatz der Frau Professorin nicht erreichbar, die Glasthür ist gegen Kälte und Zug wohl verklebt und man hält sich meist in dem großen, gemüthlichen Wohnzimmer auf, welches die spärlichen Strahlen der Wintersonne voll empfängt.

Vor dem letzten Fenster hat sich Elisabeth, welche schon den dritten Winter bei den Verwandten verbringt, mit Erlaubniß der Tante eine urgemüthliche Ecke eingerichtet.

Nach dem Zimmer zu steht, abschließend, ein großer epheubewachsener Blumenständer, ein weicher Teppich deckt den Boden.

Hier steht ihr Schreibtisch, ihr Malgeräth, hier liest und arbeitet, sinnt und träumt sie. Auf dem großen Tritt vor dem mittleren Fenster hat jetzt Marie ihren Platz bekommen, aber sie ist kein seßhaftes Persönchen und lebt in ewiger Feindschaft mit allem, was Handarbeit heißt.

„Ich kann nicht so viel sitzen! Man drückt schon so viele Stühle hier und es ist doch kein rechtes Spazierengehen dazwischen wie in Therenhof," erklärt sie nach der ersten Woche ihres Aufenthalts bei den Verwandten.

„Ein rechter Springinsfeld, körperlich und geistig," — meint die Tante und ist froh, daß sie einen Theil der Verantwortung für das lustige, übermüthige Mädchen auf die ruhige Elisabeth abwälzen kann.

„Mit meinen rheumageplagten Gliedern kann ich nicht immer mit hopsen — also mußt Du mir schon beide Mädels mitgeben," hat sie der Schwägerin in Therenhof gesagt, und Anfang October sind die Nichten

eingetroffen, mit offenen Armen empfangen, und bewohnen eins der Fremdenstübchen im oberen Stock.

Marie besucht regelmäßig eine Schule, nimmt Clavier- und Zeichenunterricht, Elisabeth widmet die Vormittagsstunden dem Gesang und ihrem hübschen Maltalent und treibt Englisch mit der Schwester.

Jeden Nachmittag, während der Onkel sein Colleg liest — die Tante ihr Schläfchen macht, sitzt sie an ihrem Lieblingsplatz und versenkt sich in eines der schönen Werke, die der Onkel ihr aus seiner reichen Bibliothek aussucht, oder sie arbeitet eifrig an einem Weihnachtsgeschenk.

In letzter Zeit läßt sie jedoch häufig Buch oder Arbeit in den Schooß sinken und schaut gedankenverloren in die grauen Herbsttage hinaus, in den fallenden Schnee, der eine erstorbene Welt mit weicher Decke in Schlaf lullt, damit sie träumen könne, ungestört, von weckendem Sonnenkusse, Lächeln des Frühlings und prangendem Blüthenschmuck.

Und ihr ist dann oft, als habe Geibel das Gedicht eigens für sie geschrieben, das Gedicht, welches Erica Trostberg ihr vor Kurzem geschickt mit einen Brief so voll inneren Jubels, und der mit den Worten schloß: „Möchtest auch Du, meine Herzens-Elisabeth, einmal solch tiefes, großes Glück Dein Eigen nennen, Du, die Du wie geschaffen bist, es in Liebe zu geben und zu empfangen. Hat der arme Dohmen noch immer keine Hoffnung? Er ist nicht so schlimm, wie er aussieht, bon vivant ja, doch eine Frau, wie Du, könnte viel aus ihm machen, sagt Erwin.“ Elisabeth hatte gelächelt zu dieser Phrase — nein! bei diesem Namen blieb alles still, ungerührt in ihr. Aber das Gedicht hatte sie wieder und wieder gelesen, bis es sich ihrem Gedächtniß eingeprägt, und jetzt flüstert sie es vor sich hin:

„O laßt mich schlafen, träumen,
Was hab' ich zu versäumen

In dieser Winterzeit!
Der Reif bedeckt den Garten,
Mein Leben ist ein Warten
Auf Liebe nur und Lenzeszeit.
Es kommt im Frühlingsglanze
Für jede kleine Pflanze
Einmal der Blüthentag.
So wird der Tag auch kommen,
Da diesem Frost entronnen
Mein Herz in Liebe blühen mag.
Doch bis mir das gegeben,
Däucht mich nur halb mein Leben
Und kalt wie Winterswehn.
Der Wind rauscht in den Bäumen, —
O laßt mich schlafen, träumen,
Bis Liebe mich heißt auferstehn!"

„Ist es wirklich so? däucht mich nur halb mein Leben?" Und ihre Pulse klopfen, lockende Bilder gaukeln, flüsternde Stimmen raunen: „Einem anhangen mit allen Kräften der Seele und einem Alles sein."

Wie sagte der Landrath Rehburg in seiner schönen Rede zum Hochzeitsdiner: „Ausleben seiner Eigenart in der Hingabe an Andere — an einen Anderen, das gelte besonders für die Frau.

„Es muß ein Wunderbares sein
Um's Lieben zweier Seelen,
Sich schließen ganz einander ein,
Sich nie ein Wort verhehlen.
Und Freud und Leid
Und Glück und Noth
So miteinander tragen,
Vom ersten Kuß bis in den Tod
Sich nur von Liebe sagen." —

Sich nur von Liebe sagen! Welche Seligkeit seine Gefühle zu offenbaren bis auf den tiefsten Grund.

Alle Schätze seines Innern hinbreiten vor dem Einen, Einziggeliebten und flüstern: „Sie sind für Dich allein!“

Der Eintritt der Tante unterbricht ihren Gedankengang. Mit vom Schlaf ganz rosigen Wangen nähert sie sich der Nichte und legt die Hand zärtlich auf ihren Scheitel.

„Hast Du schön geruht, Tantchen?“

„Wunderschön, Elischen! — Wunderschön,“ wiederholt sie und rückt die Haube zurecht.

„Ich kam Dich bitten, mein Herzchen, mir beim Weglegen der reinen Wäsche helfen zu wollen, und dann kommt doch Max zu Mittag. Sollen wir ihm nicht eine recht schöne schwarze Charlotte backen, ich glaube, er liebt die süßen Apfelspeisen und Ihr kennt in Therenhof ein so gutes Recept dazu.“

„Ja, Tantchen, ich habe es oben, ich hole es gleich.“

Einige Stunden später sitzt man im behaglichen Eßzimmer und Max genießt mit unvermindertem Appetit die Reihenfolge der leckeren Speisen.

„Wenn Pfännchen aus Barawicken so prachtvoll schmeckt, liege ich im nächsten Sommer auf allen Vieren im Walde und helfe Dir suchen, Marie.“ „Tante, ich bitte um einen dritten Teller Suppe, diese Erbsenpurée ist die reine Ambrosia.“ „Ein viertes Stück saftigen Roastbeefs nehm ich mir, wenn Du erlaubst.“ „Die Charlotte ist auch nicht von Pappe! Dein Machwerk, Elisabeth?“

Zwischendurch erzählt er mit Lebhaftigkeit und einem Aufwand komischer Gesten irgend einen jüngst ausgeführten lustigen Streich, und giebt auf Marie's wißbegierige Fragen ausführlichen Bescheid. Jedes Detail seines jetzigen Lebens will sie kennen lernen, und was sich solch jungen Mädchenohren erzählen läßt, berichtet er ihr gerne, denn sie hört mit glühendem Interesse zu, hat solch helles, jubelndes Lachen für jeden

Witz, jeden Jux, den er und seine Genossen angeben, daß er nicht müde wird, ihr Rede und Antwort zu stehn.

„Also Du willst wissen, wie es gestern auf dem Convent war und ob Axel auch mitspricht? Hin und wieder, aber Witze machen versteht er besser. Gebhard und Wolfgang dagegen — wirklich famos, wie die Beiden reden. „Die geborenen Landtagsredner," meinte Riesen."

„Es handelt sich wohl zumeist um die Pistolenfrage?"

„Ja, Onkel. Schon auf mehreren Conventen hat Gebhard sie zur Diskussion gebracht und es werden mächtige Redeschlachten geliefert, für und wider. Die Opposition schaart sich um Wolfgang, welcher mit allen Mitteln und Kräften Gebhards Vorschläge bekämpft, aber dessen Standpunkt scheint mir immer mehr Anhänger zu gewinnen. Er verficht ihn aber auch mit einer Zähigkeit und Energie, die ihm sicher den Sieg eintragen wird."

„Das muß man hoffen. Wollte Gott, ich könnte auf meine alten Tage noch den Vorstoß erleben, der den ganzen Bau falscher Ehrbegriffe, aus Irrthum und Gewohnheit gekittet, in's wanken bringt, die Zeit wird das Uebrige vollenden. „Es erben sich Gesetz und Rechte, wie eine ewge Krankheit fort," aber es kommt der Tag, wo auch die Feststehendsten einem Wandel unterliegen, wie alles, was Menschensinn ersann. Ein Irrthum trägt den Keim des Verfalls schon in sich, und einmal erkannt, wirft ihn die Menschheit auf ihrem Wege zur Vollendung, von sich, wie unnützen Ballast.

Und über kurz oder lang wird sie auch aufgeräumt haben mit diesen Gladiatorenkämpfen, für welche sich bis jetzt leider noch immer ein Beifallklatschendes Publikum findet."

Marie prickelt wieder einmal die Zunge und sie sagt in übermüthiger Stimmung: „Du bist ein lieber,

alter Philister, Onkelchen. So ein bißchen Stechen und Schießen finde ich garnicht schrecklich, es muß sein. Es zeigt doch Muth, es ist so ritterlich und dann klingt es so gut: „Er hat nicht mit der Wimper gezuckt — er führt eine brillante Klinge.“

„Dann müßte Dir ja Wolfgang immer besser gefallen,“ neckt Max. „Courage hat der im Leibe — weiß Gott, mehr als genug, und mit dem Duelliren treibt er es wieder arg in letzter Zeit. Neulich hatte er sich auf einem Mussenabend nicht weniger als 8 Forderungen eingefangen — also kann es wieder nett werden mit der Schießerei, da er im Ernstfall wegen seiner Schwäche im Arm nicht auf Hieber losgehen kann“.

Ein Schatten fliegt über das Gesicht des Professors: „Ja, der ist einer der Schlimmen,“ murmelt er.

„Ich habe schon drei Morgen für ihn Wache gestanden“ — erzählt Max weiter, „und das erste Mal war sehr aufregend.

Die Pudel kamen mit solchem Ungestüm angerast, daß uns kaum Zeit blieb, die Waffen im Bett der Krugwirthin zu vergraben und sie zu veranlassen, sich als todtkrank darauf zu legen. Sie ächzte auch zum Steinerweichen — denn sehr mollig mag das Pfühl nicht gewesen sein! — während wir schnell im Nebenzimmer eine harmlose Kneiperei inscenirten und die verblüffte Obrigkeit mit einem lustigen Cantus empfingen.

Das zweite Mal hatten wir es feiner eingefädelt — da sah ich zum ersten Mal tüchtig Blut fließen!“

„Gräßlich!“ sagt Elisabeth, „ich begreife garnicht, wie man solche Dinge harmlos nehmen kann.“

„Ach, so ein Duell muß wohl schrecklich spannend sein!“ — interessirt sich Marie. „Gar zu gerne möchte ich einmal zusehen!“

„Aber Mariechen, wie kannst Du so etwas sagen,“ erregt sich die Tante, „mir bleibt immer das Herz stehen, wenn ich von diesen schrecklichen Duellen höre.“

Marie läßt sich nicht einschüchtern und verfolgt ihren Gedanken.

„Es braucht ja nicht gleich auf's Sterben zu gehen. Wäre ich ein Junge, ich würde auch losknallen, ich ich liebe so in's Ziel zu schießen."

Mit eigenthümlichem Ausdrucke in dem freundlichen, alten Gesicht blickt der Onkel auf die rosigen Lippen, die so unschuldig ihre Meinung sagen. „Sie müßten Anathema rufen und finden Anerkennung für schreckliches Thun. Solch unerfahrene Mädchenjugend kann all' den Jammer nicht ermessen, den ein einziges unglücklich verlaufenes Duell im Gefolge haben kann," denkt er und sagt mit milden Vorwurf:

„Um die Duelle ist es ein schwer ernstes Ding, Kind, — eine Menschenbrust ist kein Ziel für Hiebe, die blutig schlagen, für Kugeln, die tödten können.

Noch bist Du zu jung, um die Consequenzen zu ziehen, um auch nur zu ahnen, was Reue ist, nagende Selbstqual in dem, den der Gedanke verfolgt und nicht losläßt, er habe einen anderen getötet — um nichts. Gott behüte jeden davor, solches zu erleben," setzt er leiser hinzu, „denn manch Lebensglück ist daran gescheitert, manch Herz hat darüber seinen Frieden verloren. Nichts wäscht die Erinnerung an den Augenblick ab, wo man den Gegner fallen sah, um nie wieder aufzustehen."

Elisabeth's Augen sehen den Onkel forschend an. Etwas in dem Ton seiner Stimme hat sie frappirt und in seinen Worten vibrirt eine tiefe Erregung.

„Es ist, als ob er Selbsterlebtes enthüllt" — denkt sie und ein Blick auf das Gesicht der Tante bestätigt ihre Vermuthung. Tiefes Mitleid spiegelt sich in den Zügen der Frau, die alle die Jahre ihres Ehelebens mit dem geliebten Mann die Last getragen, welche ein jugendliches Vergehen einem strengen Gewissen aufgebürdet.

Das Gespräch nimmt bald wieder eine heitere Wendung. Wo Marie und Max zusammen sind, giebt es immer laut schallendes Gelächter, und durch die Schilderung ihrer jüngsten nächtlichen Heldenthaten reißt Letzterer auch die Anderen mit fort:

„Wie wir neulich aus dem Circus kamen," beginnt er . . . und dann folgt Erlebniß auf Erlebniß, bis der Kaffee ausgetrunken, und er schließt:

„Jetzt haben wir genug gelacht — nun kommt, wir wollen Terzette von Lutzau singen, sonst verlernen wir unser gutes Ensemble. Ganz ohne Musik kann man nicht leben und Studentenlieder genügen mir nicht. Abends lassen uns jetzt die Kameraden schon meistens in Ruh, da haben wir mit Sandern und Ecken, die beide große Musikfreunde sind, — Ecken bläst sehr hübsch Cornet à piston — besprochen, mit vereinten Kräften ein Pianino zu miethen. Dann kann ich ihn begleiten und selbst meine Lieder vortragen.

Vor allem aber heißt es, eine andere Wohnung finden. „In einer Krugsstube leben, das ist nichts für meiner Mutter Sohn," sagt Ecken.

„Rattennachbarschaft betrachte ich nicht als absolut nothwendig, um sich wohl zu fühlen," stimmt Sandern bei. Unsere Treppe ist die reine Hühnerstiege, wo man sich Abends Hals und Beine brechen kann. Nur ein Gutes hat dies Quartier, wenn uns der Magen zu laut knurrte, kletterten wir aus dem Fenster, über ein niedriges Stalldach, direct in den Gemüsegarten und hielten Nachlese!"

„Aber Max," ruft die ehrliche Marie," das ist ja . . ."

„Ganz erlaubte Selbsthilfe in Nothstandszeiten. Uebrigens, um Dein Gewissen zu beruhigen, will ich hinzufügen, wo wir Burkanen oder ein paar minderwerthige Kartoffeln herausgezogen, haben wir dagegen Kupferstücke ausgesäet. Jetzt ist alles Gemüse einge-

erntet, dafür pfeift der Nordwind durch die schlecht schließenden Fenster, die Oefen rauchen, kurz, es ist allzu ungemüthlich geworden und es ist beschlossene Sache — wir ziehen um."

Eine passende Wohnung ist bald gewählt, aber als Söhnen aus gutem Hause ist ihnen die dürftige Möblirung von drei kleinen Zimmern nicht anheimelnd genug und was in ihrer Macht steht, thun sie, um dem abzuhelfen. Sie kaufen sich einen alten Kleiderschrank für 3 Rubel — „Man muß doch seinen Frack ordentlich aufhängen können! — und, da die Kravatte nicht schief sitzen darf, einen Wandspiegel für 50 Kopeken, was Carlos zu dem Ausspruche veranlaßt:

„Die Kerls leben ja wie die Sybariten!"

Bald feiert auch das Klavier seinen Einzug, worauf Max sich befriedigt umschaut und meint:

„Nach den Weihnachtsferien bringe ich von Hause noch einen alten Teppich mit, dann wird es ganz fein!"

Aber schon jetzt ist es bei ihnen gemüthlicher als in den meisten Studentenquartieren; auch andere empfinden die Behaglichkeit ihrer Einrichtung angenehm, und es wird Mode, sich ein- oder zweimal in der Woche bei Max und Moritz zusammen zu finden.

Die Gespräche berühren nicht immer die höchsten Fragen des Lebens — manch' lustiger Ulk wird getrieben, und bei Thee und kräftig belegten Butterbröden wird gesungen und musicirt, ja sogar hin und wieder etwas gelesen; und bald erfreuen sich diese Abende, welche von Carlos hohnlachend als „ess-thetische" bezeichnet werden, bei den älteren Kameraden und solideren Elementen allgemeiner Beliebtheit.

* * *

Eine Octobernacht klar und kalt. Der Vollmond steht hoch im Zenith und gießt sein silbernes Licht über die menschenleeren Straßen und Plätze. Es ist weit

nach Mitternacht. Alle Fenster sind dunkel, nur in der Pedellenstube am Marktplatz schimmert noch ein Lichtschein, wie das stets offene Auge der Obrigkeit, welches sich nicht schließen darf, um allzeit bereit zu sein, die Uebergriffe gegen Zucht und Ordnung zu bemerken.

Jenseits des Embachs tönt fröhlicher Gesang: „Zillerthal, Du bist mein Freud', holdriodio."

Ueber die Steinbrücke kommt ein Trupp Studenten gegangen und aus, in Anbetracht der späten Stunde, noch merkwürdig frischen Kehlen tönt es laut und lauter durch die Stille der Nacht, immer näher den horchenden Ohren des dejourirenden Pedellen:

„Wo die Madels sakrisch schneid, holdrio, holdrio —
Da gibt's Gamserl zu erjagen . . ."

Von der Thüre der Pedellenstube löst sich eine kleine, untersetzte Gestalt und schreitet rasch und energisch auf die sich nähernde Gruppe zu.

Jetzt sind auch schon die grünen und schwarzen Kopfbedeckungen zu unterscheiden.

„Schöne Madel zu erfragen,
Zillerthal, du bist mein' Freud', holdrio, drio, dio."

„Meine Herren, es ist meine Pflicht, Sie daran zu erinnern — in der Nacht darf auf der Straße nicht gesungen werden."

„Ah! Sie sind es, geehrter Herr Pfau, guten Abend. Richtig, Sie lieben ja dieses Lied nicht — wir haben es schon zu häufig gesungen, aber wir kennen noch viele andere, so hübsche, z. B.:

„A Büchserl zum Schießen, a Hund'l zum Jag'n — beginnen sie auf's Neue.

„Meine Herren, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß . . ."

„Auch dieses findet keine Gnade vor ihren geehrten Ohren? Wie schade! Aber vielleicht sind Tyroler Lieder überhaupt nicht nach Ihrem Geschmack und Sie haben mehr Sinn für Wagner — nicht der Kunst-

gärtner Wagner aus Riga, aber der nun viel bewunderte deutsche Componist! — Hören Sie, wie schön er eine seiner Opernarien beginnt." Und mit komisch zärtlicher Gebärde dem Pedellen die Arme entgegenbreitend, intonirt Max Theren:

„O du mein holder Abendstern . . ."

„Ich muß Sie bitten, meine Herren . . ."

„Sehr guter Reim! Bravo, Herr Pfau. Wir wußten bis jetzt nicht, daß Sie dichten," ruft Einer.

„Also auch dieses Lied entsprach, wie es scheint, nicht Ihrem Genre" — das ist wieder Max. „Uns liegt doch sehr daran, Sie zu befriedigen. Vielleicht treffen wir es besser mit:

„Guter Mond, du scheinst so helle,"

„Ich ersuche Sie auf der Stelle . . ."

„Zu bleiben, wo wir uns eben befinden? Aber mit dem größten Vergnügen, dem allergrößten. Unsere Betten laufen nicht davon, trotz ihrer vier Beine; sind des Wartens gewöhnt, wie es sich richtigen Studentenlagerstätten geziemt."

„Gefällt uns ja ausnehmend gut hier, in Ihrer uns so überaus werthen und liebenswürdigen Gesellschaft, bester Herr Pfau. Unsere Verehrung für Sie kennt keine Grenzen und muß sich Luft machen . . ."

Und sich bei den Händen fassend und ihn im Reigen umtanzend, stimmen sie auf's Neue einen lauten Gesang an.

„Wir winden Dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide!"

„Sie kenne ich schon Beide."

„Bravo, bravo! Er macht wahr und wahrhaftig Verse."

„Ein Hoch auf Herrn Pfau! Wir wollen ihn begrüßen als den größten Dichter der Neuzeit! Pedellenlieder, das ist wirklich noch nicht dagewesen! Der alte Ben Akiba hat doch Unrecht bekommen," so ruft es durcheinander. „Und drucken müssen Sie sie lassen."

„Ja, bei Karow und danach in Kalbsleder binden, mit Goldschnitt. Diese Perlen Ihrer dichterischen Phantasie machen Sie berühmt, reihen Sie unter die Coriphäen der Weltliteratur ein."

„Sie werden unsterblich, Herr Pfau, Sie kommen auf den Parnaß — Apollo kann Ihnen keine Concurrenz machen, Pegasus frißt seinen Hafer 200 Werst von hier."

„Die Stirn mit Lorbeer Dir zu krönen,
Sind alle wir sofort bereit,
Wer so wie Du nur dient dem Schönen,
Verdienet die Unsterblichkeit,"

singen sie nach irgend einer bekannten Melodie und umtanzen ihn auf's Neue mit lustigen Sprüngen.

„Jetzt ist es wohl genug; ich ersuche Sie hiermit, mir alle . . ."

„Zu gratuliren? Aber gewiß. Mit dem lebhaftesten Vergnügen. Ihnen die Hand schütteln zu dürfen, ist uns stets eine große Ehre, Herr Pfau, die allergrößte."

„Ja, ich denke ganz so, wie weiland der Herr Verwalter in Roggenthal sagte, als er bei einem Festessen die Gesundheit eines neuen Nachbars ausbrachte. „Wenn ich es die Ehre habe, mit eine Persönlichkeit Bekanntschaft zu machen, die ich, in die Zukunft, eine Achtung zu haben hoffe, nicht mehr als gern."

„Nicht mehr als gern!" wiederholten, auf den Scherz eingehend, die Anderen im Chor, und sich tief verbeugend, ergreift Jeder von ihnen mit herzhaftem Drucke erst die Rechte und dann die Linke des kleinen Herrn, der nicht recht weiß, ob er lachen oder zürnen soll.

Und indem sie ihm fast die Arme aus den Gelenken schütteln, ziehen sie ihn immer weiter von dem Marktplatz fort, hinein in eine dunklere kleine Seitenstraße, so daß unbemerkt der eine und der andere entschlüpfen kann, nur der kleinere Theil nachbleibt, welcher ihn wie eine Mauer umgiebt.

„Meine Herren, Ihre Namen.“

„Nicht mehr als gern, bester Herr Pfau, sollen Sie sogleich erfahren. Wir müssen uns nur etwas besinnen. Also. Sehen Sie, dieser hier, ein Knirps an Gestalt, aber groß an Geist, das ist Zeus, der Gewaltige. Sie erinnern sich wohl von der Schulbank her, so hieß der upperste der griechischen Götter. Gewöhnlich thront er im Olymp, — wissen Sie, da, wo die Freude wohnt? — aber manchmal spaziert er in den Straßen Dorpats umher und sucht Europa.

Auf beflügelten Sohlen verschwand eben Mercur um die nächste Ecke, sollte bei Karow anklopfen und ihren Ruhm verkünden, und . . .“

„Ich sehe, ich muß ernst . . . .“

„Ernst?! Nein! so heißt wirklich Keiner von uns. Ach, ich möchte so gern Ernst heißen,“ treuherzig beschwörend faltet Sandern seine Hände auf der Brust; „das würde so vortrefflich zu meinem ganzen Wesen passen. Ich bin von jeher ein tiefernster Charakter, gar nicht à la Busch, und nun hat man mich Moritz getauft, einfach abscheulich.“

„Und ich heiße mit Begeisterung Max. Sie kennen doch das schöne Epos, Herr Pfau, „Max und Moritz ritze, ratze . . . .“

„Ja, Sie heißen Max, das stimmt Herr von Theren, und dies ist Herr Axel von Rehburg und Graf Wolfgang Tiefenthal, Herr Donnerer — aber die Uebrigen? Ihre Namen, meine Herren?! Im Namen des Gesetzes.“

Gegen diese Worte giebt es keine Auflehnung, droht ihnen doch im Falle sie dieselbe riskiren, Ausschluß aus der Universität.

So erfährt Herr Pfau, was er zu wissen wünscht, notirt sich die angegebenen, diesmal dem Taufschein entsprechenden Vor- und Familiennamen, und zu neuem Schabernack bereit, sind sie in Gnaden entlassen.

Die Aussicht, vor den Prorector citirt zu werden,

ist kein allzugroßer Dämpfer auf ihre fidele Laune und übermütige Stimmung. Lachend und pfeifend verfolgen sie ihren Weg durch die Ritterstraße.

„Dieses war der erste Streich, doch der zweite folgt sogleich," decretirt Max. „Wir müssen doch unserem Namen Ehre machen, nicht, Moritz?"

„Vorwärts, Du weißt es längst, mit Dir vereint fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken."

„Also los! Aber was soll es sein? Irgend ein tüchtiger Ulk. Die Majorität soll entscheiden. Ich bin für etwas à la „Herr Benecke, Herr Benecke, die Löwen fressen den Kringel auf." Das ist historisch geworden.

„Na, solch ein Ulkrecidiv kann Euch immerhin in den Carcer bringen," lacht Axel.

„Schadet nichts. Dahin geht schon längst mein Sehnen. Als der Alma mater treuer Sohn muß man auch ihre Bodenräume kennen lernen, nicht nur die heiligen Hallen, wo die Weisheit mit Löffeln gegessen wird."

„An diesen gehst Du für's Erste wohl vorbei, soviel ich weiß . . ."

„Ich hab's!" jubelt der kleine, fidele Zeus. „Hier gleich nebenan hat der alte Jude Israelsohn seine Bude. Dem nehmen wir das Schild ab — es hängt auch nicht zu hoch! Moritz, beuge den stolzen Nacken."

Den Ellenbogen auf seine Knie stützend macht der Angerufene einen Buckel und mit affenartiger Geschwindigkeit klettert ihm Donnerer auf die Schultern. Langsam richtet sich Sandern mit seiner leichten Last zu voller Höhe auf, und es gelingt dem Obenstehenden ohne viel Mühe, die Drähte zu lösen, mit denen das Aushängeschild befestigt ist.

„So, und nun wohin damit?" Max und Ecken haben zugegriffen und lehnen es für's Erste an die Hauswand.

„Das hängen wir jetzt dem überstolzen Baron

über die Hausthür, da schräg gegenüber," erklärt Donnerer seinen Plan weiter.

Gesagt, gethan.

„Wird der sich freuen, wenn er morgen liest: „An- und Verkauf von alten Kleidern."

„Um einen Schlaganfall zu kriegen, ist er viel zu dürr und hager, aber gelb und grün wird er sich ärgern."

„Geschieht ihm blos recht," grunzt Eschmann.

„Warum hat er uns unser geheiligtes Recht geschmälert und die Fenster nicht ordentlich abwischen lassen, als bei ihm neulich Tanzsoirée war."

„Uebrigens ist dem schon einmal eine feine Geschichte passirt," sagt Axel. „Damals lebte die Familie im dritten Stock. Im vorigen Winter geben sie einen Ball und laden nur wenige Livonen ein — das verdiente Strafe.

Nicht faul, holen wir aus dem Depot der Feuerwehr die größte Leiter, die wir finden können. Sechs Mann schleppen sie herbei, und aufgerichtet reicht sie bis zum Balkon. Als erster klettert Carlos hinauf, preßt seine breite Nase an die Scheiben und ruft dumpf: „Wischen!"

Man tanzt gerade eine Française, und die junge Dame, welche vor der Thür sitzt, kreischt auf. Doch bald erkennt man die Ursache des Schreckes und ganz bestürzt eilt der Hausherr herbei. Wir Uebrigen waren auch hinaufgestiegen, da kommt Eschmann ein toller Einfall. „Aufmachen!" brüllt er. Wohl um ihn zu Rede zu stellen, öffnet der Hausherr die Balkonthüre, aber bevor er noch ein Wort hat äußern können, macht ihm Eschmann eine tiefe Verbeugung und sagt im höflichsten Ton: „Ich ergreife die passende Gelegenheit, um mich ihnen vorzustellen, mein Name ist Don Carlos und ich fühle das dringende Bedürfniß ein Glas auf Ihr Wohl zu trinken."

„Der Baron machte schließlich gute Miene zum bösen Spiel und schickte uns wirklich einige Pullen „Rothspon“ heraus. Die jungen Damen aber sorgten nachher mit rührendem Eifer für ein Klarhalten der Fenster.“

„Achtung! Pedell Nr. 2.“

„Der Muthige begiebt sich nicht in unnütze Gefahr,“ ruft Sandern, „jetzt heißt es fliehen vor dem Arm des Gesetzes. Seht, hier ist ein „wurimees“, schnell hinein, des Rosses flinke Hufen bringen uns sicher an's rettende Ziel und wir entrinnen dem Verderben, wie die flüchtige Gazelle entläuft dem verfolgenden Leu.“

„Schöne Rosinante!“ meint trocken Wolfgang, „die bringt uns nicht drei Schritt im Trab weiter.“

Trotz der unzweifelhaften Richtigkeit der Bemerkung vertheilen sie sich unter Lachen nnd Schreien auf dem kleinen Gefährt.

Rittlings, auf dem Rücken des Kleppers sitzt Zeus. Den Rossenlenker umhalsend, balanciren zwei von ihnen auf dem schmalen Bock; einige stehen auf den Kufen, während die Uebrigen sich in den Schlitten werfen.

Unter lautem Antreiben „Nu, fahr zu wurimees“, kommen sie ungefähr 50 Schritt weiter.

„Sagte ich es nicht, sobald es bergauf geht, gelangen wir noch rascher rückwärts, als vorwärts und fallen direct dem Pudel in die Krallen.“

„Na, erreicht uns der Schächer der Obrigkeit, so nennen wir uns eben noch einmal — unsere Namen wissen wir ja wohl noch.“

„Au, das ist aber Herr Melne, mit dem ist nicht gut Kirschen essen. Na, mitgefangen, mitgehangen!“

So kommt's auch.

Wieder ertönt das ominöse „Im Namen des Gesetzes,“ — und Herr Melne waltet seines Amtes mit strengerer Miene als Herr Pfau, der im Grunde seines Herzens dieser fröhlich übermüthigen Jugend sehr gewogen ist.

Indem sie weiter gehen, überholt sie ein Schlitten und hält in kurzer Entfernung vor ihnen an einer Hausthür.

Dem Gefährt entsteigen zwei Frauengestalten, eine ältere, offenbar ein zum Abholen nachgeschicktes dienendes Wesen, und eine jüngere — wie aus der hellen, durch den langen Mantel kaum verdeckten Toilette ersichtlich, aus einer Abendgesellschaft zurückkehrend.

„Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen?"

Den Schritt beschleunigend, ist Woifgang an dieselbe, ein hübsches, schlankes Geschöpfchen, herangetreten und, den Arm rundend, hat er nur Zeit gehabt, diese Worte auszusprechen — da faßt ihn schon Axel mit einem empörten „Aber Wolfgang!" am Arm.

Das junge Mädchen, welches erschrocken zurückgewichen war, verschwindet in der Hausthür, welche die Begleiterin schleunigst geöffnet, und Axel fährt fort:

„Bist Du ganz von Sinnen, Tiefenthal? Eine Dame attaquiren — das ist unerlaubt."

„Bitte, spar Dir die Rathschläge. Etwas Pikanteres als Pedellenulk muß dazwischen sein. Toujours la même chose ist nicht mein Geschmack." Er faßt Eschmann's Arm und zieht ihn mit sich fort.

„Nimm Dich in Acht," raunt dieser, „oder willst Du Dir absolut eine schwarze Mütze kaufen. Mindestens ein doppelter Verweis ist Dir für dieses Mal sicher, mein Lieber, und viele hast Du nicht mehr zu vertragen!"

„Laß mich zufrieden, Carlos. Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt, juchhe! Mehr als kacheln können sie mich doch nicht." Und als sie jetzt an einigen, in ihren Schlitten schlafenden Fuhrleuten vorbeikommen, wendet er sich wieder an die Anderen. „Was meint Ihr? Die Bahn ist so schön; gönnen wir den Pedellen ihre Nachtruhe und fahren wir nach Annenhof, zu den Harfenistinnen. Sie sind garnicht ohne, das kann ich Euch sagen, ich war neulich schon

dort!" Sein Anhang stimmt lebhaft zu, aber Max sagt sehr entschieden, den Vetter mit kalten Blick messend:

„Danke, mein Thatendurst ist für heute gestillt, und schlafen ist auch eine gute Sache! Nicht wahr, Sandern, wir ziehen unsere Betten vor. Morgen müssen wir so wie so früh heraus. Unsere Dujour im Fechtboden nimmt ihren Anfang und vorher muß noch allerlei in Ordnung gebracht und die Rappiere vom Waffenschmied abgeholt werden."

„Schlafmützen," höhnt Wolfgang, „oder ist der wahre Grund nicht ein anderer? — Unser verehrter Senior hat Euch wohl derartige frivole Amüsements untersagt. Die Livonia soll fürderhin aus ihren Füchsen nur Tugendbolde erziehen," setzt er malitiös hinzu.

Maxen's für gewöhnlich so lachend fröhliches Knabengesicht ist sehr ernst geworden bei diesen sarkastischen Worten.

„Gebhard Rehburg hat uns in solchen Sachen nichts zu ge- oder zu verbieten," sagt er abweisend, „aber selbst, wenn er es gethan hätte, mir wäre es eine Ehre und Freude, ihm zu folgen, denn was er will und bezweckt, ist immer lobenswerth, kann einen sicher nur zu etwas Besserem machen, als man ist. Nur wenige wollen das nicht einsehen, und macht es Dir Vergnügen, zu diesen Wenigen zu gehören, so sei es Dir unbenommen. Das ist bei uns so Sitte, chacun à son goût. Und damit gute Nacht und viel Vergnügen!"

* * *

„So lag man aus, so kreuzte man die Klingen," — citirt Marie aus ihrem lieben Hanne Nüte.

Sie hat sich vor ihre Schwester, die arbeitend am am Fenster sitzt, in Positur gestellt und fuchtelt mit ihrem nassen Regenschirm vor dem Gesicht derselben herum, daß die Tropfen nur so umherspritzen.

Ein Südostwind hat dem ersten Schnee den Garaus gemacht, und es regnet wie im September.

„Und auf dem Markte standen wir,“ beginnt Marie auf's Neue.

„Zur Hand ein Jeder sein Rappier. Und Terz und Quart und Quartrevers, die flogen rechts und links hinüber,“ recitirt sie weiter und läßt den Worten die entsprechenden Bewegungen folgen.

„Ja, ja, da ging es scharf, mein Lieber!“

„Aber Marie, Du Uebermuth, hör doch auf. Du verdirbst mir ja meine schönsten Weihnachtsarbeiten,“ und schützend deckt Elisabeth ein Tuch über den Nähtisch.

„Mache mir doch kein X für ein U vor, das ist gar kein eigentliches Weihnachtsgeschenk, was Du da eben vorhast ...“

Schelmisch sieht sie auf die erröthende Schwester.

„Uebrigens, was es auch sei — Regenwasser macht keine Flecken, das haben wir neulich in der Physikstunde gelernt, — und sollten aller Wissenschaft zum Trotz, die paar Tropfen nicht chemisch rein gewesen sein, so machst Du, Ausbund von Fleiß, mit Begeisterung und in aller Geschwindigkeit noch 6 neue Farbenbänder für Deinen Ritter ohne Furcht und Tadel, der ... nein, ich sage nichts weiter, gar nichts mehr.“

Und auf's Neue, mit dem improvisirten Rappier auf Elisabeth eindringend, lacht sie ausgelassen:

„Sieh so, mein Sohn, so wurde es gemacht. Hier Horizontalquart, da 3 Rippen gespalten und jetzt Puckelterz — au, das thut weh, nicht wahr?“ frohlockt sie.

„Sag nur, Du tolles Ding, wo hast Du alle diese Ausdrücke her?“

„Aus der Zeichenschule, liebe Lisabeth, liebe Lisabeth — aus der Zeichenschule,“ singt das lose Mädchen nach der Melodie des bekannten Liedes: „Wenn der Topf aber nun ein Loch hat, lieber Heinrich!“

„Ihr scheint mir Eure Zeit dort ganz besonders nützlich zu verwenden. Seid Ihr denn ohne Aufsicht?"

„Nein, heilige Elisabeth, das sind wir nicht." Und betheuernd drückt Marie den Regenschirm an die Brust. „Aber es gibt doch Pausen im Unterricht und da hat uns Ida Walldorf gezeigt, wie es auf dem Fechtboden hergeht. Nächstens kommen wir eines Sonntags bei ihr zusammen, takeln uns mit großen und kleinen Kissen und denn wird geübt. Und im Sommer muß Max mich ganz ordentlich das richtige Fechten lehren." —

„Und Terz und Quart" —

„Nun fange nicht wieder an! Ich habe an der Rückenterz für's Erste genug!"

„Sei ruhig, ich stelle mein Rappier schon weg. Ich muß Dir noch etwas erzählen. Manchmal ist es furchtbar nett in der Schule. Als die Stunden heute aus waren, hat uns Ida Walldorf ein Privatissimum gehalten über die Organisation der Corporationen. Wir haben uns dabei zum Kringel gelacht! Es ist einfach himmlisch, wie gut sie den alten Proffessor X. nachmacht. Ich kann's übrigens auch — warte mal!"

Sie zieht sich einen Stuhl heran, ergreift mit der Linken die Lehne, und die Finger der rechten Hand spreizend, beginnt sie, die Stimme zum tiefen Baß zwingend:

„Also, hm, hm! Meine geehrten Zuhörer!

Unser heutiger Vortrag betrifft eine der fünf an unserer Hochschule bestehenden Studentenverbindungen, die unserem Herzen, hm, hm!!" — ein neckischer Blick fliegt zu Elisabeth hinüber, dann zieht sie die Augenbrauen wieder hoch und fährt mit ernster Miene fort: „am nächsten stehende Livonia, welche in der fast 60-jährigen Zeit ihres Bestehens dem Heimathlande eine Reihe seiner tüchtigsten und verdienstvollsten Söhne geliefert hat, ein Beweis, daß die ganze Institution auf der gesundesten Grundlage basirt ist, dank welcher sie auch

künftighin in der Lage sein wird, der Welt zum Nutzen, hervorragende und bedeutende Persönlichkeiten aus ihrer Mitte hervorgehen zu lassen, die jeden Posten, auf den sie später im Leben gestellt sein könnten, zum Ruhme unserer Alma mater in seltener Treue und mit vollständigstem Können, kurz in jedes Vertrauen rechtfertigender Weise auszufüllen befähigt sein werden. Lassen Sie uns also, hm, hm, jetzt einen Augenblick bei der inneren Organisation derselben verweilen. An der Spitze der Corporation, welche aus einer beliebigen Anzahl Glieder bestehen darf, stehen drei Chargirte, von denen der erste auch Senior genannt wird. Um diesen führenden Kern gruppiren sich in engerem Kreise die an Mütze und Farbenband kenntlichen Farbenträger — in weiterem die sogenannten Fechtbodisten, im Augenblick etwa 60 an der Zahl, wenn man die im Carcer sitzenden hinzurechnet. —

Max sitzt nämlich im Carcer, weißt Du das schon?" entfährt es Marie in ihrer gewöhnlichen Sprechweise.

„Nein! Und warum das?"

„Irgend ein Pedellen-Ulk. Wolfgang ist auch dabei abgefaßt worden und Donnerer und . . . zu dumm! Axel."

„Gebhard auch?"

„Du liebe Einfalt! Das glaubst Du ja selbst nicht. Dieser Mustersenior! Der wird doch nicht im 5. Semester solche Fuchsstreiche mitmachen."

„Wer hat es Dir denn erzählt?"

„Ida Walldorff natürlich, die hat es von ihrem Onkel, dem Prorector, erfahren. Arme Jungens! Schön soll es da oben nicht sein — unter dem Dache der alten Universität. Im Sommer zu heiß und im Winter zu kalt. „Bringt Euch nicht hinein," würde Professor X. salbungsvoll sagen, zu dem wir jetzt zurückkehren. Mein Vortrag ist nämlich noch nicht zu Ende. Also weiter im Text!

Im ersten Semester heißen die Neueingetretenen

Fechtbodisten Füchse. Sie werden von dem Oldermann in Zucht und Ordnung gehalten. Außerdem giebt es unzählige, sehr nützliche Aemter, als da sind — Ehrenrichter, Burschenrichter, Fechtbodendirector, — Max brennt darauf, es zu werden! — Magister cantandi, Bibliothekar, Mussenvorsteher-Substitut, in denen sich die künftigen Staatsbürger in Selbstverwaltung üben, communale Bedürfnisse erkennen lernen, vor Allem das Wichtigste: Unterordnung unter einen Gemeinwillen. Ja, diese Selbstverwaltung ist ein wahrer Segen," Maries Stimme wird pathetisch, „und dies Bewußtsein der Verantwortlichkeit gegen die Gesellschaft hat in dem sogenannten Comment seinen vollen Ausdruck gefunden, dessen vernünftige Paragraphen allein im Stande sind, ein gesittetes Zusammenleben so vieler junger Leute aus den verschiedensten Gesellschaftsschichten zu gewährleisten. In denselben sind vor Allem die Begriffe der Honorigkeit und der Wohlanständigkeit auf's Schild erhoben — auch die sogenannten Wilden müssen den Comment garantiren, wodurch der Rohheit und Zügellosigkeit ein schwerer Riegel vorgeschoben wird.

Auch verschiedene Strafen für unangemessenes Betragen sind darin vorgesehen, Verweise, Verlust der Farben, und als Damoklesschwert für solche Elemente, welche sich keiner bindenden Vorschrift, keiner hemmenden Schranke fügen wollen, hängt als schwerste Strafe über den jungen Köpfen — der Verruf!!"

Marie's Stimme bemüht sich zu einem grabestiefen Ton: „Aber, zu ihrer Ehre sei's gesagt, nur äußerst selten sehen sich die Burschengerichte gezwungen, diesen Paragraphen anzuwenden. Es herrscht eben ein durch und durch guter Geist in der Mitte unserer Studentenschaft, der nicht genug gerühmt werden kann."

Schon eine geraume Weile hat Elisabeth ihre fleißigen Hände in den Schooß sinken lassen und sieht erstaunt und amüsirt auf ihre kleine Schwester.

„Sag' um Himmelswillen, Marie, wo hast Du das Alles her? Nicht volle zwei Monate bist Du hier und weißt von all' diesen Studentenverhältnissen mehr als ich, welche den dritten Winter in Dorpat verbringt."

„Dafür bist Du eben die heilige Elisabeth, denn sonst ist's doch nicht so schwer zu behalten: Comment und Commerse und Groß-Sauffeste, Brand-Fuchs und junges Haus, Negus und Kaptschello u. s. w. u. s. w. Und in der Schule spricht man doch nur von Studenten. Eine Jede weiß was zu erzählen, und für etwas muß sich der Mensch doch interessiren, hier, wo man keine Hunde, keine Pferde und keine Hühner hat." Dann macht sie ihr pfiffigstes Gesicht:

„Sei nicht scheinheilig, Landgräfin Elisabeth, Dich interessirt im Grunde auch nur ein grüner Deckel ..." Listig zwinkert sie mit den Schelmenaugen, beugt sich zur Schwester herab und flüstert ihr leise in's Ohr:

„Das heißt ein Livonendeckel auf einem blonden Götterhaupt. Habe ich nicht richtig gerathen? Ist es nicht so?"

„Da giebt es garnichts zu errathen — ich mache ja kein Geheimniß daraus," versucht Elisabeth ruhig zu sagen, aber dunkle Röthe steigt langsam vom weißen Halse hinauf bis in die klare Stirn.

„Gewiß interessire ich mich für Gebhard Rehburg, mit dem wir schon seit Tricaten, wo wir zusammen confirmirt wurden, gute Freunde sind. Das weißt Du längst ganz genau, also sprich, bitte, keinen Unsinn!"

„Ida Walldorf sagt aber, es gäbe keine Freundschaft zwischen einem jungen Mädchen und einem jungen Mann — das sei immer nur versteckte Liebe."

„Ihr führt merkwürdige Gespräche, wie es scheint. Ich hätte wirklich gedacht, daß Ida vernünftiger sei und Euch Backfischen nicht solche Ideen in den Kopf setzen würde. Gewiß kann es freundschaftliche Beziehungen geben zwischen gleichalterigen Nachbarskindern, wie Geb-

hard und ich es sind, sie befördern nur gegenseitig die Entwickelung, und was die Liebe immer gleich damit zu thun haben soll . . ."

„Was ist die Liebe, sag?" trällert Marie auf einer eigen erfundenen Melodie.

„Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag."

„Mir scheint, das stimmt hier auffallend," lacht sie neckisch und ihrer Lisabeth rasch einen Kuß gebend, hüpft sie singend aus dem Zimmer.

Und Elisabeth greift nach ihrer Arbeit, aber sie ist mit ihren Gedanken nicht dabei.

„Versteckte Liebe?"

Langsam sinken ihr die Hände in den Schooß, und sinnend blickt sie hinaus in den trüben Winternachmittag.

„Nur versteckte Liebe?" Wie ein Echo klingt es in ihr nach: — „Nur versteckte Liebe, versteckte Liebe...!!"

* * *

„Steh nur auf, steh nur auf, du lust'ger Schweizerbua," singt Max, an Gebhards Bett tretend, und zieht ihm die Decke vom Kopf.

„Senior, der Dujourfuchs meldet sich unterthänigst und harrt der Befehle, welche Ew. Gnaden geruhen werden, ihm zu geben."

„Was?! schon so spät — Theren. Ich hatte mich gestern Abend so in die Theorie des Privatrechts vertieft, daß ich erst gegen 3 Uhr mein Licht löschte. Bitte, nimm Platz, rauche eine Papyros oder musicire etwas, während ich mich anziehe. Und dann trinkst Du eine Tasse Kaffee mit mir, willst Du?"

„Etwas Eß- und Trinkbares verschmähe ich nie. Den Zustand des Sattseins habe ich in Dorpat nur in seltenen Fällen kennen gelernt. Neulich, ja! — da habe ich bei Professors die Suppenterrine fast allein aus-

geleert, und vom Braten blieb auch nur der Knochen für Brosi übrig, — aber im Carcer, hu!“ Max macht eine komische Grimasse.

„Du machst eine so tragische Miene, wie war's denn da?“ fragt Gebhard, „bei Wasser und Brod habt Ihr doch nicht gelebt? Dafür werden ja wohl die guten Freunde gesorgt haben.“

Max Theren lacht schon wieder über das ganze runde Gesicht.

„Ja, die Kameraden haben ihr Möglichstes gethan, um uns gut zu füttern. Sie haben die Aermel ihrer Winterpaletots unten zugenäht und dann bis oben zu mit eßbaren Dingen vollgestopft, aber mit den Getränken haperte es. Paßte höllisch auf, der Herr Cerberus da oben. Wenn man nicht Wasser trinken wollte, wie so ein armes Huhn, konnte man vor Durst umkommen. Und dann die Kälte! brr! Die Zähne habe ich mir fast abgeklappert.

Der Dichter hat Recht „Und der Mensch versuche die Götter nicht und begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen. Jedenfalls habe ich für's Erste genug davon und mache nächstens lieber nur einen Streich pro Nacht.“

Gebhard hat unterdessen seine Toilette beendigt. Der Kaffee ist gebracht worden, und Max läßt sich den heißen Trank munden.

Und während sie über dieses und jenes plaudern, ruhen Gebhards Blicke forschend auf dem sympathischen Gesicht seines Gegenübers.

Herrn von Theren's Bitte ist ihm eingefallen. Soll er die Gelegenheit benutzen, da sie allein und ungestört, was selten der Fall, um, dem Auftrage des Vaters gemäß, einige mahnende Worte zu sprechen. Nein, hier ist es nicht nöthig. — Herr von Theren kann ruhig sein, schlechtes Beispiel wird keine Macht gewinnen über sein Sohn, weil alles Gemeine ihm zuwider ist. Unauf-

fällig, ohne daß derselbe die Beobachtung empfinden konnte, hat Gebhard doch stets ein wachsames Auge gehabt auf den jungen Kameraden. Und er hat rasch die Ueberzeugung gewonnen, daß, trotz aller Leichtlebigkeit und stets urfideler Stimmung, in Max ein fester Kern steckt, ein verläßlicher Charakter, welcher den vielfach ihn umlauernden Gefahren und Versuchungen nicht erliegen, nie auf Abwege gerathen wird, die tiefer führen, immer tiefer.

Aber er kann sich ja Bestätigung seiner Annahme schaffen, und so stellt er nach einer Weile ziemlich unvermittelt die Frage:

„Bist Du eigentlich gern mit Tiefenthal zusammen?"

„Nein!" Ton und Miene sagen mehr als das kurze Wort, und aus eigenem Antriebe setzt Max noch hinzu:

„Etwas zu wüster Geselle, mein lieber Vetter, und seine Cumpane nicht minder. Ich halte mich lieber an eine Gesellschaft, wo ein anderer Geist herrscht, Humor ohne Frivolität, Spottlust ohne Cynismus, Genußsucht, aber keine Verderbtheit.

Dieses Genre finde ich, Gottlob, zahlreich in der Livonia vertreten, z. B. in Axel, Feldten's, Sandern ..."

„Netter Junge, der Sandern! Gefällt mir mehr und mehr."

Max erröthet vor Genugthuung über das Lob seines Freundes aus so competentem Munde.

„Sag mal, Senior! eine Frage. Glaubst Du ..." Um seine Verlegenheit zu maskiren, macht sich Max an Oros langen, seidigen Ohren zu schaffen, und der Hund dehnt sich wohlig unter der krauenden Hand. „Glaubst Du, daß er Aussicht hat, die Farben zu bekommen?"

Mit einem feinen Lächeln erwidert der Gefragte: „Ich werde Dir mit einem Räthsel antworten.

„Mein Erstes ist nicht wenig,
Mein Zweites ist nicht schwer,
Mein Ganzes läßt Dich hoffen,
Doch hoffe nicht zu sehr.“

Max drückt den Zeigefinger an die Nasenspitze.

„Räthselrathen ist meine schwache Seite, aber, halt, — nicht wenig? — viel? Ja?“ Gebhard nickt.

„Und — nicht schwer! — wohl leicht?! Das muß stimmen, dann macht es „viel=leicht!“ Vielleicht?

Ja — Moritz meinte auch neulich: „Ganz zu verzweifeln brauchten — brauche man nicht, denn sie tractiren uns wohl mit scheußlichen „Wanzen“, aber auch mit wohlwollenden Blicken, und das sei alles mehr oder weniger eine Abschlagszahlung auf den grünen Deckel und das roth=grün=weiße Band. — Sag, Gebhard, schnappt man nicht über vor Freude, wenn man sie bekommt?“

Und der Gefragte lächelt: „Ja, man ist nah dran!“

Nachdem sie noch einige Corporationsangelegenheiten erledigt und Max sich aufmachen will, um die empfangenen Aufträge auszuführen, hält ihn Gebhard mit der Frage zurück:

„Willst Du im Fuchstheater mitwirken?“

„O gewiß! Sehr gern.“ Max wird ganz roth vor Vergnügen.

„Was soll aufgeführt werden?“

„Das ist noch nicht festgesetzt. Ich habe einige Stücke durchgelesen und möchte sie zu engerer Wahl stellen. Komm also heute oder morgen Abend, Axel und Paul habe ich schon benachrichtigt, und wer sonst noch Lust hat, kannst Du auskundschaften, — vielleicht Ecken? — Sandern? — dann halten wir Leseprobe ab.“

„Famos! Sehr gut! Aber hör mal, Gebhard, können wir nicht ein eigenes Machwerk stellen, mit recht viel musikalischen Einlagen, etwas Operettenmäßiges, was meinst Du?“

„Gar keine schlechte Idee — vollen wir beurgrunzen.“

* * *

Die Proben zum Fuchstheater werden eifrig betrieben, uud unter den Aufwärterinnen herrscht neugierige Erwartung, sind sie doch die einzigen weiblichen Wesen, denen es gestattet wird, von der Gallerie des Turnsaales herab mit anzusehen, wie ihre respectiven Herren „Tuding“ und „Jungherren“ sich auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, aus- und benehmen. Gebhard hat wieder einmal seinem Amt als Theaterdirector mit Glanz vorgestanden und, von Axel, Ecken, Max und einigen Andern unterstützt, eine höchst gegelungene Vorstellung zu Stande gebracht, worin die selbstgeschriebene Burleske „Aus dem Fuchsleben“ in der Darstellung von Axel, Sandern und Max den Vogel abschießt. Besonders Letzterer, der sich mit seiner hübschen Stimme und ausgesprochenen schauspielerischen Begabung als ein Coupletsänger ersten Ranges entpuppt, — entfaltet tosenden Beifall.

Und als er sich gar zum Schluß mit einem Machwerk aus dem eigenen „Hirnkästchen“ producirt, da erntet er laute Anerkennung; seine Couplets, zu denen Gebhard eine melodiöse Begleitung componirt hat, werden immer wieder da capo verlangt und jubelnd nachgesungen:

„Wenn wir mal in Dorpat sind,
Alle Sorgen in den Wind, —
Alle Sorgen in den E—M—bach
Niemals O und W und Ach.
Dafür Freuden festgekriegt,
Jeden Schatten schnell besiegt,
Immer lustig und immer froh,
Ist der Dörptsche Studio.

Ist der Beutel wieder leer,
Macht ihm dies das Herz nicht schwer,
Rasch ein Pump in Riesen-Taschen,
Und es reicht für ein paar Flaschen —
Ist's nicht Sect, so ist es Bier,
Alles trinkt man gerne hier.
Immer froh und fix und froh
Bleibt der Bruder Studio.
Stets die Welt voll Geigen hängt
Dem, der keine Grillen fängt,
Vater schrieb noch keinen Brief,
Der ihn zu dem Studium rief.
Ob er kommt, wer weiß's genau,
Seht! der Himmel ist so blau.
Lacht uns an! Ich mach's auch so
Als ein rechter Studio.
Kommt die Zeit denn doch heran,
Wo man nicht mehr schwänzen kann
Alle die Collegias.
Vorwärts, Sohn Livonia's!
Ist das Examen Nr. eins
Oder macht man schließlich keins —
Man war lustig, man war froh,
War ein ganzer Studio."

So singt er sich mit seinem frohen Burschenthum noch tiefer hinein in die Herzen und in die Gunst seiner älteren Kameraden und seine Wahl zum Farbenträger ist gesichert.

Aber bis zuletzt darf er nichts Bestimmtes wissen. Unerwartet, Hoffen und Harren von Monaten krönend, muß er kommen, der Augenblick, wo eine Freundeshand ihm den so heiß ersehnten grünen Deckel auf die blonden Haare drückt, vor aller Augen zum ersten Male in roth, grün und weiß das Sinnbild des einigenden Bandes sich um seine Brust legt, in welchem das Herz so überglücklich klopft.

Ein fröhlicher Comment beschließt den Abend, das erste Loch ziert den geliebten Deckel und kaum einer von ihnen weiß nachher, welch gütiges Schicksal ihn den heimischen Penaten überliefert hat.

Am nächsten Tage geht's zu allererst in die Sternstraße. 4 Stufen auf einmal nehmend, stürmt er die Treppen zu Professors hinauf. Die Glocke zieht er so energisch, daß sie ihm fast in der Hand bleibt, und dann umfaßt er Marie, die selbst öffnet, und wirbelt sie im Vorzimmer herum, bis ihr der Athem vergeht und sie kaum rufen kann:

„So kommt doch, Tante, Elisabeth, er hat eine grüne Mütze, er hat eine grüne Mütze!"

Die Andern eilen herbei, umstehen ihn gratulirend, aber Marie's Antlitz strahlt am hellsten.

Von jeher haben sie und Max sich besonders nah gestanden, ist sie ihm Kamerad und Vertraute gewesen. Voller Mitfreude blickt sie auf ihren Lieblingsbruder und Thränen funkeln in ihren zärtlichen Augen, so tief fühlt sie mit ihm.

„Hast Du schon nach Hause geschrieben?" fragt Elisabeth.

„Nein, das könnt Ihr thun. Ich habe nur eine Depesche geschickt — mit meinen letzten Kopeken, hurrah!" Und er wirft seinen Deckel in die Luft, stülpt ihn Marie und dann wieder sich selbst auf, kurz, weiß sich nicht zu lassen vor Glückseligkeit. Und Marie hängt sich an seinen Arm und bittet wißbegierig:

„Erzähle doch haarklein, wie alles war, gestern Abend, wie es bei der Aufnahme hergegangen — aber ganz, ganz genau und ausführlich!"

„Später, Schwesterchen, später. Vielleicht heute Abend oder morgen. Jetzt habe ich keine Zeit, ich muß gleich wieder fort. Die Kameraden warten auf mich. Ein pikfeines Frühstück mit Champagner hat uns Riesen angesetzt — Sandern, Ecken und Donnerer haben eben-

falls die Farben bekommen und sind darüber nicht weniger närrisch als ich. Adieu, adieu, ich komme bald wieder, Mariechen."

„So sage uns doch wenigstens noch das eine — wer hat Dich aufgenommen?"

„Natürlich Gebhard!" ruft er, schon auf halber Treppe stehend, zurück — dann kracht die Hausthür hinter ihm zu.

„Natürlich Gebhard!" wiederholt Elisabeth leise, und ein frohes Lächeln umspielt ihre Lippen.

„Nun will ich gleich ein Farbenband für Max häkeln," sagt Marie und sucht sich aus Elisabeth's Arbeitskästchen noch am selben Tage die passenden Seiden aus.

Und dann ist sie, die es sonst nicht eine Viertelstunde bei einer Handarbeit aushielt, eine Zeitlang wirklich ein Muster von Fleiß, und zu Maxen's Geburtstag, Anfang December, prangt das Werk ihrer Hände, das roth-grün-weiße Band, kunstvoll um den gelben Kringel geschlungen, inmitten der aus Therenhof gekommenen Geschenke, unter denen ein Couvert mit einigen Imperialen und der Aufschrift von des Vaters Hand: „Um sich einen Lieblingswunsch zu erfüllen, oder sich mit den liebsten Kameraden einen frohen Tag zu machen," Max den Ausruf entlockt: „Dann gehen wir zu Schüler, das ist mal was Feines!"

Als es aber gilt, die Absicht auszuführen, die auserwählten Genossen des Gelages einzuladen und die passenden Weine zu bestimmen, da hat Max in seinem Innern doch einen kleinen Kampf zu bestehen. „Um sich einen Wunsch zu erfüllen" — hat der Papa auf den Zettel geschrieben, und schon längst geht sein Sehnen nach einer Flinte neuesten Systems, und gerade seit einigen Tagen waren ein paar Prachtgewehre beim Büchsenschmied ausgestellt, — sollte er nicht doch das Dejeuner auf das nächste Semester verschieben?!

Aber dann siegt das kameradschaftliche Gefühl und der Lohn bleibt nicht aus. Eine ausgelassen fröhliche Tafelrunde von Auserwählten, verbringen sie in dem kleinen Saal der Ressource ein paar lustig angeregte Stunden, welche Max später zu den unvergeßlichsten seines Dorpater Aufenthalts zählt. Acht Tage später sind sie unterwegs, ein munterer Podrett ins Therenhofsche Kirchspiel, Gebherd, Molten, Max, auch Sandern, dem sein Vater erlaubt hat, bis zur eigentlichen Festzeit livländisches Winterlandleben kennen zu lernen, Riesen und Axel, welche einer Einladung nach Sessen zu Trostbergs folgen.

Was thut es, daß die Wege bis zur Unfahrbarkeit verstühmt sind, so daß man immer wieder mit den Schlitten um- und umfällt und, wie Molten behauptet seine Knochen numeriren muß, um sie in den unzähligen Gruben nachher wieder sammeln zu können. Was kümmert es diese warmblütige Jugend, daß man sich bei dem schneidenden Nordost fast Nasen und Ohren abfriert, — das Vaterhaus winkt, der im Kerzengeflimmer erstrahlende Baum und der tiefe Stimmungsreiz des Tages, welcher der Erde Friede bringen soll und den Menschen ein Wohlgefallen.

* * *

Bei dem jungen Ehepaar Trostberg in Sessen hat sich zur Weihnachtszeit eine größere Gesellschaft zusammengefunden, gemüthliche alte, heitere junge Elemente.

Die Absicht der Neuvermählten, ihre Hochzeitsreise, wie die Ilgenschen, recht weit in den Süden auszudehnen, vielleicht sogar bis zum Frühling in Italien zu bleiben, konnte aus verschiedenen Gründen nicht ausgeführt werden.

Berlin—London, (Trostberg, der als Knabe ein halbes Jahr in England verbracht, ist sehr für das Englische — Pferde — Kleidung — Comfort!) —

Paris—Nizza—Mailand und Venedig — dann hatten sie genug vom Hotelleben und waren über Wien schon zum Octobertermin in's Land zurückgekehrt. Die Herbstmonate hatten sie dazu benutzt, um es sich, mit Hülfe der vielen mitgebrachten Kunst- und Ausschmückungsgegenstände, wie sie die moderne Industrie verwöhntem Geschmack und kaufkräftigen Börsen bietet, in ihrem schönen, behaglichen Heim noch behaglicher zu machen.

Das Sessensche Herrenhaus ist ein stattlicher Bau. Groß und geräumig, enthält es eine Menge vollständig eingerichteter Gastzimmer, und besondere Vorbereitungen sind nicht nöthig, um alle die erwarteten Gäste aufzunehmen und bequem zu placiren. Es bedarf nur einiger Griffe in den großen Wäscheschrank, der oben auf dem Treppenflur steht, eines kurzen Aufenthalts im feuerfesten Gewölbe, um dem Diener ein paar Dutzend Messer und Gabeln aus dem Familiensilber einzuzählen. Der Weinkeller ist ebenfalls stets aufs Beste assortirt, und das Uebrige besorgt der Petersburger Koch und die treffliche alte Wirthin, die schon seit 15 Jahren im Hause waltet und alles am Schnürchen regiert.

Und noch freut sich die junge Hausfrau der angenehmen Freiheit, welche es ihr ermöglicht und erlaubt sich vollständig ihren lieben Gästen zu widmen.

Mitte November sind die Derbitenschen eingetroffen, — welche Herzensfreude für Erica, die geliebten Eltern bei sich aufzunehmen! Kurze Zeit darauf sind ihnen Tante Rikchen mit den Cousinen Martha und Thilde gefolgt. Sobald sie sich in Dorpat Ferien gemacht, treffen Riesen und Axel ein, während die aus Sicilien zurückkehrenden Ilgenschen, sowie Trostbergs Vater und Geschwister erst zum Fest erwartet werden.

Und alle schon Versammelten haben eifrig mitgeholfen an den Vorbereitungen zur großen Bescherung, mit welcher die junge Herrin die ersten Weihnachten nach ihrem Einzug in die neue Heimath verherrlichen

will, und zu der, außer der Schaar der Knechtskinder, auch die Schulkinder des Gebiets herangezogen werden sollen.

Da giebt es unzählige Shawls, Pulswärmer und Mützen zu häckeln und zu stricken. Jacken, Schürzen, Westen werden dutzendweise angefertigt, Puppen angezogen, Bilderbücher geklebt, und unter Scherz und Lachen betheiligen sich auch die jungen Herren stundenlang an diesen Arbeiten. Sie wickeln die Wolle auf, ziehen Trakelfäden aus, drehen das Rad der Nähmaschine, kurz, machen sich nach Möglichkeit nützlich.

Als dann das schöne Fest näher und näher rückt, sind es die Weihnachtsbäume, welche des bunten flimmernden Schmuckes bedürfen. Körbe voll Wallnüsse und Tannenzapfen werden vergoldet, Aepfel, Pfefferkuchen, Naschwerk mit Schleifen zum Aufhängen versehen, Hunderte von Lichten angebrannt. Um den langen Tisch im Speisezimmer gruppirt man sich nach dem Diner, und alle Hände regen sich mit Lust und Eifer. So naht der heilige Abend heran! Der hohe Tannenbaum, den Trostberg selbst mit den jungen Herren aus dem Walde geholt, erfüllt das Haus mit seinem Duft, und als er, prächtig geschmückt, im Kerzenglanz erstrahlt, da webt er seinen unnennbaren Zauber um aller Herzen.

Am dritten Feiertage erhält die Gesellschaft noch Zuwachs. Aus Krakenorm Gebhard und seine Mutter, — Nora ist erkältet, und sie und Herr von Rehburg sollen erst zu Sylvester folgen, — und aus Therenhof gleich „6 Mann hoch“, wie Max sich ausdrückt, obgleich 3 Damen darunter sind. Zu ihrer „schrecklichen“ Freude ist Marie mitgenommen worden, und ihre Glückseligkeit kennt keine Grenzen.

Mit dem ganzen Ueberschwang ihres Alters schwärmt sie für Erica, und auch diese, welche als Elisabeth's beste Freundin oft Wochen und Wochen in Therenhof geweilt, hat eine besondere Vorliebe für die kleine, präch=

tige Marie. Ihren dringenden Bitten hat Herr von Theren nicht widerstehen können — Marie hat Mutter und Schwester begleiten dürfen und belustigt Alle mit ihrer sprudelnden Laune, ihrem Uebermuth und schlagfertigen Witz.

Besonders mit Axel ist sie alsbald in einen munteren Neckkrieg verwickelt, und des Kicherns und Lachens ist kein Ende. Sie haben gleich am ersten Abend ein „Du und Du" Vielliebchen gegessen. „Worauf, wird aber nicht verrathen," fleht Marie, als Thilde eine diesbezügliche Frage an Axel richtet. „Bitte, Herr von Rehburg, sag es ihr nicht!"

„Ich werde verschwiegen sein wie das Grab. Aber kannst Du ein Geheimniß eine Viertelstunde bewahren, Allergnädigste von Theren?"

Im Gegensatz zum „Du" weiß Axel die sonderbarsten Redewendungen und Namenszusammenstellungen zu finden und sie lacht ihr fröhlichstes Lachen darüber. Seine Verve ist darin unerschöpflich, doch bisweilen treibt er es zu arg mit seinen Neckereien, und, in ihrer Backfischwürde tief gekränkt, zieht sie sich in irgend einen Schmollwinkel zurück. Ihm ostentativ den Rücken kehrend, versenkt sie sich scheinbar in das Besehen von illustrirten Zeitungen und Albums, oder sie verschanzt sich hinter der Gruppe alter Damen, welche, mit Handarbeiten beschäftigt, um den runden Tisch im Salon versammelt sind.

Ihr goldenes, ansteckendes Lachen verstummt, — bald ist Allen, als fehle ihnen etwas, und als Erster ist es immer Axel, der im Scherz nach ihr sucht, laut irgend eine Bemerkung macht, wie: „Hat Jemand mein Fräulein Vielliebchen gesehen? Unfaßlich, wo es sich verborgen hat? Dem ehrlichen Finder steht hoher Lohn in Aussicht." Oder: „Bitte, habt Ihr nicht das große Kriegsbeil gesehen, welches das durchlauchtigste Fräulein Marie, genannt die Kratzbürste, hier eben geschwungen

hat. Es ist eine gefährliche, scharfgeschliffene Waffe, die ich vergraben möchte, wo der Boden am Unverfrorensten ist."

Geschäftig eilt er dabei hin und her, guckt hinter die Vorhänge und Portièren, unter die Tische und thut dann scheinbar ganz unschuldig und überrascht: „Wie eine Stecknadel suchte ich Dich, verlorenes Vielliebchen"...

„Noch nicht!" entfährt es ihr schnippisch, „Triumph vor der Zeit ist unangemessen!"

„Und endlich habe ich Dich gefunden, hohe Herrin. Deine Huld verscherzt zu haben, das ertrage ich nicht länger. Siehe, hier kniet Dein ergebenster Sklave zerknirscht und reumüthig zu Deinen Füßen," sagt er pathetisch, die Hand auf's Herz drückend.

Und dabei macht er mit seinen hübschen, dunklen Augen solch ausdrucksvoll bittendes Gesicht, daß sie nicht widerstehen kann.

Ein Weilchen kämpft sie zwar noch mit ihrem Groll, dann plötzlich — wie die Sonne durch Nebel bricht — blitzt der Schalk wieder aus den braunen Augen, mit Grandezza streckt sie ihm die Hand entgegen, und das ganze, rosige Gesichtchen strahlt, wenn er ehrerbietig einen Kuß darauf drückt, oder ihr feierlich den Arm reicht, um sie zu der Jugend zu führen und in neuerwachender Neckluſt sagt:

„An dem Theebrett mit dem Naschwerk können wir doch nicht vorbei, ich glaube, Du hast, Edle von Terresmuische, volle 5 Minuten kein Kiewsches Confect gegessen, oder ziehst Du Chocolade vor, vielleicht wird ein Viertelpfund genug sein?" So beginnt das Spiel auf's Neue, und ist auch für die Anderen eine nie versiegende Quelle der Heiterkeit und des Amusements.

Ueberhaupt, wie angenehm vergehen die Tage.

Trostberg und Erica, unterstützt von den beiderseitigen Geschwistern, machen in allerliebster Weise die honneurs ihres Hauses, wetteifern miteinander, ihren

Gästen den Aufenthalt lustig, gemüthlich und angenehm zu gestalten, verstehen es, immer wieder zu allerlei Unternehmungen, bald drinnen bald draußen, anzuregen, neue Vergnügungen zu ersinnen.

Auf dem Teiche sind Wege für die Schlittschuhläufer ausgeschaufelt — Schneeschuhe stehen zur Verfügung, Schlittenfahrten, Jagden werden arrangirt, auch Schneeballschlachten verschmäht man nicht. Ist jedoch das Wetter für solchen Zeitvertreib im Freien nicht günstig, so wird musicirt, getanzt, geplaudert und Karten gespielt.

In der Bibliothek brennt helles Kaminfeuer und weiche Lehnstühle laden zur Lectüre ein; überall liegen Zeitungen, Zeitschriften, Albums, Journale herum, und Jeder findet etwas für seinen Geschmack.

Fast jeden Abend erstrahlt der Baum in neuem Kerzenschimmer, und bei einer, von sachverständiger Hand gebrauten, die Stimmung erhöhenden Bowle wird unter demselben gescherzt, gelacht, eifrig die Cour geschnitten, und die alten Herrschaften freuen sich an der unverwüstlich guten Laune und dem Entrain, der im Kreise der Jugend herrscht. Wie stets, wo er weilt, ist Gebhard der Mittelpunkt desselben, der anfeuernde Leiter, dessen Führung die anderen sich in Allem gern und willig unterordnen.

Wie immer ist er der Lustigsten, Animirtesten einer, aber unter dieser Maske unbekümmerten Jugendfrohsinns gährt und stürmt es in ihm schon seit dem ersten Tage seines Hierseins.

Die Eifersucht ist wieder erwacht aus ihrem leisen Schlummer und ihre gierigen Krallen greifen nach seiner Seele.

Zwar Alexander Trostberg's in Derbiten so offen zur Schau getragene Bewunderung hat er nicht mehr zu befürchten.

Der junge Offizier hat sich in der Zwischenzeit

mit einer Petersburgerin verlobt und das Bild seiner Braut, in dem kleidsamen Kostüm eines Hoffräuleins Ihrer Majestät, geht von Hand zu Hand — aber in ruhiger Weise, doch bestimmt, wirbt Bernhard Trostberg, der älteste Bruder des Hausherrn, um Martha's Gunst. Wohl behandelt das schöne, an Huldigungen gewöhnte, Mädchen den Bewerber mit der gleichmäßig freundlichen Art und Weise, welche ihren Verkehr mit den vielen Vettern kennzeichnet und die Gebhard immer beruhigt hat — doch alle die Gedanken, die ihn schon so oft gequält, sie haben wieder Gestalt gewonnen, dringen mit erneuter Gewalt auf ihn ein und wachsen aus zu der peinigenden Frage: „Ist dies der gefürchtete Nebenbuhler, der Andere, um dessentwillen er zu spät kommen wird?!" Die Vision der Derbitenschen Kirche steht wieder vor ihm und raubt ihm den Schlaf seiner Nächte, lähmt sekundenlang seinen Herzschlag, daß ihm ist, als ob er erstickte. Er geht herum wie im Fieber und immer verfolgt ihn die eine marternde Frage: „Wann wird Trostberg sich erklären und wie wird Martha ihm antworten?"

Bisweilen ist ihm, als könne er die Qual des Zweifels nicht mehr ertragen, als sauge sie ihm das Herz aus der Brust, und ihn überkommt das wilde Verlangen, so oft und bis jetzt siegreich bezwungen, selbst vor sie hinzutreten mit der entscheidenden Frage, ihr einmal zu offenbaren die Gluth seines Gefühls, sich Gewißheit zu schaffen, beseligende oder vernichtende, aber doch Gewißheit.

Ein Lied, das Thilde mit ihrem klangvollen Alt eines Abends singt, packt ihn tief.

„Ich hab' dich geliebt, Du wußtest es nicht,
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Ich harrte besserer Stunden.
Die besseren Stunden, sie kamen nicht,

Ein Andrer kam, er zögerte nicht,
O hättest Dein Glück Du gefunden."

Nein, zu solcher Entsagung, Verzichtleistnug auf Erfüllung eigener Liebeshoffnungen kann er sich nicht aufschwingen. Noch will er an die Verwirklichung seiner Träume, an seinen guten Stern glauben und ihm vertrauen. Alles muß seine Zeit haben — nur keine unreife Frucht pflücken wollen.

Jetzt eine Entscheidung erzwingen, wäre heller Wahnsinn, hieße vielleicht alles verlieren und nichts gewinnen. Ihr Vormund, die Tante, welch sie erzogen, — die ganze Verwandtschaft und Gesellschaft, sie würde im besten Falle ein Lächeln haben für solch vorwitziges Handeln. Jahre seines Lebens gäbe er gerne darum, könnte er jetzt vor Martha hintreten, als Mann, aber abwarten, sich gedulden, — das ist das bittere Muß für sein Alter.

Immer unverhohlener treten Trostbergs Absichten hervor und schon mehr als einmal ist auch im Kreise der alten Herrschaften die Wahrscheinlichkeit von Martha's Zustimmung erörtert worden. Auch heute, während die Jugend draußen ihrem Vergnügen nachgeht, sich mit Schneeballwerfen amüsirt, wird diese interessante Frage auf's Neue vorgenommen.

Auf ihre Arbeiten gebeugt, sitzen die alten Damen im Salon — eine helle Wintersonne lacht hinein, spielt auf den grauen Scheiteln, die Stricknadeln klappern eifrig.

„Erzählten Sie nicht neulich, liebes Fräulein von Rehburg, daß die liebe Martha eine glänzende Partie im Auslande machen sollte?" fragt Frau von Theren.

„Allerlei diesbezügliche Gerüchte schwirrten eine Zeitlang sogar schon im Lande herum," ergänzt Frau Adda von Rehburg.

„Ja, ja!" erwidert Tante Rikchen und hält im Häkeln inne. „Wo wir hinkommen, liegen ihr gleich ein halbes Dutzend Verehrer zu Füßen, besonders Lieute-

nants aller Waffengattungen, aber das bunte Tuch hat keine rechte Anziehungskraft für das liebe Kind. Und überhaupt, ich glaube nicht, daß Martha sich je dazu entschließen könnte, in's Ausland zu heirathen. Mehr als einmal," — ein Hustenanfall unterbricht ihre Rede.

„Rikchen, Du solltest wirklich etwas Ernstliches für Deinen Katarrh thun," ermahnt die Landräthin.

„Du hast ihn allzusehr einreißen lassen."

„Ja, er ist sehr hartnäckig," erwidert ihre Schwägerin. — „Doch was ich sagen wollte? . . . richtig, wir sprachen von Marthachen. Sie hat es häufig ausgesprochen, daß sie Alles eher begreifen könne, als daß man außer Landes gehe, sich expatriire, und nun gar nach Deutschland.

Von hier aus gesehen, nehmen sich die Zustände dort ganz anders aus, als wenn man mitten drin lebt, leben muß. Enge Verhältnisse, kleinliche Anschauungen, besonders unter den Frauen. Die hohe Aristokratie nehme ich natürlich aus, — die ist in allen Ländern so ziemlich dieselbe, was Lebenszuschnitt und Bildungsgrad anbetrifft.

Gerade wenn man so viel im Auslande gelebt hat, wie wir in den letzten Jahren, da knüpft man vielfache Beziehungen an, lernt verschiedene Schichten der Gesellschaft kennen und sieht, wie anders geartet im Grunde wir baltischen Frauen sind, empfindet auf's Deutlichste die Unterschiede und Gegensätze in Anlage, Geistesrichtung und Lebensgewohnheiten. Auch unsere jungen Mädchen sind durch und durch anders erzogen, als all die deutschen Gretchen's, viel selbstständiger von früh auf.

Jedenfalls ist es nicht leicht für eine Livländerin, sich in die dort herrschenden, in so viel bestimmtere Formen ausgeprägten Verhältnisse einzuleben — so einzuleben, daß sie da auch wirklich Wurzel faßt."

„Aber die Liebe hilft über Alles hinweg," wirft die

Landräthin Rehburg ein. „Das Wort Ruth's bleibt immer wahr: „Wo Du hingehst, will ich auch hingehn. Wo Du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk." Viele unsrer jungen Mädchen haben es ausgesprochen und ausgeführt und dabei ihr Glück gefunden."

„Ein volles, wolkenloses Glück? Das ist noch sehr die Frage," erwidert Tante Rikchen.

„Denke doch zum Beispiel an Marthachen. Jetzt lebt sie schon über 10 Jahre in Deutschland, — freilich als Offiziersfrau, in ewigem Wechsel zwischen West und Ost, Süd und Nord — und als sie im vorigen Sommer bei den Eltern in Kurrapäh zu Besuch war, hat sie es mir selbst gesagt, mit feuchten Augen, daß trotz des Glücks, welches sie in der Liebe zu Gatten und Kindern gefunden, sie doch die stille, verborgene Sehnsucht nach der Heimath nicht loswerden könne."

„Ja, Livland ist ein wahres Blivland!" wirft Frau Adda warm ein.

„Und wie ich Marthachen kenne, hängt sie mit allen Fasern ihren tiefen Natur an der heimathlichen Scholle, ist vor Allem eine treue Baltin."

„Mag sie es bleiben. Ruth's Wort in Ehren, aber dem Heirathen in's Ausland bin ich stets abgeneigt gewesen."

Landrath Rehburg, der, seine Zeitung lesend, am Kamin saß, mischt sich in die Unterhaltung.

„Ich, als Vormund, wäre sehr einverstanden, wenn Martha Bernhard Trostberg mit ihrem „Ja" beglückte. Das wäre in jeder Beziehung eine gute Parthie für sie. Trostberg hat Alles, um ein Mädchenherz zu gewinnen. Seine ruhige Männlichkeit, seine wahrhaft vornehme Art, die Klugheit des Gesichts und der gütige Blick der Augen lassen die Häßlichkeit seiner Züge fast ganz vergessen.

Dabei ist er ein feingebildeter Mensch, voll geistiger

Interessen, und nach Allem, was ich aus der Fellinschen Gegend von ihm sagen höre, ein durch und durch zuverlässiger Charakter. Außerdem begütert, was auch nicht zu verachten ist, in dieser Zeit der erschwerten wirthschaftlichen Verhältnisse und wenn man solch schöne Frau werden wird, wie unsere liebe Martha. Wohl zu begreifen, daß alle diese jungen Schmetterlinge um sie her sind, wie um eine Blume. Sie verspricht einmal ganz ebenso wunderschön zu sein, wie ihre berühmte Mutter!“

„Ja, die war eine vollendete Schönheit. Erinnerst Du Dich noch, Betsychen, wie sie als junge Frau in Neubad auftrat, Furore machte und ...“ Damit geht das Gespräch auf ein anderes Thema über.

* * *

Zu Sylvester treffen Nora und ihr Vater ein, und mit Sang und Klang ist das neue Jahr begrüßt worden, wobei die Jugend mit Eifer all' den von altersher beliebten Spaß getrieben hat, wie Bleigießen, Walnußschalen schwimmen lassen und dergleichen.

In unvermindert angenehmer Weise genießt man die Tage, aber sie lassen sich nicht halten, und mit Bedauern denkt man an das baldige Auseinanderfahren, welches auf den siebenten Januar festgesetzt ist.

„Die schönen Tage von Aranjuez sind jetzt vorüber“ — citirt Axel — „in 14 Tagen muß man in Dorpat sein.“

„Ich dachte, es sei auch da schön, wo im Domgraben ein Haus steht, — — hat Axel von Rehburg das wirklich nicht vermißt?“

„Das fragst Du doch nicht im Ernste, Gräfin Marie von Savern. Seit er in Deiner Nähe weilen darf, ist für den treuen Fridolin jedes Sehnen verstummt.“

„Puh!“ Marie schnippt mit dem Finger.

„Bitte, keine Komplimente, Axel Rehburg, das ist gegen unseren Comment, und Fridolin kann sie auf

Lager halten, bis sich passendere Gelegenheit findet, sie vor geneigten Ohren anzubringen."

Für den letzten Tag des Beisammenseins ist ein ganzes Vergnügungsprogramm zusammengestellt worden und Trostberg trägt es eines Abends, bei der fast schon obligaten Bowle, zur Begutachtung vor.

Am Morgen Elensjagd, unter Betheiligung der Damen, mit nachfolgendem Dejeuner in einer neuerbauten Forstei, wo Trostberg sich ein behagliches Jagdrendezvous eingerichtet hat. Hierauf Rückfahrt bei Mondschein, solennes Diner mit Dreikönigskuchen und Königinnenwahl, und am Abend kleiner Ball zu dem, außer den Theilnehmern an der Jagd, auch ein weiterer Kreis von Nachbarsfamilien eingeladen werden soll, um die genußvolle Zeit in festlicher Weise zu beschließen.

Alles stimmt jubelnd zu. Marie klatscht voller Begeisterung in die Hände.

„Herrlich! herrlich! — wieder einmal gründlich tanzen."

„Wirst Du auch schießen, Göttin Diana von Theren, wenn das große Thier die Absicht zeigen sollte, Dich auf seine mächtigen Schaufeln zu nehmen und zu entführen, was ich übrigens nicht überleben würde."

„Ich schießen? Auf ein lebendes Thier? Gewiß nicht! Wie kann Axel Rehburg so etwas Unweibliches von mir voraussetzen?

Als ob man vom Sehen nicht genug hätte. Elisabeth hat schon mal eine Elensjagd hier mitgemacht und erzählte nachher, es sei ein unvergeßlich schöner Anblick gewesen, als, vom Geschrei der sie umzingelnden Treiber aufgescheucht, die mächtigen Thiere durch den weißen, verschneiten Wald gerade auf die Schützenlinie losgestürmt seien, und wenn ich so was zu schauen bekomme, genügt mir das vollkommen."

Der für die Jagd angesetzte Morgen bricht an, ein kalter, aber klarer Wintertag. Mit lustigem Schellen-

geläut kommen die zwölf kleinen Schlitten, je mit einem Pferde bespannt, vorgefahren und die Gesellschaft vertheilt sich nach Wunsch und Gefallen darin, zumeist natürlich ein Herr und eine Dame.

Gebhard, der zufällig früher von des Hausherrn Plänen Kenntniß erhalten, ist Bernhard Trostberg zuvorgekommen und hat Martha gebeten, sie in seinem Schlitten fahren zu dürfen.

Und die herzliche Art und Weise, in welcher sie seiner Bitte Gehör geschenkt, ihr „Gerne, Gebhard“, hat ihn beseligt und für den Augenblick alle die trüben Nebel des Zweifels an sich und sein Zukunftsglück verscheucht. Noch einmal allein mit ihr! Nichts soll ihm den Reiz der Stunde trüben.

Er hüllt sie in die Pelze und Decken und dann fliegen sie pfeilschnell dahin, auf der glatt eingefahrenen Bahn, durch die in reinstem Weiß schimmernde Landschaft, und die scharfe Luft röthet die Wangen, weckt prickelnde Lust am Leben in den jungen Körpern.

„Wirst Du nicht kalt haben, Martha, bei der raschen Fahrt?“ Fürsorglich beugt er sich vor und zieht den Bärenpelz höher über ihre Kniee.

„Danke, Gebhard — ich friere ja nie.“

Rosig angehaucht, ein Bild blühendster Gesundheit sitzt sie an seiner Seite, das kleidsame Winterkostüm und das kostbare Fellmützchen stehen ihr zum Entzücken, die Augen blitzen, der Mund lächelt.

Welche Seligkeit, ihre Nähe zu fühlen, ihre klare Stimme zu hören, auf das schöne Gesicht niederblicken zu können, ungestört durch Beobachtung.

Nur mit dem Unterhalten geht es schlecht, wenn man einen Theil seiner Aufmerksamkeit auf sein Pferd richten muß. Pegasus läßt sich zwar willig zwischen Fehmerstangen spannen, aber Gebhard hat doch einige Mühe, ihn zu bändigen, weil es dem edlen Blut nicht behagt, hinter anderen Rennern seiner Gattung einher=

traben zu müssen. Er tänzelt, wirft den Kopf auf, geht mehrere Mal in Galopp über, aber noch hält ihn Gebhard mit nerviger Hand fest im Zügel, nicht wenig stolz, auch hierin sein Können zu zeigen.

„Ist es Dir recht, Cousine, wenn wir in diesen Waldweg einbiegen und die Anderen etwas weiter voraus fahren lassen. Pegasus' Ehrgeiz trägt schwer daran, nicht der Erste im Zuge zu sein. Soviel ich weiß, führt uns diese Spur zu einem Gesinde und von da gelangen wir wieder auf die Kreisstraße, ein kleiner Umweg, den Pegasus' Trab schnell ausgeglichen haben wird, — wir erreichen das Ziel nur wenige Minuten später."

Martha stimmt zu und nachdem Gebhard in der angegebenen Richtung abgelenkt, läßt er sein Pferd im Schritt gehen, um es zu beruhigen.

Hier im Walde ist es zauberhaft schön. Der ganze, stille Frieden einer Winterlandschaft umfängt sie.

Der Reiffrost hat auch die kleinsten Aeste und trockenen Gräser dick verzuckert und das blitzt und flimmert und funkelt und sprüht in buntem Farbenspiel. Auf den Tannen aber, welche mit ihrem ewigen Grün des Winters Schrecken und seine erstarrende Macht überdauern, liegt schwer der frischgefallene Schnee und beugt die Aeste so tief herab, daß die Insassen des Schlittens sich bücken müssen, um durchzukommen.

„Welche Schneemassen — die Sonne wird Mühe genug haben, dieselben fort zu schmelzen," bemerkt Martha.

„Ist es aber nicht herrlich zu denken, daß wir die Wintersonnenwende schon seit einem Monat hinter uns haben und daß in acht Wochen überall die Thauwässerchen fließen werden.

Als Kinder machte uns nichts solchen Spaß, als solchen kleinen, gurgelnden Bächlein die Hindernisse wegzuräumen, — mein Vater kam immer mit und half mit seinem eisenbeschlagenen Stock. Er freute sich auch daran und erzählte, wie er es als Kind mit seinen

Geschwistern ebenso getrieben habe. Wie gerne würde ich wieder einen ganzen Frühling auf dem Lande erleben, aber daraus wird wohl in diesem Jahre nichts."

„Ihr werdet in's Ausland reisen?"

„Ja, wahrscheinlich schon Ende Februar in die Schweiz, oder sogar nach Italien. Tante Rikchen soll die Uebergangszeit von Winter auf Frühling vermeiden, ihres Lungenkatarrhs wegen."

„Und bis dahin bleibt Ihr noch einige Zeit in Sessen?"

„Ja und nein! Heute früh haben wir mit Erica herrliche Pläne gemacht. Wir wollen zusammen nach Wolmar fahren, zu den Bällen. Tante bleibt hier und Erica wird uns chaperoniren. Das wird so lustig. — Trostberg's wollen auch alle hin."

Alle Trostberg's. Natürlich, Bernhard Trostberg wird es sich nicht nehmen lassen, mit von der Parthie zu sein. Ist sie vielleicht schon mit ihm verlobt? Da ist sie wieder die marternde Eifersucht, und sie läßt ihn alle Vorsicht vergessen.

Mit Gewalt sucht er die Worte zurückzuhalten, die sich ihm übermächtig auf die Lippen drängen, aber wie in einen Wirbelwind widerstreitender Gedanken fühlt er sich hineingerissen, alle Ueberlegung, alle Vorsätze, Vernunftsgründe, der Sturm der entfesselten, jungen Leidenschaft fegt sie hinweg! — oh, nur die Gewißheit haben, daß ihr Herz noch frei, daß sie nicht diesen Trostberg heirathen wird.

Hastig beugt er sich vor, um ihr in's Gesicht zu sehen.

„Ich flehe Dich an, Martha, sage mir nur eins — Du mußt es schon längst gemerkt haben, ich ..." Da ein Ruck, ein Stoß, der Schlitten neigt sich auf die Seite und in weitem Bogen herausgeschleudert, fliegen seine Insassen in den Schnee.

Ein Rascheln im Dickicht hat den nervösen Pegasus

erschreckt. Die kurze Unachtsamkeit seines Herrn benutzend, hat er einen tüchtigen Satz nach links gemacht, wobei der Schlitten auf eine Baumwurzel gestoßen war.

„Du hast Dir doch keinen Schaden gethan, Martha?"

„Nein! ha, ha!" Sie kann vor Lachen kaum antworten. „Gewiß nicht — im weichen Schnee — ha — ha! Das kam aber unerwartet."

„Ich bitte Dich um Entschuldigung — ich hätte nur besser aufpassen müssen. — Hast Du Dich wirklich nicht erschreckt?"

„Aber nein, dazu war ja kein Grund. Recht oft umzufallen, gehört ja mit zum Vergnügen einer Schlittenfahrt."

Und immer noch lachend hilft sie dem Vetter die Kissen und Decken zusammensuchen, die verstreut herumliegen.

„Du lieber, unartiger Pegasus." Auf Gebhard's Anruf ist Pegasus etwa vierzig Schritt weiter ganz ruhig stehen geblieben und Martha klopft ihm den Hals. Gebhard hat seine Gefährtin in den Schlitten gehoben und die Zügel ergriffen.

Wie eine Ernüchterung ist es über ihn gekommen.

Jetzt heißt es, sein Pferd mit fester Hand bändigen und mit eisernem Willen Fesseln anlegen seinem leidenschaftlichen Verlangen.

Ohne weitere Zwischenfälle geht die Fahrt zu Ende. Als sie in die Nähe der Forstei gelangen, wo erst ein Erwärmungskaffee „zu sich" genommen werden soll, kommt ihnen ein Schlitten entgegen und Axel ruft schon von Weitem:

„Nun, wo bleibt Ihr? Wir kehrten um, weil wir fürchteten, Euch sei am Ende etwas zugestoßen mit dem edlen Araberblut."

Man erzählt ihnen das Erlebniß im Walde.

„Na, ich bin auch heute dem G r a b e auf haaresbreite nahegekommen," sagt Axel. „Meine Rosselenkerin hat mich dreimal umgeworfen, es ist aber . . ."

„Flunkern — gut, Orthographie — schlecht, Herr von Rehburg! Graben sollte es doch wohl heißen," fährt Marie dazwischen, die, ganz wie ein Kutscher einen Fuß aus dem Schlitten gestreckt, mit festem Drucke die Zügel regiert.

Neckisch blitzen Axel's Schelmenaugen, als er unbeirrt fortfährt:

„Wirklich, ein ganz tolles Thier, diese Mascha! Lebensgefährlich, sich ihr und ihrer Herrin anzuvertrauen — ich hätte garnicht gedacht, daß solch ein Klepper . . ."

„Aber Herr von Rehburg," fährt Marie dazwischen „— meine Mascha ist englisches Halblut — wie dürfen Sie . . ." — sie stockt und wird dunkelroth.

„Vielliebchen, Vielliebchen!" Axel ruft es triumphirend.

„Sie sind abscheulich! jetzt schmeiße ich Sie wahr und wahrhaftig bei der nächsten Ecke um."

„Ich wollte doch unbedingt gewinnen, um den grünen . . ."

„Darf ich Ihnen denselben nicht auch ohnedem zu Füßen legen?"

„Nein, das wäre mogeln, aber heute Abend wollen wir noch ein Vielliebchen essen, doch nicht auf dieses dumme „Du" — da verschnappt man sich zu leicht. Thilde hat mir von einer sehr lustigen Art erzählt, die sie im Auslande kennen gelernt hat; so wollen wir es auch machen. Jeder muß ein grünes Blatt tragen — es können auch Tannenästchen sein, — und der, welcher beim Zusammentreffen keins vorweisen kann, hat verloren.

„Ich nähe mir in Dorpat ein Epheublatt an jedes Kleidungsstück und an den Hut, und da gewinne ich sicherlich," lacht sie schon wieder ganz vergnügt, „denn wo werden Sie immer an Blätter denken."

Für die Rückfahrt hat Erica ein allgemeines

„changez les dames“ commandirt und das Loos hat zu entscheiden. „Es ist ganz gut so,“ denkt Martha, als sie in Riesen's Schlitten steigt. „Ich glaube wirklich, der arme Junge wollte mir eine Erklärung machen.“

Das Diner, durch einige amüsante Reden gewürzt, und das den Tag beschließende Tänzchen verlaufen dem Programm gemäß.

Leicht wie eine Feder fliegt Marie aus einem Arm in den anderen und genießt das seltene Vergnügen mit voller Hingabe. Am bequemsten tanzt ihr aber doch Axel und sie strahlt vor Entzücken über das ganze Gesichtchen, als er sie feierlich zum Cotillon engagirt.

„Ich könnte ganze drei Tage durchtanzen,“ äußert sie im Laufe des Gesprächs. „Im Sommer werde ich confirmirt und zum nächsten Landtage nimmt Papa mich mit — das hat er versprochen. Und nicht wahr? dann werden doch immer Suscriptionsbälle arrangirt — im Schützensaal? Elisabeth und Ihre Cousinen haben mir soviel davon erzählt. Es muß ja himmlisch sein, in solch großem Saal zu tanzen.“

„Ja, Fräulein Marie, Hochedle von Theren, wenn ich erst Assessor am Landgericht bin, arrangire ich für Sie einen Ball, der überhaupt garnicht aufhört.“

* * *

Die Weihnachtsglocken sind verklungen. Dorpat hat wieder seine Semesterphysiognomie und das ganze Studentenleben geht seinen regelmäßigen Gang.

Die Fleißigen liegen ihren Studien ob, die Faulen haben hundert Gründe, um ihre Collegia zu schwänzen und ihren Büchern den Rücken zu kehren.

Wieder hat der Oldermann, dieses Mal Axel, der Livonia eine Schaar Füchse zugeführt und eine neue Woge schäumender Jugendlust und Burschenfidelität brandet in den Straßen der Universitätsstadt.

In der Livonia haben mehrere Wahlen stattge-

funden. Max ist zum Mussenvorstehersubstitut ernannt worden. Diese Neuigkeit muß als erste natürlich Marie erfahren und so stürmt er eines Tages mit dem Rufe: „Hurrah, hurrah! ich bin Mussenvorsteher-substitut,“ in den Salon der Verwandten, wo Marie gerade ihre Tonleiter übt. Sie springt freudig erregt auf.

„Ich gratulire, ich gratulire, Bruderherz. Der erste Posten! Viel ist es ja nicht, aber „semper gradatim“, ich sehe Dich noch als Senior, ich habe es geträumt. Und ist noch Jemand anderes ernannt?“

„Ja. Erich ist dritter Chargirter geworden, Paul Rehburg Burschenrichter u. s. w. Ich erzähle Dir unterwegs davon, jetzt wollen wir auf die Schlittschuhbahn. Deine Verehrer warten schon sehnsüchtig auf Dein Erscheinen, Donnerer kann es kaum erwarten, Dir die Schlittschuhe anzuschnallen.“

In Erwiderung lacht sie ein kleines lustiges Lachen.

„Ha, ha, ha! Verehrer ist gut! Ein Student, solch ein Milchbart. „Nur die ausstudirten Jünglinge kommen in Betracht,“ sagt Ida Walldorf, und sie hat ganz recht. Das ist doch kein éponseur — ein Student, blos ein grüner Junge.

Darum habt Ihr, in richtiger Selbsterkenntniß, ja auch Eure Mützen in dieser Farbe gewählt . . .“

Uebermüthig blitzen ihre Augen ihn an und während er sie mit einem, „Du Erzschelm, das verlangt exemplarische Strafe,“ zu haschen sucht, ist sie wie ein Blitz aus dem Zimmer gehuscht.

Für ihre Toilette braucht sie nie lange Zeit — in fünf Minuten ist sie wieder da und greift nach ihrer Pelzmütze.

„Nun, und Elisabeth?“

„Hausmütterchen läßt Dich herzlich grüßen. Sie hat einen Riesenschnupfen und Onkel hat sie in's Bett gesteckt — er sagt, ihr Husten müsse energisch bekämpft werden.“

„Schade, daß sie nicht mitkommen kann, es ist heute so schönes, stilles Wetter.“

Die Sonne steht blaß am dunkelblauen Himmel, ihre Strahlen leuchten, aber wärmen nicht — ein kalter, aber herrlich klarer Wintertag erfreut die Sinne nach stürmischen Wochen voll Flockengeriesel.

Munteres, fröhliches Treiben herrscht auf der hübschen Schlittschuhbahn im Botanischen Garten. Alle Altersklassen, aber besonders viele Studenten, tummeln sich hier als Anhänger dieses gesunden Wintersports, und manch junges Herz kommt in Gefahr, sich zu verlieren an ein anmuthiges Fräulein, oder einen der fixen Jungen, welche hier, auf blankem Schlittschuh dahingleitend, ihre Grazie oder ihre Geschicklichkeit zeigen.

Durch die Bewegung in der scharfen Luft rosig angehaucht, sehen die vielen blühenden Mädchengesichter noch hübscher aus, und ein regelrechter Flirt entwickelt sich hier und da, trotz der Argusaugen der beobachtenden Mütter und Tanten, sowie begleitender Gouvernanten.

Ein Knie ritterlich gebeugt, wird hier der Dame des Herzens der Stahlschuh an das zierliche Füßchen geschnallt — dort werden, Hand in Hand, kunstvolle Bogen geschwungen und den herzwarmen Druck der Finger verbirgt der Muff.

Auch auf dem Stoßschlitten Platz zu nehmen, hat manch Kurmacher das Object seiner Schwärmerei ersucht, und die Holde, halb umgewandt, sieht lächelnd auf zu den sprechenden Lippen und noch sprechenderen Augen und erröthet bei den feinen Complimenten, in denen die feurige Bewunderung sich einen Ausweg schafft.

„Es ist wohl ein zu himmlisches Vergnügen,“ sagt Marie wieder einmal ganz enthusiasmirt. „Komm, Max, jetzt machen wir Segelfahrt.“

Und der liebenswürdige Bruder, den kein Herzens-

interesse anderweilig fesselt, ist gern der Cavalier seines anmuthigen Schwesterchens.

Sie läuft ausgezeichnet, sicher und graciös. Mit weichem Wiegen gleitet ihr zierlicher Körper dahin, und manch ein Auge blickt ihr neidisch oder entzückt nach.

„Wo nur Axel Rehburg heute bleibt?“ meint sie nach einer Weile, als sie, um auszuruhen, auf einer Bank Platz genommen.

„Ich begreife auch nicht, wo er hingerathen ist — er war schon auf dem Wege hierher,“ erwidert Max.

Plötzlich färbt heiße Gluth Marie's Wangen.

Aus dem Häuschen kommend, wo er sich die Halifax angeschnallt hat, läuft ihnen gerade der Besprochene entgegen.

„Vielleicht hat er es vergessen!“

Mit scharf spähendem Ausdruck mustert sie den Näherkommenden.

„Herr von Rehburg, Sie haben kein Blatt?!“ fragt sie eifrig.

„Doch, gnädigstes Fräulein!“ Lächelnd schlägt er den Aufschlag seines Jaquets zurück.

Ein Zug der Enttäuschung fliegt über das rosige Gesicht.

„Sie sehen, ich habe doch ein ganz gutes Gedächtniß.“

„Ich ein noch besseres, das will ich Ihnen beweisen,“ giebt sie zurück. „Diesmal muß ich gewinnen, so wahr ich Marie, Edle von Theren, benamset bin.“

„Ja!“ denkt Axel „so soll es sein, denn ich lasse Dich gewinnen, Du reizendes Kind, aber vorsichtig muß ich es einfädeln, sonst erräth sie die Absicht und das verzeiht sie mir nie, das ehrliche Geschöpf.“ Laut neckt er: „Vielleicht haben Sie es schon verloren, Fräulein Vielliebchen, wo tragen Sie heute den Oelzweig?“

„Da sehen Sie — ein fest angenähtes Epheublatt, das hält paar Tage. Aber jetzt wollen wir laufen!“

„Ja, à trois unsere schönsten Bogen schneiden. Das macht uns hier doch Keiner nach.“

Die Dame zwischen sich nehmend, verschlingen sie die Hände und gleiten die Bahn ein paar Mal auf und ab.

„Ah! Da kommen die Walldorfschen Damen!“

Zwei schlanke Blondinen in geschmackvollen Winterkostümen zeigen sich in Begleitung einer älteren Dame am Eingange der Bahn.

Marie's forschender Blick streift Axel's sich belebendes Gesicht.

„Nun, fliegen Sie doch entgegen, Herr von Rehburg, wir kommen langsamer nach.“

Amüsirt giebt er ihren Blick zurück.

„Ihr Wunsch ist mir Befehl! Ich sehe, Sie wollen mich los werden.“

Seine elegante Gestalt enteilt in der Richtung des Häuschens.

Mit einem ihr ganz ungewohnten Gefühl sieht Marie ihm nach.

„Max! — Gefällt Dir eigentlich Ida Walldorf?“

„Nicht besonders! Ich finde sie albern!“

Eine Pause. Marie macht sich mit ihrem Muffband zu schaffen.

„Glaubst Du, daß Axel Rehburg sehr für sie schwärmt?“

„Axel? Ich weiß nicht — der muß immer Jemand anflirten. Ob das aber sehr tief geht, ist eine andere Frage. Er ist ein rechter Schmetterling — ander Städtchen, ander Mädchen.“

„Schmetterling!?“ denkt Marie und empfindet plötzlich einen ganz kleinen Stich im Herzen. Aber dieses Gefühl von Verstimmung dauert nicht an, denn gar bald ist er wieder an ihrer Seite und schlägt vor: „Sollen wir zur Abwechselung einmal Quadrille auf dem Eise tanzen, oder machen wir, wie neulich, eine lange Kette?“

„Ja, ja," jubilirt Marie, „und ich komme ganz an's Ende und fliege wieder in einen Schneehaufen, wie vorgestern, das war zu herrlich."

Voll Begeisterung über das genossene Vergnügen tritt sie ein paar Stunden später an Elisabeth's Bett. Ihr ganzes Gesicht sprüht von Schelmerei.

Mit ein paar feierlichen Verbeugungen und Hofknixen legt sie ein kleines Paquet dicht an die Füße der Schwester.

„Mit seinen ehrfurchtsvollsten Grüßen sendet der, in respectvoller Verehrung ersterbende, Ritter ohne Furcht und Tadel Euer Gnaden diese Pergamente, so da große und gelehrte Köpfe, die vom Geiste inspiriret waren, verfasset haben — und hoffet, daß Hochdero durchlauchtigste Nase bald befreit sein würden von Hochdero peinsamem Schnupfenfieber."

Elisabeth lächelt amüsirt. „Das geht wohl auf Gebhard Rehburg. Wenn Du ihn nächstens triffst, danke ihm für die Bücher und die Grüße."

Sie öffnet das Paquet.

„Ah! da sind die Fircks'schen Gedichte, die er mir versprochen hatte. So schöne Gedichte von ihm hat er mir neulich vorgelesen."

Sie blättert in dem dünnen Band — „Da ist das Eine, hör' nur, wie wunderhübsch es ist:

„Ich kann's nicht glauben von der Liebe,
Nein, sie betrügt die Herzen nicht,
Es wär' zu traurig hier auf Erden,
Wenn sie nicht hielt', was sie verspricht.
Und sollt' es wahr sein, daß sie Kummer,
Und Noth uns bringt und Herzenspein,
Was braucht man drum sie zu verschwören,
Man kann ja dulden und verzeih'n.
Und sollt' es wahr sein, daß sie Jeden
Zum Thoren macht, so Weib als Mann —

Ich wollt', ich könnt' es selbst erfahren
Damit ich's besser glauben kann."

„Ja, recht hübsch, aber Du weißt, ich habe nicht viel übrig für poetische Seelenergüsse. — Aber hier sind auch Theaterstücke. Dafür schwärme ich."

Marie greift nach einigen Reclam's.

„Wollt Ihr eines aufführen? Das wäre lustig. Ich spiele gerne mit, als schnippische Kammerzofe oder sowas." Sie liest die Titel laut vor.

„Nora oder das Puppenheim." Das muß hübsch sein. Ich möchte wissen, wie viel Puppen diese glückliche Nora wohl hat."

„Aber Marie, sei doch nicht kindisch, das ist ja die berühmte Nora von Ibsen.

„Wie soll ich das wissen," erwidert Marie in tiefster Entrüstung. Es steht ja nicht auf dem Deckel geschrieben, und in der Literaturstunde hat uns Fräulein Ange noch nichts von einem berühmten Ibsen erzählt."

„In Sessen wurde doch von dem Stück gesprochen und ich bin so gespannt, es zu lesen. Man stritt soviel darüber, ob Nora das Recht hat, Haus und Kinder zu verlassen, weil der Mann sie so tief verletzt hat."

Marie macht große Augen.

„Was ist da noch zu streiten. Warum, wenn er ein Gräuel ist, schmeißt sie denn nicht lieber ihren Mann heraus, diese „berühmte Nora", und bleibt selbst bei ihren Kindern. So hätte ich es gemacht!" schließt sie mit der ihr eigenen Bestimmtheit im Ton.

* * *

Elisabeth kann ihre Grippe nicht los werden, trotz der energischen Maaßregeln des Onkels. Eine Woche hat sie das Bett, längere Zeit danach auch das Zimmer hüten müssen, aber sie hustet noch immer stark, und

besorgt blickt der Professor auf seine Lieblingsnichte, die so müde blickt und sich garnicht recht erholen will.

„Kind, Kind, Du wirst mir doch nicht bleichsüchtig werden, sodaß ich Dich im Frühling nach Elster oder Schwalbach schicken muß. Für's Erste darfst Du mir aber bei dem bösen Wetter nicht hinaus, bis der Husten ganz geschwunden ist."

Der Februar hat scharfe Kälte gebracht und ein eisiger Nord fegt die Straßen.

So sitzt Elisabeth wieder viel am Klavier, oder auf ihrem Plätzchen im Wohnzimmer, mit Lektüre, Malerei, Handarbeiten beschäftigt. Doch ihre Gedanken schweifen so leicht ab und ihr ist immer, als vermisse sie etwas.

„Ich lehn' im offenen Gemache —
Es ist die Stunde still und spät —
Wie einsam geht der Tag vorüber,
Der ohne Dich vorübergeht."

Wie diese Verse ihrer Stimmung entsprechen. Warum ist Gebhard in letzter Zeit so selten gekommen? Freilich, ihr Unwohlsein ist Schuld, daß sie ihn weniger gesehen als wohl sonst.

Weniger? Er war ja mit Max vor fünf Tagen zum Thee da. Fünf Tage sind aber lang, wenn man sie zählt, und sie vermißt die Gespräche mit ihm, die langen, in die Tiefe gehenden. Sie sind ihr ein Bedürfniß geworden, mehr als sie selbst es ahnt.

So gut verstehen sie einander in all den ernsten Fragen des Lebens, tauschen so gerne ihre Meinung aus über Welt und Dinge, disputiren über Bücher — nie fehlt es ihnen an Gesprächsstoff und solch sicheres Gefühl ist in ihr, als müßte er immer alles verstehen können, was sie bewegt in frohen und ernsten Stunden.

„Wie einsam geht der Tag vorüber,
Der ohne Dich vorübergeht."

Eine Droschke rasselt vor das Haus. Der Insasse

blickt zum Fenster empor, an dem sie sitzt, ein grüner Deckel hebt sich grüßend.

Da ist er ja, mit dem ihre Gedanken sich beschäftigten. Eine feine Röthe steigt in ihre Wangen, aber sie ist schon wieder verblaßt, als er ins Zimmer tritt.

„Ich komme nicht gleich näher, Fräulein Elisabeth, bleibe ein Weilchen hier in der Nähe des Ofens, um mich zu erwärmen. Es ist bitterkalt draußen. Ihre Verwandten sind wohl zu beneiden um diese Wohnung, die immer so köstlich warm ist.

Wir sind in unserer Bude schon halbe Eiszapfen geworden und ich wundere mich, daß wir nicht schon einmal mit abgefrorenen Nasen erwacht sind. Wirklich, man wohnt zu schlecht hier.

Wir sind wahrlich nicht verwöhnt in Krakenorm, wo im Sommer der Regen hereintropft und im Winter der Schnee durch die Ritzen hineingeblasen wird, aber die Oefen heizen immerhin ganz gut und man hat Fellteppiche um sich die Füße warm zu halten, während hier — zum Alkoholiker könnte man werden, nur aus Wärmebedürfniß."

Während Gebhard dies sagt, hat Elisabeth forschend zu ihm hingeblickt. Es ist etwas Gezwungenes in seinem Wesen und seiner Sprechweise.

„So, jetzt darf ich sie wohl begrüßen und fragen, wie es Ihnen geht. Hoffentlich besser?"

Sie schütteln sich freundschaftlich die Hand und er nimmt seinen gewohnten Platz ihr gegenüber ein.

„Sie hatten gestern einen stürmischen Convent?"

Statt zu antworten, fragt er zurück: „War Max schon hier?"

„Nein, aber ich sehe es Ihnen an, daß etwas Sie erregt hat. Immer die Opposition in der Duellfrage?"

„Zum Theil ja." Zwischen seinen Brauen zeigt sich eine Falte. „Wenn man glaubt, ein Feuer angefacht zu haben und auf die leuchtende Flamme rechnet,

dann ist sie plötzlich ausgelöscht, weil man den Blasebalg nicht immer gehandhabt hat, oder weil von anderer Seite ein Strahl kalten Wassers die Gluth niederzischte.

Jugend ist zündfähig, aber leider ist's so häufig nur ein Strohfeuer. Es flammt auf — und erlischt."

„Dann blasen Sie es auf's Neue an."

„Lohnt es sich überhaupt, so frage ich mich . . ."

„Gebhard! Sie muthlos! Das darf nicht sein!"

„Dürfte nicht und ist. Im vorigen December glaubte ich wenigstens die Livonia soweit zu haben, daß mir der Sieg über den von Curonia und Fraternitas Rigensis vertretenen Standpunkt sicher schien, und nun sind mir im eigenen Lager neue Gegner erwachsen, gefährliche, wie Ecken und paar Andere, kluge Köpfe und scharfe Zungen, die ihre Meinung zu vertheidigen wissen. Mit Spott und Sarkasmus erreicht man immer viel, gewöhnlich mehr, als mit glühender Begeisterung. Das heißt dann Ueberschwang, wird laut und leise verlacht."

Eine Weile sind Beide stumm.

Gebhard hat eine Scheere vom Tisch genommen und schnitzelt an einem Stückchen Papier herum.

Da legt Elisabeth mit bittender Geberde die Hand auf seinen Arm und, ihn mit seelenvollen Augen anblickend, sagt sie leise:

„Verzagen Sie nicht! ob früher oder später, das Gute bricht sich Bahn, denn es läßt sich wohl zurückdämmen, aber nicht aufhalten in seinem Siegeslauf."

In der Thür zu seinem Kabinet erscheint die Gestalt des Professors. Mit einem wohlwollenden Lächeln begrüßt er Gebhard.

„Freut mich, Sie zu sehen, lieber Rehburg. Ich hörte Ihre Stimme und will auch mein Theil an Ihrem Besuch haben — kommen viel zu selten, z. B. so ganz sans façon zu Tisch. Und dann habe ich hier ein Buch, das müssen Sie unbedingt lesen — es betitelt

sich: „Das Inventarium einer Seele," von Bertha von Suttner, ein mir bis jetzt ganz unbekannter Schriftstellername! Eine geistreiche Plauderei, ganz vortrefflich geschrieben, und sie sagt da Dinge gegen den Krieg — wirklich sehr gut! Ja, die Frauen müssen Vorkämpferinnen sein der Ideen, welche die Menschheit auf eine höhere ethische Stufe führen werden.

Sie, die Mütter, können und sollen den ersten Keim in die Seelen ihrer Söhne pflanzen, die heilige Entrüstung gegen Alles, was an die Kain's That erinnert, sei es nun Krieg oder Duell.

Heiliges Tödten, das sagt Keiner, die Dissonanz zwischen den beiden Begriffen ist zu schrill, aber heiliger Krieg, das klingt noch so anfeuernd patriotisch, und Gott ist mit dem Sieger, auch wenn er über Tausende und Abertausende Leichen schreitet.

Sie wissen, die Idee der allgemeinen Abrüstung, des Weltfriedens, das ist auch eines von meinen Steckenpferden. Krieg — das ist das Duell zwischen zwei Völkern, und warum sollte es nicht einmal zu Ehrengerichten für Fragen des internationalen Rechts kommen können, zu Schiedsgerichten, welche die furchtbarste Geißel der Menschheit, mit ihrem Gefolge an gestörter Kulturarbeit, Erweckung barbarischer Instinkte, Vernichtung des Lebens und Gutes von Millionen endgiltig abschaffen würde.

Und mir scheint, ich sehe es dämmern, hier und dort erheben sich Stimmen und sie werden sich mehren. Ein Kapitel in dem Suttnerschen Buche handelt auch von dieser Frage der Abrüstung.

Aber um von der Zukunft in die Gegenwart zurückzukehren — was macht der Krieg im Wasserglase bei Ihnen, junger Freund? Es wird brav gefochten, wie ich höre, puncto Pistolenduell. Tagt es schon in den hitzigen jungen Köpfen?"

Gebhard referirt, tiefe Bitterkeit im Tone, und schließt mit den Worten:

„Vielleicht wird ein Anderer mehr erreichen."

„Nur nicht den Muth verlieren, junger Freund, und fest an bessere Zukunft glauben. Langsam nur kann sich wandeln, was tief eingewurzelt in den Anschauungen liegt.

Um zu begreifen, daß Muth sich offenbart hundert Mal mehr im Abbitten einer Beleidigung, als im Losfeuern von Pistolen oder Schwingen einer blanken Waffe, dazu ist Entwickelung nöthig, eine ganze Stufenleiter geistiger Reife.

Darum müssen Generationen an dem Untergraben von Vorurtheilen arbeiten, an dem Aufrichten neuer Principien.

Aber wenn Jeder von uns nur sein Saatkorn säet, so ist das nicht umsonst. Auch die Gedankensaat vermehrt sich nach ewigen Gesetzen. Zwar gerathen die Einen auf dürren Boden, die Anderen verweht der Wind, aber die, welche auf Ackerboden fielen, tragen hundertfältig, und das geht weiter und weiter, bis ein ganzes Feld reif ist zur Ernte."

Die Entréeglocke schlägt an — dann klingelt es noch einmal sehr anhaltend und energisch.

„Das ist Marie, die ungeduldig wird," bemerkt Elisabeth.

„Ja wohl, das ist unverkennbar die kräftige Hand Deiner lieben Schwester," lacht der Professor und schickt sich an, in's Vorhaus zu gehen, aber die Köchin öffnet schon. Man hört Marie's helle Stimme ausrufen „Endlich, Lina!" die Thüre zum Wohnzimmer wird eilig aufgestoßen und mit jubelndem: „Ich hab' sie, ich hab' sie!" stürmt sie herein, einen Karton umherschwenkend. „Und ich bin so froh, so schrecklich froh."

„Was giebt's denn, Fräulein Quecksilber?" fragt der Onkel.

„Mein Gewinnst, mein Vielliebchengewinnst!“

„Ah! Da bin ich wirklich gespannt,“ interessirt sich Elisabeth. „Jetzt wird man doch endlich erfahren, was das so streng behütete Geheimniß verbarg.“

„Ja. Nun ist der große Augenblick da, aber macht erst die Augen zu, ordentlich. Onkelchen, Du auch. Herr von Rehburg, auch Sie! Bitte, bitte. Und nicht mogeln, durch die Finger sehen! Elisabeth, nimm lieber ein Taschentuch.“

Man hört ein Rascheln von geöffnetem Papier.

„Wartet noch ein kleines Bischen, mir fehlt etwas.“

Eilig wirthschaftet sie in Elisabeths Arbeitskorb herum.

„Hast Du keine Stecknadeln? Ah, hier! — so, noch eine Viertelminute.“

Die Secunden dehnen sich, aber die Drei halten ganz gehorsam Hände nnd Schnupftuch vor's Gesicht gedrückt.

„Jetzt! Los!“ commandirt Marie triumphirend.

Elisabeth öffnet die etwas geblendeten Augen.

Vor ihr steht die zierliche Gestalt der Schwester und auf ihrem grauen Tuchkleid schimmert, von rechts nach links, quer über die Brust gelegt, das dreifarbige Band der Livonen — auf dem braunen lockigen Haar, recht keck auf die Seite gerückt, sitzt der grüne Deckel derselben Corporation.

„Hübsch, was? Steht mir gut, nicht wahr?“

Dann sich vor Gebhard stramm aufstellend, sagt sie launig:

„Habe die Ehre, mich als Mussenvorsteher vorzustellen.“

Lachend schüttelt Gebhard ihr die Hand.

„Freut mich sehr, Commilitone Theren, von dieser Ernennung zu hören, aber wann hat sie stattgefunden? Steht, meines Wissens nach, nicht im Protokoll.“

Marie wendet sich zum Onkel und sagt feierlich:

„Rector magnificus! Jetzt bin ich auch juvenis ornatissimus und bitte mich in Universitate zu recipiren.“

Plötzlich wechselt sie die Stimme:

„Und wenn Du das nicht thust — bist Du gefordert!“

„Ach, Du Erzracker!“ schmunzelt der Professor.

Marie ist schon wieder in einer anderen Ecke, vor dem Spiegel.

„Sie steht mir aber wirklich fein — nun muß ich mich gleich Tante zeigen. Servus, meine Herrschaften.“ Sie macht eine tiefe, herrenmäßige Verbeugung und tänzelt aus dem Zimmer.

„Mein Fahn' ist roth-grün-weiß,
Mein Herz für Livonia flammendheiß.“

Amüsirt blicken die Zurückbleibenden ihr nach und sich dann lächelnd an.

„Wie sie, so im grünen Deckel, Max gleicht,“ meint Elisabeth.

„Und in Beiden ist auch derselbe prächtige Character, die offene, gerade Art, welche etwas so Vertrauenerweckendes hat,“ setzt Gebhard fort.

„Ja, bei all dem tollen Uebermuth sind es treue, gesinnungsstarke Naturen,“ bestätigt der Professor.

„Nach äußerem Schein urtheilend, hält man Max leicht für einen losen Vogel, aber er ist doch zuverlässiger, als mancher Andere, der herumgeht, wie aus Bronze gegossen, das weiß ich längst,“ sagt Gebhard, warm werdend.

„An den ersten gefährlichen Klippen des Studentenlebens ist er glücklich vorbei, der Gefahr des Verbummelns ist er entronnen, und er wird ein tüchtiger Sohn Livland's werden, in jeder Beziehung. Nicht unnütz Trübsal blasend und pessimistisch Grillen fangend, sondern sich ruhig bemühend, da, wo er steht immer Besseres zu leisten, Gutes zu fördern — wo es Noth thut, seine ganze

Persönlichkeit einzusetzen. Und in Bälde kann er hoffentlich in der Livonia zu Ende führen, was ich in Gang gebracht — ich habe ihm schon gesagt, die Fahne vertraue ich ihm an, jetzt, wo ich von meinem Posten, als erster Chargirter, zurückgetreten bin.“

„Sie sagen das nicht im Ernst, Gebhard Rehburg!“ ruft der Professor.

„Sie sind nicht ...“

„Mehr Senior — ja, so ist's, Fräulein Elisabeth. Ich konnte mir nicht Competenzüberschreitung vorwerfen lassen und habe gestern feierlich abgedankt.“

„Also das war der eigentliche Grund seines veränderten Wesens,“ denkt Elisabeth. „Leicht wird ihm dieser Schritt nicht gewesen sein.“

„Das ist aber wirklich schade,“ sagt bedauernd Professor Dohrenberg.

„Für mich hat es auch sein Gutes. Ich werde mit mehr Ruhe und größerer Concentration zum Examen arbeiten können. Im Mai möchte ich mein zweites Drittel absolviren. Und Studium und Seniorschaft sind nicht ganz leicht zu vereinigen.“

Dann, als wolle er quälende Gedanken abschütteln, fragt er unvermittelt:

„Wie hat Ihnen „Brand“ von Ibsen gefallen, Herr Professor?“ und bald sind alle Drei in ein eifriges Gespräch über die neueste skandinavische Litteratur verwickelt, welches noch bis nach dem Mittagessen — die Frau Professorin läßt bald dazu auffordern — fortgesetzt wird.

* * *

„Balder, Du mußt auch mitkommen!“

Riesen, einen Brief in der Hand, tritt zu Gebhard, der, den Kopf in die Hände gestützt, ein Kapitel aus den Pandecten memorirt.

„Wohin denn?“ fragt er aufsehend.

„Da lies! Eine Einladung von den Mersen's, ich soll einen Podrett nach Fellin arrangiren, nette, tanzlustige Livonen mitbringen — und natürlich kommst Du als Nr. 1 auf die Liste."

„Verlockend, Hermann, schrecklich verlockend, aber bedenke meinen Schwur „Nichts anderes als Studiren." Non possumus — das reißt mich zu sehr heraus.

Bei Dir kommt es ja nicht so sehr darauf an, aber ich muß es schon über's Herz bringen, Euch ohne mich abfahren zu sehen. Wenn ich mich überhaupt entschließe, etwas zur Auslüftung meines Schädels zu thun, so fahre ich vielleicht Anfang März nach Reval. Das kostet mich 2—3 Tage und ich habe es Hellen schon längst versprochen."

„Noch eins, um Dich Reval abspenstig zu machen: Großmama schreibt mir, Deine Cousine Thilde und Martha kämen auch bald nach Fellin . . ."

Gebhard fühlt einen stechenden Schmerz am Herzen — ganz nah von Fellin liegt Bernhard Trostberg's Gut.

„Mache es mir doch nicht noch schwerer „Nein" zu sagen, Riesenbär. Die Versuchung ist wahrlich groß genug, aber für dieses Mal muß ich schon verzichten. — Es ist vernünftiger, richtiger so."

Und dabei bleibt es, obgleich es ihm nicht wenig Ueberwindung kostet, Riesen, Max, Sandern, Ecken und andere an einem klaren Februartage in den großen Postschlitten steigen zu sehen, und sich ihnen nicht zugesellen zu dürfen.

Uebermächtig packt ihn im letzten Augenblick die Lust, den gefaßten Entschluß einfach über den Haufen zu werfen! — Dazu ist man jung, um auch mal unconsequent zu sein, über die Schnur zu hauen.

Aber nein! gesagt ist gesagt. Er weist alle Ueberredungsversuche der Freunde ab mit einem:

„Amüsirt Euch gut und schreibt mal, wenn Ihr Zeit findet, was Alles los ist."

Fleißig liegt er seinen Studien ob und kommt auch ein gutes Stück vorwärts, — läuft mit Marie Theren und Ida Walldorf Schlittschuhe, hat, hin und wieder, ein Plauderstündchen mit Elisabeth, auch die Dorpater Geselligkeit sieht ihn ein paar Mal, dann in den ersten Tagen des März fährt er mit dem Senior der Estonia nach Reval.

Er wird überall freundlich aufgenommen, lernt viele liebenswürdige Menschen kennen, und manch neuer Gesichtspunkt eröffnet sich ihm in anregenden Gesprächen mit tüchtigen Landwirthen und strebsamen Neuerern auf dem Gebiete industrieller Unternehmungen.

Mit dem Nachmittagszuge wieder in Dorpat eintreffend, wird er von Oros stürmisch begrüßt und findet Alles zu seinem Empfang bereit.

Die neue Aufwärterin, Carline, ist eine brauchbare Person, hält die Wohnung rein und ordentlich, giebt den Hunden regelmäßig das Fressen, kurz, sorgt nach besten Kräften für das Behagen ihrer „Tuding's."

Sie hat schon den Tisch gedeckt und holt jetzt aus der Küche eine warme Speise, an die sie viel Sorgfalt verwandt hat. Das beste Stück Fleisch hat sie beim Schlächter ausgesucht, um ihrem lieben „Gebharderra" seine Lieblingsspeise herzustellen.

Brod und Butter, Käse, Bier und weichgekochte Eier stehen schon auf dem reinen Tischtuch. Es sieht alles sehr einladend aus und nachdem er sich vom Reisestaub gesäubert, macht Gebhard sich mit Appetit an all' die guten Sachen.

Carline bringt den Thee und watschelt dann an den Schreibtisch.

„Aette fast vergessen. Da sind auch Briewe. Ab sie hinter dickes Puch gelegt, damit nicht verkramt werden."

„Drei Briefe." Gebhard lehnt sich in seinen Stuhl zurück.

„Ah, von Nora, und endlich einer von Mama. Und eine Karte aus Fellin. Nett von Max, mich theilnehmen zu lassen an ihren Erlebnissen. Laß doch sehen, was er schreibt. So, Riesen fährt auf einige Wochen nach Riga.“

Nun öffnet er der Mutter Brief.

„Mein Herzenssohn!

Lange habe ich Dir nicht geschrieben, ich konnte nicht die Feder führen und nur Nora hat Dir in meinem Namen danken können. Und doch thue ich es so gerne selbst, denn was mir Deine Briefe sind, mein Sohn, das weißt Du längst und daß Du, trotz Examensarbeiten und sonstiger Abhaltungen Zeit findest, Deine alte Mama mit langen Plauderbriefen zu erfreuen, Du mein treues Kind, das danke ich Dir immer wieder aus vollster Seele.

Mit welcher Ungeduld erwarte ich stets die Mittwochspost. Ich finde es so hübsch, daß Du mir gerade am Sonntag schreibst. Viel Kirchengehen gehört ja wohl nicht zu den Tugenden eines Studenten, aber ich bin überzeugt, jede gute That gilt vor dem lieben Gott soviel, wie ein Gebet, und vor Ihm und seiner Gnade werthet eine Freude, die man seinen Mitmenschen bereitet, höher als ein Sitzen in der Kirche, bei dem man seine Gedanken aus derselben weit hinausschweifen läßt.

„Was Ihr dem Geringsten Einer gethan, das thut Ihr mir,“ spricht der Herr.“

Gebhard wendet das Blatt — ein späteres Datum.

„Sehr unwohl war ich eine Woche lang. Die böse Kälte hat mich sehr mitgenommen, das dumme Herz macht mir viel zu schaffen, auch schlimme Nervenschmerzen — so blieb der angefangene Bogen liegen, aber dafür kann ich Dir gleich heute mittheilen, daß . . .“

Er liest und liest und plötzlich wird sein Blick starr,

die Finger, welche den Bogen halten, erzittern, krampfen sich über dem Blatt zusammen, der Herzschlag stockt. Er wird leichenblaß, dann fluthet die Blutwelle jäh in's Haupt zurück, ein rother Nebel flimmert vor seinen Augen. Er wischt sich mit der Hand über die Stirn.

Aefft ihn ein Spuck, oder hat er es wirklich gelesen, steht es da, schwarz auf weiß, auf diesem kleinen Stück Papier, welches so leicht wiegt und ihm schwer dünkt, wie eine Centnerlast, daß er es nicht wieder bis zu den Augen heben kann.

Sein Herz pocht wie rasend, in seinen Schläfen hämmert das Blut, er athmet tief, ringt nach Luft. Mühsam erhebt er sich, um an's Fenster zu gehen, aber ein Schwindel packt ihn — er taumelt bis zu seinem Schreibtisch und läßt sich schwer in einen Stuhl niedersinken. Den verhängnißvollen Brief läßt er fallen — zerknittert liegt er vor ihm — und er starrt darauf nieder, unfähig, sich zu rühren.

Aufschreien möchte er, und doch ist ihm, als packe ihn etwas an die Gurgel, als schwinde ihm das Bewußtsein, aber keine barmherzige Ohnmacht umfängt die bis auf's Aeußerste gespannten Sinne, giebt ihm Vergessen, oh, nur auf Sekunden vergessen dessen, was er gelesen, und was sich mit glühenden Lettern eingebrannt in seine Seele: „Martha hat sich verlobt."

Immer sieht er nur diese vier Worte vor sich.

In Gedanken, mehr als einmal, hat er sich ja schon die Möglichkeit dieses Ereignisses dargestellt, aber siegreich hatte noch immer die blühende, junge Hoffnung alle Zweifelsgedanken überwunden, immer wieder hatte er sich damit beruhigt — sie ist ja noch so jung!

Und jetzt ist sie Bernhard Trostberg's Braut! Lange hatte die Mutterhand gezögert, ob sie ihm mittheilen solle, was ihn, sie ahnte es, schmerzlich treffen würde. Aber einmal mußte er es ja erfahren — da war es noch besser, es geschah durch sie, in einem Brief,

den man doch meist allein liest! — und so hatte sie geschrieben:

„Gestern Abend war Frau von Theren hier und erzählte, Erica Trostberg habe ihr einen Boten geschickt mit der Nachricht, die sie telegraphisch erhalten: „Martha und Bernhard's Verlobung declarirt.“ —

Als Carline kommt, um den Tisch abzuräumen, erschrickt sie über Gebhard's Aussehen.

Wie im Traum hört er ihr angstvolles „Wai Gottchen,“ giebt keine Antwort auf ihre besorgte Frage: „Jungherrchen, sind Sie krank?“ — winkt nur müde mit der Hand und weist zur Thüre.

Kopfschüttelnd geht sie hinaus.

„Wie ein marmorene Bild at er ausgesehen,“ klagt sie eine Weile später der Wäscherin Elischen, welche die reine Wäsche gebracht hat und sich am Heerdfeuer die Finger wärmt.

„Und Beefsteck mit tatarige Sauce, wo er doch sonsten so liebte, hat er nicht angerührt!“

Zur gewohnten Stunde will sie die Lampe hineinbringen, aber sie findet die Thüre verschlossen.

Gebhard hat den Riegel vorgeschoben. Nur nicht sprechen, Niemand sehen müssen. Wie gut, daß Riesen noch nicht zurück, die anderen Kameraden nichts von seiner Rückkehr wissen. Immer noch ist er wie gelähmt, nur das wilde Pochen seines Herzens will nicht aufhören. — —

Draußen ist es allmählich ganz dunkel geworden, schwacher Laternenschein allein erhellt das Zimmer.

Ein paar Mal hat Oros den Kopf in seine Hand gedrückt, um ihn an seine Anwesenheit zu erinnern, ihn aufzufordern, mit ihm hinauszugehen zum gewohnten Abendspaziergang. Mit leerem Blick hat er ihn angeblickt, „sein Kameradchen“, — wie er ihn häufig in zärtlichen Momenten nennt, — verständnißlos für Alles,

was ihn umgiebt, etwas anderes ist, als sein Schmerz, den wühlenden, zerfleischenden.

„Martha, Martha!“ stöhnt er auf. „Habe ich Dich wirklich verloren, für immer verloren? Und vielleicht durch eigene Schuld.“

Oh, hätte er gesprochen, ihr einmal gesagt von seiner Liebe, seiner Leidenschaft. Hätte er geworben, heiß, glühend, die Hindernisse nicht beachtend, Gegenliebe zu erwecken gesucht — vielleicht hätte sie ihn erhört.

Und jetzt ist sie die Braut eines Andern!! . . .

Vorstellung reiht sich an Vorstellung. Und er soll die Qual dieses Gedankens ertragen, immer, immer?! Das kann er nicht, nein, das kann er nicht!

Scheu streicht sein Blick die Waffen, welche an der Wand hängen. Wie rasch ist solch ein blinkendes Ding geladen — dann ein Druck — und die Qual ist vorbei!! — —

Aber mehr noch als gegen sich selbst möchte er die Waffe richten gegen ihn, gegen den, der sie ihm geraubt hat.

Tolle Gedanken wirbeln durch sein fieberndes Hirn. In diesem Augenblick erscheint ihm Alles, was er je gegen den Zweikampf gesagt, eine Thorheit, hirnverbrannter Unsinn, verblendete Phrase. — Was Forderung? was Duell? Ihm dünkt es einfach ein gutes Recht, ohne Weiteres, ohne ein Wort, den niederzuschießen, der ihm das Kleinod seiner Seele geraubt, ihn, dessen Hände sich liebkosend um ihren jungen Leib legen, dessen Lippen sie in heißem Kusse berühren werden, der Glück trinken wird aus ihren Augen, ihn, dem sie ganz zu eigen sein wird!

Er kann die Vorstellung nicht zu Ende denken, wild kreist das Blut in seinen Adern, seine Gedanken flackern. Wie eine dunkle Wolke senkt es sich auf ihn herab — über ein Weniges und die allzu straff gespannte Seite in seinem Innern springt.

Ein irres Lachen schallt durch den Raum.

Selbstvernichtung dünkt ihm plötzlich eine Erlösung. Er macht ein paar Schritte zur Wand zu, seine Hand greift schon nach dem Revolver.... da knistert etwas unter seinem Fuß — der Mutter Brief. Seine Mutter!? Um Gotteswillen, er tödtet ja auch das Glück und den Frieden seiner Mutter, wenn er diese Sünde begeht.

Er bricht in die Knie und wildes, thränenloses Schluchzen erschüttert den jungen Körper.

Dann richtet er sich auf, ihm ist plötzlich, als ob er Luft haben müsse, um nicht zu ersticken, hinaus, hinaus, oder er beherrscht sich nicht länger, faßt doch nach der Waffe... es gibt ein Unglück!

Er ergreift Deckel und Mantel, — Oros umspringt ihn mit Freudenlauten, und Beide stürmen hinaus. Weiter, immer weiter, planlos, ziellos.

Plötzlich steht er an der Bahnüberfahrt. Er weiß nicht, wie er dahin gelangt ist.

Von fernher, in die dunkle Stille, fällt der Pfiff einer Lokomotive. Wieder überkommt ihn der Drang der Selbstzerstörung mit treibender Gewalt.

Sich auf die Schienen legen, den Zug erwarten, Ruhe und Vergessen finden, nicht mehr denken, fühlen — die wahnwitzigen Gedanken suchen Macht zu gewinnen über ihn, aber hier und überall, jedes Mal, wo er die eigene Vernichtung sucht, sagt ihm eine innere Stimme laut und vernehmlich: „Du tödtest auch Deine Mutter."

Und langsam, gebeugten Hauptes geht er nach Hause.

Auch in den nächsten Tagen verläßt er erst mit Anbruch der Dunkelheit seine Wohnung, sucht die entlegensten Straßen auf, oder wandert weit hinaus, macht sich gewaltsam müde mit langen Märschen auf den vom Thauwetter aufgeweichten Wegen.

Ueberglücklich ist Oros über diese Promenaden, die ihn an selige Zeiten in Krakenorm erinnern, und tiefbefriedigt leckt er nachher seine schmutzigen Pfoten,

während, von quälenden Gedanken gemartert, sein Herr vor sich hinstarrt, stundenlang.

Grauenhafte Wochen folgen. Am Tage keine Ruhe, — seine Bücher sieht er nicht an! — in den Nächten kein Schlaf. Mit hämmernden Pulsen und brennenden Augen liegt er Stunde um Stunde wach da.

Uebernächtig steht er auf, tiefdunkle Schatten unter den Augen, erschreckend blaß.

* * *

„Jungherrchen müßte zu Docter's gehen, muß krank sein, haber will habsolut nicht ören hauf halte Carline," vertraut die arme Seele in heller Angst ihrer Busenfreundin, der Aufwärterin im Nebenhause, an.

„Sagt, das wird vorübergehen."

Und es geht vorüber. Alles geht vorüber! —

Es kommt der Tag, wo die furchtbare Erregung sich mindert, aber nun ist es Gebhard, als kröche eine Eiseskälte bis an sein Herz und Alles werde dort stumpf und starr. Und da greift er auch wieder nach seinen Büchern, versenkt sich auf's Neue in die verschlungenen Wege der Rechtslehre aller Staaten, und die Arbeit, die rastlose, wird sein Trost, seine Rettung.

Standhaft weist er Alles ab, was die quälenden Vorstellungen erneuern könnte, und es gelingt ihm, seine Phantasie in Bann zu halten, durch die trockene, unbarmherzige Logik des römischen Rechts.

Eines Tages erhält er die Verlobungsanzeige.

Mit einem stumpfen Wehgefühl liest er die wenigen Zeilen in der gebräuchlichen Form, aber dann ist es doch für Tage aus mit dem ernsten Arbeiten — er muß wieder hinaus, hinaus, wandert rastlos Stunden und Stunden, im Frühlingssturm, der über die Fluren braust, neues Leben, neues Hoffen verkündend.

Wenn er sich zu den Anderen gesellt, in Kneipe und Conventsquartier — was aber immer seltener ge-

schieht — ist er scheinbar der Alte. Geistsprühend, witzig, voll Humor und guter Einfälle, ist er der Mittelpunkt eines Kreises von Zuhörern, aber das Sonnige ist wie weggewischt aus seinen Zügen, die Augen haben ihren Glanz verloren, der Mund zeigt schärfere Linien. Zwar bemerken Alle den veränderten Ausdruck, aber man schiebt es auf das angestrengte Arbeiten, nur Erich sieht tiefer, blickt besorgt auf den Vetter. Und als er eines Nachmittags in Corporationsangelegenheiten zu ihm kommt und ihn allein findet — Riesen bleibt zu Ostern in Riga! — versucht er zu scherzen:

„Heraus mit der Sprache, Gebhardus, Du mußt krank sein. Du siehst wirklich miserabel aus. Man muß nichts einreißen lassen. Mir scheint Dein Herz nicht ganz in Ordnung zu sein?"

„Wie so?" In leichter Verlegenheit fragt es Gebhard.

Scheinbar unbefangen fährt Erich fort:

„Der Professor Dohrenberg liest im Colleg gerade Herzkrankheiten und sprach neulich von einer Form, die hauptsächlich junge Leute unter 20 Jahren befällt. Symptome sind ...." Es folgt eine Aufzählung derselben.

Gebhard hat sich unterdessen gefaßt.

„Am Ende könnte es stimmen. Das ist so ziemlich, was ich seit Weihnachten empfinde, nur maß ich der Sache keine Bedeutung bei und gab ihr keinen wissenschaftlichen Namen. Aber wenn Du ein Versuchskaninchen brauchst, um zu experimentiren, Deine erste Cur zu machen, so stehe ich zur Verfügung und erlaube Dir Deine erste Auskultation an mir vorzunehmen, Du zukünftiger großer Professor. Nur auf eins mache ich Dich gleich aufmerksam, Pillen schlucke ich nicht, Tropfen zähle ich nicht u. s. w. u. s. w., und meine Examensarbeiten gebe ich nicht auf."

„Aber wenn ich Dir Spazierengehen verordne, täglich ein hygienischer Gang von 1—2 Stunden?“

„Ich renne ja schon soviel ich kann. Frage nur Oros.“

„Nun, dann könntest Du noch reiten. Block hat sehr gute Pferde.“

„Das werde ich mir überlegen, obgleich es nur ein halbes Vergnügen ist, sich in einer Manege herumzudrehen.“

„Zugegeben, aber im Freien erlauben es weder die Witterung noch die Wege, und recht viel körperliche Motion mußt Du haben.“

„Gut, Herr Doctor, ich werde mich bemühen, Ihren Vorschriften nachzukommen.“

* * *

März ist vorüber — April, der launische Gesell, führt das Regiment nach alter Art. Sonnenblicke, die verheißen, Regenschauer, die Knospen erwecken, Fröste, die nicht mehr schrecken. Der Schnee schmilzt, Weidenkätzchen grüßen, Wandervögel ziehen, Frühlingsahnen liegt in der klaren Luft.

„Du, Elisabeth, ist es nicht rein zum Kuckerballschlagen, daß jetzt der Frühling kommt und wir bald fortfahren, nach Hause. — Aber Du hörst ja garnicht, was ich sage, Du bist schon wieder weiß der Himmel wo mit Deinen Gedanken?“

„Ja! Marie, was willst Du?

Die Schwestern sitzen, mit Handarbeiten beschäftigt, im Wohnzimmer.

Marie hat es in Gnaden übernommen, ihres Lieblingsbruders Socken — die sich in unqualifizirbarem Zustande der Auflösung befanden — zu stopfen, und mit lobenswerther Energie benutzt sie die Osterfeiertage zu dieser, bei ihrer Abneigung gegen dergleichen

Beschäftigungen, große Aufopferungsfähigkeit bekundenden Thätigkeit.

„Was ich will? Daß Du mir sagst, ob Du Dich nicht darauf freust. Eigentlich müßte man schon jetzt nach Therenhof zurück — himmlisch muß es auf dem Lande sein.“

„Ja, grundlose Wege, Pantsch und wieder Pantsch,“ läßt sich die Tante vernehmen, die, Rechnungen machend, an ihrem Schreibtisch sitzt.

„Schadet nichts, — wozu giebt es Wasserstiefel. Mit denen kommt man überall durch. Und dafür kann man Flüßchen machen, hört die Staare pfeifen, sieht die ersten Gräser sprießen, kurz, genießt den Frühlingseinzug vom ersten Vogelgezwitscher an bis zum Aufbrechen der ersten Knospen. Nein, ich möchte um keinen Preis immer in der Stadt wohnen.“

„Ich auch nicht, obgleich ich mich in Dorpat sehr gut eingelebt habe, bei dem lieben Tantchen,“ äußert Elisabeth mit einem innigen Blick zur Professorin hin.

Marie läßt ihre Arbeit in den Schooß sinken und sieht mit Augen, in denen der Schelm lacht, die Schwester an.

„So gut, daß Du sicher die grünen Deckel der Livonia, Estonia und Curonia schmerzlich vermissen wirst — nicht? — Uebrigens in letzter Zeit verirren sie sich selten genug in unsere Straße. Sag' mal, warum kommt Gebhard Rehburg garnicht mehr zu uns?“

„Max sagte ja neulich, er arbeite angestrengt zum Examen.“

„Deswegen kann er sich immer hier zeigen, wenigstens vier Wochen war er nicht hier. Nein, ich glaube, da liegt ein anderer Grund vor.“ Marie senkt die Stimme. „Du hast ihn gewiß schlecht behandelt.“

„Ich? — Wie kommst Du darauf?“

„Backfische haben auch Augen, und das konnte ein Blinder sehen, wie gern ihr immer zusammen wart,

aber bei aller Freundschaft kann man sich doch hin und wieder zanken. Das Sprichwort sagt: „Was sich l . . . .“ Sie hält inne, weil die Tante näher tritt.

„Sieh, Tante, dies Loch habe ich fein zugekriegt,“ — mit diesen Worten lenkt das übermüthige Mädchen die Aufmerksamkeit der alten Dame von der erröthenden Schwester ab — „und jetzt bin ich mit dem zweiten Paar fertig. Das ist für heute wahr und wahrhaftig genug — mehr kann ich nicht. Es kribbelt mir schon in allen Fingern. Lisabetha, Dein schöner Teppich wird gewiß auch noch rechtzeitig zu Marthas Hochzeit fertig, wenn Du jetzt mit mir spazieren gehst. Es hat zu regnen aufgehört und wir wollen zum Photographen, die Probebilder abholen. Ich bin so schrecklich neugierig sie zu sehen.“

„Wenn es für Elisabeth nicht zu windig ist,“ meint die Professorin.

„Es sind ja 8 Grad Wärme im Schatten, Tantchen. das schönste Wetter.“

„Aber sie ist so blaß,“ beharrt die Tante.

„Das kommt von der Lie . . .“ — Liebe hat Marie vorlaut sagen wollen, aber ein Blick auf Elisabeth läßt sie anders schließen — „=gerei im Bett und ewigen Sitzerei im Zimmer. Sie muß gerade viel an die frische Luft.“

Die Tante willigt schließlich ein, und die jungen Mädchen kleiden sich zum Spaziergang an.

Es ist wirklich ein köstlicher Frühlingstag: Der Himmel lacht blau hernieder, wie reingewaschen, die Luft ist mild, von Dächern und Firsten tropft es und die Spatzen zwitschern in den kahlen Aesten, als redeten sie von Nesterbauen.

Nachdem die Schwestern bei Schulz ihre Bilder bekommen, schreiten sie über den Barklayplatz zu Inselberg. Am Ungernschen Hause lehnt, Apfelsinen essend, eine Schaar Livonen. Die Deckel fliegen von den Köpfen

und Max, der auch dabei war, gesellt sich zu den Schwestern, welche in die Ritterstraße einbiegen.

„Wart Ihr beim Photographen? Sind die Bilder gut gerathen? Zeigt doch her! Bekomme ich als gehorsamer Bruder auch ein Exemplar oder werden dieselben bloß für Eure Verehrer bestellt? Dann müssen es schon ein paar Dutzend sein," neckt er und öffnet den Umschlag.

„Sieh doch mal! ganz gut, besonders Dein Bild, Marie. Du wirst ja eine Schönheit, kleine Schwester, die Nase wird immer kürzer, der Mund vom vielen Lachen immer breiter — die Stirn vom vielen Lernen..."

„Du bist wirklich gräßlich," unterbricht Marie empört.

In diesem Augenblick haben sie die Ecke des Marktplatzes erreicht und erblicken Gebhard und Erich, die ihnen entgegenkommen. Oros, der den Vettern vorausläuft, begrüßt schweifwedelnd die Theren's.

Gebhard, mit gesenktem Haupte dahinschreitend, sieht auf und bleibt grüßend stehen.

Elisabeth erschrickt über sein Aussehen: „Mein Gott, wie elend er aussieht!" denkt sie.

In ihrer ungestümen Weise hat Marie schon diesen Gedanken Ausdruck gegeben.

„Aber Herr von Rehburg, was hat Sie so verändert? Was haben Sie mit sich angefangen?"

„Studirt. Zum ersten Pandecten, zum zweiten Pandecten und zum dritten wieder dasselbe. Sie haben sich so oft gewünscht, Student zu sein, Fräulein Marie, aber wenn es erst zu den Examensarbeiten kommt, zu dem eigentlichen Zweck des Hierseins, da zeigen sich die weniger verlockenden Seiten desselben."

„Ja, das ist eine böse Sache," meint Max.

„In welchen Zustand ein Schädel geräth, den man längere Zeit mit altem römischen Recht füttert, darüber geht mir schon eine bange Ahnung auf, wenn ich auf all' diese zukünftigen Kirchspielsrichter blicke.

O hehre Justitia, weßhalb sind Deine Wege so verschlungen, Deine Höhen so mühsam zu erreichen. Ich werde beim Heraufklimmen wohl auch so mager und bleich werden, wie Baldur, dem wir schon gedroht haben, daß wir ihn umtaufen würden, wenn er nicht bald eine andere Miene aufsetzt.“

„Bis Dein Vollmondgesicht sich in Folge schwerer Gedankenarbeit in die Länge zieht und seine rosige Färbung verliert, wird wohl noch viel Embachwasser in den Peipus fließen,“ lacht Erich.

„Bitte sehr! — Wenn ich mal anfange, werde ich sehr gewissenhaft ochsen. Euer blaues Wunder sollt Ihr erleben, bis zu welcher Gelahrtheit ich es bringen werde. Papa sieht mich im Geiste schon als Hofgerichtspräsidenten.“

„Armes Hofgericht,“ neckt Marie den Bruder, aber ihr Blick ruht dabei auf Gebhard's übernächtigen Zügen.

„Pandecten, Jura, Studium! — das allein? Nein, da stimmt etwas nicht!“ stellt sie innerlich fest.

Schweigend ist er neben ihnen hergegangen.

„Jetzt muß ich mich verabschieden,“ sagt er nach einer kurzen Strecke, „ich muß hier einbiegen.“

Marie's offen fragende, Elisabeth's scheu erschreckte Augen sind ihm schwer zu ertragen.

„Ich hoffe, wir sehen Sie bald,“ sagt Elisabeth und reicht ihm die Hand. „Tante und Onkel werden sich sehr freuen über ihr Erscheinen.“

„Wenn Sie erlauben, komme ich Sonntag zum Thee.“

Kaum, daß er außer Hörweite, platzt Marie los: „Um Himmelswillen, Max, was ist ihm passirt?“

Auch Elisabeth stellt innerlich diese Frage, aber ihre Lippen bleiben stumm.

„Was ist ihm geschehen? Ah!“ — Ein jäher Blitz der Erkenntniß durchzuckt sie. Aber nein! unmöglich! — Sie schilt sich thöricht. Ja, er hat ihr ge-

huldigt, für sie geschwärmt, aber mehr konnte es nicht sein, sonst hätte doch Martha gewartet.

Wie kann man einen Andern wählen, wenn man eines Gebhard Rehburg's Liebe besitzt.

„Nichts Besonderes," hat unterdessen Max geantwortet. „Ueberarbeitung. Das giebt sich nach glücklich bestandenem Examen und in den Ferien wieder, meint Erich, der ihn behorcht und beklopft hat. Arbeitet höllisch gewissenhaft, Gebhard."

Am Sonntag erscheint Gebhard verabredetermaßen bei Professor Dohrenberg und zum ersten Mal überkommt ihn in Elisabeth's Nähe wirkliche Ruhe, eine Ruhe, die nicht Uebertäubung ist.

Sie plaudert so schwesterlich mit ihm, fragt nach seinem Studium, erzählt ihm, was sie in der letzten Zeit gelesen, und ihm ist, als blicke er in einen klaren, tiefen See, der nur reines Himmelsblau widerspiegelt. Die Professorin erkundigt sich nach der neuen Wohnung, läßt sich Alles beschreiben und allmählich wird er gesprächiger, etwas von seiner früheren Verve bricht durch und er erzählt launig von der alten Carline, die sich als eine vortreffliche Acquisition bewährt.

„Wirklich eine Perle von Aufwärterin, und sie kocht so gut, daß wir uns von den Garküchenmittagen emancipirt haben und sogar, wenn wir in gnädiger Laune sind, verhungerten Füchsen Aufnahme gewähren."

Mit dem Professor discutirt er über medicinische Fragen, neckt Marie, die er zu ihrem größten Entzücken immer „Fräulein Corpsschwester" oder „Commilitone Theren" nennt, kurz, ist zuletzt ganz der Alte und sein Wesen löscht Elisabeth's letzte Zweifel aus.

„Es wird doch nur ein Uebermaaß geistiger Arbeit gewesen sein." Damit beschwichtigt sie sich selber.

* * *

„Ihr wohnt hier wirklich äußerst gemüthlich.“

Max Theren ist es, der diese Worte spricht, als er, gefolgt von Brosi, ins Zimmer tritt, wo Gebhard und Riesen, arbeitend, an ihren Schreibtischen sitzen.

Auf einem Fensterbrett liegt Oros und läßt sich von der warmen Morgensonne bescheinen, welche den kleinen, aber behaglich möblirten Raum mit hellem Licht durchfluthet.

An der hinteren Wand steht ein Pianino, und ein mit Schlägern und Waffen aller Art geschmückter Teppich, sowie eine Collection eingerahmter Bilder verdecken zum Theil die getünchten Wände.

Das mit blauem Rips bezogene Sopha und einige Lehnstühle, die Schreibtische, sowie ein großes Bücherregal vervollständigen die Einrichtung.

„Seid Ihr allzutief in Eure Jurisprudenz versunken,“ beginnt Max auf's Neue, „oder darf man Euch etwas erzählen? Ich habe einen ganzen Sack voll interessanter Dinge auszukramen.“

„Na, schieß los, wir sind ganz Ohr — Du triffst es gut.“

„Also, Wolfgang hat gestern seinen 6. Verweis bekommen. An jedem Semesterende balancirt er so auf des Messers Schneide herum. Er ist überhaupt in einer rabiaten Stimmung, und Molten — (Molten ist nach Gebhard's Abgang Senior geworden) kann mit seiner Opposition beim besten Willen nicht fertig werden.“

Gebhard und Riesen sehen sich an.

„Das war zu befürchten,“ sagt Letzterer.

„Um Tiefenthal's Angriffe zu pariren, bedarf es einer forscheren Zunge, als Molten sie besitzt. Mit bloßer Anständigkeit kommt man da nicht durch.“

Gebhard verhält sich schweigend. Ihn überkommt etwas wie Bedauern, daß er nicht mehr so eingreifen kann in die Angelegenheiten der Corporation, keinen Antheil mehr hat an ihrer Führung, wie damals, als er auf den Conventen seine Feuerreden hielt.

Er und Riesen haben sich mehr und mehr von dem Corporationsleben zurückgezogen, und was in der Livonia schäumt und brandet, wirft nur hin und wieder eine Welle in ihre Arbeitsklause.

Nur dazwischen, wenn sie gerade so gnädig sind ihm zuzuhören, statt ihn einfach herauszuschmeißen, erfahren sie von einem jüngeren Farbenträger von den internen Angelegenheiten derselben, und was die Gemüther in Spannung erhält.

Max hat im Plaudern ein Buch von Riesen's Schreibtisch genommen und liest jetzt laut den Titel:

„Jhering — Geist des römischen Rechts."

Mit einer Grimasse wirft er es weg.

„Heiliger Pankratius! das eröffnet gleich einen schaudernden Blick in eine ganze Welt voll Mühsale für die Gehirnorgane! Noch gehe ich diesen Scharteken aus dem Wege — mit einem weiten Bogen! — aber Sandern, der Ausbund, hat neulich schon einen ganzen Waschkorb solch unheimlicher Druckerzeugnisse angeschleppt. Einem graut ja schon von der Farbe. A propos, Farbe, da muß ich Euch eine superbe Geschichte erzählen, die gestern einem Fechtbodisten der Estonia passirt ist.

Geht er da — wie immer natürlich arg geladen — die Teichstraße entlang und kommt an ein Haus, wo eben einige Arbeiter mit dem Anstreichen der Außenwände beschäftigt sind. Er fängt unvorsichtiger Weise an, die Kullen zu mopsen. Die Kerls ärgern sich und nicht faul, kriegen sie den Tschuchen am Schlawittchen fest und malen ihm Kopf und Gesicht ganz dick mit grüner Farbe an. Wie er es fertig bringen wird, sie aus seinen Haaren heraus zu bekommen, ist mir schleierhaft.

Sandern und Ecken, die gerade dazu kamen, befreiten ihn aus den Händen der kunstbeflissenen Anstreicher, konnten sich aber des Lachens über den Anblick, den er bot, nicht erwehren. Das nahm er krumm und

das Ende vom Liede war eine doppelte Forderung. „Undank ist der Welt Lohn.“

* * *

Zwei Drittel des Aprils sind vergangen und Mai lugt über die Grenze, hat schon seine Vorboten geschickt, alle die lieben Singvögelchen, damit sie ihn bei seinem Einzug mit lautem Schall begrüßen. Der Wandertrieb erwacht auch in dem Menschen, Natur schmückt sich mehr und mehr, öffnet die Arme und sagt: „Komm, bade Dir die Seele rein und gesund im Frieden meiner Einsamkeit.“

Nicht mehr in weiter, durch Schnee, Nebel und Regen getrübter Ferne winkt der Sommer, und mit Ungeduld blicken ihm die wintermüden Augen entgegen.

Näher und näher rücken auch die Universitätsferien. O Zauberwort „Sommerferien“.

Noch einmal aber zum 21. April und besonders zur Walpurgisnacht lodert sie auf, die ganze Begeisterungsgluth der academischen Jugend.

An den funkensprühenden Freudenfeuern versammeln sich die grün- und schwarzmützigen Schaaren der Corporellen, gruppirt sich eine Jede auf den ihr von altersher zugewiesenen Plätzen. Körbe von Bier werden herangeschleppt. Fröhlich kreisen die Becher, und die Lieder, sie steigen empor zum hellen Frühlingshimmel, wecken ein Echo in der Domruine und einen Widerhall in alten und jungen Herzen, da, wo in den Anlagen des Doms sich — Kopf an Kopf — die Bewohner Dorpats versammelt haben.

Marie, die mit Elisabeth und dem Onkel in der vordersten Reihe einen guten Platz gefunden hat, geräth in einen solchen Taumel des Entzückens, daß sie am liebsten mitsingen möchte.

„Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus.“

„Es ist wohl kränkend, daß man kein Junge ist. Himmlisch muß es sein als Student, sowas mitzumachen."

„Ja! und einen gründlichen Schnupfen zu kriegen," meint trocken der Professor.

„Das ist aber der köstliche Leichtsinn der Jugend — er denkt nicht an das dicke Ende, welches meistens nachkommt. Eigentlich ist dieser ganze Rummel, wo sie auf der kalten, feuchten Erde lagern, ein rechter Unsinn, und in 8 Tagen zum Commers in Mollatz machen sie es nicht viel besser."

„Ach, dieser achte Mai" — sagt Marie mit einem bedauernden Ton in der Stimme. „So sehr ich darauf brenne, nach Therenhof zu kommen — wäre nicht Mamas Geburtstag am sechsten, ich bliebe hier, um den berühmten Umritt zu erleben. Besonders hätte ich für mein Leben gern Axel Rehburg als Oldermann auf dem lieben alten Fahnenfuchs durch die Straßen paradiren sehen, gefolgt von der Schaar berittener Füchse.

Sie erzählen Alle ganz begeistert davon — und von der tollen Wirthschaft am Flaschenkruge habe ich auch soviel gehört. Da sausen die Vier- und Sechsspänner in Carriere vorbei und die Füchse jagen ihnen nach, um den Insassen die herausgereichten Flaschen zu entreißen. Großer Triumph, wer die Meisten abfangen kann. — Und eines habe ich mir ausgedacht! Wir machen in Therenhof auch einen Umritt. Ich nähe mir eine große roth-grün-weiße Fahne und, sie haltend, reite ich voraus, den grünen Deckel auf dem Kopf! — wer von den Krabaten schon im Sattel sitzen kann, hinterdrein. Ihr Uebrigen folgt in Kaleschen und sonstigen Equipagen, und wir machen im Walde den ersten Picknick mit allem Drum und Dran — so feiern wir auf unsere Art den Tag mit. —

Ach, Elisabeth, sieh doch, welch ein mächtiges Feuer."

„Aber wenn ich Dir Spazierengehen verordne, täglich ein hygienischer Gang von 1—2 Stunden?"

„Ich renne ja schon soviel ich kann. Frage nur Oros."

„Nun, dann könntest Du noch reiten. Block hat sehr gute Pferde."

„Das werde ich mir überlegen, obgleich es nur ein halbes Vergnügen ist, sich in einer Manege herumzudrehen."

„Zugegeben, aber im Freien erlauben es weder die Witterung noch die Wege, und recht viel körperliche Motion mußt Du haben."

„Gut, Herr Doctor, ich werde mich bemühen, Ihren Vorschriften nachzukommen."

* * *

März ist vorüber — April, der launische Gesell, führt das Regiment nach alter Art. Sonnenblicke, die verheißen, Regenschauer, die Knospen erwecken, Fröste, die nicht mehr schrecken. Der Schnee schmilzt, Weidenkätzchen grüßen, Wandervögel ziehen, Frühlingsahnen liegt in der klaren Luft.

„Du, Elisabeth, ist es nicht rein zum Kuckerballschlagen, daß jetzt der Frühling kommt und wir bald fortfahren, nach Hause. — Aber Du hörst ja garnicht, was ich sage, Du bist schon wieder weiß der Himmel wo mit Deinen Gedanken?"

„Ja! Marie, was willst Du?

Die Schwestern sitzen, mit Handarbeiten beschäftigt, im Wohnzimmer.

Marie hat es in Gnaden übernommen, ihres Lieblingsbruders Socken — die sich in unqualifizirbarem Zustande der Auflösung befanden — zu stopfen, und mit lobenswerther Energie benutzt sie die Osterfeiertage zu dieser, bei ihrer Abneigung gegen dergleichen

Beschäftigungen, große Aufopferungsfähigkeit bekundenden Thätigkeit.

„Was ich will? Daß Du mir sagst, ob Du Dich nicht darauf freust. Eigentlich müßte man schon jetzt nach Therenhof zurück — himmlisch muß es auf dem Lande sein.“

„Ja, grundlose Wege, Pantsch und wieder Pantsch,“ läßt sich die Tante vernehmen, die, Rechnungen machend, an ihrem Schreibtisch sitzt.

„Schadet nichts, — wozu giebt es Wasserstiefel. Mit denen kommt man überall durch. Und dafür kann man Flüßchen machen, hört die Staare pfeifen, sieht die ersten Gräser sprießen, kurz, genießt den Frühlingseinzug vom ersten Vogelgezwitscher an bis zum Aufbrechen der ersten Knospen. Nein, ich möchte um keinen Preis immer in der Stadt wohnen.“

„Ich auch nicht, obgleich ich mich in Dorpat sehr gut eingelebt habe, bei dem lieben Tantchen,“ äußert Elisabeth mit einem innigen Blick zur Professorin hin.

Marie läßt ihre Arbeit in den Schooß sinken und sieht mit Augen, in denen der Schelm lacht, die Schwester an.

„So gut, daß Du sicher die grünen Deckel der Livonia, Estonia und Curonia schmerzlich vermissen wirst — nicht? — Uebrigens in letzter Zeit verirren sie sich selten genug in unsere Straße. Sag' mal, warum kommt Gebhard Rehburg garnicht mehr zu uns?“

„Max sagte ja neulich, er arbeite angestrengt zum Examen.“

„Deswegen kann er sich immer hier zeigen, wenigstens vier Wochen war er nicht hier. Nein, ich glaube, da liegt ein anderer Grund vor.“ Marie senkt die Stimme. „Du hast ihn gewiß schlecht behandelt.“

„Ich? — Wie kommst Du darauf?“

„Backfische haben auch Augen, und das konnte ein Blinder sehen, wie gern ihr immer zusammen wart,

aber bei aller Freundschaft kann man sich doch hin und wieder zanken. Das Sprichwort sagt: „Was sich l . . . .“ Sie hält inne, weil die Tante näher tritt.

„Sieh, Tante, dies Loch habe ich fein zugekriegt,“ — mit diesen Worten lenkt das übermüthige Mädchen die Aufmerksamkeit der alten Dame von der erröthenden Schwester ab — „und jetzt bin ich mit dem zweiten Paar fertig. Das ist für heute wahr und wahrhaftig genug — mehr kann ich nicht. Es kribbelt mir schon in allen Fingern. Lisabetha, Dein schöner Teppich wird gewiß auch noch rechtzeitig zu Marthas Hochzeit fertig, wenn Du jetzt mit mir spazieren gehst. Es hat zu regnen aufgehört und wir wollen zum Photographen, die Probebilder abholen. Ich bin so schrecklich neugierig sie zu sehen.“

„Wenn es für Elisabeth nicht zu windig ist,“ meint die Professorin.

„Es sind ja 8 Grad Wärme im Schatten, Tantchen, das schönste Wetter.“

„Aber sie ist so blaß,“ beharrt die Tante.

„Das kommt von der Lie . . .“ — Liebe hat Marie vorlaut sagen wollen, aber ein Blick auf Elisabeth läßt sie anders schließen — „=gerei im Bett und ewigen Sitzerei im Zimmer. Sie muß gerade viel an die frische Luft.“

Die Tante willigt schließlich ein, und die jungen Mädchen kleiden sich zum Spaziergang an.

Es ist wirklich ein köstlicher Frühlingstag: Der Himmel lacht blau hernieder, wie reingewaschen, die Luft ist mild, von Dächern und Firsten tropft es und die Spatzen zwitschern in den kahlen Aesten, als redeten sie von Nesterbauen.

Nachdem die Schwestern bei Schulz ihre Bilder bekommen, schreiten sie über den Barklayplatz zu Inselberg. Am Ungernschen Hause lehnt, Apfelsinen essend, eine Schaar Livonen. Die Deckel fliegen von den Köpfen

und Max, der auch dabei war, gesellt sich zu den Schwestern, welche in die Ritterstraße einbiegen.

„Wart Ihr beim Photographen? Sind die Bilder gut gerathen? Zeigt doch her! Bekomme ich als gehorsamer Bruder auch ein Exemplar oder werden dieselben bloß für Eure Verehrer bestellt? Dann müssen es schon ein paar Dutzend sein," neckt er und öffnet den Umschlag.

„Sieh doch mal! ganz gut, besonders Dein Bild, Marie. Du wirst ja eine Schönheit, kleine Schwester, die Nase wird immer kürzer, der Mund vom vielen Lachen immer breiter — die Stirn vom vielen Lernen..."

„Du bist wirklich gräßlich," unterbricht Marie empört.

In diesem Augenblick haben sie die Ecke des Marktplatzes erreicht und erblicken Gebhard und Erich, die ihnen entgegenkommen. Oros, der den Vettern vorausläuft, begrüßt schweifwedelnd die Theren's.

Gebhard, mit gesenktem Haupte dahinschreitend, sieht auf und bleibt grüßend stehen.

Elisabeth erschrickt über sein Aussehen: „Mein Gott, wie elend er aussieht!" denkt sie.

In ihrer ungestümen Weise hat Marie schon diesen Gedanken Ausdruck gegeben.

„Aber Herr von Rehburg, was hat Sie so verändert? Was haben Sie mit sich angefangen?"

„Studirt. Zum ersten Pandecten, zum zweiten Pandecten und zum dritten wieder dasselbe. Sie haben sich so oft gewünscht, Student zu sein, Fräulein Marie, aber wenn es erst zu den Examensarbeiten kommt, zu dem eigentlichen Zweck des Hierseins, da zeigen sich die weniger verlockenden Seiten desselben."

„Ja, das ist eine böse Sache," meint Max.

„In welchen Zustand ein Schädel geräth, den man längere Zeit mit altem römischen Recht füttert, darüber geht mir schon eine bange Ahnung auf, wenn ich auf all' diese zukünftigen Kirchspielsrichter blicke.

O hehre Justitia, weßhalb sind Deine Wege so verschlungen, Deine Höhen so mühsam zu erreichen. Ich werde beim Heraufklimmen wohl auch so mager und bleich werden, wie Baldur, dem wir schon gedroht haben, daß wir ihn umtaufen würden, wenn er nicht bald eine andere Miene aufsetzt."

„Bis Dein Vollmondgesicht sich in Folge schwerer Gedankenarbeit in die Länge zieht und seine rosige Färbung verliert, wird wohl noch viel Embachwasser in den Peipus fließen," lacht Erich.

„Bitte sehr! — Wenn ich mal anfange, werde ich sehr gewissenhaft ochsen. Euer blaues Wunder sollt Ihr erleben, bis zu welcher Gelahrtheit ich es bringen werde. Papa sieht mich im Geiste schon als Hofgerichtspräsidenten."

„Armes Hofgericht," neckt Marie den Bruder, aber ihr Blick ruht dabei auf Gebhard's übernächtigen Zügen.

„Pandecten, Jura, Studium! — das allein? Nein, da stimmt etwas nicht!" stellt sie innerlich fest.

Schweigend ist er neben ihnen hergegangen.

„Jetzt muß ich mich verabschieden," sagt er nach einer kurzen Strecke, „ich muß hier einbiegen."

Marie's offen fragende, Elisabeth's scheu erschreckte Augen sind ihm schwer zu ertragen.

„Ich hoffe, wir sehen Sie bald," sagt Elisabeth und reicht ihm die Hand. „Tante und Onkel werden sich sehr freuen über ihr Erscheinen."

„Wenn Sie erlauben, komme ich Sonntag zum Thee."

Kaum, daß er außer Hörweite, platzt Marie los: „Um Himmelswillen, Max, was ist ihm passirt?"

Auch Elisabeth stellt innerlich diese Frage, aber ihre Lippen bleiben stumm.

„Was ist ihm geschehen? Ah!" — Ein jäher Blitz der Erkenntniß durchzuckt sie. Aber nein! unmöglich! — Sie schilt sich thöricht. Ja, er hat ihr ge-

huldigt, für sie geschwärmt, aber mehr konnte es nicht sein, sonst hätte doch Martha gewartet.

Wie kann man einen Andern wählen, wenn man eines Gebhard Rehburg's Liebe besitzt.

„Nichts Besonderes," hat unterdessen Max geantwortet. „Ueberarbeitung. Das giebt sich nach glücklich bestandenem Examen und in den Ferien wieder, meint Erich, der ihn behorcht und beklopft hat. Arbeitet höllisch gewissenhaft, Gebhard."

Am Sonntag erscheint Gebhard verabredetermaßen bei Professor Dohrenberg und zum ersten Mal überkommt ihn in Elisabeth's Nähe wirkliche Ruhe, eine Ruhe, die nicht Uebertäubung ist.

Sie plaudert so schwesterlich mit ihm, fragt nach seinem Studium, erzählt ihm, was sie in der letzten Zeit gelesen, und ihm ist, als blicke er in einen klaren, tiefen See, der nur reines Himmelsblau widerspiegelt. Die Professorin erkundigt sich nach der neuen Wohnung, läßt sich Alles beschreiben und allmählich wird er gesprächiger, etwas von seiner früheren Verve bricht durch und er erzählt launig von der alten Carline, die sich als eine vortreffliche Acquisition bewährt.

„Wirklich eine Perle von Aufwärterin, und sie kocht so gut, daß wir uns von den Garküchenmittagen emancipirt haben und sogar, wenn wir in gnädiger Laune sind, verhungerten Füchsen Aufnahme gewähren."

Mit dem Professor discutirt er über medicinische Fragen, neckt Marie, die er zu ihrem größten Entzücken immer „Fräulein Corpsschwester" oder „Commilitone Theren" nennt, kurz, ist zuletzt ganz der Alte und sein Wesen löscht Elisabeth's letzte Zweifel aus.

„Es wird doch nur ein Uebermaaß geistiger Arbeit gewesen sein." Damit beschwichtigt sie sich selber.

* * *

was ihn umgiebt, etwas anderes ist, als sein Schmerz, den wühlenden, zerfleischenden.

„Martha, Martha!“ stöhnt er auf. „Habe ich Dich wirklich verloren, für immer verloren? Und vielleicht durch eigene Schuld.“

Oh, hätte er gesprochen, ihr einmal gesagt von seiner Liebe, seiner Leidenschaft. Hätte er geworben, heiß, glühend, die Hindernisse nicht beachtend, Gegenliebe zu erwecken gesucht — vielleicht hätte sie ihn erhört.

Und jetzt ist sie die Braut eines Andern!! . . .

Vorstellung reiht sich an Vorstellung. Und er soll die Qual dieses Gedankens ertragen, immer, immer?! Das kann er nicht, nein, das kann er nicht!

Scheu streicht sein Blick die Waffen, welche an der Wand hängen. Wie rasch ist solch ein blinkendes Ding geladen — dann ein Druck — und die Qual ist vorbei!! — —

Aber mehr noch als gegen sich selbst möchte er die Waffe richten gegen ihn, gegen den, der sie ihm geraubt hat.

Tolle Gedanken wirbeln durch sein fieberndes Hirn. In diesem Augenblick erscheint ihm Alles, was er je gegen den Zweikampf gesagt, eine Thorheit, hirnverbrannter Unsinn, verblendete Phrase. — Was Forderung? was Duell? Ihm dünkt es einfach ein gutes Recht, ohne Weiteres, ohne ein Wort, den niederzuschießen, der ihm das Kleinod seiner Seele geraubt, ihn, dessen Hände sich liebkosend um ihren jungen Leib legen, dessen Lippen sie in heißem Kusse berühren werden, der Glück trinken wird aus ihren Augen, ihn, dem sie ganz zu eigen sein wird!

Er kann die Vorstellung nicht zu Ende denken, wild kreist das Blut in seinen Adern, seine Gedanken flackern. Wie eine dunkle Wolke senkt es sich auf ihn herab — über ein Weniges und die allzu straff gespannte Seite in seinem Innern springt.

Ein irres Lachen schallt durch den Raum.

Selbstvernichtung dünkt ihm plötzlich eine Erlösung. Er macht ein paar Schritte zur Wand zu, seine Hand greift schon nach dem Revolver.... da knistert etwas unter seinem Fuß — der Mutter Brief. Seine Mutter!? Um Gotteswillen, er tödtet ja auch das Glück und den Frieden seiner Mutter, wenn er diese Sünde begeht.

Er bricht in die Knie und wildes, thränenloses Schluchzen erschüttert den jungen Körper.

Dann richtet er sich auf, ihm ist plötzlich, als ob er Luft haben müsse, um nicht zu ersticken, hinaus, hinaus, oder er beherrscht sich nicht länger, faßt doch nach der Waffe... es gibt ein Unglück!

Er ergreift Deckel und Mantel, — Oros umspringt ihn mit Freudenlauten, und Beide stürmen hinaus. Weiter, immer weiter, planlos, ziellos.

Plötzlich steht er an der Bahnüberfahrt. Er weiß nicht, wie er dahin gelangt ist.

Von fernher, in die dunkle Stille, fällt der Pfiff einer Lokomotive. Wieder überkommt ihn der Drang der Selbstzerstörung mit treibender Gewalt.

Sich auf die Schienen legen, den Zug erwarten, Ruhe und Vergessen finden, nicht mehr denken, fühlen — die wahnwitzigen Gedanken suchen Macht zu gewinnen über ihn, aber hier und überall, jedes Mal, wo er die eigene Vernichtung sucht, sagt ihm eine innere Stimme laut und vernehmlich: „Du tödtest auch Deine Mutter."

Und langsam, gebeugten Hauptes geht er nach Hause.

Auch in den nächsten Tagen verläßt er erst mit Anbruch der Dunkelheit seine Wohnung, sucht die entlegensten Straßen auf, oder wandert weit hinaus, macht sich gewaltsam müde mit langen Märschen auf den vom Thauwetter aufgeweichten Wegen.

Ueberglücklich ist Oros über diese Promenaden, die ihn an selige Zeiten in Krakenorm erinnern, und tiefbefriedigt leckt er nachher seine schmutzigen Pfoten,

während, von quälenden Gedanken gemartert, sein Herr vor sich hinstarrt, stundenlang.

Grauenhafte Wochen folgen. Am Tage keine Ruhe, — seine Bücher sieht er nicht an! — in den Nächten kein Schlaf. Mit hämmernden Pulsen und brennenden Augen liegt er Stunde um Stunde wach da.

Uebernächtig steht er auf, tiefdunkle Schatten unter den Augen, erschreckend blaß.

* * *

„Jungherrchen müßte zu Docter's gehen, muß krank sein, haber will habsolut nicht ören hauf halte Carline," vertraut die arme Seele in heller Angst ihrer Busenfreundin, der Aufwärterin im Nebenhause, an. „Sagt, das wird vorübergehen."

Und es geht vorüber. Alles geht vorüber! —

Es kommt der Tag, wo die furchtbare Erregung sich mindert, aber nun ist es Gebhard, als kröche eine Eiseskälte bis an sein Herz und Alles werde dort stumpf und starr. Und da greift er auch wieder nach seinen Büchern, versenkt sich auf's Neue in die verschlungenen Wege der Rechtslehre aller Staaten, und die Arbeit, die rastlose, wird sein Trost, seine Rettung.

Standhaft weist er Alles ab, was die quälenden Vorstellungen erneuern könnte, und es gelingt ihm, seine Phantasie in Bann zu halten, durch die trockene, unbarmherzige Logik des römischen Rechts.

Eines Tages erhält er die Verlobungsanzeige.

Mit einem stumpfen Wehgefühl liest er die wenigen Zeilen in der gebräuchlichen Form, aber dann ist es doch für Tage aus mit dem ernsten Arbeiten — er muß wieder hinaus, hinaus, wandert rastlos Stunden und Stunden, im Frühlingssturm, der über die Fluren braust, neues Leben, neues Hoffen verkündend.

Wenn er sich zu den Anderen gesellt, in Kneipe und Conventsquartier — was aber immer seltener ge-

schieht -- ist er scheinbar der Alte. Geistsprühend, witzig, voll Humor und guter Einfälle, ist er der Mittelpunkt eines Kreises von Zuhörern, aber das Sonnige ist wie weggewischt aus seinen Zügen, die Augen haben ihren Glanz verloren, der Mund zeigt schärfere Linien. Zwar bemerken Alle den veränderten Ausdruck, aber man schiebt es auf das angestrengte Arbeiten, nur Erich sieht tiefer, blickt besorgt auf den Vetter. Und als er eines Nachmittags in Corporationsangelegenheiten zu ihm kommt und ihn allein findet — Riesen bleibt zu Ostern in Riga! — versucht er zu scherzen:

„Heraus mit der Sprache, Gebhardus, Du mußt krank sein. Du siehst wirklich miserabel aus. Man muß nichts einreißen lassen. Mir scheint Dein Herz nicht ganz in Ordnung zu sein?“

„Wie so?“ In leichter Verlegenheit fragt es Gebhard.

Scheinbar unbefangen fährt Erich fort:

„Der Professor Dohrenberg liest im Colleg gerade Herzkrankheiten und sprach neulich von einer Form, die hauptsächlich junge Leute unter 20 Jahren befällt. Symptome sind ....“ Es folgt eine Aufzählung derselben.

Gebhard hat sich unterdessen gefaßt.

„Am Ende könnte es stimmen. Das ist so ziemlich, was ich seit Weihnachten empfinde, nur maß ich der Sache keine Bedeutung bei und gab ihr keinen wissenschaftlichen Namen. Aber wenn Du ein Versuchskaninchen brauchst, um zu experimentiren, Deine erste Cur zu machen, so stehe ich zur Verfügung und erlaube Dir Deine erste Auskultation an mir vorzunehmen, Du zukünftiger großer Professor. Nur auf eins mache ich Dich gleich aufmerksam, Pillen schlucke ich nicht, Tropfen zähle ich nicht u. s. w. u. s. w., und meine Examensarbeiten gebe ich nicht auf.“

„Aber wenn ich Dir Spazierengehen verordne, täglich ein hygienischer Gang von 1—2 Stunden?“

„Ich renne ja schon soviel ich kann. Frage nur Oros.“

„Nun, dann könntest Du noch reiten. Block hat sehr gute Pferde.“

„Das werde ich mir überlegen, obgleich es nur ein halbes Vergnügen ist, sich in einer Manege herumzudrehen.“

„Zugegeben, aber im Freien erlauben es weder die Witterung noch die Wege, und recht viel körperliche Motion mußt Du haben.“

„Gut, Herr Doctor, ich werde mich bemühen, Ihren Vorschriften nachzukommen.“

* * *

März ist vorüber — April, der launische Gesell, führt das Regiment nach alter Art. Sonnenblicke, die verheißen, Regenschauer, die Knospen erwecken, Fröste, die nicht mehr schrecken. Der Schnee schmilzt, Weidenkätzchen grüßen, Wandervögel ziehen, Frühlingsahnen liegt in der klaren Luft.

„Du, Elisabeth, ist es nicht rein zum Kuckerballschlagen, daß jetzt der Frühling kommt und wir bald fortfahren, nach Hause. — Aber Du hörst ja garnicht, was ich sage, Du bist schon wieder weiß der Himmel wo mit Deinen Gedanken?“

„Ja! Marie, was willst Du?

Die Schwestern sitzen, mit Handarbeiten beschäftigt, im Wohnzimmer.

Marie hat es in Gnaden übernommen, ihres Lieblingsbruders Socken — die sich in unqualifizirbarem Zustande der Auflösung befanden — zu stopfen, und mit lobenswerther Energie benutzt sie die Osterfeiertage zu dieser, bei ihrer Abneigung gegen dergleichen

Beschäftigungen, große Aufopferungsfähigkeit bekundenden Thätigkeit.

„Was ich will? Daß Du mir sagst, ob Du Dich nicht darauf freust. Eigentlich müßte man schon jetzt nach Therenhof zurück — himmlisch muß es auf dem Lande sein."

„Ja, grundlose Wege, Pantsch und wieder Pantsch," läßt sich die Tante vernehmen, die, Rechnungen machend, an ihrem Schreibtisch sitzt.

„Schadet nichts, — wozu giebt es Wasserstiefel. Mit denen kommt man überall durch. Und dafür kann man Flüßchen machen, hört die Staare pfeifen, sieht die ersten Gräser sprießen, kurz, genießt den Frühlingseinzug vom ersten Vogelgezwitscher an bis zum Aufbrechen der ersten Knospen. Nein, ich möchte um keinen Preis immer in der Stadt wohnen."

„Ich auch nicht, obgleich ich mich in Dorpat sehr gut eingelebt habe, bei dem lieben Tantchen," äußert Elisabeth mit einem innigen Blick zur Professorin hin.

Marie läßt ihre Arbeit in den Schooß sinken und sieht mit Augen, in denen der Schelm lacht, die Schwester an.

„So gut, daß Du sicher die grünen Deckel der Livonia, Estonia und Curonia schmerzlich vermissen wirst — nicht? — Uebrigens in letzter Zeit verirren sie sich selten genug in unsere Straße. Sag' mal, warum kommt Gebhard Rehburg garnicht mehr zu uns?"

„Max sagte ja neulich, er arbeite angestrengt zum Examen."

„Deswegen kann er sich immer hier zeigen, wenigstens vier Wochen war er nicht hier. Nein, ich glaube, da liegt ein anderer Grund vor." Marie senkt die Stimme. „Du hast ihn gewiß schlecht behandelt."

„Ich? — Wie kommst Du darauf?"

„Backfische haben auch Augen, und das konnte ein Blinder sehen, wie gern ihr immer zusammen wart,

aber bei aller Freundschaft kann man sich doch hin und wieder zanken. Das Sprichwort sagt: „Was sich l . . . .“ Sie hält inne, weil die Tante näher tritt.

„Sieh, Tante, dies Loch habe ich fein zugekriegt,“ — mit diesen Worten lenkt das übermüthige Mädchen die Aufmerksamkeit der alten Dame von der erröthenden Schwester ab — „und jetzt bin ich mit dem zweiten Paar fertig. Das ist für heute wahr und wahrhaftig genug — mehr kann ich nicht. Es kribbelt mir schon in allen Fingern. Lisabetha, Dein schöner Teppich wird gewiß auch noch rechtzeitig zu Marthas Hochzeit fertig, wenn Du jetzt mit mir spazieren gehst. Es hat zu regnen aufgehört und wir wollen zum Photographen, die Probebilder abholen. Ich bin so schrecklich neugierig sie zu sehen.“

„Wenn es für Elisabeth nicht zu windig ist,“ meint die Professorin.

„Es sind ja 8 Grad Wärme im Schatten, Tantchen, das schönste Wetter.“

„Aber sie ist so blaß,“ beharrt die Tante.

„Das kommt von der Lie . . .“ — Liebe hat Marie vorlaut sagen wollen, aber ein Blick auf Elisabeth läßt sie anders schließen — „-gerei im Bett und ewigen Sitzerei im Zimmer. Sie muß gerade viel an die frische Luft.“

Die Tante willigt schließlich ein, und die jungen Mädchen kleiden sich zum Spaziergang an.

Es ist wirklich ein köstlicher Frühlingstag: Der Himmel lacht blau hernieder, wie reingewaschen, die Luft ist mild, von Dächern und Firsten tropft es und die Spatzen zwitschern in den kahlen Aesten, als redeten sie von Nesterbauen.

Nachdem die Schwestern bei Schulz ihre Bilder bekommen, schreiten sie über den Barklayplatz zu Inselberg. Am Ungernschen Hause lehnt, Apfelsinen essend, eine Schaar Livonen. Die Deckel fliegen von den Köpfen

und Max, der auch dabei war, gesellt sich zu den Schwestern, welche in die Ritterstraße einbiegen.

„Wart Ihr beim Photographen? Sind die Bilder gut gerathen? Zeigt doch her! Bekomme ich als gehorsamer Bruder auch ein Exemplar oder werden dieselben bloß für Eure Verehrer bestellt? Dann müssen es schon ein paar Dutzend sein,“ neckt er und öffnet den Umschlag.

„Sieh doch mal! ganz gut, besonders Dein Bild, Marie. Du wirst ja eine Schönheit, kleine Schwester, die Nase wird immer kürzer, der Mund vom vielen Lachen immer breiter — die Stirn vom vielen Lernen...“

„Du bist wirklich gräßlich,“ unterbricht Marie empört.

In diesem Augenblick haben sie die Ecke des Marktplatzes erreicht und erblicken Gebhard und Erich, die ihnen entgegenkommen. Oros, der den Vettern vorausläuft, begrüßt schweifwedelnd die Theren's.

Gebhard, mit gesenktem Haupte dahinschreitend, sieht auf und bleibt grüßend stehen.

Elisabeth erschrickt über sein Aussehen: „Mein Gott, wie elend er aussieht!“ denkt sie.

In ihrer ungestümen Weise hat Marie schon diesen Gedanken Ausdruck gegeben.

„Aber Herr von Rehburg, was hat Sie so verändert? Was haben Sie mit sich angefangen?“

„Studirt. Zum ersten Pandecten, zum zweiten Pandecten und zum dritten wieder dasselbe. Sie haben sich so oft gewünscht, Student zu sein, Fräulein Marie, aber wenn es erst zu den Examensarbeiten kommt, zu dem eigentlichen Zweck des Hierseins, da zeigen sich die weniger verlockenden Seiten desselben.“

„Ja, das ist eine böse Sache,“ meint Max.

„In welchen Zustand ein Schädel geräth, den man längere Zeit mit altem römischen Recht füttert, darüber geht mir schon eine bange Ahnung auf, wenn ich auf all' diese zukünftigen Kirchspielsrichter blicke.

O hehre Justitia, weßhalb sind Deine Wege so verschlungen, Deine Höhen so mühsam zu erreichen. Ich werde beim Heraufklimmen wohl auch so mager und bleich werden, wie Baldur, dem wir schon gedroht haben, daß wir ihn umtaufen würden, wenn er nicht bald eine andere Miene aufsetzt."

„Bis Dein Vollmondgesicht sich in Folge schwerer Gedankenarbeit in die Länge zieht und seine rosige Färbung verliert, wird wohl noch viel Embachwasser in den Peipus fließen," lacht Erich.

„Bitte sehr! — Wenn ich mal anfange, werde ich sehr gewissenhaft ochsen. Euer blaues Wunder sollt Ihr erleben, bis zu welcher Gelahrtheit ich es bringen werde. Papa sieht mich im Geiste schon als Hofgerichtspräsidenten."

„Armes Hofgericht," neckt Marie den Bruder, aber ihr Blick ruht dabei auf Gebhard's übernächtigen Zügen.

„Pandecten, Jura, Studium! — das allein? Nein, da stimmt etwas nicht!" stellt sie innerlich fest.

Schweigend ist er neben ihnen hergegangen.

„Jetzt muß ich mich verabschieden," sagt er nach einer kurzen Strecke, „ich muß hier einbiegen."

Marie's offen fragende, Elisabeth's scheu erschreckte Augen sind ihm schwer zu ertragen.

„Ich hoffe, wir sehen Sie bald," sagt Elisabeth und reicht ihm die Hand. „Tante und Onkel werden sich sehr freuen über ihr Erscheinen."

„Wenn Sie erlauben, komme ich Sonntag zum Thee."

Kaum, daß er außer Hörweite, platzt Marie los: „Um Himmelswillen, Max, was ist ihm passirt?"

Auch Elisabeth stellt innerlich diese Frage, aber ihre Lippen bleiben stumm.

„Was ist ihm geschehen? Ah!" — Ein jäher Blitz der Erkenntniß durchzuckt sie. Aber nein! unmöglich! — Sie schilt sich thöricht. Ja, er hat ihr ge-

huldigt, für sie geschwärmt, aber mehr konnte es nicht sein, sonst hätte doch Martha gewartet.

Wie kann man einen Andern wählen, wenn man eines Gebhard Rehburg's Liebe besitzt.

„Nichts Besonderes," hat unterdessen Max geantwortet. „Ueberarbeitung. Das giebt sich nach glücklich bestandenem Examen und in den Ferien wieder, meint Erich, der ihn behorcht und beklopft hat. Arbeitet höllisch gewissenhaft, Gebhard."

Am Sonntag erscheint Gebhard verabredetermaßen bei Professor Dohrenberg und zum ersten Mal überkommt ihn in Elisabeth's Nähe wirkliche Ruhe, eine Ruhe, die nicht Uebertäubung ist.

Sie plaudert so schwesterlich mit ihm, fragt nach seinem Studium, erzählt ihm, was sie in der letzten Zeit gelesen, und ihm ist, als blicke er in einen klaren, tiefen See, der nur reines Himmelsblau widerspiegelt. Die Professorin erkundigt sich nach der neuen Wohnung, läßt sich Alles beschreiben und allmählich wird er gesprächiger, etwas von seiner früheren Verve bricht durch und er erzählt launig von der alten Carline, die sich als eine vortreffliche Acquisition bewährt.

„Wirklich eine Perle von Aufwärterin, und sie kocht so gut, daß wir uns von den Garküchenmittagen emancipirt haben und sogar, wenn wir in gnädiger Laune sind, verhungerten Füchsen Aufnahme gewähren."

Mit dem Professor discutirt er über medicinische Fragen, neckt Marie, die er zu ihrem größten Entzücken immer „Fräulein Corpsschwester" oder „Commilitone Theren" nennt, kurz, ist zuletzt ganz der Alte und sein Wesen löscht Elisabeth's letzte Zweifel aus.

„Es wird doch nur ein Uebermaaß geistiger Arbeit gewesen sein." Damit beschwichtigt sie sich selber.

* * *

„Ihr wohnt hier wirklich äußerst gemüthlich.“

Max Theren ist es, der diese Worte spricht, als er, gefolgt von Brosi, ins Zimmer tritt, wo Gebhard und Riesen, arbeitend, an ihren Schreibtischen sitzen.

Auf einem Fensterbrett liegt Oros und läßt sich von der warmen Morgensonne bescheinen, welche den kleinen, aber behaglich möblirten Raum mit hellem Licht durchfluthet.

An der hinteren Wand steht ein Pianino, und ein mit Schlägern und Waffen aller Art geschmückter Teppich, sowie eine Collection eingerahmter Bilder verdecken zum Theil die getünchten Wände.

Das mit blauem Rips bezogene Sopha und einige Lehnstühle, die Schreibtische, sowie ein großes Bücherregal vervollständigen die Einrichtung.

„Seid Ihr allzutief in Eure Jurisprudenz versunken,“ beginnt Max auf's Neue, „oder darf man Euch etwas erzählen? Ich habe einen ganzen Sack voll interessanter Dinge auszukramen.“

„Na, schieß los, wir sind ganz Ohr — Du triffst es gut.'

„Also, Wolfgang hat gestern seinen 6. Verweis bekommen. An jedem Semesterende balancirt er so auf des Messers Schneide herum. Er ist überhaupt in einer rabiaten Stimmung, und Molten — (Molten ist nach Gebhard's Abgang Senior geworden) kann mit seiner Opposition beim besten Willen nicht fertig werden.“

Gebhard und Riesen sehen sich an.

„Das war zu befürchten,“ sagt Letzterer.

„Um Tiefenthal's Angriffe zu pariren, bedarf es einer forscheren Zunge, als Molten sie besitzt. Mit bloßer Anständigkeit kommt man da nicht durch.“

Gebhard verhält sich schweigend. Ihn überkommt etwas wie Bedauern, daß er nicht mehr so eingreifen kann in die Angelegenheiten der Corporation, keinen Antheil mehr hat an ihrer Führung, wie damals, als er auf den Conventen seine Feuerreden hielt.

Er und Riesen haben sich mehr und mehr von dem Corporationsleben zurückgezogen, und was in der Livonia schäumt und brandet, wirft nur hin und wieder eine Welle in ihre Arbeitsklause.

Nur dazwischen, wenn sie gerade so gnädig sind ihm zuzuhören, statt ihn einfach herauszuschmeißen, erfahren sie von einem jüngeren Farbenträger von den internen Angelegenheiten derselben, und was die Gemüther in Spannung erhält.

Max hat im Plaudern ein Buch von Riesen's Schreibtisch genommen und liest jetzt laut den Titel:

„Ihering — Geist des römischen Rechts."

Mit einer Grimasse wirft er es weg.

„Heiliger Pankratius! das eröffnet gleich einen schaudernden Blick in eine ganze Welt voll Mühsale für die Gehirnorgane! Noch gehe ich diesen Scharteken aus dem Wege — mit einem weiten Bogen! — aber Sandern, der Ausbund, hat neulich schon einen ganzen Waschkorb solch unheimlicher Druckerzeugnisse angeschleppt. Einem graut ja schon von der Farbe. A propos, Farbe, da muß ich Euch eine superbe Geschichte erzählen, die gestern einem Fechtbodisten der Estonia passirt ist.

Geht er da — wie immer natürlich arg geladen — die Teichstraße entlang und kommt an ein Haus, wo eben einige Arbeiter mit dem Anstreichen der Außenwände beschäftigt sind. Er fängt unvorsichtiger Weise an, die Kullen zu mopsen. Die Kerls ärgern sich und nicht faul, kriegen sie den Tschuchen am Schlawittchen fest und malen ihm Kopf und Gesicht ganz dick mit grüner Farbe an. Wie er es fertig bringen wird, sie aus seinen Haaren heraus zu bekommen, ist mir schleierhaft.

Sandern und Ecken, die gerade dazu kamen, befreiten ihn aus den Händen der kunstbeflissenen Anstreicher, konnten sich aber des Lachens über den Anblick, den er bot, nicht erwehren. Das nahm er krumm und

das Ende vom Liede war eine doppelte Forderung. „Undank ist der Welt Lohn.“

* * *

Zwei Drittel des Aprils sind vergangen und Mai lugt über die Grenze, hat schon seine Vorboten geschickt, alle die lieben Singvögelchen, damit sie ihn bei seinem Einzug mit lautem Schall begrüßen. Der Wandertrieb erwacht auch in dem Menschen, Natur schmückt sich mehr und mehr, öffnet die Arme und sagt: „Komm, bade Dir die Seele rein und gesund im Frieden meiner Einsamkeit.“

Nicht mehr in weiter, durch Schnee, Nebel und Regen getrübter Ferne winkt der Sommer, und mit Ungeduld blicken ihm die wintermüden Augen entgegen.

Näher und näher rücken auch die Universitätsferien. O Zauberwort „Sommerferien“.

Noch einmal aber zum 21. April und besonders zur Walpurgisnacht lodert sie auf, die ganze Begeisterungsgluth der academischen Jugend.

An den funkensprühenden Freudenfeuern versammeln sich die grün- und schwarzmützigen Schaaren der Corporellen, gruppirt sich eine Jede auf den ihr von altersher zugewiesenen Plätzen. Körbe von Bier werden herangeschleppt. Fröhlich kreisen die Becher, und die Lieder, sie steigen empor zum hellen Frühlingshimmel, wecken ein Echo in der Domruine und einen Widerhall in alten und jungen Herzen, da, wo in den Anlagen des Doms sich — Kopf an Kopf — die Bewohner Dorpats versammelt haben.

Marie, die mit Elisabeth und dem Onkel in der vordersten Reihe einen guten Platz gefunden hat, geräth in einen solchen Taumel des Entzückens, daß sie am liebsten mitsingen möchte.

„Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus.“

„Es ist wohl kränkend, daß man kein Junge ist. Himmlisch muß es sein als Student, sowas mitzumachen."

„Ja! und einen gründlichen Schnupfen zu kriegen," meint trocken der Professor.

„Das ist aber der köstliche Leichtsinn der Jugend — er denkt nicht an das dicke Ende, welches meistens nachkommt. Eigentlich ist dieser ganze Rummel, wo sie auf der kalten, feuchten Erde lagern, ein rechter Unsinn, und in 8 Tagen zum Commers in Mollatz machen sie es nicht viel besser."

„Ach, dieser achte Mai" — sagt Marie mit einem bedauernden Ton in der Stimme. „So sehr ich darauf brenne, nach Therenhof zu kommen — wäre nicht Mamas Geburtstag am sechsten, ich bliebe hier, um den berühmten Umritt zu erleben. Besonders hätte ich für mein Leben gern Axel Rehburg als Oldermann auf dem lieben alten Fahnenfuchs durch die Straßen paradiren sehen, gefolgt von der Schaar berittener Füchse.

Sie erzählen Alle ganz begeistert davon — und von der tollen Wirthschaft am Flaschenkruge habe ich auch soviel gehört. Da sausen die Vier- und Sechsspänner in Carriere vorbei und die Füchse jagen ihnen nach, um den Insassen die herausgereichten Flaschen zu entreißen. Großer Triumph, wer die Meisten abfangen kann. — Und eines habe ich mir ausgedacht! Wir machen in Therenhof auch einen Umritt. Ich nähe mir eine große roth-grün-weiße Fahne und, sie haltend, reite ich voraus, den grünen Deckel auf dem Kopf! — wer von den Krabaten schon im Sattel sitzen kann, hinterdrein. Ihr Uebrigen folgt in Kaleschen und sonstigen Equipagen, und wir machen im Walde den ersten Picknick mit allem Drum und Dran — so feiern wir auf unsere Art den Tag mit. —

Ach, Elisabeth, sieh doch, welch ein mächtiges Feuer."

Auf dem großen Domplatz unter ihnen sind unterdessen die Studenten höchst geschäftig hin- und hergelaufen.

Alle leeren Bierkörbe werden auf einen Haufen gethürmt, Reisig wirft man noch darüber und als die Flammen höher und höher aufprasseln, da sammeln sich die Schaaren in großem Kreise um den lodernden Scheiterhaufen.

Schlag 12 Uhr erhebt der Magister cantandi den Tactstock und in vielhunderstimmigen Chor braust es empor, getragen von Begeisterung:

„Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus.“

— — — — — — — — — — —

Marie's junge Seele jauchzt und jubelt mit über des Winters Ende. — Elisabeth ist ganz still geworden und große Thränen rollen langsam über ihre zarten Wangen.

* * *

Als Max am anderen Tage — man kann schon nicht mehr sagen Morgen! — mit ziemlich steifen Gliedern und wüstem Kopf erwacht und, um darin nach seiner Papyrosdose zu suchen, in die Taschen seines Jaquets fährt, entnimmt er denselben eine Visitenkarte nach der Anderen.

„1, 2, 3, 4! — Wie ist das möglich? 5, 6, 7 ...“ zählt er mit wachsendem Erstaunen.

„Na, das muß ich sagen, 7 Rempeleien in einer Nacht und keinen blauen Dunst mehr davon, oder Halt! — es dämmert in meinem verwüsteten Schädel. Mit ein paar Kur'schen sind wir ziemlich ... hipsi, hipsi! — Ah, da meldet sich schon der von Onkel Professor als todtsicher prophezeite Schnupfen! — gründlich aneinandergekommen.“

Er betrachtet sich die Karten genauer.

„So ziemlich alle Corporationen sind vertreten und

— ha, ha, ha! Das ist pappelhaft, sogar mit meinem lieben Moritz sollte ich gerissen haben. Du . . ."

Er rüttelt mit einer energischen Bewegung Sandern aus dem Schlaf. „Begreifst Du, was das heißt?"

„Na nu, was ist denn los? Brennt's? Warum kannst Du einen Christenmenschen, der eben erst eingeschlafen ist, nicht in Ruhe lassen?"

Max lacht fröhlich auf. „Eben erst" ist gut. Weißt Du, wieviel die Uhr zeigt, mein Lieber? 3 Uhr Nachmittags."

„Kann schon sein." Phlegmatisch sagt es Sandern und reckt mühsam die langen Glieder. „Ausgeschlafen hat man — trotzdem — noch — lange nicht," gähnt er. „Hipsi, hipsi."

„Auch Du, Brutus. Zur Gesundheit, Freund Moritz und bravo! wir machen sogar mit Katarrhen der Nasenschleimhaut unserer Kameradschaft Ehre, aber sonst? Da, kannst Du lesen, was hier steht, schwarz auf weiß."

Max hält ihm eine Visitenkarte ganz nahe vor Augen.

„In meiner Tasche fand ich sie."

„Moritz von Sandern, stud. oec. pol.", entziffert blinzelnd Sandern und lacht denn laut und dröhnend auf. „Famos. Ich habe Dich gefordert, alter Flausch!? Na, komm her, Maxchen. Woll'n uns vertragen, ohne die Ehrenrichter zu molestiren. Die werden schon genug auszufilzen haben, denn mir scheint, daß manche Tasche gleichen Inhalt birgt, wie die Deine. Reich mir mal meinen Rock her, da auf der Diele liegt er ja — merçi. — Natürlich!"

Er führt ebenfalls eine ganze Collection aus den dunklen Tiefen der Taschen.

„Nicht übel — noch eine mehr als Du. Nu, viel wird von dem ganzen Zauber sicher nicht nachbleiben,

bei Licht und Sonne besehen. Jetzt, kurz vor den Ferien hat man Besseres zu thun, als sich zu hauen und zu flicken."

* * *

Nun sind die Schwestern wieder zu Hause, in ihrem lieben Therenhof.

Strahlend, glückselig, läuft Marie herum, begrüßt Alles mit lachenden Augen.

„Grüne Mützen sind ja recht nett," meint sie, „aber grüne Blätter sind mir noch lieber."

Und jeder Baum bekommt einen liebkosenden Blick. Wie schön! — kein Wintersturm hat ihn entwurzelt, oder seine Aeste gebrochen! Das sprießt und treibt und dehnt und entfaltet sich in der Maisonne und und rauscht leise im Frühlingswinde.

Zu allen ihren Lieblingsplätzchen eilt sie hin, zu dem großen Kletterbaum, zur Landungsstelle am See, wo schon die vielen Böte sich schaukeln, zu ihrem Gärtchen mit dem selbstgepflanzten Kirschbaum, der in voller Blüthe steht — kurz, jedes Eckchen in Garten und Park wird aufgesucht und durchforscht. „Ach sieh doch, Thekla, die Menge Leberblümchen und hier, hier, ein weißer Teppich, ganz von Anemonen."

Auch im Wirthschaftshof giebt es soviel zu sehen und wiederzusehen.

Aus der Küche holt sie sich eine, dick mit Salz bestreute, Scheibe Schwarzbrod und dann geht es in den Pferdestall, zu ihrer Mascha, die sie, kaum daß sie die Hand auf der Thürklinke gelegt, mit frohem Wiehern begrüßt.

„Du liebe, liebe Mascha, wart', gleich morgen fliegen wir „hatui" über Stock und Stein."

Im Viehhof giebt es eine Menge „schrecklich netter" Kälber und nebenan „süße" Ferkelchen, so rosa und appetitlich und lustig mit ihren Ringelschwänzchen.

Und nun gar die kleine Welt der molligen Kücken und der gelben Watschelentchen.

Immer wieder entdeckt sie etwas zum Freuen und Bewundern, geräth aus einem Entzücken in's andere. Die dicke graue Hauskatze hat „reizende" verspielte Kätzchen und die Bernhardinerhündin „zuckersüße" Kutzen (Welpen), „wirklich zum Todtknutschen lieb, so weich und kuschelig."

Und Elisabeth?

Auch sie genießt es tief, wieder zu Hause zu sein, bei den lieben Eltern und Geschwistern, freut sich an dem jungen Lenz, der mit Lied und Duft und Glanz über Land wandert.

Auch sie sucht ihre Lieblingsplätze auf, den moosbewachsenen Stein am Wasser, über den tief die Weiden herunterhängen, — die Bank auf dem kleinen Hügel am Parksaum, von wo der Blick weit hinschweifen kann über Wiesen und Felder, bis zu der dunklen Linie des großen Waldes. Oder sie sitzt in der Einsamkeit ihres Stübchens, wo sie es sich wieder gemüthlich gemacht, mit Blumen und Bildern und allerlei Nippes, wie junge Mädchen sie gerne haben. Und doch, wo sie auch weilt, drinnen und draußen, Ruhe, den früheren Gleichmuth findet sie nicht in der trauten Umgebung. Eine drängende Unrast ist in ihr, ein räthselhaftes Sehnen und Verlangen, dem sie keinen rechten Namen zu geben weiß.

Sind vielleicht die lachenden Maitage Schuld, der Zauber des Frühlings, der ihr nie so schön erschienen.

Abends findet sie keinen Schlaf, — kann sich nicht trennen von dem stillen Zauber der hellen Nächte, von ihren eigenen schweifenden Gedanken. Wenn Alle zur Ruhe gegangen, lehnt sie noch lange am Fenster, in tiefes Sinnen versunken.

Wie oft hat sie auch früher an dieser Stelle gestanden und im Wechsel der Jahreszeiten auf den

Garten heruntergeblickt, auf das Werden und Wachsen, Vergehen und Sterben.

Bunt gefärbt stand das welkende Laub und die Herbststürme tosten daher und wirbelten die todte Pracht durch die nasse Luft.

Lautlos schwebte der Schnee hernieder, mit weichem Flockenfalle alles begrabend, für lange, lange Zeit. Dann stieg die Sonne höher und höher und in brausendem Rauschen flog der Frühling wieder dahin und sein Jubellied küßte schlummernde Knospen wach. Und als Alles prangend in Farbe und Glanz dastand, entlud sich die Sommergluth in rollendem Donner und feurigen Wettern, tiefdunkle Nacht erhellend mit jäh aufzuckenden Blitz.

All den Stimmen der Natur hat sie gelauscht, mit empfänglichen Sinnen, aber das Spiel der Elemente hat keinen Widerhall gefunden in der friedlichen Welt ihres Herzens.

Wenn sie zurückblickt auf ihr bisheriges Leben — welch eine sonnige, sorglose Kindheit liegt hinter ihr, ein behütetes Mädchenleben in der beglückenden Atmosphäre eines liebereichen Familienkreises.

Den Aufruhr quälender Gedanken, aufgewühlter Gefühle hat sie nicht gekannt — Leidenschaft hat sich ihr nicht entschleiert, in keinerlei Gestalt. In ihrer Seele ist alles still gewesen und geblieben.

Und jetzt?

Geheimnißvolle Stimmen flüstern, locken, immer lauter, und sie muß ihnen lauschen, staunend, verwirrt. Widerstreitende Empfindungen kämpfen in ihr, die sie nie gekannt und unter denen sie erbebt.

Auch in ihr Thränenregen, die schlummernde Keime erwecken, Stürme, die Knospen wachschütteln aus tiefem Schlaf, heiße Gluthen, die sie durchströmen, als rolle das Blut rascher durch ihre Adern — und auch in ihrer Gedankenwelt Erkenntnißblitze, die jäh hin-

einleuchten mit grellem Schein in ungeahnte Gefühls-tiefen.

Aus dem Wunderborn der Seele rauscht es empor, wogt und wallt durcheinander, erfüllt sie mit seligem Schrecken — „ist das die Liebe?“

Mein Leben ist ein Warten
Auf Liebe nur und Lenzeszeit.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
O laßt mich schlafen, träumen,
Bis Liebe mich heißt auferstehn.

Und plötzlich, eines Nachts, wird es ihr klar — ja! sie ist erwacht aus dem Traum der Kindheit, ein-gezogen ist der Mädchenliebe heilige Macht in ihre junge Seele und wurzelt auf ewig in ihrer Treue.

Keiner ahnt, was in ihr vorgeht. In keuscher Verschlossenheit, wie einen köstlichen Schatz, hütet sie das Geheimniß ihres Herzens. Selbst die Mutteraugen er-gründen es nicht.

Nur Marie blickt sie bisweilen sinnend an, umarmt sie stürmischer, küßt sie zärtlicher als früher, läßt aber nie wieder ein neckendes Wort hören — achtet, in er-wachender Jungfräulichkeit, die Verschwiegenheit der Schwester.

Eines Abends steht sie länger als sonst am Fenster. Sie hat es geöffnet, das Licht gelöscht und weiche Nacht-luft umfächelt sie.

Unter flimmerndem Mondscheinschleier athmet, schläft die Frühlingswelt, kein Blatt regt sich, und traumverloren blickt Elisabeth über den in Blüthen-schmuck prangenden Garten hinweg zu der dunklen Wald-linie, hinter der Krakenorm liegt. Berauschend duftet der Flieder auf der Terrasse zu ihr empor und von weit-her, süß flötend, klingt einer Nachtigall schmelzen-des Lied.

Die Liebe hält sie wach, die kleine Sängerin, und

die Sehnsucht thut desgleichen mit Elisabeth's Seele, trägt sie weit über Land, dahin, wo Gebhard noch immer weilt.

Heute früh hat die Post einen Brief von Max gebracht, seine bevorstehende Ankunft meldend, und am Schluß hatte gestanden:

P. S. Gebhard hat ein brillantes Examen gemacht! Wir fahren zusammen ab in's Therenhoffsche Kirchspiel."

Also nun kehrt Gebhard zurück in sein geliebtes Krakenorm, ist bald in ihrer Nähe.

Und an der zehrenden Erwartung, an dem ungestümen Wunsch ihn wiederzusehen, ermißt sie die Kraft ihrer Neigung.

Nur drei Wochen sind es her, seit sie ihn zuletzt gesprochen, und unerträglich lang dünkt ihr diese kurze Spanne Zeit.

„Wie einsam geht der Tag vorüber,
Der ohne Dich vorübergeht."

* * *

Die Universitätsferien nahen heran, selbst der beliebteste Colleg lichtet sich und auch der fleißigste Student, der, blind und taub für die Lockungen des Mai's hinter seinen Examensarbeiten sich verschanzte, denkt mehr an Vaters Reitstute und Onkels Boot, an Tantens frische Kümmelkuchen und Großpapas Erdbeerbeete — kurz an allerlei Sommerfreuden, als an Anatomie und Theologie, an Physik und Astronomie, an Jura und Nationalökonomie.

Schwere anstrengende Wochen liegen hinter Gebhard, aber nun kann er mit gutem Gewissen Dorpat verlassen, um das Pfingstfest mit den Seinigen zu feiern.

Vor dem P—schen Hause steht schon der große Postwagen, den er und einige Kameraden bestellt, und seine Glocken läuten die Freiheit von drei Monaten ein.

Gebhard hat seinen Tschemodan schon auf dem Bocke untergebracht, jetzt kehrt er, gefolgt von Oros, der gravitätisch seinem Herrn den Spazierstock nachträgt, noch einmal in die Wohnung zurück, wo Riesen am Schreibtisch sitzt.

„Nun lebewohl Hermann, und auf Wiedersehn zum Commers in Wenden, und dann, nicht wahr, kommst Du auf ein paar Wochen nach Krakenorm? Und im Juli machen wir einen Ausflug zu Pferde nach Neubad — aus Therenhof betheiligen sich bestimmt einige, Max, Lionel, Fräulein Marie, das wird dann eine lustige Cavalkade.“

„Machen wir, machen wir Baldur. Grüße die Deinigen bestens von mir.“

Riesen ist aufgestanden und den Arm um des Freundes Schultern gelegt, begleitet er ihn bis vor die Hausthür.

„Seid Ihr fertig?“ ruft Gebhard zu einem offenen Fenster des zweiten Stockes herauf.

Statt aller Antwort fliegt ein Handkoffer dicht neben ihm aufs Pflaster und eine fröhliche Stimme ruft hinterdrein „da.“ Noch ein anderes Gepäckstück nimmt denselben Weg und dann kommt es polternd die Treppe hinab, Hundegekläff tönt dazwischen. Mützenschwenkend, singend und jubelnd fährt die Gesellschaft ab in den lachenden Frühlingsmorgen.

„Muß i denn, muß i denn, zum Städle hinaus.“

Als der Wagen, der die Kameraden entführt, seinen Blicken entschwunden, kehrt Riesen zu seinen Büchern zurück, aber mehr als einmal tritt vor sein geistiges Auge Gebhards blaßes Gesicht und er murmelt: „Wie verändert er ist.“

Vor ihm an der Wand hängt ein großes Gruppenbild der Livonia — es ist im vorigen Herbste angefertigt. So lebensfroh und sorglos ist darauf das Gesicht seines Freundes, daß er noch einmal nachdenklich wieder-

holt: „Wie verändert! Er hat ja angestrengt gearbeitet, aber immerhin. Was ihm fehlen mag? Sind es häusliche Sorgen? Oder hängt es mit Martha Rehburgs Verlobung zusammen?"

Riesen war erst Ende März aus Riga zurückgekehrt, als Gebhard schon wieder die Herrschaft über sich gewonnen hatte, und mit keiner Silbe hatten sie des Ereignisses Erwähnung gethan. Späterhin, als unter den Rehburgs von der bevorstehenden Hochzeit der Cousine die Rede gewesen — Tante Rikchens Zustand wegen sollte sie in ganz kleinem Kreise gefeiert werden! — da hatte Riesen Gebhard forschend angesehn, aber kein Zucken des Gesichts hatte die Qual des Herzens verrathen und so hatte Riesen sich damit beruhigt, daß die Sache doch wohl nicht so tief gegangen sei, wie er gefürchtet.

Auch die Mutter erschrickt über Gebhard's Aussehen, findet ihn blaß, mit müdem Ausdruck in den früher so strahlenden Augen, und nachdem die erste Wiedersehensfreude sich gelegt, ernst und still geworden, aber ihre forschenden Blicke hält er ruhig aus, sucht ihre Besorgnisse zu verscheuchen durch den Hinweis auf das glücklich überstandene zweite Drittel, das Schwerste anerkanntermaßen.

„Ein kurisches Baronsexamen hätte er nicht machen wollen, und das wäre ja wohl auch seinem Mamachen nicht recht gewesen, wenn er sich nur oberflächliche Kenntnisse angelegt. Sie selbst predige es ja ihren Kindern immer vor „Ohne Mühe keinen Lohn!" Nun er habe sich wirklich redlich gemüht — dafür hoffe er auch im nächsten Mai sein letztes Drittel absolviren zu können. Das bißchen Blässe und Müdigkeit würde bald weichen, wenn erst das gesunde Sommerleben wieder in Gang gekommen."

Und es gelingt ihm das sorgende Mutterherz zu beruhigen, ihre Befürchtungen wegzuscherzen, um so leichter, als nach ein paar Wochen der gequälte Aus-

druck aus seinem Gesicht weicht, die Augen klarer werden, der Gang elastischer.

Der Frühling übt seine alte Macht auf Gebhard aus, und hier in seinen Wäldern und Feldern, bei allen den geliebten Sommerbeschäftigungen, löst sich der starre Bann, der wie lähmend auf seiner wunden Seele lag.

Immer häufiger hallt sein lautes Lachen, sein munteres Pfeifen durch's Haus und das alte Feuer blitzt wieder in den schönen blauen Augen.

Und dann ist alles wie früher. Werstelange Spaziergänge, Ritte, Bootparthien, Jagden, — das ganze schöne Ferienleben, die ganze Ferienlust.

Mit Therenhof wird gute Nachbarschaft gehalten, Picknicks und Ausflüge in Gemeinschaft unternommen. Nora hat während der Confirmationszeit warme Freundschaft mit Marie Theren geschlossen, es ist als ob die Gegensätze in ihren Naturen sich ergänzend angezogen — und der Verkehr mit der von Lebensfreude übersprudelnden Marie übt den heilsamsten Einfluß auf ihren allzuernsten Character aus.

Sie ist munterer, lebensfroher, genießt die Tage ohne Grübeln.

Im Juli verbringen Riesen und Erich mehrere Wochen in Krakenorm und der Ritt nach Neubad gelingt in jeder Beziehung, hinterläßt bei den Theilnehmern eine Fülle angenehmer Erinnerungen.

Und alle Unternehmungen begünstigt ein selten schöner Sommer.

Wochenlang helle wolkenlose Tage, südlich warme, stille Nächte. Trotzdem keine, alle Ernteaussichten vernichtende Dürre, immer wieder dazwischen ein paar Gewitter, mit erfrischendem Regen, welcher die Herzen der Landwirthe zufrieden stimmt, und aufs Neue wölbt sich in strahlender Heiterkeit das Himmelsblau.

Aber auch der schönste Sommer muß Abschied nehmen von den nordischen Fluren.

Flüchtig, allzuflüchtig, verweilt er bei uns. —
Und immer war er zu kurz.

Kaum daß man Zeit gehabt sich zu erquicken an Farbe und Schimmer, Winterkälte zu vergessen in wonniger Wärme, da, erst langsamer, dann immer schneller, scheidet die Sonne, die Tage werden kürzer, die Nächte früh dunkel und kühl.

Zu bald vorbei, was das Herz leichter machte, mit neuem Lebensmuth erfüllte, zu bald!

Laut jauchzt der Frühling, seine Blüthen streuend, die Luft ist voll Gesang und voll Hoffnung die Welt. Vorüber die Sonnenwende, Johannisfeuer verglimmen, die erste Sense klingt durch duftendes Gras — das letzte Vogellied verstummt. Noch blühen die Linden, aber die Erdbeere röthet sich im Walde und das Feld steht in Aehren. Bald reift es in Juligluthen, senkt sich schwer dem Schnitt entgegen und die Ernte beginnt. Und dann, wenn auch von sonnigem Glanz klarer Tage übertäuscht, es naht der Herbst, schärfer wehen die Winde und von ihnen getragen ziehen die Vögel gen Süden, der Sonne nach.

Immer grauer wird es und trüber, Novemberstürme brausen und es wird still unter ihrem erkältenden Athem, starrer Frost nimmt Natur in seine eisige Umklammerung und die Winternacht breitet sich aus, die Ruhe des Todes.

Diesem Gedanken sinnt Frau Adda nach, Trauer im Herzen.

Es ist wieder ein Augustnachmittag in leuchtender Klarheit, aber seit Tagen steht im Westen eine drohende dunkle Wolkenwand, steigt höher und höher, kündet einen Umschlag der Witterung.

Frau von Rehburg sitzt arbeitend allein auf der Vortreppe. Nora und Gebhard, dessen Abfahrt nach Dorpat bevorsteht, sind nach Therenhof geritten.

Fast schwül ist es für die Jahreszeit, und die Ge-

schwister lassen ihre dampfenden Pferde viel im Schritt gehen. Gebhard überkommt es im wehmüthigem Erinnern. Vor einem Jahre ritt er denselben Weg, aber mit welch andren Empfindungen. Solche thöricht schöne Hoffnungsträume schwellten ihm die Brust, erfüllten seine Seele, und jetzt hat er sie eingesargt, seine junge prangende Liebe.

Nur ein Jahr! und wie verändert dünkt ihm Alles.

Auch damals ritt er an Stoppelfeldern vorbei, aber er achtete ihrer nicht — jetzt geht es ihm durch den Sinn:

„Geschnitten das Feld und so mancher Schnitt
Ist mitten durch's Herz gegangen."

Mitten durch's Herz! und heiß brennt die Wunde bei jeder Berührung. Wird sie je vernarben?

„Kann, was das Herz so tief empfand,
Gleich einem Traum verschweben.
Verfliegt das heiligste Gefühl?
O eitles, eitles Leben!"

Das Widerstreitende, das Vergängliche aller Gefühle, es legt sich ihm in neuem Druck auf die Seele. Wie hat er Martha geliebt, mit allen Fasern seines Ichs — und doch! wird auch er sprechen:

„Wie liegt das Alles hinter mir,
Als ob ich's nie erlebte?"

Hat nichts Irdisches Bestand? Sind wir nur der Spielball unserer Empfindungen, erst lodernde Flamme, denn verkühlende Asche. — Wandel, Vergehen, in uns und um uns.

O eitles, eitles Leben!

Auch hinter Noras ernster Stirn grübeln die schweren Gedanken. Ein Griegsches Lied, das Max neulich gesungen, klingt ihr im Ohr, die ergreifenden Worte hallen in ihr wieder.

„Ich bin der scheidende Sommer!" Ja, das ist Gebhard ihnen Allen und in drei Tagen soll er fort, für lange, lange Wochen.

Ihr Herz krampft sich zusammen. Wie anders ist Alles, wenn er in ihrem Kreise fehlt.

Ernster, gereifter ist er ihr in diesem Sommer erschienen, aber auch mehr Verständniß für ihre Eigenart hat sie bei ihm gefunden, und sie sind sich näher gekommen in tiefster Seele, näher als je zuvor.

„Du bist der scheidende Sommer, wir sind der sterbende Wald!" variirt sie die Worte des Liedes.

Er weiß es ja nicht, er kann es kaum ahnen, wie es einsam und öde ist in Krakenorm, wenn er fort und die Mutter, deren Zustand der Winter immer verschlimmert, stiller wird, wie zusammensinkt in ihrer Sehnsucht nach dem Sohn, wenn der wortkarge Vater noch mürrischer und schweigsamer sich giebt, — es wieder Winter wird, nicht nur in der Natur, auch in ihrem geistigen Leben.

Ein schriller Schrei tönt aus der Höhe.

„Siehst Du die Kraniche, Nora, dort, aus Norden kommend? Früh in diesem Jahr beginnt ihr Zug. Wie sie die Richtung einhalten, ich muß es immer bewundern. Ein Instinkt, der unfehlbar zum Ziele weist."

Die Glücklichen!" denkt Nora. „Wer doch mitkönnte."

Fremde Länder sehen, hochragende Schneegebirge, die Wunderbauten großer Städte, ein ewig blaues Meer — wie oft hat sie sich das schon gewünscht.

So zehrender Sehnsucht voll ist dies Mädchengemüth, das verurtheilt ist zu einsamen Landleben in seiner schwersten Form, der fast vollständiger Mittellosigkeit, die nur dem Allernöthigsten gerecht werden kann, wie eine Fessel an allen Ecken und Enden drückt und reibt, jeden Aufschwung verhindert, lähmt.

Und wird es je anders werden? Wird eine liebende Hand kommen, die Fesseln lösen, den Käfig öffnen und sagen: „Fliege mit mir dahin, wohin mit raschem Fluge die Wandervögel ziehn, wo unterm anderen Himmelstrich das Blut leichter durch die Adern kreist, nicht graue Melancholie die Seele in ihre Schleier hüllt.“

In Therenhof finden sie nur Elisabeth zu Hause. Sie hat sich vor einigen Tagen bei einem Lauffspiel den Fuß leicht verletzt und muß ihn schonen. Ihre Eltern sind nach Sessen, zu Trostbergs, gefahren, die Brüder zu Reckenstein's-Roggenthal, und die ganze Kinderschaar hat unter Marie's Führung einen Ausflug in den Nußwald unternommen.

„Ich denke, sie kommen Alle bald zurück.“

Elisabeth bietet ihren jungen Gästen Kaffee und Früchte an und man erzählt sich gegenseitig von den Erlebnissen der letzten Tage, feiert Reminiscenzen an einen Picknick: „Marie ist noch in heller Begeisterung, wie gut ihre Mascha und Ihr Pegasus, Herr von Rehburg, die Touren der Quadrille ausgeführt haben.“

Aber das Gespräch stockt immer wieder.

In Gebhard lassen sich die, durch den Ritt geweckten, Gedanken nicht so rasch zurückdämmen.

Marthas Gestalt in ihrem ganzen Liebreiz steht vor seinen Geistesaugen, und die Qual um ihren Verlust überkommt ihn nach einmal mit voller Macht.

Abwesend starrt er vor sich nieder, etwas Gespanntes liegt in seinen Zügen, derselbe Ausdruck, der Elisabeth im April in Dorpat erschreckt.

„Was hat er nur?“ fragt sie sich.

Forschend beobachtet sie die Geschwister — vielleicht ist zwischen ihnen etwas vorgefallen? oder ist es der Abschied von Therenhof, von ihr?

Es durchzuckt sie schmerzlich — nein, das ist es nicht. Gleichmäßig, ruhig, freundlich ist immer sein Benehmen ihr gegenüber — wie das eines Freundes,

fast eines Bruders, mehr aber empfindet er nicht für sie, das weiß sie längst.

Wieviel stumm verschwiegene Qual hat ihre Seele kennen gelernt in den Sommerwochen!

Blässer und blässer ist sie dabei geworden und in angstvoller Zärtlichkeit hat sich Marie mehr als einmal gefragt: „Was soll daraus werden?"

„Es ist doch wirklich eine ganz dumme Sache, die sogenannte große Liebe, mit ihrem Hangen und Bangen in schwebender Pein. Wenn man soviel Vergnügen daran hat, bedanke ich mich bestens dafür ihre nähere Bekanntschaft zu machen."

„Ist es Euch recht etwas zu musizieren, da ein Spaziergang für mich ausgeschlossen ist?" fragt Elisabeth Nora, nachdem sie den Kaffeetisch verlassen haben und wieder eine Pause in der Unterhaltung eingetreten ist.

„Sehr recht," stimmt Nora zu, in der Hoffnung, daß sie dadurch alle auf andere Gedanken kommen werden.

Sich auf Nora's Arm stützend, ersteigt Elisabeth vorsichtig die Treppe und sie treten in den kleinen Musiksaal, wo Klaviere, Harmonium und andere Instrumente stehen.

Elisabeth beugt sich zu einem Notenschrank herab und sucht in demselben herum.

„Ich habe da neue Musikalien, die sehr hübsch zu sein scheinen. „Ungarische Tänze" von Keler Béla. Die Gräfin Reckenstein hat sie mir aus dem Auslande mitgebracht. Gestern waren die lieben Alten hier und erzählten viel von ihrer genußreichen Reise. Sie waren in Biarritz, Paris und auf der Rückreise haben sie in Berlin Trostberg's getroffen, „das allerjüngste Paar", wie Papa sagt. Es kommt bald in's Land zurück."

„Auch in diese Gegend?" fragt Nora, mit scheuem Blick den Bruder streifend.

„Ja, man erwartet sie in Sessen — ich glaube schon in den nächsten Tagen.

Martha soll wunderschön und strahlend glücklich ausgesehen haben. Trostberg ist ja auch so sympathisch, trotz seiner Häßlichkeit, und wie ich Martha kenne, sind sie für einander geschaffen."

Gebhard, der im Begriff stand den Bechstein zu öffnen, läßt den Deckel jäh fallen. Die Saiten klirren, als ob sie sprängen.

„Entschuldigen Sie, Fräulein Elisabeth."

Wie gepreßt hat die Stimme geklungen.

Mit den Worten „da sind die Noten — die Kinder verkramen immer Alles," wendet sich Elisabeth um und bemerkt den verstörten Ausdruck in Gebhard's Zügen.

Die Augen blicken finster. Zwischen den Brauen steht, tief eingegraben, eine senkrechte Falte. Und plötzlich durchzuckt sie eine Ahnung, blendend, athemraubend.

Martha hat er geliebt! Also das war's. Ihre eigene Liebe macht sie hellseherisch. All diese Jahre hindurch hat er Martha geliebt.

Bild reiht sich an Bild — Derbiten, Sessen, Dorpat im März, als Martha sich verlobt hatte. — Glied greift in Glied, die Gedankenkette schließt sich fester und fester und ihr ist als umspanne sie ihr Herz.

In ihren Ohren braust es — sie fühlt ihre Hände eiskalt und alles dunkel werden vor ihren Augen.

„Nora, vielleicht übernimmst Du den Baß und ich beendige unterdessen eine Arbeit, die Mama mir aufgetragen hat. Wir schicken morgen ein kleines Postpacket an Inga. — Du spielst ja viel besser vom Blatt, wie ich."

Und während die Geschwister die schwungvolle Composition des ungarischen Componisten durch ihr sicheres Spiel zu bester Geltung bringen, sitzt sie etwas entfernt von ihnen und beugt sich über ihre Arbeit.

Mechanisch zieht sie die Häkelnadel hin und her, wirft, obgleich sie kaum hingehört, dazwischen eine Bemerkung zu den Spielenden hinüber: „Bravo, hübsch, nicht wahr?“ „Ausgezeichnet vorgetragen!“ „Wiederholt doch, bitte, diesen Czardas.“ „Nächstens spielt Ihr ihn schon auswendig,“ und dabei steht vor ihrem Auge nur das Eine: „Martha war's, Martha.“ Er hat sie geliebt und sie hat es vermocht einen Anderen zu wählen, einen Gebhard zu verschmähen. Nun ja, er war ja noch so jung, vielleicht zu jung, um bei dieser umworbenen Schönheit in Betracht zu kommen, aber doch . . . .

„Ein Jüngling liebte ein Mädchen,
Die hat einen Anderen erwählt . . .“

O das grausame, grausame Leben!

Da rollt es draußen vor der Anfahrt.

„Das ist Marie mit den Krabaten!“ Sie ruft es überlaut, froh der Ablenkung. — „Nora, sieh bloß diesen Aufzug und alle Körbe voll Nüße. Das hätte ich nicht erwartet, man stiehlt uns viel weg im Nußpark, trotz des Buschwächters, den Papa zur Bewachung hingeschickt.“

Die uns schon bekannte Liniendroschke und ein sogenannter Kirchenwagen halten vor der Hausthür und entleeren ihre Insassen auf die Vortreppe. Hausmütterchen sieht sich bald umringt von all dem kleinen Volk, Mädchen und Buben, die glühend vor Entzücken und athemlos vor Eifer alle zugleich berichten wollen von den aufregenden Erlebnissen des Nachmittags.

„Wir haben Kartoffeln in der Asche gebraten.“ — „Ich habe zum ersten Mal Bier getrunken.“ — „Aber ich habe eine Schlange gesehen und Marie hat sie mit ihrem Sonnenschirm todtgemacht.“ — „Und dann haben wir sie auf einen Ameisenhaufen gelegt.“ — „Ich will — bitte, Elisabeth, erlaube, daß ich die Mascha aus-

fahre,“ so plappert's und schnattert's durcheinander, giebt der Angerufenen Zeit ihre Fassung wiederzufinden.

„Wie wäre es, wenn Ihr mal erst die Tante und den Onkel hier begrüßtet, ein Patschhändchen geben würdet,“ ermahnt sie.

„Tag Gebhard,“ sagt der kleine Ulrich, der noch etwas strammer und kugelrunder aussieht, als vor einem Jahr, — „bist Du auf Pegasus gekommen?“ — „Darf ich ihm Zucker bringen?“

„Bleibe aber nicht lange im Stall, Brüderchen, es kommt ein Gewitter,“ sagt die zwölfjährige Thekla mit altkluger Miene — „es donnerte schon ein paar Mal.“

„Ja!“ bestätigt Marie, die unterdessen Nora zärtlich begrüßt und viele Mal abgeküßt hat.

„Ganz schwarz zieht es aus der Stallecke herauf und das ist herrlich — nun müßt Ihr zur Nacht hierbleiben! — Bitte, Nora, ja?“

„Nein, Mariechen, das geht nicht, wir wollen so rasch als möglich nach Hause, nicht wahr, Gebhard?“

„Ja, Nora, Du hast recht. — Kleiner Ulrich, Du fixes Kerlchen, willst Du mal zum Stalle laufen und ansagen, man solle den Pegasus satteln und das andere Pferd aus Krakenorm, Norne.“

„Die bekommt auch Zucker,“ ruft Ulrich und, so schnell ihn seine dicken Beinchen tragen können, stürmt er ab.

„Wirklich, Ihr könntet hier bleiben, es wäre so hübsch,“ beredet Marie und schlingt den Arm um Nora. „Du würdest in meinem Zimmer schlafen und wir könnten uns einmal ordentlich ausschwatzen. Wir sehen uns zu wenig! Im Winter soll ich wieder nach Dorpat und zum nächsten Georgi ziehen wir weit fort. Das ist das Neueste. Papa hat ein Gut gekauft — im Fellinschen — und will das in eben solche Musterwirthschaft verwandeln, um es Max zu übergeben, wenn

derselbe ausstudirt hat. — Sei nicht hartherzig, Nora, lasse Dich erweichen — wenn Du willst, schicken wir einen Boten nach Krakenorm, damit Deine Mutter sich nicht ängstigt."

Lauter und lauter grollt es in der Ferne.

„Danke Fräulein Marie," erwidert Gebhard für die Schwester.

„Heute müssen Sie uns schon fortlassen. Meine Ferientage sind gezählt und ich möchte Mama die letzten Abende nicht allein lassen."

Nora und Gebhard haben schon ihre Pferde bestiegen, da hört man das Geräusch eines rasch sich nähernden Wagens.

„Das sind die Eltern," ruft Marie, und freundlich begrüßen, von ihrer Kalesche aus, Herr und Frau von Theren ihre jungen Gäste.

„Sie wollen fort? des Gewitters wegen. Es kommt bös herauf, ich fürchte, Sie werden pitschnaß."

„Wir werden scharf zureiten — es sind ja bloß 10 Werst," giebt Gebhard zurück.

Mit verschleiertem Blick umfaßt Elisabeth Reiter und Roß.

„Wie vor einem Jahr!" denkt sie und doch Alles so anders.

Eine stille Mondnacht damals und in ihrer Seele der Widerschein ihres Friedens! — Und jetzt?

„Wir bringen Euch eine hübsche Nachricht, die auch Deine Eltern interessiren wird, Nora. — Inga Rehburg hat einen Sohn und der Jubel ist groß. Die Estafette kam an, während wir bei Tisch saßen und natürlich gab es gleich Champagner. Erica bekam heute auch eine Karte von Martha Trostberg . . ."

„Um Gottes Willen Elisabeth," schreit Nora entsetzt auf. Kerzengrade hat sich Pegasus aufgerichtet, bäumt sich hoch auf, seine Hufen blitzen gerade über Elisabeths Haupt.

Aber schon hat Gebhard mit eiserner Hand den noch immer auf den Hinterbeinen stehenden Hengst eine halbe Wendung machen lassen und niedergezwungen.

„Bravo! Sie könnten Kunstreiter werden!“ ruft die unerschrockene Marie begeistert aus.

Gebhard hat sich tief herabgebeugt.

„Haben Sie sich sehr erschreckt, Fräulein Elisabeth?“

„Sind ja fixe Mädchen, meine Töchter, die fallen nicht in Ohnmacht, wenn ein Pferd sich ein wenig ungeberdig stellt,“ beruhigt Herr von Theren.

„Solch Araberblut muß auch noch gut baltische Sitten kennen lernen, hat sich noch nicht gewöhnt an das „Früh gesattelt, spät geritten.“ Aber nun machen Sie wohl, daß Sie fortkommen, dann schlüpfen Sie vielleicht noch durch.“

Noch einmal beugt sich Gebhard zu Elisabeth herab, die, Norne's Hals klopfend, zwischen den Pferden der Geschwister steht.

„Wie blaß Sie sind, Elisabeth, ich fürchte, Sie haben sich doch erschreckt. Verzeihen Sie meine Unachtsamkeit. Sobald ich nicht aufpasse, macht Pegasus, in jugendlichem Uebermuthe, noch solche Mätzchen. Es wird mit der Zeit vergehen.“

Wortlos blickt sie zu ihm auf, ein eigenthümliches Licht flackert in ihren sonst so klaren, ruhigen Augen. „Spare Deine Worte, denn nicht so hängt es zusammen. Martha Trostberg! Diese Zusammenstellung hast Du nicht ertragen,“ denkt sie.

Ein Zucken der Hand, ein Ruck am Zügel, der Sporn, welcher dem feurigen Thier zu tief in die Weichen drang und es steilte, es bäumte sich auf, — ein unwillkürlicher Beweis des noch kaum bezwungenen Wehs im Herzen seines Reiters.

Hätten des Rosses Hufen sie doch zermalmt — ihr wäre wohl. Martha hat er geliebt, er liebt sie noch. Mein Gott, das ist ja Sünde!

Immer näher und näher rollt der Donner.

Kein Blatt regt sich, die Natur hält den Athem an, aber in den oberen Schichten jagen und überjagen sich die Wolken. Wie eine Schaar riesiger Sturmvögel fliegen sie heran, verhüllen die Sonne.

Die Geschwister setzen ihre Pferde in Bewegung.

„Halt noch eins, junger Mann!“ ruft Herr von Theren.

„Erzählen Sie Ihrem Papa, daß unser alter Kirchspielsrichter seinen Abschied nimmt — er war nachgerade wirklich zu schlafmützig geworden! — und daß wir mit dem Grafen Reckenstein heute besprochen haben, Trostberg als Candidaten für diesen Posten aufzustellen. Später kommen Sie an die Reihe, Sie großer Jurist. Und nun bonne chance, kommen Sie gut nach Hause.“

Als einige Stunden später die jungen Mädchen den Eltern gute Nacht sagen, nimmt der Vater Elisabeths Gesicht zwischen seine Hände und sieht ihr forschend in die Augen, welche so ungewohnten Glanz haben.

„Was ist Dir, Herzenskind? Du bist so blaß und scheinst doch Fieber zu haben. Schmerzt Dein Knöchel?“

„Ja, etwas Papa, und dann habe ich meine dumme Migräne — es war heute tagsüber so schwül.“

Und wie um weiteren Fragen zu entgehen, wendet sie sich zur Mutter, „Gute Nacht Mamachen.“

„Du solltest doch lieber Deinen Fuß ordentlich schonen,“ meint diese, „und Dir von Marie ein paar Tage lang regelmäßig Umschläge machen lassen.“

„Ja, das will ich versuchen,“ erwidert sie leise und küßt der Mutter die Hand.

Mühsam schleppt sie sich die Treppe hinauf, ihr schwindelt bei jedem Schritt und ihr ist als läge Blei in ihren Gliedern. Als sie in ihrem Stübchen angelangt und die Thüre abgeschlossen, bricht ihre mühsam bewahrte Fassung zusammen und aufschluchzend schlägt sie die Hände vor's Gesicht.

Lange liegt sie auf den Knieen und kämpft den ersten schweren Kampf ihres Lebens.

Wunschlos sei ihre Liebe, hat sie gemeint, nichts für sich fordernd, aber ihr selbst unbewußt ist in ihrem Herzen eine Hoffnung aufgekeimt, eine stille Zuversicht, daß Träumen Erfüllung wird, und Glück kommt, über Nacht, wie im Märchen.

Und nun — während draußen im Aufruhr der Elemente Blitz auf Blitz folgt, unabläßig der Donner grollt und der Regen in schweren Strömen niederrauscht — tobt in ihr ein Gedankensturm und entblättert mit grausamer Macht den duftenden Rosenstrauch ihrer hoffenden Liebe.

Müde und zerschlagen sucht sie ihr Lager auf.

Grau bricht der nächste Morgen an.

„Na, Lisabetha, Dir sieht man die schlechte Nacht auf den ersten Blick an," begrüßt sie der Vater.

„Das war aber wirklich ein böses Wetter, von Schlaf keine Rede bei dem Donnern und Blitzen.

Und immer neue Gewitter zogen von allen Seiten auf. Im Garten und Park hat es auch arg gewüthet, Mamas schönster Rosenstrauch ist gebrochen, und in die alte Weide, unten am See, wo Du einen Lieblingsplatz hattest, ist ein Blitz gefahren, der Stamm ist ganz zersplittert.

Und heute geht es sicher auf's Neue los — es ist noch drückend schwül — aber dann heißt es wohl endgiltig — ade Sommerwärme!" . . .

* *
*

Der letzte Abend vor Gebhards Abreise ist gekommen.

Nach dem Abendessen hat sich Frau Adda von dem Sohn auf die Vortreppe führen lassen und er sitzt an ihrer Seite, ihre Hand in der Seinen, den Kopf an ihre Schulter gelehnt, wie er es in seinen Knabenjahren

zu thun pflegte. Dieses Anschmiegende, bei aller Festigkeit des Characters, dieses zärtlich Weiche hat immer etwas unendlich beglückendes und wohlthuendes für seine Mutter gehabt, dazu beigetragen ihr seine Nähe zu einer so unersetzlichen zu machen.

Es ist eine für die Jahreszeit selten milde Nacht. Alle Geräusche sind verstummt, Stille breitet sich aus, mehr und mehr. Nur hin und wieder raschelt es im Grase, ein Käuzchen läßt seinen durchdringenden Schrei vernehmen, und wie leise Klage raunt es in den Wipfeln der Ulmen am Hause.

In den Fenstern der Knechtswohnungen verlöscht Licht nach Licht, tiefe Dunkelheit lagert ringsum, nur am südlichen Horizont flammt es bisweilen auf, gespenstische Wolkengebilde sekundenlang erhellend, in feurig zuckendem Leuchten.

Der Mutter schweres Herz ist zum Springen voll.

Sie fühlt sich so angegriffen, geht mit jedem Jahre einem schwereren Winter entgegen. Sieht sie ihren Einzigen wieder?

Sie versucht sich immer wieder daran aufzurichten, daß es nur noch acht Monate dauert — er danach ganz bei ihnen bleibt, aber als der Gedanke sie durchschauert, morgen, um diese Zeit ist er weit, weit von ihr, muß sie wieder seine herzerwärmende Nähe missen, so lange, trübe Herbst- und Wintermonate hindurch — da fliegt ein leises Beben durch ihre Glieder.

„Wird es Dir nicht zu feucht, Mamachen? Soll ich Dir ein Tuch holen, oder sollen wir hineingehen?“

„Letzteres wird wohl vernünftiger sein, mein Sohn — es ist plötzlich kühl geworden. Und Du spielst mir vielleicht noch etwas vor?“

„Gewiß Mama, sehr gerne.“

Er geleitet sie in den Salon, wo Nora arbeitend an der Lampe sitzt, und nimmt selbst am Flügel Platz.

Einige einleitende Accorde und in rauschenden

mächtigen Harmonien durchfluthen die Tonwellen des klangvollen Instruments den großen, aber niedrigen Raum. Und es ist als weiteten sich die Wände, als höbe sich die altersgeschwärzte Lage und als trügen diese Klänge die Seelen der Zuhörer in lichtere Sphären, hoch empor über irdisches Leid und irdische Lust.

Er spielt und spielt, aber jetzt nicht mehr bekannte Melodien berühmter Componisten, der eigenen Phantasie läßt er freien Flug, und seine Mutter, die mit geschlossenen Augen und mit gefaltenen Händen im Sessel ruht, lauscht mit ganzer Seele.

Ihr ist, als redeten Engelsstimmen zu ihr aus diesem brausenden Meer von Tönen, in denen das wechselnde Auf und Ab einer reichen Gefühlswelt sich widerspiegelt.

Lange spielt er so. In immer neuen Variationen quellen die gewaltigen Harmonien unter seinen Fingern hervor, bald wettert es im Baß wie in Hadern und Grollen, dann wieder jauchzt es in jubelnder Seligkeit. Doch allmählich werden die Accorde immer gehaltener, ernster, und immer wieder, wie eine stetig wiederkehrende Klage, tritt eine einfache, schwermüthige Melodie hervor, die, tiefer Wehmuth voll, zu singen scheint von Entsagen, von Scheiden und Vergehen — so klagend und ergreifend, daß der Mutter Augen sich mit Thränen füllen. Noch einmal in hin und her wogenden Arpeggien rauschen die Saiten, und leise, wie ersterbend, verhallen vom Klavier her die Töne! —

Einen Augenblick bleibt es ganz still, dann fragt Nora: „Was war das, Gebhard?“

„Ich würde es „Abschied“ nennen,“ sagt Frau von Rehburg.

Der Sohn tritt hinter ihren Stuhl und drückt einen innigen Kuß auf ihren Scheitel. „Wie sie mich versteht,“ denkt er und legt ihr ein Blättchen in die Hand.

„Da hast Du die Worte dazu — Elisabeth Theren hat sie mir einmal gegeben, und schon den ganzen Tag ging mir die Melodie im Kopf herum.“

Frau Adda entfaltet das Blatt.

„Leb' wohl! Leb' wohl! Kurz ist das Wort,
Der Inhalt aber tief,
Lang tönt es noch im Herzen fort,
Nachdem der Mund es rief.
Auf Wiedersehn! Melodisch Wort,
Voll Trug und Süßigkeit,
Du ruhst als tief verhüllter Hort
Im Schooß der Ewigkeit.“

„Auf Wiedersehn! melodisch Wort, voll Trug und Süßigkeit“, wiederholt sie halblaut.

Der nächste Morgen bricht an, kühl, grau. —

„Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter, damit einem die Trennung vom Landleben nicht allzuschwer wird,“ meint Gebhard.

„Leelskungs, die Pferde sind vor,“ meldet der Diener.

„Adieu, Papa.“ Sie schütteln sich die Hand als Männer, aber die Mutter hängt lange, schluchzend, an seinem Halse. Er allein kann hören, was sie flüstert in ausbrechendem Herzensweh. „Nimm Dich in Acht, mein Liebling. Gott schütze dich, immer und überall.“

„Weine nicht so, liebes, liebes Mamachen, ich komme ja wieder.“

„Ja, Du kommst wieder.“ Aus ihren nassen Augen trifft ihn solch weher, angstvoller Blick, daß auch seine Wimpern sich feuchten.

Beruhigend und tröstend gleitet seine Hand über ihren weichen Scheitel, dann küßt er sie mit inniger Liebe, zieht immer wieder die kalte, zitternde Hand an seine Lippen.

Und die Stimme zu einem fröhlichen Klang zwingend:

„Gewiß komme ich wieder, erst zu Weihnachten und dann zu Pfingsten und dann bleibe ich überhaupt ganz bei Dir — g a n z, denke immer daran.

Nur hin und wieder fahre ich auf ein paar Tage nach Riga, zu den Terminen, und alle drei Jahre einmal zum Landtag, die übrige Zeit wird hier geschuftet, daß die Nachbarn sich wundern sollen. Und mein Mamachen hilft bei Allem mit Rath und That — nicht wahr? so machen wir es!“

Unter Thränen lächelnd sieht sie zu ihm auf, zieht seinen Kopf zu sich herab und haucht einen Segenskuß auf seine Stirn.

Nora steht bei den Pferden und hält ihnen abwechselnd ein Stück Zucker nach dem andern hin. Keine Muskel zuckt in dem blassen Gesicht, aber bisweilen geht ein Schauer durch ihre Gestalt.

„Du bist der scheidende Sommer,“ klingt es ihr wieder im Ohr.

„Lebewohl, Schwesterchen. Bleibe gesund, pfleg' unser Mamachen gut und schreib so häufig als möglich. Und nun noch einen allerletzten Kuß, Mamachen, und auf Wiedersehn!“

„Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn.“ Er schwenkt die Mütze, sie wehen mit den Tüchern bis der Wagen um eine Wegbiegung verschwindet, und ihnen Allen ist es, als sei der Tag noch grauer und trüber geworden, so schwer legt sich die Trauer des Abschieds auf ihre Seelen.

Wie verabredet, trifft Gebhard einige Kameraden in Wenden und weiter geht die Fahrt.

Man berichtet gegenseitig über die Erlebnisse des Sommers, bespricht die Aussichten des Winters.

„Ich habe es Papa mit Handschlag versprechen

müssen, wenigstens einige Collegia's zu besuchen," sagt Max und macht ein klägliches Gesicht.

„Er sagt, man dürfe sich nicht aeternisiren, wenn man 9 Geschwister hat. — Dieser glückliche Lionel," er klopft seinem jüngeren Bruder freundschaftlich auf die Schulter.

„Nächstens bin ich schon ein abgekrähter Brander und für den nimmt das Fuchsleben erst seinen Anfang — Bücher und Studien liegen für ihn in dämmernder Ferne."

„Aber wir wollen wieder mächtig büffeln, nicht wahr Riesenbär? — und dann könnt Ihr uns im nächsten Frühjahr feierlichst committiren," erklärt Gebhard.

„Die Lieder dazu kennen wir jedenfalls, haben sie bei Paul tüchtig einüben müssen."

„Ecce venit te salutans," beginnt Einer.

„Brr, das klingt gräßlich trübselig — spülen wir es schleunigst mit etwas Anderem ab," erwidert Riesen. Z. B.:

„In des Waldibus tiefstibus Gründibus
Ist ein großer Bär zu findibus."

„Das ist großartig!" lacht Lionel Theren.

„Und das geht so weiter!"

„Ja, durch alle Sprachen hindurch, lettisch, estnisch, ja sogar chinesisch:

„In des Waldtschin, tieftschin Gründtschin,
Ist ein großer Bär zu findtschin."

Ein Lied folgt dem Andern, dann kommt ein feuchter Krug, und landschem Bier, sowie den Speisepaudeln, die mütterliche Liebe pfropfendvoll gepackt hat, wird Ehre gemacht.

Am folgenden Tage rasselt ihr Vierspänner den Stationsberg hinunter und von allen Seiten winken und grüßen bekannte Gesichter.

„Stoßt an, Dorpat soll leben, hurrah hoch,“ citirt Max, und die Mütze schwenkend, halten sie ihren Einzug in die Universitätsstadt.

* * *

Einen Monat später ist Gebhard wieder Senior. Wie ist das gekommen?

In ehrlicher Selbsterkenntniß, der übernommenen Aufgabe nicht gewachsen zu sein — besonders nicht im Stande, seiner Corporation, der in diesem Semester die Führerschaft im Chargirtenconvent zukommt, die gebührende Geltung zu verschaffen, hat Molten abgedankt.

In vertraulicher Sitzung mit den älteren Landsleuten haben die Chargirten beschlossen den Versuch zu machen, Gebhard zur Annahme der Seniorschaft zu bewegen. Eines Tages erscheint denn auch eine Deputation bei ihm — ziemlich feierlich, im Bewußtsein ihrer Wichtigkeit — und bittet ihn, er möchte die Würde des ersten Chargirten wieder annehmen.

Im ersten Augenblick hat er nur eine Abweisung, dann, als sie dringender werden, besonders auch Riesen ihm zuredet, mit den Worten: „Für mich und manchen Anderen bist Du der Einzige, der augenblicklich in Frage kommt!“ verlangt er Bedenkzeit.

Tagelang kämpft er mit sich, hin und hergezogen von widerstreitenden Stimmen.

Soll er noch einmal die Last auf sich nehmen, seine Zeit der Corporation, dem Wohle der Allgemeinheit opfern — denn wenn auch im Kleinen, hier handelt es sich ohne Zweifel darum.

Ein paar unglücklich verlaufene Duelle im Laufe des letzten Halbjahrs haben die obrigkeitlichen Kreise auf's Neue erregt, und der Ernst der Sachlage ist nicht wegzuleugnen.

Welch eine schöne Aufgabe, noch einmal zu versuchen seinen vollen Einfluß in die Wagschaale zu

werfen, für die Idee einzutreten, die er noch immer für die einzig mögliche Lösung in der Pistolenfrage hält — und vielleicht ihr zum Siege zu verhelfen, denn bei dem jetzigen Bestande der Livonia hat er mehr Aussicht als je damit durchzudringen. Aber andererseits sein Studium, sein letztes Examen! Und seine Eltern, was werden sie sagen?!

Eine Nacht liegt er schlaflos, das Für und Wider erwägend, dann sagt er „Ja!"

Und als er zum ersten Mal wieder einem Convent präsidirt, da fühlt er es mit dem Hochgenuß der zum Herrschen geborenen Natur, welch ein Reiz darin liegt Führer zu sein, an der Spitze zu stehen, seinen Einfluß zu bethätigen, einzuwirken auf das Wachs, welches man die Masse nennt — dieser leichtflüssige, bewegliche Stoff — der nur da zu sein scheint, damit der zielbewußte Geist ihm seinen Stempel aufdrücke. Er hält eine flammende Rede, die junge Brust erfüllt von dem glühenden Wunsch durchzusetzen, was er für richtig hält, und hinreißend erscheint er seinen Zuhörern in der zähen Treue für das einmal aufs Schild erhobene Princip.

Bald schaaren sich seine früheren Parteigänger um ihn und immer mehr Neue gesellen sich dazu. Und sie Alle fühlen es, es ist etwas Anderes in ihm, etwas Größeres, als früher.

Ueber sie hinausgewachsen ist er in der kurzen Spanne Zeit, da er sich fast ganz aus ihrer Mitte zurückgezogen hatte. Kein Jüngling mehr, ein zum Manne herangereifter Charakter, tritt er ihnen entgegen, in der Klarheit seines Denkens, der Festigkeit seiner Anschauungen, und sicherer das Auftreten, präciser die Ausdrucksweise, abgeklärter die Meinung, zielbewußter das Wollen. Mehr als je empfinden sie die Macht seiner Persönlichkeit, die stolze Unwiderstehlichkeit

seines Wesens, und auch die Aeltesten unter ihnen folgen willig in der Richtung, in welche er weist.

Wolfgang schäumt. Er fühlt es deutlich, er hat ausgespielt, sein Einfluß vermindert sich immer mehr, und wüthender Haß gegen Gebhard frißt an ihm. Er, immer er! Ueberall steht er ihm im Wege, gewinnt, wonach ihn, Wolfgang, gelüstet, die führende Stellung, die Gunst eines Mädchens, die Werthschätzung Aller. Diese Gedanken versetzen ihn in Raserei, entfesseln die wildesten Begierden seiner Natur.

Er thut sich keine Gewalt mehr an, treibt es ärger als je — verspielte Nächte, wüste Trinkgelage, allerlei Zügellosigkeiten, ein Leben, das herabzieht und entwürdigt.

„So etwas hält auf die Länge, auch eine eiserne Constitution nicht aus," meint eines Tages Axel im Gespräch mit Max, „und wenn er nicht Vernunft annimmt, ist er in einigen Jahren eine Ruine."

* * *

In der zum Concertsaal umgewandelten Aula der Universität hat sich ein erwartungsvolles Publikum eingefunden, ist es doch eine weltberühmte Sängerin, welche die Estrade betreten soll. Der Abend stellt auserlesene Genüsse in Aussicht und die musikliebenden Bewohner der Stadt, vorwiegend den Professorenkreisen angehörend, aber auch der Adel der Umgegend und sehr viele Studenten aus den verschiedensten Corporationen, füllen den weiten Raum, über den ein großer Kronleuchter helles Licht wirft.

Wie immer zu solchen Gelegenheiten ist das Katheder voll besetzt, nach altem Gewohnheitsrecht, nur von Livonen.

Ein paar vorwitzige Füchse, die, sich sehr schlau dünkend, frühzeitig gekommen und vorne hingestellt

haben, werden bald eines Besseren belehrt und ob ihrer Dreistigkeit weidlich gehänselt. Nachdrücklichst wird ihnen klargemacht, daß sie sich ihre Plätze anderweitig zu suchen, sich dahin zu verfügen hätten, wo solch kleines Gelichter hingehöre. Hier oben hätten bloß „die Matadore“, wie Axel sagt, ihre angestammten Stehplätze.

Und bald erheben sich über den Anderen, dem ganzen Saale weithin sichtbar, Riesens Reckengestalt neben Gebhards Characterkopf, Erichs energische Züge, Wolfgangs kühnes Profil, Axels pfiffiges und Max knabenhaftes Schelmengesicht, Eckens und Sanderns sympathische Physiognomien und manch Blick aus schönen Mädchenaugen fliegt verstohlen oder mit heiterem Grüßen und Nicken hinüber zu der Gruppe.

„Ich kann mir denken, was die wieder für Witze reißen über die ganze Gesellschaft,“ flüstert Marie ihrer Schwester zu. Die Professorin und ihre Nichten sitzen in der achten Reihe, sodaß sie die jungen Herren in einiger Entfernung links vor sich haben.

„Axel macht natürlich mit Wonne boshafte Bemerkungen, das sehe ich an seinem Lächeln und zitternden Schnurrbart — wenn er doch das Moquiren lassen könnte. — Ah, sieh doch, Elisabeth — da kommt Ida Walldorf! Wie pikfein sie sich gemacht hat und wie sie nach dem Katheder zu coquettirt.“

Ein Glockenzeichen und die Concertgeberin, gefolgt von ihrem Accompagnateuren, ersteigt das Podium.

Ein Beifallssturm begrüßt sie.

Einige Schubert'sche Lieder bilden den Anfang des Programms und werden vollendet vorgetragen. Dann folgen einige andere Compositionen.

Als die erste Pause eingetreten, redet Marie wieder auf die Schwester ein.

„Richtig, statt uns zuerst zu begrüßen, steuert Axel geradenwegs auf Walldorfs zu, und was Ida für

Augen macht — so ein Gräuel." Auf wen sich dieses liebenswürdige Epitheton bezog, ergründet Elisabeth nicht weiter — sie ist allzusehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Ein Lied, welches die große Künstlerin ergreifend schön gesungen, hat sie gepackt in tiefster Seele, als sei die Mahnung an sie gerichtet:

„O versenk, o versenk Deine Liebe, mein Kind,
In die See, in die tiefste See."

„Elisabeth!" Marie zupft sie am Aermel. „So sieh doch, wie er scharwenzelt und Ida, wie sie himmelt, kokettirt und alberirt — einfach gräßlich."

„Sprich doch leiser, ich bitte Dich, Marie," ermahnt die Tante.

„Ah, da erscheint die Joachim wieder."

„Frauen=Liebe und =Leben" bestrickt die Zuhörer durch die Meisterschaft, mit welcher die gottbegnadete Stimme Schumanns Musik vorträgt, und wieder durchschauert es Elisabeth.

„Nun hast Du mir den ersten Schmerz gethan."

Sie blickt hinüber zu dem Katheder. Welch blühendes Leben auf den jungen Gesichtern und doch, mäht der Schnitter Tod nicht auch grüne Aehren?!

In der zweiten Pause schiebt sich durch das Gewühl plaudernder Menschen Axel bis zur 8. Reihe.

Marie begrüßt ihn ziemlich ungnädig.

„Nun, Fräulein Commilitone, sind Sie ganz weg? So eine herrliche Composition von Schumann — dieser Cyklus. Das ist gerade mein Ideal einer Frau, die ein Leben lang singen und sagen kann: „Er der Herrlichste von Allen."

„So?! und ich finde die Worte gräßlich und noch dümmer die andere Stelle „Wie hat er unter Allen mich A e r m s t e e r h ö h t und beglückt." Dummes Zeug! W i r beglücken, wenn wir uns gnädig herablassen einen Mann zu heirathen, und er mag in Verehrung emporsehen."

Axel lacht über das ganze Gesicht.

„Da sind Sie ja ultra-modern, Fräulein Marie, emancipiren sich und wollen von dem „Er soll Dein Herr sein," wohl auch nichts wissen."

„Natürlich nicht. Das ist erst recht dummes Zeug."

Marie sagt es so laut, daß die Tante wieder mahnt „Leiser, Kind," und hinzusetzt „Warte nur, die Stunde wird auch noch kommen, wo Du ganz anders reden wirst."

Nach Schluß des Concerts treffen die Damen in der Garderobe Max, Gebhard, Wolfgang und andere Bekannte.

„Dürfen wir die Damen begleiten?" fragt Gebhard, nachdem man einige Phrasen über den gehabten Genuß ausgetauscht.

„Danke, Herr von Rehburg," erwidert die Professorin. „Ich dachte schon Max oder einer der Herren würde uns den Cavalierdienst gerne leisten. Im Uebrigen können Damen, trotz der vielen übermüthigen Jugend, unbehelligt allein gehen," fährt sie fort. „Die Studenten attaquiren ja nicht, zu ihrem Lobe sei es gesagt."

„Na, so bestimmt würde ich darauf nicht schwören, Tantchen. Sagen wir selten, dann wird es eher stimmen. Es regnet Verweise in letzter Zeit, für unangemessenes Betragen, wie der Kunstausdruck lautet." Max äußert es mit einen Seitenblick auf Wolfgang. Derselbe hat sich gebückt, um Elisabeth die hohen Galloschen anzuziehen. Ihr Blick streift das junge verlebte Gesicht. „Auch das!" denkt sie mit innerm Ekel.

Sie schreiten durch die Ritterstraße, voran Marie und Max. Gebhard hat bei einem Straßenübergang der Professorin den Arm gereicht und führt sie fürsorglich auf dem schmalen Trottoir.

Wolfgang geht an Elisabeth's Seite.

„Willst Du nicht meinen Arm nehmen, Cousine?

Es ist stellweis sehr schlüpfrig und Du könntest ausgleiten."

„Nein danke, Vetter, ich bin ganz sicher auf den Füßen."

Es klingt abweisend und er beißt die Zähne aufeinander. Eine Zeitlang verfolgen sie schweigend ihren Weg.

„Werdet Ihr Sonnabend auf dem Ball bei Walldorfs sein?"

„Ja, gewiß, wenn nichts Unvorhergesehenes eintritt. Marie ist auch eingeladen. Hoffentlich erhält sie von den Eltern die Erlaubniß hinzugehen, es wäre ihr erster Ball und sie freut sich so darauf."

„Darf ich Dich um den Cotillon bitten, Elisabeth?"

Leidenschaft vibrirt in der dunklen Stimme und da sie nicht gleich antwortet, beugt er sich tiefer zu ihr hinab — sein heißer Athem streift ihre Wange.

„Komme ich wieder zu spät?"

„Ja! ich habe ihn schon vergeben."

„Wem?" zischt er heiser, dicht an ihrem Ohr.

„Herrn von Rehburg!"

„Welchem? Es giebt ja mehrere hier. Aber was frage ich noch —" er lacht auf, ein häßliches, spöttisches Lachen.

„Natürlich Herrn Gebhard von Rehburg."

Sie mißt ihn mit tadelndem Blick, aber antwortet ruhig.

„Ja, Gebhard Rehburg. Ich plaudere stets gerne mit ihm."

„Immer er, überall ist er mir im Wege!" knirscht er innerlich. „Wenn ich ihm das mal heimzahlen könnte, jedes Mittel wäre mir recht."

„Er verkehrt sehr viel bei Onkel Professor." Scharf betont er das sehr und unverkennbare Ironie liegt in der Stimme.

„Mich hält man nicht der Ehre für würdig, so o f t bei Euch zu speisen, aber . . .“

„Du warst doch noch vorige Woche da.“ unterbricht sie.

„Pflichteinladung — ich weiß, die verehrte Frau Tante kann mich nicht ausstehen. Sie sagt es nicht mit dürren Worten, aber das fühlt sich, ma chère cousine. Es ist fast, als ob sie ihre Kleider zusammenrafft, wenn ich in ihre Nähe komme — so einen mauvais sujet hält man sich lieber drei Schritte vom Leibe.“

Elisabeth schweigt zu den sarkastischen Worten.

Sie kann ihm doch nicht sagen: „Ja, Du hast recht. Je seltener Du Dich zeigst, desto lieber ist es dem, in ihren Anschauungen von Moral, Zucht und Sitte sehr strengen, alten Ehepaar.

Sie hat sich häufig gefragt, ob man Wolfgang nicht zu streng beurtheilt und hat früher immer seine Partei ergriffen, wenn von ihm die Rede war.

„Ein wüster Gesell,“ hat Max einmal gesagt, aber ihre Mädchenreinheit macht sich keinen rechten Begriff davon, was dieses Wort umfaßt, er ist leichtsinnig, ein Durchgänger, ja! aber verdorben, im Grunde der Seele schlecht? nein, das kann sie nicht glauben.

Eine Seele kann wohl überwuchert werden von schlechten Trieben, doch sie bleibt Gottes Ebenbild, und dem Leben mit seinen scharfen Messern mag es wohl gelingen, all das wilde Unkraut auszutilgen.

Ihr hat Wolfgang immer andere Seiten seines Wesens gezeigt, und sie hat Mitleid mit ihm gehabt, von dem sie weiß, daß er, ohne eigene Mutter aufgewachsen, eine schwere Kindheit gehabt — aber in das Mitleid mischt sich jetzt, bisweilen, ein leises Grauen, und sie hat häufig Mühe, es ihm nicht zu zeigen, muß sich überwinden, um in der alten Art und Weise mit ihm zu verkehren.

Etwas ist in ihm, seit einiger Zeit, was ihr unheimlich ist, sie immer stärker abstößt.

Langsam sind sie den Thunschen Berg hinaufgestiegen und haben die Sternstraße erreicht.

„Kommen die Herren noch herein zu einem Schluck Thee? Nein? Du auch nicht, Max? Nun denn gute Nacht, und ich kann wohl sagen: „Auf Wiedersehn allerseits bei Walldorfs."

Als Elisabeth für einen kurzen Moment die Hand in Gebhards Rechte legt, fällt ihr Blick zufällig auf Wolfgang, der hinter ihm steht.

In seinen lauernden Augen flackert es auf, sekundenlang, wie eine Flamme lodernden Hasses, dann legt sich der frühere Ausdruck wieder über seine Züge, er beugt sich in seiner chevaleresken Art über die Hand der Professorin und seiner Cousine, und Elisabeth ist es nachher, als habe sie nur geträumt.

* * *

„Ich armes, armes Röschen, bin ganz allein zu Haus," trällert Marie mit ganz heiserer Stimme, indem sie bald hier, bald dort der Schwester eine Blume fester steckt, oder einen Toilettengegenstand reicht.

„Die Schwester, ja die Schwester, die ist zum Balle aus. Hätt' gerne sie begleitet, doch sprach . . ."

Ein Hustenanfall unterbricht den Gesang.

„Siehst Du, wie recht Onkel hat Dir die Ausfahrt nicht zu erlauben — Du könntest Dir etwas Ernstes holen."

„Das wäre mir ziemlich einerlei. Es ist wirklich zu kränkend. Da ist man nun mit Mühe und Noth 18 Jahre alt geworden, ganz ordnungsmäßig confirmirt und muß, wegen eines dummen Schnupfens, zu Hause bleiben! — Einfach gräßlich, wenn man mit lauter Studenten tanzen könnte, einer netter als der andere. — Was bringen Sie da, Juhle?"

Das Stubenmädchen steht im Rahmen der Thür und reicht der Fragenden zwei, in weißes Seidenpapier gewickelte Gegenstände.

„Dienstmann hat gebracht — für Fräuleins von Theren.“

„Gewiß Bouquette,“ ruft Marie. Rasch entfernt sie die Umhüllungen.

„Oh Elisabeth, sieh wie reizend. Da! Der ist für Dich.“ Sie reicht der Schwester einen duftigen Strauß von weißen und rothen Blüthen.

„Und hier, — nein wirklich?! für mich?!! — von Axel Rehburg. Das ist zu nett von ihm. Und wie wunderhübsch, ganz weiß.“

Sie versteckt ihr Näschen in die Blumen.

„Fräuleinchen, ier hist noch ein Pukett und Wagen hist vor Thir, läßt Err Professor sagen.“

Die Köchin steckt den rothen Kopf durch die Thüre.

„Wai! wie hunser Wreilein Elisabeth eite haber ibsch hausieht — wirklich zum Werlieben ibsch. Is wohl zu schade, daß Mariechen Wreilein zu Ause pleiben muß.“

„Von Wolfgang!“ Marie, die Neugierige, hat wieder das Auspacken des „Pukett's“ besorgt. „Und wie prachtvoll! Das ist sicher nicht von hier. Was machst Du aber nun? — zwei Blumensträuße kannst Du doch nicht in der Hand halten!“

„Natürlich nimmt sie dies,“ bestimmt die Tante, auf Gebhard's Strauß weisend.

Sie ist schon in Abendtoilette, schwerer, schwarzer Seide, und mustert Elisabeth mit befriedigtem Blick.

„Das paßt ja prächtig zu ihrem weißen Kleide mit den rothen Nelken, und außerdem „wer zuerst kommt, mahlt zuerst.“ Und nun tuntle Dich gut ein, Kind, daß Du nicht auch einen Katarrh bekommst — dann ade Fahrt nach Therenhof zu Weihnachten.“

„Höre Elisabeth,“ flüstert Marie der Schwester in's Ohr, „Danke Axel Rehburg furchtbar für das

schöne Bouquet und es thäte mir schrecklich leid, nicht damit im Ballsaal auftreten zu können. Und dann beobachte mit wem er die Quadrillen tanzt — zum Cotillon hat er Ida Walldorf engagirt, das hat sie mir schon neulich triumphirend erzählt. Meinetwegen kannst Du ihr auch einen Gruß bestellen und, bitte, merk Dir genau, welch ein Kleid sie trägt. Sie that sehr geheimnißvoll, aber es soll Wunder was Schönes sein, nie Dagewesenes, ganz mit Rosen überstreut oder so was. Ich glaube, es kommt aus Petersburg und auf elegante Toiletten fallen Herren immer herein. Mach Deine Augen überhaupt ordentlich auf — nachher mußt Du mir Alles haarklein erzählen und das wird ein kleiner Trost sein. Amüsire Dich auch schön."

„Mariechen, komm nicht auf die Treppe hinaus," ermahnt die Tante. „Kriech bald in's Bett, trinke recht heißen Thee und versuch' gründlich zu transpiriren, dann bist Du schnell wieder gesund."

Marie schläft fest und süß, als, spät in der Nacht, Elisabeth vom Balle heimkehrt. Mit leisen Bewegungen entledigt sie sich ihres Ballstaates, wirft einen Kämmmantel um die weißen Schultern und beginnt ihr reiches Haar zu lösen und zu glätten.

Wenn sie den Kamm auf- und abführt, blitzen die Edelsteine in ihren Ringen in buntem Farbenspiele — um den schlanken weißen Hals schlingt sich schimmernd eine Perlenkette, vom Tanze glühen ihre Wangen rosiger als sonst, aber sie hat kein Auge für das Bild, welches der Spiegel widerstrahlt, ihre Gedanken verweilen noch bei den Erlebnissen des Abends.

Es war sehr hübsch auf dem Ball, aber sie kann den einen Blick nicht vergessen, den Blick tödtlichen Hasses, — ja das war es! — der wieder in Wolfgang's schwarzen Augen gefunkelt, sekundenlang nur und sofort wieder verborgen unter der Maske ritterlicher Liebenswürdigkeit, die er Damen gegenüber zur Schau trägt.

Er hatte sich fast garnicht im Tanzsaal gezeigt, zum Cotillon keine Dame engagirt, aber in der Blumentour hatte er mit anderen Herren, die keine Tänzerin mehr gefunden, in der Thüre zum Cabinet des Hausherrn gestanden und Elisabeth von Weitem eine Verbeugung gemacht. Als das Theebrett mit den zierlichen Sträußchen an ihm vorübergetragen wurde, hatte er mit raschem Griff eins gewählt und war auf sie zugetreten.

„Vielleicht findet dieses mehr Gnade vor Deinen Augen!" Er hatte dabei gelächelt, aber sie hatte den versteckten Sinn der leicht ironischen Worte sofort herausgefühlt. Ihn scheinbar nicht beachtend, hatte sie ihn mit ruhiger Freundlichkeit angesehen und gesagt:

„Ich habe Dir ja noch für das herrliche Bouquet zu danken. Wo hast Du die Prachtblumen nur herbekommen? Es war zu schade zum Mitnehmen und da die Rosen langstielig waren, haben wir sie gleich in Wasser gestellt."

„Und dann paßten ihre rosa Nüancen auch nicht so gut zu Deiner Toilette. Roth, grün, weiß, das sind ja Livonia's Farben. — Ich konnte ja leider nicht wissen, daß Du sie tragen würdest." Mit so perfidem Lächeln hatte er es gesagt, daß Elisabeth erröthet war.

Vom Klavier her waren die lockenden Töne einer Polka erklungen und sie hatte sich erhoben, und die Hand auf seine Schulter gelegt, ohne etwas zu erwidern.

Ein paar Mal wirbelt er sie durch den Saal.

Er tanzt ausgezeichnet, sicher auftretend, aber er preßt sie so fest an sich, daß es ihr unangenehm ist. Als er sie auf ihren Platz zurückführt, ist Gebhard's Stuhl gerade leer.

„Darf ich einen Augenblick Deinen Cavalier vertreten, ich wage nicht zu sagen, ersetzen."

Wieder das malitiöse Lächeln: Er hatte sich neben ihr niedergelassen und plötzlich hatte sich der Ausdruck

seines Gesichts ganz verändert — in fast bittendem Tone war es über seine Lippen gegangen:

„Wirst Du mir erlauben zu Weihnachten nach Therenhof zu kommen?“

„Ich habe doch nichts zu erlauben, und die Eltern werden gewiß . . . .“

„Nichts dagegen haben, einen Neffen mehr in ihrem gastfreien Hause aufzunehmen,“ hatte er ergänzt. „Ja, das weiß ich wohl, aber ich will es aus Deinem Munde hören, ob ich Dir ein genehmer Besuch wäre?“

Erstaunt aufblickend, hat sie in leidenschaftlich flammende Augen geschaut, deren Blick zu versengen schien.

„Dein Schweigen ist eine beredte Antwort, Elisabeth, und . . . so, da ist Dein Tänzer, ich mache Platz.“

Wieder der jähe Wechsel des Ausdrucks, des Stimmklanges, und in diesem Augenblick war es gewesen, wo Elisabeth den haßerfüllten Blick erspäht hatte, der dem sich Nähernden entgegenflog. Ein paar Redensarten hatten, noch vor ihrem Stuhle stehend, die beiden Studenten getauscht, — dann eine tiefe Verbeugung vor der Cousine, und Wolfgang hatte sich entfernt.

Noch immer sitzt Elisabeth vor dem Spiegel und flicht das lange Haar zu einem dicken Zopf.

„Es ist der Antagonismus zweier heterogener Naturen,“ hatte der Onkel einmal geäußert. „Sie sind wie zwei Pole, die sich abstoßen, nach einem ewigen Naturgesetz.“

„Ist es nur das?“ fragt sich Elisabeth.

* * *

An einem Spätnachmittage aus seinem Colleg zurückkehrend, bemerkt Gebhard im Halbdunkel seines Studirzimmers eine Gestalt, die es sich mit einem Hunde auf dem Kanapee bequem gemacht hat.

„Ah! Du bist's Max. — Guten Abend.“

„Gu — en — A — bend," tönt es dumpf zurück.

„Nun, was ist denn los? Hast Du Katzenjammer vom Commers? Die Aufnahme Deines Bruders zu gründlich mitgefeiert? — aber Du kannst sonst ziemlich viel vertragen!"

Statt aller Antwort pafft Max kunstvolle Rauchringe in die Luft, was bei ihm, wie er einmal behauptet, den höchsten Grad des Nachdenkens bedeutet.

„Was ist nur in Dich gefahren, Dickerchen?"

Die Stirn in krause Falten gezogen, starrt der also Genannte zu Gebhard empor, der Licht gemacht hat, und die Lampe in der Hand dem Liegenden in's Gesicht leuchtet.

„Bist Du am Ende gar verliebt?"

„Unsinn!" brummt Max.

„Na, na, thu nicht so empört. Ich habe auf dem Balle bei Walldorfs meine kleinen Beobachtungen gemacht. Mir scheint, für Dich hat die Stunde geschlagen ...."

„Ja, aber eine Andere, als Du denkst, die der Entscheidung in einer ernsten Sache. Ich bin im Begriff sie reiflich zu überlegen. Also rede bitte kein Blech! — Das stört den Flug meiner Gedanken."

Ein tiefer Seufzer folgt.

„Na, dann erlaube, daß ich Dich dieser höchst nützlichen und angenehmen Beschäftigung überlasse und mich an meine Arbeit mache."

Eine Weile herrscht tiefste, nur durch das Kratzen von Gebhard's Feder auf dem Papier unterbrochene Stille. Plötzlich mit einem Ruck aufspringend — Brosi, die sich zu ihres Herrn Füßen zusammengerollt hatte und gemüthlich schnarchte, kullert vor Schreck auf die Diele — tritt Max zu dem Bücherregal, welches fast die eine ganze Schrankwand des kleinen Raumes einnimmt. Tiefsinnig starrt er auf die Fächer, welche mit den Werken angefüllt sind, deren Gebhard und Riesen zu ihren Studien benöthigen.

„Du, Gebhard?“ Lächelnd blickt dieser sich um.
„Muß ich alle diese Bücher durchlesen?“
„Nicht alle, aber den größten Theil.“
„Auch dieses Monstrum?“ Er tippt auf einen dickleibigen Band. „Das wiegt ja wenigstens 10 Pfund.“
„Dafür enthält es die Grundlagen des juristischen Studiums,“ lacht Gebhard.
„Schauderhaft,“ sagt Max mit Ueberzeugung. „So-viel Gedrucktes bringe ich nimmermehr in meinen Schädel hinein. Er hat nicht das Kaliber dazu.“
„Mußt Du denn durchaus Jura studiren. Es ist fraglos ein sehr schweres Fach.“
„Wenn Du das schon sagst, mit Deinem Gedächtniß — das schlägt dem Faß den Boden aus. Mir schwant schon längst, das geht nicht, kann nicht gehen, wird nicht gehen, und deshalb bin ich glücklich am Ende meines schweren Nachdenkens angelangt und mir ist's klar wie dicke Tinte — mag daraus werden, was da wolle, ich sattle um.

Papa wird wohl eine Grimasse machen, aber bitte, Gebhard, Du wirst ihm klar machen — er hält soviel von Dir und Deinem Urtheil — daß ich viel schneller fertig sein werde, wenn ich etwas Leichteres wähle.“
„Nun gut, in der Weihnachtszeit, wo die Elternherzen immer weicher gestimmt sind, werde ich die Sache auf's Tapet bringen. Ich, als Dein Farbenvater habe da auch ein Anrecht mich um Dein weiteres Fortkommen zu kümmern. Und welches Studium würde Dich locken?“
„Locken? Du bist gut. Für's erste kein's, aber da man doch ohnedem nicht loskommt, so dachte ich es mit der Nationalökonomie zu versuchen. Die kann man zur Noth in zwei Jahren kleinkriegen. Sandern und Ecken wollen auch dies Fach studiren. Wir haben es schon besprochen, wenn Ihr Dorpat Valet sagt, dann miethen wir diese Wohnung und dann soll gebüffelt

werden, wie Ihr Mustermenschen es gemacht habt. Daß ein Gehirn das aushält."

„Es streikt auch zuletzt. Schließlich kommt man dazu auf Ratten und allerlei eingebildete Spukgebilde zu schießen," lacht Gebhard. „Die reinen Hallucinationen."

„A propos Ratten, Gebhard, da muß ich Dir doch eine himmlische Geschichte erzählen, die uns neulich passirt ist." Max ist wieder ganz in seinem Element, Geschichten erzählen ist ihm ein Hauptvergnügen.

„Also, wir kommen eines Tages zu Mittag nach Hause, da steht mit der gefüllten Plattemenage die Aufwärterin Lisa an der Thür. Wir hatten die neueröffnete Garküche ausprobiren wollen — Himmel, ich glaube, unsere Mütter rührte der Schlag, wenn sie das Zeug's bloß auf 10 Schritt Entfernung zu riechen bekämen! —

„Nun, Lisa, warum lassen Sie uns hier das Essen kalt werden?"

„Spenst ist drin," flüstert sie und bebbert dabei so, daß Ecken nach dem bewährten Spruch „Vorsicht ist die Mutter des Porcellanschranks," ihr das Eßgeschirr aus der Hand nimmt und es auf die Treppe stellt."

„Jetzt, holdes Lisettchen, sagen Sie uns mal in verständlichem Deutsch, was denn eigentlich los ist.

„Kann man nicht hereingehen, Erra. Spenst is drin oder Dieb."

„Was, ein Gespenst? Na, das wollen wir mal verklopfen, oder ihm diese Suppe anbieten, — wenn es dann nicht auf Nimmerwiedersehen verschwindet, ist dem guten Kerl aber wirklich nicht zu helfen."

„Also, rin in's Vergnügen."

Sandern marschirt voraus und hinter mir die zitternde Lisa, in den Händen das Porcellan, welches wieder zum Löcherkriegen an einander stößt.

Wir schleichen uns vorsichtig die Treppe hinauf und richtig, man hört ein verdächtiges Geräusch — es poltert und rumort.

„Jedenfalls ist das ein fideler Geist, der da Tanzstunden zu nehmen scheint.“

„Wai!“ schreit Lisettchen auf, als wieder etwas gegen die Thüre klatscht, „ich fürchte mir so.“

„Seien Sie doch kein Dromedar, Fräulein Lisa, der Spenst kriegt ja einen Todesschreck, wenn Sie so schreien.“

Klatsch! saust drin etwas gegen die Möbel.

Lisa schlottert an allen Gliedern vor Angst.

Vorsichtig klinkt Sandern die Thüre auf, springt aber mit einem Satz rückwärts, denn etwas ist ihm zwischen die Beine gefahren, und rast die Treppe herab mit Gepolter und mit Gequiek.

Und was glaubst Du wohl, daß Spenst war?

Eine colossale Ratte, die sich mit der Nase in unserer Mausefalle, neuester Construction, eingeklemmt hatte und im verzweiflungsvollen Bestreben sich dieses unbequemen Maulkorb's zu entledigen, wie blind und toll im ganzen Zimmer herumtobte.

„Wai Gottchen, wai Gottchen!“ sagte immer wieder die Lisa. „Und ich habe mir wegen Ratte so verschrocken. Muß gleich Hoffmanitropfen nehmen, sonst liege ich morgen wie todtgestorben auf's Bett.“

Herzlich lachend hat Gebhard zugehört.

„Ja! mit den Nagethieren ist das hier eine rechte Plage. Im vorigen Herbste packte ich meine hiergebliebene Bücherkiste aus, da sprang mir eine ganze Familie solcher beschwänzter Gäste entgegen. Ein Rattenfänger à la Hameln, der sie alle in den Embach practisirte, würde sich um Dorpat sehr verdient machen.“

„Nun muß ich aber fort, wir haben heute Theaterprobe bei Walldorf's und Abends Quadrillenreiten.

Kommst Du nicht mal es Dir ansehen — Block hat jetzt famose Pferde."

„Nein, heute nicht. Ich habe dringende Arbeit vor, ein Vorschlag für den nächsten Convent."

Mit seinem hübschen Lächeln setzt Gebhard hinzu:

„Einmal wirst Du auch darin Dich üben müssen."

„Ich — Senior? Baldur, wo denkst Du hin?"

„Nun, man kann nicht wissen, aber jedenfalls, wenn die Reihe an Dich kommen sollte, Du wirst es leichter haben in vielen Fragen, hoffe ich. Wenn die Livonia immer solchen Nachwuchs erhält, wie ihn dieses Semester gebracht hat, braucht uns Aelteren um ihr Fortbestehen nicht bange zu werden. Das sind keine zerstörende, nur sichernde und festigende Elemente."

„Ja, ein selten netter Coetus — das ist das allgemeine Urtheil," erwidert Max in Weggehen.

Wie es sich manchmal so trifft, haben in ihren Abiturienten die verschiedenen Schulen des Landes eine Schaar Jünglinge entlassen, zu der die gebildetsten Litteraten ihre Söhne, der Uradel seine blaublütigsten Sprößlinge beigesteuert hat.

Es sind alles mehr oder minder begabte, aber vor allem wohlerzogene junge Leute, denen die guten Manieren eben so sehr im Blute liegen, wie die Anstandsbegriffe, Roheit der Sitten und der Gesinnung ebenso unsympathisch sind, wie ein schlechtsitzender Rock oder eine geschmacklose Kravatte, und denen Wäscherin Elischen's doppelt hohe Wochenrechnung nicht unvereinbar dünkt mit fröhlich schäumendem Burschenübermuth.

Kraftpodolen à la Carlos haben ihnen freilich alsbald den Spottnamen „der Schwitencoetus" beigelegt, allein die aristokratischen Elemente in der Corporation freuen sich über diesen Zuzug an jungen Herren, die neben Kneipe, Straßenulk und sonstigem Studentenzeitvertreib, es nicht verschmähen mit Lackschuhen neuester Façon, über Tanzsäle zu schreiten, in tadel=

losem Frack, die Blume im Knopfloch, sich den bewundernden Blicken junger Damen zu präsentiren — elegante Erscheinungen und flotte Cavaliere, die ebensogut auf dem Fechtboden und bei Commersen ihren Mann stehen, als sich gesellschaftlich zu benehmen wissen, und nicht nur mit dem Hieber gewandt pariren, sondern auch in scherzendem Wortgefecht die Waffe des feingeschliffenen Witzes zu gebrauchen verstehen — kurz, in den Dorpater Salons, die ihnen gebührende — in letzter Zeit von den Estonen streitig gemachte, Rolle zu spielen im Stande sind.

Und einer dieser schmucken, prächtigen Jungen steht am folgenden Morgen als Düjourfuchs vor Gebhard, der ihn wohlwollend anblickt.

Es ist Lionel Theren, für den er von jeher eine besondere Vorliebe gehabt hat.

Keck auf ein Ohr gerückt, ziert der vor paar Tagen erhaltene grüne Deckel den braunen Lockenkopf, welcher eine auffallende Aehnlichkeit mit dem seiner Schwester Elisabeth zeigt.

Hübsche durchgeistigte Züge, mit einem für einen Jüngling vielleicht zu weichen Ausdruck in Augen und Mund.

„Senior, hast Du Wünsche und Befehle?“

„Aufträge, mein lieber Junge. Vor allem, ich schreibe zu übermorgen einen allgemeinen Convent aus — halt! ist das nicht gerade der 8. December?“

„Ja, Maxen's Geburtstag,“ bestätigt der Bruder.

„Sollen wir dann? ... Nein, lassen wir es bei dem gewählten Tage — vielleicht kommt es ganz besonders gut aus.

Und nun, willst Du nicht Platz nehmen, eine Papyros anzünden — da sind welche! und mir erzählen, wie es Euch jungem Nachwuchs der Livonia geht. Ich sehe Euch doch nur selten.“

Sie verplaudern ein Viertelstündchen, denn verabschiedet sich Lionel Theren mit den Worten:

„Du speisest doch auch Mittwoch bei Tante Professor?“

„Also auf Wiedersehen in der Sternstraße.“

* * *

Sie sind eine fröhliche Tafelrunde gewesen, Professor und Professorin, die jungen Mädchen und ein paar Mitschülerinnen derselben — Max, Lionel, Gebhard, Riesen, Sandern, Ecken und einige Rehburgs. Wolfgang hat abgesagt und keiner vermißt ihn.

Beim Champagner hat man Max in allen Tonarten hochleben lassen — jetzt sitzt man im Salon und läßt sich einen guten Kaffee und der Professorin selbstfabrizirte Liqueure schmecken, plaudert dabei munter über dies und jenes.

Der Professor und Gebhard promeniren durch die Zimmer und haben sich in ein literarisches Gespräch vertieft. Von Dahn's „Kampf um Rom“ sind sie auf ein anderes Werk desselben Verfassers gelangt, das Gebhard noch nicht kennt und welches der Professor ihm zur Lectüre empfiehlt.

„Odhin's Trost,“ müssen Sie unbedingt lesen, junger Freund. Ich habe es sehr genossen. Schon die Sprache, in der es geschrieben, die vielen Alliterationen sind stellweis die reine Musik. Und neben tiefer Poesie welche Höhe der Anschauung findet sich in dem Buch. Besonders der Schluß ist großartig.

Aber es giebt viele herrliche Stellen, z. B. im Anfang, die Rede, mit welcher Baldur die von den Riesen geschmähten Menschen vertheidigt, — dann, wo Harald und Hilde geprüft werden und als Odhin dem Zwerge Zwotto sieben Fragen beantwortet, — welch eine prachtvolle Steigerung in den letzten Vier.

Denken Sie an mich, wenn Sie die Seiten lesen. Und auch bei der Einen, wo Baldur stirbt . . .“

Erich horcht auf — diese zwei Worte haben ihn

getroffen, wie ein Peitschenschlag. Er blickt auf und sieht Elisabeths Augen dem Onkel zugewandt, mit solch verstörtem Ausdruck, als sähe sie eine Vision, die sie mit Grauen erfüllt.

Unbefangen fährt der Erzähler fort.

„So — ich möchte sagen plastisch, hat Dahn die Situation geschildert. Hinterrücks von Lokis Wurfgeschoß getroffen, liegt er da, der sterbende Frühling, in Friggs Schooß gebettet, und Allvater Odhin ist hinuntergestiegen zu den Nornen, in die Tiefen des Leids und der Qual, um zu erfahren, ob die Götter ewig leben oder untergehen müssen, wie alles Geschaffene.

Als er wiederkehrt, hat er das Lächeln verlernt, ist einäugig — verdunkelt ist ihm die Pracht der Welt durch die Erkenntnis des Vergehens, aber die Ueberzeugung hat er gewonnen als tröstenden Trost, — „es ist kein Ende!“ Das Ende ist die Unendlichkeit!

Alles vergeht, aber alles ist ewig, nichts besteht, aber alles ist Erneuerung, nichts schließt ab, alles ist Wechsel, Umwandlung.

Menschen, Götter, Welten verglühen, aber im wechselnden Werden bleibt das All.

„Es war, es ist, und es wird sein! — Die drei Nornen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, spinnen durch alle Ewigkeit ihre Fäden.

„Ewig, das ist der Runen Geheimnisvollste, spricht Odhin.“ Warten Sie mal, diese herrliche Seite muß ich Ihnen gleich vorlesen.“

Immer lebhafter ist der alte Herr geworden.

„Kommen Sie in mein Schreibzimmer, da sind wir ganz ungestört. Es ist ja herzerquickend, was dies junge Volk lachen kann, aber in Dahns Gedanken über Weltenlauf und Schicksal paßt es nicht ganz hinein. So, setzen Sie sich in diese bequeme Sophaecke, zünden Sie sich eine Cigarre an — im Salon erlaubt sie meine Alte nicht! — und nun hören Sie zu.“

„Ewig! Das ist der Runen Geheimnißvollste! Unerforscht — aber unerforschbar?

Laßt uns doch weiter grübeln! Und weiter leben und — kämpfen. Vielleicht findet sich doch noch das Wort, welches alle Rätsel löst, der Trost, der Odhin tröstet und alle Asen und Menschen für jeden Jammer, der jetzt untröstbar scheint, der goldene Klang, in welchen friedlich versöhnt, all die widerstreitenden Mißtöne ausklingen des unendlichen Harfenspiels der Welt. Laß uns suchen, mein Sohn, tragen und kämpfen, Gold ist Hoffnung, aber höher als Hoffnung ist Heldenthum."

Und in diesem Gedanken klingt auch die Sage aus. „Heldenthum — Heldentod, das ist Odhin's Trost."

Heldentod, dazu bedarf es keines Schlachtfeld's. Die Furcht vor dem Tode überwinden, ihm gefaßt ins Auge sehen, das ist vielleicht der größte Sieg, den wir erringen können, in einem Kampfe, den jeder in sich selber ausfechten muß, als ein geistig lebender und auf unsterbliche geistige Güter bauender Mensch."

„Entschuldigen Sie, Herr Professor, wenn ich störe," Erich ist in der Thüre zum Salon erschienen, „aber ich glaube, Gebhard," das Baldur geht ihm plötzlich nicht über die Zunge, „daß es Zeit ist . . ."

„Aufzubrechen?" Gebhard zieht die Uhr.

„Ja, Du hast recht, Erich. Sie müssen uns schon entschuldigen, Herr Professor, die Pflicht ruft. Wir haben heute noch einen Convent vor uns, und es gilt noch eine heiße Schlacht schlagen, bevor wir Alle zu den Weihnachtsferien auseinanderfahren."

„Soll ich Ihnen „Odhins Trost" nicht mitgeben?"

„Wenn Sie mir erlauben wollen das Buch über die Weihnachtszeit hinaus zu behalten, so nehme ich Ihr Anerbieten mit Dank an, Herr Professor.

Nach Allem, was Sie eben davon erzählt haben, bin ich wirklich sehr gespannt es zu lesen. Und ich glaube, es wird auch meine Mutter sehr fesseln. Sie

hat eine Vorliebe für Alliterationen und ein besonderes Interesse für die germanische Mythologie."

Die Livonen verabschieden sich von den Damen.

Der Professorin sagt Gebhard einige Dankesworte, macht Marie mit einem „Servus, Fräulein Corpsschwester," eine scherzhaft tiefe Verbeugung — Elisabeths kalte Hand zieht er an die Lippen.

„Halten Sie mir den Daumen, Egeria," sagt er leise — „das bringt mir sicherlich den gewünschten Erfolg. Ich versuche noch einmal anzuspringen, aber sollte es nicht möglich sein, so sehen wir uns bald in Therenhof. Grüßen Sie mir mein liebes Krakenorm im Vorbeifahren. Nochmals besten Dank für das Buch, Herr Professor, es soll ihm kein Schaden geschehen. Na, komm Geburtstagsknabe, heute sollst Du Deine Jungfernrede halten. Nach all dem schönen Wein, den wir in diesem gastlichen Hause getrunken haben, muß doch endlich das Feuer Deiner Beredsamkeit ins Lodern gerathen sein und Du sollst mir helfen, gerade solche Lokigeschosse unmöglich zu machen. Wie häufig, leider, mögen sich unter dem Deckmantel einer zu sühnenden Beleidigung andere Beweggründe verbergen, denen man nicht nachzuspüren vermag — Haß, Neid, Rachsucht, das alte Kain- und Abellied! — Aber nun vorwärts, Sandern trampelt schon das Trottoir zu Schanden."

Als die Thüre sich hinter den Fortgehenden geschlossen, steht Elisabeth noch unbeweglich im Vorzimmer, wie lauschend.

Warum krampft sich ihr das Herz zusammen in unsäglicher Angst?

„Baldur stirbt!" das Wort hallt in ihr nach — und die Anderen „Haß und Neid," — „das alte Kain- und Abellied."

* * *

Das Conventsquartier der Livonia enthält, außer der Bibliothek und einigen Nebenräumen, einen großen Saal, der mit Tischen und Schemeln angefüllt ist. Nur an der einen Schmalwand steht ein, mit zerschlissenem Wachstuch überzogenes Kanapee, auf welchem bei Conventen das Präsidium seinen Platz hat.

An den graugetünchten Wänden hängen die Wappen der livländischen Städte, Gruppenbilder und Einzelphotographien, welche die früheren und die gegenwärtigen Generationen der Livonia repräsentiren. Tagsüber geben mehrere hohe Fenster die nöthige Helligkeit, Abends ist der lange, aber niedrige Raum durch einige Lampen und Lichte erleuchtet, und Bierduft und Cigarrenrauch machen die Luft qualmig und schwer.

Der Convent ist zu sieben Uhr angesetzt und allmälig füllt sich der Raum, mehr und mehr, mit Farbenträgern und Fechtbodisten.

Jetzt öffnet sich geräuschvoll die Thüre, um einen Schub Livonen hineinzulassen und unter ihnen befindet sich auch Wolfgang, das Gesicht nicht nur von der scharfen Decemberluft geröthet.

Während er den Saal durchschreitet, grüßt er schon von Weitem mit vielsagendem Lächeln einige seiner Gesinnungsgenossen, die, um einen Tisch versammelt, ihn mit lautem Halloh in ihre Ecke rufen.

„Füchse, Bier her,“ brüllt Eschmann.

„Ja! wenigstens das. Böse genug, daß man nichts Belebenderes haben kann, um sich für das Bevorstehende zu stärken. Man wird uns ja wohl mit dem alten Knochen füttern wollen, der Pistolenfrage. Gräßlich langweilig, dieses viele Gerede in einer Sache, die so einfach liegt. Ohne Duelle mit der Schußwaffe geht es nicht, das ist, klipp und klar, meine Meinung, und schon der Antrag der Curonia geht viel zu weit. Und wir sollen, in feierlicher Abstimmung, es zu noch viel Schlimmerem bringen, aber da spiele ich nicht mit.

Neulich habe ich einen Rigischen lahm geschossen, weil er sich eine Bemerkung über die Zahmheit der Livonia erlaubte, aber ich werde ihm wohl ein Ersatzbein stiften müssen, denn er hatte eigentlich Recht. Langsam und allmälig, aber sicher kommt, bei dem jetzigen Regiment, die Livonia auf den Hund."

„Solch eine Canaille," raunt Riesen Axel zu, „aber wart, ich will es ihm geben," und Wolfgang fixirend, der mit satanischem Lächeln seinen Schnurrbart dreht, sagt er mit deutlichem Hohne:

„Eigentlich eine ganz dumme Redensart, dieses viel gebrauchte „auf den Hund kommen." Sie hätte schon längst abgeändert werden müssen. Jedenfalls ist und bleibt der Hund stets ein edles Thier, welches wenigstens eins versteht — und oft besser als Menschen — treu sein und Treue halten, während, zum Beispiel, der Wolf wirklich eine falsche, hinterlistige Bestie ist. Dir, Tiesenthal, wäre es wohl lieber, die Livonia heulte mit den Wölfen, oder wenigstens mit dem Wolf, wie Du ihn gern als Vorsänger in unserer Corporation sehen möchtest. Aber, Gottlob, es sind doch nur sehr Wenige, die in diesem Concert mitwirken würden, und ich glaube, wir können diese Zukunftsmusik in Ruhe abwarten. Und im Uebrigen, wenn die hier zu verhandelnden Fragen weiter kein Interesse für Dich haben, so ist Dir das Fortgehen unbenommen — der Besuch eines Convents ist ja nicht obligatorisch."

Wieder öffnet und schließt sich die Thüre.

Diesmal ist es Gebhard, mit Max, Sandern und einigen Anderen.

Es liegt etwas Leuchtendes, Strahlendes auf seinen Zügen. Er weiß, daß hier heute eine entscheidende Stunde bevorsteht und, kühn und tapfer angelegt, geht er ihr mit dem Feuermuth einer großdenkenden, an Mißgunst und Hinterlist nicht glaubenden, Natur entgegen.

Und ihn stärkt die Gewißheit, die das Bessere Wollenden sind ihm gleichgesinnt, werden zu ihm stehen.

Ob er sie durchsetzt, die endgültige Regelung der Pistolenfrage, das läßt sich nicht voraussagen — in einem halben Jahre wird ein anderer hier auf dem alten zerschlissenen Kanapee Platz nehmen, aber das Bewußtsein wird er mitnehmen können, sein Theil dazu beigetragen zu haben, um die ganze, so viel umstrittene Angelegenheit in andere Bahnen zu leiten. Möge ein Anderer ernten, was er gesäet. Nicht um Befriedigung persönlichen Ehrgeizes, um seinen Triumph handelt es sich, sondern um das Wohl des Ganzen!

Die Chargirten haben ihre Plätze eingenommen, der Protocollführer schlägt sein Buch auf.

„Ich bitte um Ruhe," ruft Gebhard.

Mehr als einmal schon hat er einen verweisenden, aber erfolglosen Blick in die Ecke geworfen, wo Wolfgang und seine Cumpane, vor denen sich eine ganze Batterie Flaschen angesammelt hat, laut sprechen, lachen und lärmen.

„Tiefenthal und Eschmann, ich ersuche Euch nicht zu stören," ruft Gebhard ruhig, aber fest hinüber.

„Der Convent fängt an." Und sich zum dritten Chargirten wendend:

„Bitte das Protocoll zu verlesen."

„Könnt Ihr uns nicht damit verschonen. Wissen wir ja schon alles!" Es ist wieder Wolfgangs scharfes Organ.

„Tiefenthal, ich bitte um Ruhe. Du hast nicht das Wort."

Während der Verlesung des Protocolles fährt Wolfgang, ostentativ Unaufmerksamkeit marquirend, fort, halblaut mit den ihm zunächst Sitzenden zu tuscheln, als aber Gebhard den II. Punkt der Tagesordnung, seinen Antrag auf Abschaffung der Pistolenskandäler unter Burschen, zur Diskussion stellt — bricht der Lärm wieder aus.

„Das ist ja das reine Blech,“ ruft Wolfgang und schlägt dröhnend auf den Tisch.

„Was verlohnt es sich darüber noch Worte zu verlieren! Es bleibe beim Alten und damit basta.“

„Tiefenthal, ich ersuche Dich noch einmal, nicht zu stören. Hast Du etwas zu sagen, so kannst Du um's Wort bitten.“

Auch diese Mahnung bleibt unbeachtet, und unbeirrt läßt Wolfgang fort und fort, mit lauter Stimme, höhnische Zwischenrufe in die beginnende Diskussion fallen.

Die Röthe des Unwillens steigt Gebhard in's Gesicht und laut und vernehmlich, aber noch immer vollständig beherrscht, sagt er:

„Ich fordre Euch auf, Tiefenthal, Eschmann und Roßberg, den Saal zu verlassen.“

Einen Augenblick ist es, als wolle Wolfgang etwas erwidern, aber dann steht er nachlässig auf — er muß ja gehorchen! — Mit höhnischem Auflachen Eschmann's Arm erfassend, verläßt er mit diesem den Raum.

Der Convent verläuft ohne weitere Störung.

Nach lebhafter Hin- und Herrede wird Gebhard's Antrag mit großer Majorität angenommen.

Ein Leuchten bricht aus seinen Augen.

„Wie wird Mama sich freuen,“ ist sein erster Gedanke, „und Elisabeth Theren! Gleich morgen gehe ich hin und nach Hause schreibe ich noch heute Abend. Dann haben sie dort die Nachricht immerhin noch paar Tage früher als durch mich. — Und nun gilt es noch einen anderen beglücken, Max sein Geburtstagsgeschenk schaffen.“ Laut sagt er:

„Der allgemeine Convent ist zu Ende, bitte die Landsleute hier zu bleiben.“

Einige Wahlen sind zu vollziehen — unter anderen die des Fechtbodendirectors. Auf Gebhard's Antrag wird Max, per Acclamation, mit dieser Würde bekleidet.

Alles umringt ihn gratulirend und er strahlt vor Freude über das ganze Vollmondgesicht. Ein großer Herzenswunsch ist ihm erfüllt.

Der größte Theil der Landsleute bleibt auch nach Schluß des Convents gemüthlich plaudernd und trinkend beisammen.

Gebhard, im Begriff fortzugehen, bespricht noch einige Fragen mit den anderen Chargirten.

Er hat nicht auf das Auf- und Zugehen der Thüre geachtet, nicht bemerkt, daß Tiefenthal mit seinen Begleitern wieder erschienen ist. Stimme, Gang, Haltung des Ersteren und ein böses Flackern in den Augen zeigt, daß er auch unterdessen seine Zeit nicht versäumt — einigen Flaschen den Hals gebrochen hat.

Jetzt schlagen einzelne Brocken der zwischen ihm und seinen Tischgenossen, welche den Convent mitgemacht, geführten Unterhaltung bis an Gebhards Ohr.

„So," knurrt Eschmann mit seinem rauhen Baß, „also richtig durchgedrückt."

„Bravo! Gut bezeichnet," sagt überlaut Wolfgang und ein tückischer Blitz seiner schwarzen Augen fliegt zu Gebhard hinüber.

„Es ist aber weiter kein Kunststück sich die Majorität zu schaffen, wenn man sich der unbequemen Opponenten zu entledigen weiß, indem man sie rechtzeitig aus dem Saal weist."

Und sich plötzlich an Gebhard wendend, schleudert er ihm mit beißendem Hohn die Bemerkung zu.

„Wirklich, Rehburg, das hast Du Dir im gegebenen Falle trefflich einzurichten gewußt — gleich drei Stimmen weniger contra! Ein meisterhafter Schachzug, das muß ich sagen."

Todtenstille legt sich über die Versammlung. Gebhard fährt herum. Er ist sehr bleich geworden.

„Du wirst diese Worte zurücknehmen, Tiefenthal!"

Die Stimme hat stählernen Klang, die Augen lodern. Hochmüthig wirft Wolfgang den Kopf zurück.

„Warum? Ich nehme nichts zurück. Im Grunde bewundere ich ja blos Deine politische Klugheit, Verehrtester."

Ein perfides Lächeln theilt die schmalen Lippen, als er fortfährt:

„Ich halte es unbedingt für erlaubt, einen Gegner, dessen Widerspruch man fürchtet, nicht zu Worte kommen zu lassen. Der Zweck heiligt bekanntlich die Mittel."

Wieder legt sich Schweigen über den Saal. Starr vor Schrecken, hält alles den Athem an. Gebhard Rehburg, ihren Senior, diesen Inbegriff der Honorigkeit, der Lauterkeit und Anständigkeit, so der Parteilichkeit zu bezichtigen.

Was wird jetzt geschehen?

Mit ein paar raschen Schritten ist Gebhard bis zum Beleidiger herangetreten.

Secundenlang treffen sich die Blicke, funkelnder Zorn sprüht aus den blauen Augensternen, unverhüllter Haß bricht aus den schwarzen!

„Du bist gefordert."

Ein Zug grausamer Härte gräbt sich um Wolfgang's Mund, boshafter Triumph fliegt über seine Züge.

„Jetzt habe ich Dich, wohin ich wollte," triumphirt er in sich hinein, „vor den Lauf meiner Pistole."

* * *

Gebhard und Riesen verlassen zusammen das Conventsquartier.

„Also, Du bleibst dabei, willst die Sache nicht verschieben, sondern vor der Weihnachtszeit abgemacht wissen?"

„Ja, Hermann, unbedingt. Ich will meiner Mutter

nicht vor die Augen treten, mit etwas, was ich ihr verbergen müßte."

„Es hat ja auch Manches für sich, nichts auf die lange Bank zu schieben — abgemacht ist abgemacht. Ich werde also das Ehrengericht zu übermorgen einberufen. — Doch wir gehen ja in falscher Richtung. Kommst Du nicht mit zu Schüler? Wir wollen doch den Sieg der guten Sache feiern und Maxen's Ernennung, über die er froh ist, wie ein Stint, der gute Junge."

„Ich komme etwas später nach, Riesenbär, ich möchte nur meiner Mutter gleich einige Worte schreiben, dann hat sie dieselben schon Sonnabend."

„Gut! mach nur nicht zu lange, ich bestelle unterdessen das Menu."

Riesen kehrt um, Gebhard verfolgt seinen Weg zur Holzbrücke. Es ist eine eisige Nacht, aber er empfindet es nicht — im Gegentheil, die kalte Luft kühlt angenehm seine heißen Wangen, und einem unwillkürlichen Impulse folgend, geht er an seiner Hausthür vorbei, und rasch ausschreitend, erst längs dem Embach, dann in weitem Bogen über den Stationsberg, gelangt er auf den Dom, wandert lange hin und her in den Anlagen. Hier hat der Reiffrost eine wahre Märchenwelt geschaffen, und zauberhaft schön, im silbernen Mondenlicht, liegt sie vor Gebhard. Und seinen für Naturreize so empfänglichen Sinn besänftigt diese Stille, diese Reinheit, dieser Frieden.

Die kochende Empörung, die in ihm nachzitternde Erregung der letzten Stunde, sie lassen nach. Ruhiger werden seine Gedanken, schweifen in eine andere Richtung. Was soll er seiner Mutter schreiben, jetzt? Nur über den ersten Theil des Abends kann er berichten — muß von dem zweiten schweigen. Erst der Sieg, dann die Niederlage — vor sich selber wenigstens.

Hatte er sich nicht fest vorgenommen, und bis jetzt

auch durchgeführt, nie die schicksalsschweren Worte zu sprechen: „Du bist gefordert."

Und nun sind die Umstände doch stärker gewesen, als sein Vorsatz. Demüthigende Erkenntniß für den zielbewußten Willen.

Seine Gedanken kehren zum Convent zurück, reconstruiren die Scene von Wolfgangs brutalem Angriff.

Hätte er, Gebhard, ihm anders entgegen treten sollen, als er es gethan, über die beleidigende Aeußerung hinwegsehen sollen?

Nein, das war unmöglich! „Ein Edelmann verweigert kein Duell," hatte Riesen damals auf der Fahrt nach Dünaburg geäußert, und das hieß eben so gut: „er geht ihm nicht aus dem Wege."

Aber seine Mutter? was wird sie sagen, wenn sie erfährt, daß er ein Duell vorgehabt, ein Duell auf Pistolen?! — Wird sie ihm zürnen?

Nein, ihn verstehen, wie sie es immer gethan. Auch bei dieser Gelegenheit wird ihr Vertrauen mit ihm gehen. In Anlaß seiner Wiederwahl zum Senior hatte sie ihm geschrieben: „Dein Vater und ich, wir sind fest überzeugt, daß Du stets so handeln wirst, wie es die Umstände verlangen."

Und er hat gehandelt, wie er mußte, daran will er sich halten. Aber übermächtig erwacht in ihm der Wunsch, ihr Alles zu schreiben — mögen die Kameraden noch etwas warten! Kommt er selbst zu ihr, kann er ja den Brief vernichten, aber wird er aufgehalten, kann nicht zu Weihnachten nach Hause, — eine Verwundung ist ja nicht ausgeschlossen! — so erfährt sie doch, wie Alles gekommen.

Und mit leichten, raschen Schritten geht er seiner Wohnung zu.

* * *

Das Ehrengericht hat seine Pflicht erfüllt, die Versöhnungsversuche sind an Wolfgang's Widerstand gescheitert. Der Vorabend des Duells ist gekommen. Riesen hat ihn zum Theil bei Erich verbracht. Sie haben die nöthigen Vereinbarungen getroffen, dem Oldermann wegen der aufzustellenden Wachen die erforderlichen Weisungen gegeben, aber bis jetzt mit keiner Silbe die Chancen des bevorstehenden Rencontre berührt. Auf Beiden liegt es wie ein Druck, und es ist, als ob sie mit Absicht vermeiden wollten, irgend welcher Befürchtungen Erwähnung zu thun.

Riesen kann den Ausdruck triumphirender Bosheit nicht vergessen, die Tiefenthals Züge annahmen, als er minutenlang die Maske abgeworfen, welche List und Verschlagenheit für gewöhnlich über seine Züge breiten.

Und Erich sieht im Geiste große dunkelgraue Mädchenaugen, die so ernst blicken, so müde-verschleiert.

Wie wird Nora es ertragen, sie, die den Bruder so innig liebt, wenn .... Er kann den Gedanken nicht zu Ende denken. Nein, das darf nicht geschehen, das wäre zu entsetzlich — der einzige Sohn, der Stolz, der Sonnenschein der Seinigen.

Der Oldermann hat sich mit einem „Also auf morgen," entfernt, und schweigend haben sie eine Weile gesessen, ihren Gedanken nachhängend. Jetzt wirft Riesen die ausgelöschte Cigarre in den Aschenbecher und erhebt sich mühsam.

„Also auf morgen," wiederholt er wie abwesend, Erich die Hand hinhaltend

„Ja! Pünktlich 9 Uhr im X'schen Garten," erwidert dieser.

„Sollen wir nicht einen älteren Mediziner bitten? — ich fürchte, es wird eine ernste Sache."

Sekundenlang treffen sich beider Augen.

„Nein, Erich, — nein! Es kommt doch, wie es

kommen soll," sagt Riesen dumpf. „Morgen um diese Zeit ist alles entschieden! — — Gute Nacht."

Er hat die Thüre hinter sich zugeschlagen, sein schwerer Schritt verhallt auf der Treppe. Erich blickt ihm nach — „Sein bester Freund!"

Ja! Morgen, um diese Zeit, ist alles entschieden! 15 Schritt Distanz, einmaliger Kugelwechsel!

Als ob e i n Schuß nicht genug wäre! Und wenn Wolfgang will, mit dem nie fehlenden Schuß seiner Lieblingswaffe?! —

Es überläuft ihn kalt. Auch er hat Wolfgang beobachtet und er, der einst ein großer Arzt sein wird, nicht nur des Leibes, sondern auch der Seele, er sieht tiefer noch als Riesen.

Gebhard hat die Abendstunden benutzt, um seinen Schreibtisch in Ordnung zu bringen, allerlei Papiere durchzusehen und die belanglosen zu vernichten.

Eine Verwundung, ein Aufschub der Fahrt nach Hause ist nicht undenkbar, aber ob es so oder so kommt, diese Arbeit muß gemacht werden, denn in der nächsten Woche wollen er und die Kameraden für die Weihnachtszeit auf's Land.

Wie das Mutterherz schon die Stunden zählt.

Von den brennenden Lichtern des Tannenbaums wird verklärender Kerzenschimmer in die dürftigen Räume von Krakenorm fallen, und in aller Herzen wird es widerklingen „Friede auf Erden."

Gebhard hat schon verschiedene Geschenke für die Seinen besorgt. Mit den Baarmitteln, über die er verfügt, lassen sich keine großen Sprünge machen, aber mit Geschmack und liebevoller Fürsorge gewählt, erfreuen auch Kleinigkeiten. Für den Vater einen neuen Pfeifenkopf und einen Ascheneimer, für die Mutter Noten und zwei Bücher — Tauchnitz-Edition. Nora bekommt ein Bild und ein Paar Handschuhe. Diese Gegenstände

wickelt er jetzt sorgfältig ein und legt sie vorläufig in seinen Tschemodan.

Fach auf Fach seines Schreibtisches zieht er auf, entleert sie ihres Inhalts.

Und plötzlich hält er Marthas Bild in Händen, zum ersten Mal seit jenem Märztage, wo er es für immer seinem Taschenbuch entnommen und in eine wenig benutzte Schublade geworfen. Es stellt sie dar in der Balltoilette, die sie zum Livonenball trug, zeigt sie in dem ganzen bestrickenden Liebreiz ihrer Schönheit. Lange starrt er auf die Photographie nieder, dann, einem plötzlichen Impulse folgend, zerreißt er das Bild in kleine Stücke und läßt eines nach dem anderen an einem Lichte verkohlen. Es ist besser, richtiger so. Die Flamme in ihm ist, muß ausgelöscht sein! — Vorbei — vorbei!

Jetzt ist er mit allem fertig. Er sieht sich um in dem kleinen Raume. Soweit es ihn betrifft, überall Ordnung. Seine Blicke fallen auf eine kleine Standuhr — ein Geschenk seiner Mutter! — sie weist auf 10 Uhr. Aber nach Schlafen ist ihm nicht zu Muth. Vieles hat das Bild in ihm aufgewühlt, die Erinnerungen stürmen auf ihn ein. Kommt man doch nie ganz von dem los, was sich in unserem Innenleben widergespiegelt hat?!

„Und Vergessen ist im Tod allein," geht es ihm durch den Sinn.

Er tritt ans Klavier und läßt seine Finger über die Tasten gleiten.

Wie war doch der schöne Chor aus der Unterwelt in der Bruchschen Odyssee, welchen Max neulich gespielt? da liegt ja auch die Partitur auf dem Deckel des Instruments. Er schlägt die Seite auf.

„Klagt! klagt! Wer ruft die Schatten? wer ruft die Todten?" Und da ist die Antwort der Jünglinge,

„Wir erblühten, um zu sterben, Kraft erhielten wir zum Tod."

Er spielt eine Weile weiter, dann bricht er mit einem schrillen Accord ab.

„Zum Tod!“ Es kommen ihm plötzlich so eigene Gedanken. Droht ihm der Tod?

Er hat ihn sich doch gewünscht, in all den grauenhaften Tagen des Frühjahrs. Und jetzt ist es, als kröche etwas Unerklärliches an ihn heran — ist es das Grauen vor der Vernichtung, vor dem Unbekannten, dem wir verfallen, wenn unser Herzschlag stockt?

Soll es zu Ende sein, bevor es eigentlich war?

Hat er denn schon gelebt mit allen Fibern seines Seins, die goldenen Hesperidenäpfel gepflückt, die im Lichte der aufgehenden Sonne leuchten?

Der junge Lebensmuth ist wieder in ihm erwacht und lechzt nach Bethätigung im Fühlen, Denken, Handeln und Schaffen.

„Und wenn ich morgen um diese Zeit nicht mehr bin,“ denkt er, „wird alles weitergehen, seinen alten Gang!“

Gebhard tritt ans Fenster. Die Sterne blinken so hell in der frostklaren Nacht.

Vor ihm liegt der Embach in starren Eisesbanden, der Tod auch in der Natur. Aber für dieselbe giebt es eine Auferstehung nach ewigen Gesetzen, wie es einen Frühling giebt nach Winters Grauen.

Rieseln wird es wieder in lauen Märzwinden, rauschen und schäumen werden die Wasser, schwinden wird der Schnee unter dem Kuß der Sonne, erwachen, wiedererwachen wird alles zum Leben, zum Genuß, aber er, der ihn so geliebt, den Frühling, wo und woran wird seine unsterbliche Seele sich freuen in der Ewigkeit?

„Ewig, das ist der Runen unerforschlichste.“

Wie schön das war, was der Professor aus „Odhins Trost“ citirte und vorlas. „Heldenthum, Heldentod.“

Ja! Stille Heldenkraft der Seele, darauf kommt es an.

Gebhard tritt wieder an den Schreibtisch und greift nach dem Buch, das noch da liegt, wo er es nach dem Convent hingelegt. Und gleich die erste Seite, die er aufschlägt, fesselt ihn im höchstem Maaße.

„Verzagen, verzweifeln in elender Angst vor Tod und Vernichtung ist furchtsam, verächtlich.

Wer sein Leben nicht opfern kann dem ewigen All, von dem er's empfangen, dem Feigling vergleich ich, welcher sich weigert für sein Volk zu fallen bei hallendem Heerhorn. Wie für sein Volk fällt freudig der Held, für Asen der Ase, so sind alle Wesen geweiht für werdende Welten zu verwesen; — wir welken und weichen, auf das Andere erstehen — wie der Same versinket, daß die Blume erblühe, für Andere sterben, ist das so trostlos untragbar?"

Wie recht hatte der Professor mit seiner Begeisterung, das sind herrliche Gedanken.

„Nicht das Nichts und die Nacht — ewig ist einzig das Licht und das Leben und wonniges, warmes Bewegen!" „Wen der Trost nicht tröstet, daß auf ewig das All wechselnde Wandlungen wirkt, daß Leben, Licht unerlöschlich lodern in Unendlichkeit, daß Andere ernten, wo er gesäet, daß andere erben, wenn er selber versank, die Lust des Lebens — den tröstet kein Trost als trügender Traum "

„So schließt mein Gesang. Kein Jubeln, kein Jauchzen, doch nicht zages Verzweifeln, ernst ist das Ende, doch nicht düster . . ."

Er liest weiter und weiter. Wie in eine Welt hoher, erhebender Gedanken wird er versetzt, und er fühlt sich eins mit dem All, dem wir entstammen und dessen unwandelbaren Gesetzen auch unsere Lebensschicksale sich einzufügen haben, wenn wir auch den Zusammenhang aller Dinge, das Weßhalb? und Wofür? und Wozu? nicht zu erfassen vermögen. Noch eine Stelle liest er in tiefer Bewunderung.

„Klangvoll die Klagen durchtönte ein tapferer, tröstender Ton:
Ich ahnte mit Andacht, ich hörte mit Ehrfurcht,
Ja ich schaute mit Schritten schreiten,
Mit ehernen, ewigen Schritten,
Das schrecklich schöne, das Schicksals-Gesetz — —
Und horch: mit Frohlocken erkannt' ich den Klang,
Als altgewohnten; denn es geht im Geheimen,
In gleichem Gang mit des rollenden Rades großem Gesetz
Wenn hoch es sich hob: mein eigenes Herz! —“

„Es geschieht, was geschehen muß, wir können es nicht hindern!“ ist sein letzter Gedanke.

Als es 11 Uhr schlägt, schläft er fest und ruhig.

Auch Riesens Eintritt in ihr gemeinschaftliches Schlafzimmer stört ihn nicht, aber einige Stunden später fährt er auf. Ein Geräusch hat ihn geweckt. Er richtet sich auf, horcht.

Bleiches Mondlicht fällt durch die befrorenen Scheiben — im Nebenzimmer tickt eifrig und eilig die kleine Standuhr, als könne sie den Morgen nicht rasch genug heraufbringen. Wieviel mag es wohl an der Zeit sein? Er streicht ein Zündholz an — 4 Uhr! — Also kann er noch einige Stunden schlafen.

Oros, der zu seinen Füßen liegt, blinzelt ihn, ein Auge öffnend, verschlafen an, wedelt mit dem Schwanz und legt sich auf die andere Seite.

Auch Gebhard sucht sich eine bequemere Lage, zieht die Decke höher herauf und schließt die Augen, aber der Schlaf kehrt nicht wieder. Soviel Gedanken wirbeln ihm plötzlich durch den Kopf. Er wirft sich ein paar Mal hin und her, liegt bewegungslos — umsonst.

Aufs Neue macht er Licht, brennt sich eine Papyros an, schiebt sich das Kissen fester unter den Nacken und starrt zur Decke empor.

Da ist auch das Geräusch wieder — Oros jagt

im Schlaf, nun sieht er es deutlich. Seine Nüstern blähen sich und seine Pfoten bewegen sich, als ob er laufen wolle — dabei stößt er hin und wieder kurze Laute von sich.

Welche Bilder reflectirt in diesem Augenblick sein Hundehirn? Hat ein Thier auch Erinnerung an Orte? Träumt er jetzt vielleich von Krakenorm, von seiner geliebten Jagd auf Krähen und anderes Gelichter, die er, obgleich hundertmal dafür berufen, doch nicht lassen kann.

Ist der Kampf zwischen Menschen, ist zum Beispiel das Duell auch solch ein angeborener Naturtrieb, ein Atavismus der wilden Mordgelüste unserer Vorfahren, ein Rudiment aus einer Zeitperiode, da es ohne blutige Jagd, sei es gegen Mensch oder Thier, keine Nahrung gab für den physischen Organismus. Und jetzt kämpfen die Ideen den Kampf um's Dasein und auch da muß es Siegende und Unterliegende geben. Und der Unterliegende — von einem höherem ethischen Standpunkte aus gesehen und beurtheilt — ist er nicht oft gerade der Sieger?

„Das Leben ist der Güter' höchstes nicht —
Der Uebel größtes aber ist die Schuld."

Wie oft hat er über die Tragik der Schuld geredet, die auf einem Gewissen liegen kann, als schwere Last, und nun naht vielleicht auch für ihn das Verhängniß. Was wird geschehen, wenn er und Wolfgang sich gegenüberstehen? Mit welchen Gefühlen wird er auf den Gegner zielen? Rachegelüste? — Nein, er hat dies Duell nicht gewollt, aber ist man seines Schusses immer absolut sicher?

Alle die Duelle, welche er erlebt oder von denen er gehört, treten in sein Gedächtniß.

Das eine zwischen einem Estonen und einem Curonen, welches ihm zuerst über die Consequenzen einer in Leichtsinn provocierten Forderung die Augen

geöffnet — Thalbergs schweres Schicksal und auch manch ein anderes, welches mit Verstümmelung oder Tod geendigt. Und unter ihnen, das, welches ihm immer das grauenhafteste erschienen, der Tod des einen Partners, durch reinen Zufall. In's Bein getroffen, war einer der Duellanten gestürzt, im Fallen war seine Pistole losgegangen, hatte den Gegner in's Herz getroffen, todt niedergestreckt.

Und nun wird er selbst eine tödtliche Waffe richten auf eine Menschenbrust.

Wie nun, wenn seine Kugel einen unglücklichen Lauf nimmt, würde er es je verwinden, den Tod eines Menschen verschuldet zu haben, oder sich damit beruhigen, daß die Umstände ihn dazu gezwungen?

Umstände, Schicksale? Giebt es ein blindes Ungefähr, oder waltet in Allem eine höhere Macht? Mußte das sein, was geschieht? Konnte es nicht anders kommen?

„Kann geschehen, was auch nicht geschehen konnte?“ Wo hat er das gehört oder gelesen? Richtig gelesen, in Odhin's Trost!

Wie war es doch?

Leise, um Riesen nicht zu wecken, geht er in's Nebenzimmer. Bleiches Mondlicht wirft seine Strahlen auf den Fußboden, still, alles so still.

Etwas wie ein Frostgefühl durchschauert ihn in diesem lastenden Schweigen der Nacht.

Das Buch nimmt er mit, schlüpft wieder unter die Decke, zündet sich eine neue Papyros an.

Er wirft die Seiten hin und her — war es mehr am Anfang? Ah, da ist die Stelle.

„Odhin spricht: „Glücklich die Bäume und glücklich die Thiere. Sie müssen, wie die Menschen, aber sie wähnen doch frei zu sein.

Sie entbehren die Wonne, von sich selbst zu wissen,

diese stolzeste Ebenbürt mit uns Göttern, welche ich zuallerletzt erst — den Menschen verlieh.

Aber der Wolf, der das Lamm zerreißt, kennt nicht die Reue.

Ein Mann aber, der im Jähzorn den Freund erschlug, verflucht sich selbst um die That.

Der Mann zerfleischt sich selbst mit seinen ihn verklagenden Gedanken. Er haßt sich selbst."

Weiter spricht Odhin:

„Die Reue ist die Wurzel, welche immer weiter wächst, so oft Sühne sie herausgerissen wähnte. Das ist des Schicksals grauenhafte Qual, die er in Götter- und Menschenbrust gelegt hat: Die That ist nothwendig und die Reue nicht minder.

Oder bezeugt die Reue, daß die That nicht nothwendig war? Kann geschehen, was auch nicht geschehen konnte? Konnte es werden, mußte es nicht schon sein?"

Gebhard läßt das Buch sinken.

„Mußte? Giebt es ein Muß, das uns zwingen könnte, Schlechtes, Falsches zu thun! Nein, nimmermehr! Zwar können wir nicht immer das Böse hindern, aber selbst es begehen, das brauchen wir nicht. Erkenntniß gab ein schöpferischer Wille dem Menschen, er weiß von sich selbst, ist Herr über sich und seine Triebe und er hat die Wahl zwischen Gut und Böse, zwischen Recht handeln und Unrecht thun. Er kann so oder so, er *muß* nicht!" — —

Und plötzlich, wie eine Antwort auf seine eigenen Gedanken, steht es ihm vor Augen.

„Sieg ist und Unsieg des Schicksals Sendung, aber uns eigen, ewig uns eigen, nicht von Schicksal noch Scheusal zu schmähen, zu schänden, kenn ich die Kraft, die kernig kühne, den tröstenden Trost, der das Traurigste trägt: *Der Sieg ist des Schicksals — Edelsinn unser.*"

„So ist ewig das Edle, das einmal geworden, denn es war — nie verneinen es neidische Nornen.“

Eine große Ruhe kommt über Gebhard.

Er muß mit der Waffe in der Hand Wolfgang entgegentreten, aber zu treffen braucht er ihn nicht.

„Der Sieg ist des Schicksals, Edelsinn unser.“

Und das Schicksal liegt in Gottes Hand. Sein gläubiges Gemüth greift danach, wie nach einem Halt. Er faltet die Hände, spricht ein Vaterunser.

„Und vergieb uns unsere Schuld, so wie wir vergeben unseren Schuldigern.“

* *
*

„Gebhard!“

Riesen sagt es leise, zu leise.

Eine Weile schon hat er an des Freundes Bett gestanden und auf den Schläfer hinabgeblickt.

Wie schwer ihn zu wecken, er schläft so tief und ruhig. Am Fußende liegt sein Hund.

Oros hat die schwarzen Hundeaugen weit offen, und ihm ist, als lese er darin: „Thue ihm nichts, ich wache!“

Und nun kann eine kleine Kugel kommen und dieses ganze lebensfrohe, hoffnungsvolle Dasein ist ausgelöscht. Und nicht abzuwehren, wenn das Verhängniß naht.

Er glaubt nicht an Ahnungen — „Altweibervergnügen“, hat er oft gesagt, aber warum geht es ihm jetzt durch den Sinn: „Zu gut für diese Welt.“

Gerade die stolzesten Aehren holt sich der Schnitter Tod — so oft noch vor der Reifezeit!

Ein plötzliches Angstgefühl schnürt ihm die Kehle. Wie schwer, ihn zu wecken! Und doch, es muß geschehen, die Zeit drängt.

„Gebhard!“ Er wiederholt es lauter.

Der Angerufene öffnet die Augen, fährt empor.

„Es ist Zeit, Hermann, ja?“

Riesen nickt.

Gebhard kleidet sich sorgsam an. Instinctiv will er auch das Farbenband anlegen — es ist Elisabeths Arbeit! — doch nein, das muß ja zurückbleiben. Er wirft es zurück auf den Nachttisch und es fällt auf das Buch — „Odhin's Trost.“

„Dies Werk von Dahn mußt Du auch lesen, Riesenbär, und bald. Es ist großartig schön. Halt, ich hab's! Ich schenke es Dir zu Weihnachten, zur Erinnerung an unser letztes Universitätsjahr. Gleich heute holen oder bestellen wir es bei Karow. Und nun vorwärts.“

Eine Tasse glühend heißen Kaffee's gießen sie eilig herunter und fahren in die Mäntel.

„Halten Sie den Oros fest, Karlinchen, wir können ihn nicht brauchen,“ sagt Riesen.

Kopfschüttelnd blickt ihnen die alte Aufwärterin nach: „Ach Gott, ach Gott, schon wieder einmal! — Oros, komm in Küche, sonsten spickst Du mir noch los, und Erra's wollen Dir nicht mitaben.“

Und sorgfältig schließt sie die Thüre.

Gebhard und Riesen sind hinausgetreten auf die Straße. Noch herrscht winterliche Morgendämmerung, aber im Osten glüht schon der Widerschein der aufsteigenden Sonne und röthet die Wolkenwand, welche Schnee verheißt.

Es ist bitterkalt und Riesen fröstelt.

Wie oft hat er solche Secundantendienste geleistet — nie, so wie heute, hat es sich ihm dabei schwer auf die Brust gelegt, in beängstigendem Druck. An der nächsten Ecke finden sie einen Schlitten.

„In den X.'schen Garten,“ raunt Riesen dem ver-

schlafenen Rosselenker zur, und derselbe greift zur Peitsche — Studenten fahren gerne rasch.

Es geht durch verschiedene Straßen, überall sind Wachen aufgestellt, und freundlich begrüßt Gebhard im Vorbeifahren Lionel und einige Andere.

Der Unparteiische und die Offiziellen sind schon zur Stelle. Einige Secunden später trifft Wolfgang ein mit seinen Secundanten.

Er ist sehr blaß, sieht übernächtig, aber elegant und correct aus.

Die Distanz wird gemessen, die Pistolen geladen. Die Dämmerung lichtet sich mehr und mehr.

Jetzt stehen sich die Gegner gegenüber, in kalter Ruhe, gewollter Gelassenheit.

Auch die Uebrigen nehmen ihre Plätze ein.

Am östlichen Himmel glühen rosenrothe Wölkchen, fast bis zum Zenith hinauf, es wird heller und heller – die Sonne ist aufgegangen, wirft einen goldigen Strahl über die Gruppe. Der Unparteiische hält die Uhr in der Hand.

„Seid Ihr fertig?"

„Ja."

„Ich werde jetzt zählen! — „Eins!"

Gebhard hebt leicht und rasch die Waffe — ein Blitz! — ein Knall! — Sie sehen es Alle, mit Absicht vorbeigeschossen.

„Zwei!"

Wolfgang zielt länger, kalte Tücke im Blick.

„Aha, auch hier will man den Edelmüthigen spielen," knirscht er innerlich. „Nein, mein Lieber, ohne Denkzettel geht es nicht ab."

Jetzt kracht sein Schuß.

„Drei!"

Wolfgangs Hand fällt schlaff herab. Die weiße Hemdenbrust, da vor ihm, sieht er roth sich färben.

Gebhard hat die Arme emporgeworfen — er wankt,

und bevor Riesen zuspringen und ihn auffangen kann, schlägt er rücklings schwer zu Boden.

Bestürzt eilen seine Freunde herbei, und Erich kniet rasch nieder, um zu untersuchen, wo der Schuß getroffen, welchen Weg die Kugel genommen.

Jähes Entsetzen zuckt durch sein aufgeregtes Hirn. Als er sich wieder aufrichtet, ist das charaktervolle Antlitz des jungen Mediziners fast so geisterhaft bleich, wie das plötzlich so schmal gewordene Gesicht des Verwundeten, der zu seinen Füßen liegt.

In kalten Schauern rieselt es ihm über den Rücken.

Er winkt Max bei Seite zu treten und flüstert ihm zu:

„Mir scheint, hier reicht mein Können nicht aus, hole so schnell Du kannst Deinen Onkel, den Professor."

Und wie gehetzt ist Max davongejagt.

Lange, bange Minuten folgen. —

Gebhard hat den Versuch gemacht, sich zu erheben, aber mit einem Stöhnen ist er zurückgesunken. Um seine Lage bequemer zu gestalten, haben sie ihre Mäntel unter seinen Kopf geschoben und Riesens starker Arm stützt seine Schultern.

Jetzt liegt er regungslos, die Augen geschlossen, nur die Brust hebt und senkt sich in raschen Athemzügen.

Der Sonnenball ist emporgestiegen, höher, immer höher, badet die Welt in Licht.

Ein neuer Tag beginnt, neues Hoffen, Wünschen, Streben, und hier geht ein junges Leben zu Ende, bevor es noch eigentlich gelebt.

„Um Nichts!" denkt Erich. „Um Nichts!"

Schweigend, in tiefer Ergriffenheit umstehen auch die Anderen den Schwerverwundeten, dessen Athem immer rascher geht und über dessen Antlitz tiefer und tiefer die Schatten des Todes sich senken.

Sie fühlen es Alle mit entsetzlicher Klarheit — hier ist menschliche Kunst zu Ende, alle Hülfe zu spät.

Da kommt es in großen Sätzen herangesprungen. Oros hat sich losgerissen, sein Spürsinn hat ihn hierher geführt und mit kurzem Freudenlaut wirft er sich auf die am Boden liegende Gestalt, sucht das Gesicht und die Hände zu lecken.

Erich will ihn fortziehen, aber Gebhard hat die Augen weit aufgeschlagen — ein Strahl erwachenden Bewußtseins fliegt durch ihre glanzlose Tiefe, ein schwaches Lächeln des Erkennens umspielt seinen Mund.

„Oros, mein Hundchen," murmelt er leise und streichelt sanft den schwarzen Kopf, der sich in seine Hand schmiegt.

Und Oros legt sich neben seinen Herrn nieder, wedelt zufrieden mit dem Schwanz und bellt ein paar Mal vergnügt auf. Für ihn ist das Alles nur so ein bekanntes Spiel. So oft in Krakenorm's Wäldern, wo Gebhard ihn darauf dressirte Verlorenes zu finden, hat sein Herr sich zum Spaß verwundet gestellt und hat sich suchen lassen.

„Mein liebes, treues Hundchen," wiederholt der Sterbende, und noch einmal fährt die schwache Hand über das weiche Fell des Thieres, sinkt dann ermattet zurück.

Aber die großen blauen Augen werden klarer und klarer, schauen empor zum Himmelsdom, wo die Sonne siegreich durch Nebelschleier bricht. Mühsam wendet er den Kopf, seine Blicke suchen umher, haften an der Gestalt des Gegners.

„Wolfgang!" kommt es kaum vernehmbar von den blassen Lippen.

Der Gerufene zuckt zusammen. Zögernd, widerstrebend tritt er näher und näher.

Mit Anstrengung hebt Gebhard ihm die Hand entgegen.

„Es ist schade um Dich, Wolfgang, sehr schade.

Man muß Ideale haben, sonst ist das Leben farblos und leer. Schade!" wiederholt er noch einmal, dann verlieren sich die Worte in undeutlichem Gemurmel und Riesen muß sich tief hinabbeugen, um einzelne Silben zu erfassen.

„Arme — ar — me Ma — ma. — Krake — norm.. Grüßt . . . Alle . . ."

Mehr und mehr haben sich die Nebel gelichtet, mit rothem Schein übergießt die Morgensonne die weißbeschneiten Bäume des Gartens.

Geblendet schließt Gebhard die Augen, dann öffnet er sie wieder weit und groß.

Wie der Widerschein eines Lächelns verklärt die fahlen Züge. „Livonia's Farben."

Noch einmal wird die Stimme lauter, mühsam, aber klar und deutlich tönt es:

„Meine — Fahn' — ist — roth — grün — weiß — mein Herz für . . ."

Ein gequälter Ausdruck verzerrt das Gesicht, er reckt sich empor, als wolle er sich aufrichten, seine Hand krampft sich um Riesen's Aermel, dann wirft er plötzlich die Arme weit auseinander, ein Zucken geht durch den schlanken Körper und langsam läßt Riesen ihn niedergleiten, das edle, große Herz schlägt nicht mehr!

In diesem Augenblick erscheinen Max und sein Onkel. Tief bewegt beugt sich der Professor herab, prüft den Pulsschlag — dann, mit fast liebkosender Gebärde, schließt er die Augen des Todten.

* * *

Als der Professor in seine Wohnung zurückkehrt, blicken ihm die in Aufregung und Spannung zurückgebliebenen jungen Mädchen angstvoll fragend entgegen. Vor einer Stunde hatte es scharf geschellt, und dann war Max, im Mantel, ganz außer Athem, in's Wohnzimmer gestürzt, und, ohne die Schwestern zu begrüßen,

„Ist Onkel zu Hause? Wo ist Onkel?“ — Er hatte es fast geschrien, mit vor Aufregung heiserer Stimme.

„Hier! mein lieber Junge! Was willst Du von mir?“ hatte aus dem Nebenraum die freundliche alte Stimme gesagt, und Pfeife und Zeitungen in der Hand, war zugleich der Gesuchte auf der Schwelle seines Cabinets erschienen. Ein Blick auf die wahrhaft verstörten Züge seines Neffen und er hatte erschreckt hinzugesetzt:

„Um's Himmelswillen, Max, was ist Dir zugestoßen?“

Statt aller Antwort hatte ihn Max in's Vorhaus gezogen und, ihm den Pelz um die Schultern legend, halblaut ein paar Worte geflüstert, worauf der Professor mit dem Ausruf „Mein Gott, wie furchtbar! Wo denn?“ hastig nach seiner Mütze gegriffen. Und ohne sich auch nur umzusehen, waren sie davongeeilt.

Doch so leise sie gesprochen, zwei Worte hatte Elisabeths, durch eine jähe Ahnung geschärftes Ohr erfaßt, zwei Worte nur, aber sie durchzuckend, wie mit elektrischem Schlag. „X.'scher Garten.“ Wenn das nur kein Unglück bedeutet! Das ist ja der Garten, wo in letzter Zeit häufig die Pistolenduelle abgemacht werden. Der Boden schwankt unter ihren Füßen. Sie greift nach einem Halt.

„Was glaubst Du, daß geschehen ist?“ Marie fragt es aus erschrecktem Gesichtchen.

Eine Stunde später wissen sie es. In's Zimmer tretend, läßt sich der Onkel schwer in einen Sessel fallen. Ein grauer Schatten liegt auf dem gütigen Gesicht, die Augen schimmern feucht. Fast automatenhaft hat sich Elisabeth, die, seine Rückkehr erwartend, am Fenster gesessen, erhoben und nähert sich ihm, aber sie ist nicht im Stande mit den bebenden Lippen eine Frage zu formen.

Marie ist es, die ungestüm ausruft:

„Oh bitte, Onkelchen, sage uns doch, weshalb hatte es Max so eilig und war so erregt?"

„Gebhard Rehburg lag schwer verwundet . . ." Er bricht ab vor dem starren Blick aus Elisabeth's weit geöffneten Augen — dann fährt er fort, mit zitternder Stimme:

„Nein! Schlimmeres ist geschehen und Ihr müßt es ja doch erfahren — unser lieber Gebhard ist todt."

Abwehrend breitet Elisabeth die Hände aus, weicht zurück wie vor einer Schreckgestalt.

„Todt!" wiederholt sie leise, wie abwesend. „Todt..!"

Mit Anstrengung die Füße setzend, kommt sie dem Onkel ganz nahe.

Ein paar Mal bewegt sie die Lippen, dann zwingt sie die Worte heraus, mühsam, ohne Klang.

„Ist er . . . in einem . . . Duell gefallen?"

Wortlos nickt der alte Herr und beschattet die Augen mit der Hand.

Marie bricht in Thränen aus.

„Wie werden die Krakenormschen es überleben," schluchzt sie. „Meine arme, liebe Nora."

„Und durch wessen Hand? — Mit wem das Duell?" Elisabeth fragt es wieder. — Schauernde Angst vibrirt in der Stimme.

Einen Augenblick zögert der Professor die Antwort zu geben, dann sagt er hart:

„Wolfgang."

„Wolfgang!" schreit sie auf. „Oh mein Gott, wie gräßlich! — Wolfgang!"

Und sie schlägt die Hände vor's Gesicht, aber keine Thräne erleichtert die Qual ihres zuckenden Herzens.

Durch Marie herbeigerufen bringt die Tante beruhigende Tropfen, will sie überreden sich hinzulegen, aber sie bittet nur leise: „Laßt mich hier."

In diesem Raume hat sie ihn zuletzt gesehen, lebensfroh, hoffnungsreich — vor drei Tagen!!

Im Vollgefühl des errungenen Sieges war er eingetreten, und sie hatte den Blick nicht wenden können von dem strahlend schönen Gesicht.

Von dem Convent hatte er ihr erzählt — ob die Forderung damals schon gefallen war?

Jetzt erinnert sie sich! Mit eigentümlicher Betonung hatte er gesagt: „Wenn Sie die Meinigen sehen, grüßen Sie Alle sehr, sehr von mir."

Das stürmische Wetter hatte die Abfahrt der Schwestern verzögert und so war es gekommen, daß sie sich noch in Dorpat befanden.

Im Duell gefallen! Er, der Vorkämpfer für die Abschaffung desselben, — welche furchtbare Tragik! Und durch Wolfgang's Hand! — —

Vor ihren Geistesaugen steht plötzlich das dunkle Gesicht des Vetters mit dem Blick voll wüthenden Hasses, der sie mehrere Mal so tief erschreckt.

Was mag er empfinden, jetzt? Ueberall muß es ihn ja verfolgen, das Bild dessen, den er getödtet mit frevelnder Hand.

O, wie ihr graut vor ihm.

In diesem Augenblicke meldet das Stubenmädchen, Graf Riesen wünsche den Herrn Professor zu sprechen.

„Ich lasse bitten." Der alte Herr geht mit schweren Schritten seinem jungen Gast entgegen.

Zusammen treten sie in's Zimmer und schweigend begrüßt Riesen die Professorin und die jungen Mädchen.

Elisabeth's Hand bebt in der Seinen und nie vergißt er den ergreifenden Ausdruck ihrer dunklen Augen.

„Ich bin gekommen, Herr Professor, um mit Ihnen die Depeschen zu besprechen, welche wir nach Krakenorm schicken müssen — eine zu plötzliche Mittheilung könnte Frau von Rehburg tödtlich erschrecken."

„Sie haben Recht, lieber Graf. Die schwere Pflicht,

Gebhards Eltern vom Geschehenen in Kenntniß zu setzen, läßt sich nicht verschieben. Ich habe auch schon darüber nachgedacht, in welcher Form es am schonendsten zu machen wäre. Kommen Sie in mein Cabinet, da finden wir Schreibzeug."

Nach einigem Hin- und Herreden entscheiden sie sich für folgenden Wortlaut:

„Gebhard erkrankt, hoffentlich bald hergestellt."

Am Nachmittag soll ein zweites Telegramm folgen.

„Verschlimmerung — wenig Hoffnung."

Und dann ein drittes, die schreckliche Thatsache meldendes: „Gebhard heute früh sanft entschlafen."

* * *

Nun liegt er aufgebahrt unter Blumen, in dem Raume, der erfüllt ist von der Erinnerung an ihn. Silberne Armleuchter brennen ihm zu Häupten und hohe Blattpflanzen umgeben das Lager.

Am Fußende lehnt ein herrlicher Kranz, in den Farben der Livonia, den Riesen gebracht.

Und von den Wänden sehen die Portraits seiner Lieben herab auf den stillen Schläfer, der nie mehr zu ihnen emporgrüßen wird mit liebenden Augen.

„Ach, mein Jungerrchen, mein Jungerrchen!" jammert die alte Carline und wischt sich die dicken Thränen mit ihrer Schürze ab.

„So ein Unglück! Wai Gottchen, so ein Unglück!" schluchzt sie.

„Aach ätte ich doch verräthet! Herr Pedell ist oft gekommen und at gesagt — „Frau Carlinchen, sagen Sie mir immer, wo und wann wird Pistolenschießen sein!" Ich wollte aber doch nicht — dachte, Jungerras wollen doch losknallen und hauen, soll ihr Spaß nicht verdorben sein durch alte Carline, aber dies Unglück jetzt. — —

Herz schmerzt und Kopf schmerzt — kann man nicht aushalten und muß doch so weinen."

Und sie kniet hin zu Oros, der vor dem Bette liegt, als wache er über seinen stillen Herrn.

„Ja, Oros — hast auch geweint — große Thränen hast Du geweint, als all dein Lecken Gebhard-erra nicht aufwecken konnte. Wird nie mehr sagen: „Altes Carlinchen", und so schön lachen, daß immer gleich war wie Sonnenschein ins Herz hinein." Und bitterlich weinend küßt sie die wachsbleichen Hände des Todten.

* * *

Es ist der Abend des übernächsten Tages und man erwartet die Krakenormschen, welche sich telegraphisch angemeldet haben.

„Nun gehe ich in das X'sche Haus und werde dort bis zur Ankunft der Krakenormschen verweilen," sagt der Professor zu seiner Frau.

„Du wirst gut thun, das Abendessen warm zu halten, denn ihre Ankunft könnte sich sehr verzögern. Es schneit ohne Unterlaß und die Wege sollen ganz entsetzlich verstühmt sein."

Als er mit diesen Worten in's Vorhaus tritt und sich nach seinen Galloschen umsieht, steht Elisabeth, schon in Hut und Mantel, wartend da.

„Nimm mich mit, Onkel, bitte," sagt sie halblaut und zieht den schwarzen Schleier tief über die verweinten Augen.

Beim Hinaustreten auf die Straße packt sie ein heftiger Windstoß. Dem Onkel ist es, als ob sie schwanke, und er reicht ihr den Arm. Wortlos legt sie ihre kleine Hand darauf und schweigend gehen sie die Strecke Weges zum Embach hinunter und bis vor das Haus, welches so still dasteht, als ob es nichts Außergewöhnliches berge.

Aus dem Flur treten sie gleich ins Zimmer — die Thür ist nur angelehnt.

Riesen und Erich begrüßen sie ehrerbietig und ziehen sich discret zurück.

Elisabeth ist es, als habe sie Blei in den Füßen, aber langsam, mit gesenkten Lidern kommt sie näher und näher.

Noch einige Schritte und da sieht sie ihn! — — —

Ein Nebel legt sich über ihre Augen, die Lage scheint zu stürzen, doch mit übermächtiger Willensanstrengung überwindet sie den Schwindel, gebietet dem athemraubenden Klopfen ihres Herzens.

Und dann neigt sie tief das Haupt und faltet die Hände zum Gebet.

Oh, wie hat sie täglich für ihn die Gedanken zu Gott erhoben und, seitdem sie die eigenen selbstsüchtigen Träume überwunden, ihm ein schrankenloses Glück gewünscht und erfleht, alle die Seligkeiten dieser Erde, und jetzt liegt er vor ihr, kalt, starr, stumm.

Regungslos das lebensprühende Gesicht, geschlossen die glänzenden Augen, auf ewig verstummt der beredte Mund. Ist es zu fassen, zu ertragen, das nie, nie wieder?!

All ihr bisheriges Leben ist mit ihm und seinem Bilde so eng verwachsen, und sie ziehen an ihren geistigen Augen vorüber, die frohen Kinderjahre voll unbekümmerten Frohsinns, dann die Confirmationszeit, wo sie sich näher kennen lernten, und nachher die langen Gespräche, in denen sie sich gegenseitig förderten und die herzliche Freundschaft sich entwickelte, auf Vertrauen und Achtung gegründet, bis etwas Anderes hinzukam, der schmerzhafte Glanz ihrer tiefverborgenen, heißen Liebe . . .

Postglocken tönen näher und näher. Sie achtet ihrer nicht — so viele Studenten fahren um diese Zeit schon zu den Weihnachtsferien weg! — Erst als sie

dicht vor dem Hause klingeln und der Onkel leise hinausgeht, fährt sie aus ihrem Sinnen empor.

„Das sind die Krakenormschen, gleich werden sie da sein."

Aus ihrem Muff zieht sie ein kleines Sträußchen und legt es auf die Brust des Todten, dann beugt sie sich herab und preßt die Lippen auf die marmorkalte Stirn.

„Ich bleibe Dir treu, auch über den Tod hinaus," flüstert sie.

Als sie sich umwendet, sind sie schon eingetreten, Nora und ihr Vater.

Schwer stützt sich Nora auf Erichs Arm, Herr von Rehburg geht allein, aber sein Anblick schneidet Elisabeth ins Herz.

Düster glühen die mächtigen Augen unter der hohen Stirn, gramvolles Leid furcht die Züge, Gestalt und Gesicht sind um Jahre gealtert.

Lange umstehen sie Alle den Sarg, blicken schweigend auf das im Tode so wunderschöne, junge Gesicht, welches wie gemeißelt ist in seiner starren Ruhe.

Nur Erichs besorgte Augen suchen immer wieder Nora. Sie sieht erschreckend blaß aus und hält sich kaum auf den Füßen.

„Nora müßte zur Ruhe gehen, Onkel Anton . . ."

„Du hast Recht, Erich, aber wo werden wir wohnen?"

„Meine Frau erwartet Ihre Tochter, Herr von Rehburg," mischt sich der Professor ein, „und auch für Sie ist ein Zimmer bereit."

„Danke, vielen Dank, aber ich bleibe hier — ich möchte auch noch von Erich erfahren, wie Alles gekommen und . . ." Die Stimme bricht in heiserem Schluchzen und kraftlos sinkt die gebeugte Gestalt auf einen Stuhl.

„O mein Einziger, mein Einziger," murmelt er —

„Alles zu Ende, alles."

Nachdem der Professor sich mit Riesen und Erich über die Stunde der Abfahrt geeinigt, verläßt er mit Nora und Elisabeth den Raum.

Nora ist so müde, daß sie nichts mehr empfindet. Ihr Kopf schmerzt unerträglich und eine lähmende Schwäche ist über sie gekommen.

Willenlos läßt sie sich von Marie entkleiden, gehorsam trinkt sie die Tasse Thee, welche die Professorin ihr bringt, aber kein Schlaf kommt in ihre Augen. Sie sieht immer nur das stille Gesicht im Sarge. Und die Mutter hat nicht einmal diesen letzten Trost. Der Arzt hatte ihr das Mitfahren unbedingt verboten — Herzschwäche, Ohnmachten, nach der letzten Depesche eine schwere, die stundenlang gedauert hatte. Allein ist sie zurückgeblieben, — nur Frau von Theren ist gleich herübergekommen, nachdem die furchtbare Nachricht sie erreicht, wird mit ihr nach Ruhensee, wo die Rehburgs ihr Familienbegräbniß haben.

Wird sie den Schlag überleben? Zwar lebt in dem zarten Körper eine starke Seele, die gläubig auch das Schwerste als von Gott gesandt trägt, aber ihr körperliches Befinden hat sich im Laufe der Jahre langsam und allmälig immer mehr verschlimmert, flößt den Ihrigen die größten Sorgen ein.

„Oh, mein Gott, erhalte sie uns," schluchzt es auf in Nora's Seele.

* * *

Auch über dem Therenhofschen Hause ist der Todesengel dahingeflogen, mit seinen Schwingen die weiße Mädchenstirn streichend, und dunkle Schatten sind auf die sonst von Lust und Jubel erfüllte Weihnachtszeit gefallen.

Ein schweres Nervenfieber hat Elisabeth niedergeworfen und bange Wochen folgen.

Aber ihre junge Lebenskraft ringt mit der gefähr-

lichen Krankheit, widersteht dem drohenden Feinde. Sie bleibt den Ihren erhalten.

„Auf wie lange?!“ fragen sie sich, in zagender Angst, da sie so kraftlos in ihren Kissen liegt.

Als sie endlich, nach Monaten, ihr Lager verlassen darf, zwitschern die Spatzen, sich allerlei Vogelneuigkeiten erzählend, auf ihrem Fenstersims, und die Staare haben ihre Sommervilla bezogen, da im großen Ahorn auf der Terrasse.

Und während die Eltern oder Geschwister ihr, plaudernd und arbeitend, Gesellschaft leisten, oder ihr etwas vorlesen liegt sie, zu jeder Beschäftigung noch zu schwach, mit müßigen Händen im Wohnzimmer und blickt mit müden Augen stundenlang hinaus in den werdenden Frühling.

Den Winter vertreibt die steigende Sonne — es rieselt vom Dache, der Schnee schwindet mehr und mehr, das erste Grün schimmert, allerorten regt sich neues Leben, Wünschen und Hoffen, und in ihr liegt das Herz, wie erdrückt von der Wucht ihrer Trauer um Gebhard.

So kommt das Osterfest heran, ein spätes Ostern, mit sonniger, warmer Luft die Wangen der Genesenden umfächelnd.

Am Palmsonntag darf sie zum ersten Mal hinaus, zu Charfreitag auch in die Kirche, und die Predigt über den Text: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun —“ packt sie tief.

Allmälig übernimmt sie auch wieder ihre häuslichen Pflichten, geht der Mutter, wie früher, in Allem zur Hand, nimmt an allem Theil und ist auch den Geschwistern wieder die Vertraute, zu der sie, fast lieber noch als zu der Mutter, mit all den kleinen Sorgen und Freuden ihres Kinderlebens flüchten.

Nie klagt sie. Gleichmäßig, ruhig ist ihre Stimmung, aber der klare Blick der seelenvollen Augen ist oft ver-

schleiert und wie erloschen der weiche Glanz in dem zarten Antlitz.

Kurz vor Himmelfahrt kommen die Brüder aus Dorpat zurück — jetzt trägt auch schon Adalbert die Farben! — und fröhliches, buntes Treiben herrscht im Hause. Elisabeth, deren Kopf lautes Geräusch noch nicht verträgt, sucht in dieser Zeit häufiger die Einsamkeit ihres Stübchens auf, und man läßt sie gewähren.

Eines Tages tritt Max, einen Brief in der Hand, in Elisabeth's Zimmer und beugt sich mit zärtlichem Kuß zu ihr hinab. Sie liegt auf ihrer Couchette, ein geöffnetes Buch im Schooß. Ein Ausdruck sinnenden Ernstes reift das weiße Gesicht.

„Willst Du etwas von mir, mein lieber Jung'? Soll ich Dir vielleicht einen schwierigen Brief stilisiren?"

Und als er nicht gleich antwortet, fügt sie hinzu:

„Du machst nämlich genau solch ein hilfloses Gesicht, wie als kleiner Bub', wenn es galt, den Großeltern oder sonst Jemand in der Verwandtschaft ein Dank- oder Gratulationsschreiben zu senden, und Du absolut nicht wußtest, in welcher Form Dich Deiner schweren Aufgabe zu entledigen."

„Ja! Schreiben war nie meine Force und wie man es fertig bringt, zum bloßen Vergnügen ganze Bücher vollzuskribiren, das wird mir, so lange ich lebe, ein ungelöstes Räthsel bleiben."

Noch versucht er es hinzuhalten, was er ihr mitzutheilen gekommen, schafft ihr und sich selbst, durch Plaudern, eine Frist.

„Was liest Du da für ein Buch, Hausmütterchen? Ah, das ist wohl . . ."

„Odhin's Trost!" Ja. Ich lese es schon zum dritten Mal, versenke mich mehr und mehr darin und finde es jedesmal schöner."

Ein feines Roth färbt ihre Wangen.

„Weißt Du auch, wie Onkel und Gebhard Rehburg

davon gesprochen, als Ihr Alle an Deinem letzten Geburtstage bei uns speistet. Auf Onkels Vorschlag nahm Gebhard Rehburg das Buch mit, um es in den Weihnachtsferien zu lesen, und als Onkel es von Graf Riesen zurückbekam, schenkte er es mir. Ein Zeichen lag darin und diese Stelle muß ich immer wieder aufschlagen — vielleicht hat er noch in dem Buch geblättert — in der letzten Nacht."

Ein leichtes Zittern läuft durch ihre Gestalt. — Mit einem unbeschreiblichen Ausdruck blickt sie vor sich hin, dann hebt sie wieder den Kopf.

„Es ist die Stelle, wo Odhin verkleidet zum Zwerg Zwotto hinabgestiegen ist, um die Salbe zu holen, welche Baldur unverwundbar machen soll. Sieben Fragen stellen zu dürfen hat der Zwerg sich ausgebeten, und Odhin's Antworten finde ich so großartig schön, besonders die Steigerung in den letzten, — Frauenliebe — Schlachtensieg — Heldenthum! Und so muß es auch sein, für den echten, rechten Mann. Höher als Herzensleben muß ihm Geistesleben gelten. Höher als das Haus mit seinen stillen Freuden, als die Familie mit ihrem Liebeslohn, werthet Schlachtensieg, aber nicht in verheerendem, männermordendem Krieg erfochten, — nein, in höherem Sinne gemeint. Es bedeutet — für mich wenigstens — den Kampf des Geistes um die heiligsten Güter der Menschheit, der Sieg errungen in edlem Wettstreit um den Besitz ewiger Wahrheiten und zum Besten der großen Völkerfamilie.

Aber noch giebt es ein drittes, allerhöchstes — Heldenthum! In seiner tiefsten Tiefe gefaßt, das stille, unsichtbare Heldenthum der Seele, ein Entfalten innerer Kräfte, durch welche wir siegen über uns selbst.

Sich bewußt werden des göttlichen Funkens, der in Jedem von uns lebt und auflodern soll zu des Ewigen Ehre — und im Gefühl dieser Gotteskindschaft

und Gottähnlichkeit nach Vollkommenheit dürstend, den Kampf aufnehmen mit dem eigenen Ich, ringen und streben nach ewigen Gütern, unvergängliche Schätze inneren Lebens sammeln, die uns lösen vom Irdischen, emporheben über der Erde Lust und Schrecken."

Max hat ihr staunend zugehört. „Wie sie gereift ist, geistig gewachsen," denkt er.

„Größe suchen," fährt Elisabeth fort, „wahre Größe! Heldenhaftigkeit entwickeln im Dulden, im Entsagen, Selbstverleugnung üben, Barmherzigkeit haben, und verzeihen, ja, Liebe empfinden können auch für die, welche uns hassen und wehe thun. Und so wahres Heldenthum erreichen, weil der Siege göttlichster das Vergeben ist."

„Da ist der Anknüpfungspunkt," fährt es Max durch den Sinn.

Er schiebt seinen Stuhl näher zu ihr heran und nimmt ihre kalten Finger in seine lebenswarmen Hände.

„Laß mich an das appelliren, was Du eben sagtest, Schwester," beginnt er — „denn — ich habe einen Auftrag an Dich . . . eine Bitte . . ." wieder stockt er.

„Und, wie es scheint, eine schwere?" sagt sie, noch immer ahnungslos.

„Ja! es ist, daß . . . er möchte . . ."

„Wer möchte?"

„Lies, bitte, diesen Brief."

Sie greift nach dem Couvert, das er ihr reicht.

Als sie die Handschrift erkennt, zuckt sie zusammen, — jähe Gluth fliegt bis zur reinen Stirn empor, doch sie entfaltet schweigend den Bogen. Aber während sie liest, gräbt sich eine Falte, immer tiefer, zwischen ihre Brauen.

In dem Schreiben bittet Wolfgang um die Erlaubnis nach Therenhof zu kommen. Er müsse Elisabeth sprechen und wolle von Allen Abschied nehmen, da er, dem Wunsche des Vaters entsprechend, für

mehrere Jahre in's Ausland gehe, um dort sein Studium zu beendigen.

Ihn wiedersehen, ihn begrüßen, der ihn traf aus ... nein! Das braucht sie nicht über's Herz zu bringen, das nicht!

Elisabeth faltet den Brief zusammen und reicht ihn Max zurück.

„Nein," sagt sie kurz. „Schreibe ihm ein Nein."

„Elisabeth!? Er ist ein Anderer geworden...."

„Zu spät," sagt sie tonlos, „zu spät."

„Laß Dir erzählen, Schwesterchen. Er hat schwere Monate hinter sich, eine lange Krankheit — er war dem Tode nahe, nach seiner Verwundung."

Ueberrascht sieht sie ihn an.

„Verwundung? Er verwundet?"

„Ja, in einem Duell mit Riesen."

„Noch ein Duell?! Schuld auf Schuld gehäuft." Ihre Stimme wird tief, bebt in Erregung.

„Ich will ihn nicht sehen — mir graut vor dem, was er gethan."

„Aber Elisabeth, so darfst Du es nicht nehmen. Ein Duell ist doch kein ..."

„Verbrechen, willst Du sagen," unterbricht sie ihn. „Ja, Ihr meßt nach anderem Maaß, aber Du weißt es längst, Max, wie ich dazu stehe. Für mich ist und bleibt ein tödtlich verlaufendes Duell ein Mord und lastet als Blutschuld auf dem Thäter."

Leise, kaum hörbar hat sie begonnen, jetzt wird die Stimme lauter, die Betonung nachdrücklicher.

„Ihr bezeichnet es nicht so – Ihr nennt ein Duell bloß einen Ehrenhandel, sprecht von Sühnung für erlittene Beleidigung, aber wo bleibt die Sühne, wenn der Unschuldige als Opfer fällt?

Sühnen kann man nur durch Reue und Abbitte. Für begangenes Unrecht, für weniger noch — bloßes Wehethun um Verzeihung zu bitten, ward uns gelehrt

von klein auf, und deshalb kann ich mit meinem Mädchenempfinden Euren Ehrenkodex nicht verstehen, kann Euch nicht folgen in diese sogenannten Ehrbegriffe, die es erlauben, daß man ungestraft den Gegner zum Krüppel macht oder ihn aus dem Leben schicken darf — unvorbereitet, vielleicht eigenes, schweres Verschulden bezahlt, mit fremdem Blut.

Für mich, und ich denke für einen rechten Christen, giebt es nur eine wahre Ehre, die Christenehre — und die gebietet, kurz und bündig, Gottes Willen zu thun und seine heiligen Gebote zu halten. Und das lautet einfach und klar: „Du sollst nicht tödten." Da ist nicht zu deuteln und deshalb graut mir vor Wolfgang, wie vor einem Mörder . . ."

„Schwester, um Gotteswillen, sag' so etwas Furchtbares nicht. Es war doch nur ein unseliger Zufall..."

„Natürlich Zufall! Und das glaubst Du? Ich weiß, ich weiß," fährt sie erregt fort, als er sie auf's Neue unterbrechen will.

„Nach juristischen Begriffen liegt ein Mord nur dann vor, wenn eine Absicht vorlag. Sonst ist es nur Todtschlag, oder Nothwehr oder unabsichtliche Tödtung — aber es kommt auf eins heraus.

Und sage mir auf's Gewissen, weiß man immer, was tief innerlich in einem Menschen vorgeht? Wer sieht ganz klar in den Seelenregungen, wer erforscht die verborgenen und doch treibenden Beweggründe, blickt in die dunklen Tiefen des Empfindens, kennt die Gedanken, die secundenlang durch ein Hirn blitzen, die man sich selbst kaum zu gestehen wagt, und die allein schon tödten würden, wenn sie könnten?! — —

Kaum wissen wir selbst, was die geheimste, tief innerste Triebfeder unserer Handlungen ist, wozu uns und andere, gekränkte Eitelkeit, verwundete Eigenliebe führen kann.

Und von jeher war Wolfgang ein ungebändigter

Charakter, eigenwillig, herrschsüchtig, der gerne selbst die erste Rolle spielen wollte.

Schwer trug er an Gebhard Rehburg's anerkannter Vorherrschaft und Superiorität . . ."

„Das ist wohl möglich," unterbricht Max. „Es lagen überhaupt unvereinbare Gegensätze in ihnen. Wolfgang ist eine wilde, zügellose Natur, aber bei aller Rivalität und so brutal rücksichtslos er sich auch gab — einer bewußt ausgeführten Schlechtigkeit, Niedertracht, halte ich ihn nicht für fähig. Vielleicht wollte er schwer verwunden, aber mit Absicht tödt . . . nein! das kann ich nicht glauben, und Du müßtest die Grundlosigkeit Deiner Annahme einsehen und nicht ungerecht werden, Elisabeth."

„Ich will ihn auch nicht verdammen. Möge Gott, der in die tiefsten Tiefen der Seele blickt, ihn richten, und wenn er gefehlt, ihm in Seiner Gnade verzeihen — ich kann es noch nicht und darum will ich ihn auch nicht wiedersehen! — Nein, bitte, sage nichts mehr, Max," abwehrend hebt sie die Hand — „dringe nicht weiter in mich und — bitte — gehe jetzt. Sage Mama, ich käme nicht zu Tisch, ich hätte starke Kopfschmerzen." Mit einer müden Bewegung drückt sie die Finger an die Schläfen.

Ohne etwas zu erwidern, küßt Max ihr die Hand und verläßt das Zimmer.

Am nächsten Morgen sucht ihr Vater sie in ihrem Stübchen auf.

„Nun, wie geht es, Lisabetha? Kommen die Kräfte wieder? Sind die Kopfschmerzen vergangen? Ja? Nun, das ist schön, denn ich habe über Ernstes mit Dir zu reden, mein Töchterchen."

Er nimmt sie zärtlich in die Arme und sie lehnt en Kopf an seine Brust, wie sie als Kind so oft gethan.

„Maxen's Brief ist noch nicht abgegangen — ich habe seine Absendung verhindert. Ich wollte noch selbst

mit Dir sprechen, von Deiner Weigerung, Wolfgang wiederzusehen."

„Bitte, Papa, erlasse mir darauf zurückzukommen."

„Nein, mein Herzenskind. Deiner Krankheit wegen habe ich es bis jetzt vermieden, aber einmal muß es doch zur Sprache kommen zwischen uns, dieses schreckliche Ereignis. Ja, es ist namenlos Trauriges geschehen, aber laß mich Dir wiederholen, was Max Dir schon gesagt — es war nur ein Zufall."

„Ich weiß es besser," will sie aufschreien, aber sie hält die Worte zurück, verschlingt nur die Hände ineinander.

„Einen anderen Gedanken dürfen wir garnicht aufkommen lassen," fährt Herr von Theren eindringlich fort, ihren Kopf, den sie tief gesenkt hat, leise streichelnd. „Muthmaßungen sollen wir keine Gewalt einräumen über unser Denken und Fühlen.

Ich begreife, daß Dich Gebhard's Tod besonders ergriffen hat. Ihr wart so befreundet und Du hattest ihn lieb, wie einen Bruder."

„Wie einen Bruder," wiederholt sie leise, wehmüthig.

„Auch wir trauern aufrichtig um ihn, aber das Leben hat nun einmal seine Forderungen, — wir können einem Verwandten nicht die Thüre weisen wegen eines unglücklich verlaufenen Duells.

Gott allein kann da Richter sein, und Wolfgang leidet auch unter dem, was geschehen ist, davon bin ich überzeugt.

Er hat auch mir geschrieben, mit dringenden Worten, und eine ernste Bitte muß man nie abschlagen, auch wenn es bisweilen große Ueberwindung kostet dem eigenwilligen Ich. Ohne Opfer zu bringen, lebt man kein Leben, Kind, und besonders kein Christenleben."

Und als sie noch immer schweigt, nur sich fester in seine Arme nestelt, fährt er überredend fort:

„Meine Elisabeth will doch nicht nur eine Christin heißen, will in Wahrheit eine sein! — Nicht wahr? Zu Pfingsten willst Du mit uns an des Herrn Tisch treten — da macht man Frieden mit sich und seiner Umgebung. Und Gebhard selbst hat ihm die Hand gereicht zur Versöhnung, hat man Dir das nicht erzählt?"

Sie hebt die Augen, die voll Thränen stehen.

„Ja, Gebhard selbst — — — keiner unedlen Regung war er fähig."

„So sei mein tapferes Kind, Elisabeth, bekämpfe Deine Gefühle und versprich mir, daß Du es Dir noch bis morgen überlegen wirst, was wir Wolfgang antworten sollen."

„Mitleid haben, Barmherzigkeit üben, Verzeihen können!" — ihre eigenen Worte hallen in ihr nach. Sie beugt sich herab und küßt des Vaters Hand.

„Ich will thun, was Du wünschest, lieber Papa." Leise, kaum hörbar, kommt es über die durch die Erregung tieferblaßten Lippen.

* * *

Eine Woche später hört man das Geklingel von Glocken, und ein Postwagen rollt vor die Hausthür.

Es ist Wolfgang.

Max übernimmt es, ihn der Schwester anzumelden.

Als er ihr Zimmer betritt, steht sie am Fenster, den Blick verloren hinausgerichtet auf die Frühlingspracht draußen, und die sinkende Sonne überfluthet die stille Gestalt mit goldigem Glanze.

„Wolfgang bittet Dich um eine Unterredung, willst Du sie ihm gewähren?"

Sekundenlang verharrt sie regungslos, dann nickt sie stumm.

Und sie hat die Stellung nicht gewechselt, als jetzt die Thüre sich wieder öffnet und Wolfgang die Schwelle überschreitet.

Seine heißen Blicke suchen sie, und ihr Anblick schneidet ihm tief in's Herz.

„Wie durchsichtig blaß und schmal sie geworden ist," denkt er.

Ein schwarzes Gewand schmiegt sich in weichen Falten um die schlanken Glieder, hebt die vergeistigte Klarheit des feinen Ovals, in denen die dunklen Augen größer als früher erscheinen.

In tiefer Bewegung tritt er auf sie zu, bietet ihr die Hand.

Sie schaut auf — einen Augenblick ist es, als würde sie, gebannt durch seine düsteren Augen, die ihre hineinlegen, aber dann rieselt ein Schauer durch ihre Glieder und sie wendet sich ab.

Nein! diese Hand, welche die tötliche Waffe erhoben, sie kann sie nicht berühren.

Eine Weile stehen sie unbeweglich, wortlos.

Dann plötzlich, mit einem klagenden Laut, sinkt er ihr zu Füßen, umklammert ihre Kniee.

Sie weicht einen Schritt zurück.

„Stehe auf, Wolfgang," sagt sie leise.

„Nein, Elisabeth, nicht eher, als bis Du mir die Hand gereicht, als Beweis, daß Du dereinst vergessen wirst, was geschehen ist."

„Ich bitte Dich, stehe auf!" wiederholt sie noch einmal — bestimmter.

„Elisabeth, ich flehe Dich an, habe Mitleid mit mir. Sage, daß Du vergessen wirst. — Laß mich nicht von hinnen gehen, auf lange, ohne diese Hoffnung! — Oh, wenn Du wüßtest, was ich gelitten habe . . ."

Sie hebt die gesenkten Lider, richtet den Blick der dunklen Augen voll auf ihn, forschend, als wolle sie auf den Grund seiner Seele schauen.

Max hat Recht, er ist verändert, die Augen liegen tief und um den sonst so spöttisch lächelnden Mund ist ein Leidenszug tief eingegraben.

„Du hast gelitten!! Auch Du hast gelitten!“ sagt sie ernst, fast feierlich. „Und Du wirst noch mehr leiden . . . Dunkel wird Dir das Leben sein, weil . . .“

„Ja!“ stöhnt er auf. „Nimmer hätte ich es gedacht, aber ein Schleier liegt mir auf Allem.

Ich fühle es bang, vielleicht habe ich es selbst verscherzt, mein Lebensglück, und sie lassen mich nicht los, die anklagenden Stimmen . . .“

„Des Gewissens,“ ergänzt sie mit schwerer Betonung. „Denn, wer Blut vergossen hat, deß Blut soll wieder vergossen werden — und ist es nicht sein Lebensblut, so mag er es doch ungesehen verlieren, in Einsamkeit und Trauer, in Reue und Schmerz, das Herzblut sein, mit dem sein Frieden dahinsickert.

Aber wer wahrhaft, aus tiefster Seele bereut, für den giebt es Heilung, Barmherzigkeit auf Erden und im Himmel Vergebung.“

Er richtet sich auf und hascht nach ihren schlanken Händen, drückt leidenschaftliche Küsse darauf.

Sie entzieht sie ihm sanft.

„Nicht so, Wolfgang, ich bitte Dich! — Gehe hin in Frieden und Gott wird Dir vergeben, um Deiner Reue willen, wie ich,“ sie stockt, dann kommt ein fast überirdisches Leuchten in ihre fiebrigglänzenden Augen — — — „um Gebhards willen Dir verzeihen will.“

Er zuckt zusammen, noch ist der Dämon in ihm nicht ganz gebändigt. Aus ihrem Munde diesen Namen und in diesem Ton — welche unsägliche Marter. Auch todt haßt er noch den, der ihn getragen und der ihm geraubt, was allein ihm werth erschien, die Seele dieses Mädchens, des einzigen Wesens, an das er sich geklammert hatte, wie der Ertrinkende an die Planke, um sich herauszuretten aus den Strudeln seines wilden Lebens. Alle Weichheit ist wieder weggewischt aus seinen Zügen, er steht vor ihr bleich, finster, kalt.

„Eine Verzeihung in dieser Form brauche ich nicht,“ sagt er schneidend herb.

„Er verlor sein Leben durch meine Hand — und ich verliere das Leben meiner Seele durch ihn.“

Wilde Gluth lodert auf in seinen dunklen Augen.

„Wir sind quitt.“

Entgeistert sieht sie ihn an.

„Was meinst Du?“ entringt es sich ihr, „Was bedeutet das?“

„Was das bedeutet?“ Schmerzliche Bitterkeit bebt im Ton.

„So höre meine Beichte, heilige Elisabeth, und nur von Dir will ich Absolution.

Weißt Du etwas von meiner trostlosen Kindheit, von dieser Hölle, die mein Vaterhaus war, nachdem meine Mutter gestorben und Papa sich eine zweite Frau ins Haus brachte, nicht schlecht, aber jung, vergnügungslustig, eine Natur, die den trotzigen, ungeberdigen, nach seiner Mutter sich krank sehnenden Jungen nicht verstand?

Mein Vater selbst, ein Tiefenthal — das sagt alles! — ebenso meine älteren Brüder, deren Beispiel Gift war für mich Fünfzehnjährigen.

War's da ein Wunder, daß ich wurde, was ich jetzt bin, oder wenigstens scheine und was man so gemeinhin einen Taugenichts zu nennen pflegt — so einen, dem nichts heilig ist, der alles in den Staub zieht und mit Füßen tritt, was der Tugendhaften A und O ist — und der nur einen Cultus kannte, den seines eigenen Ichs.

Merkwürdig nur, daß auch solche Egoisten einen, freilich vor aller Augen streng verborgenen, Fleck im Innern haben, wohin er sich rettet, der Glaube an ein Ideal, und wo, wenn auch cynisch verspottet, sie lebt, die Sehnsucht nach Edlerem, Besserem. Und auch in mir war sie nicht ganz gestorben, die Seele, aber sie war

überwuchert von Leidenschaften, wie von Unkraut, zerfressen von ungezügelten Begierden, wie von Rost.

Da sah ich Dich!“ Er hat in steigender Erregung gesprochen, jetzt wird die Stimme weicher — „Weißt Du es noch, hier zu Deiner Confirmation. Wie eine Lichtgestalt standest Du vor dem Altar und in mir erwachte der alte Kinderglaube an einen Schutzengel, vor dem das Unreine flieht und das Gemeine sich verbirgt.

Unwiderstehlich zog es mich zu Dir hin — so ähnlich warst Du meiner Mutter, und was sie gewesen wäre für mich, wurdest Du, der gute Genius meines Lebens.

Und ich beschloß, Deiner werth zu werden, ich rang mit all den niederen Trieben in mir, ich kämpfte an gegen böse Leidenschaften und ein paar Jahre lang war ich ein Anderer, wenigstens innerlich. Aus meiner Liebe zu Dir machte ich mein Heiligthum, ein Tempel erwuchs in mir, wo ich, der Freigeist, betete — zu Deinem Bilde! Da waren Stufen, auf denen ich kniete, vor Deiner Reinheit! Da brannte Tag und Nacht das ewige Lämpchen meines Gefühls — für Dich!

Und Dich zu gewinnen, zu erringen, wurde der heißeste Wunsch meines Lebens, das Ziel all meiner Zukunftspläne. Freundlich kamst Du mir entgegen, aber — vor anderthalb Jahren — da fühlte ich, daß etwas zwischen uns trat — er!“

Elisabeth, die sich an ihren Schreibtisch gelehnt hatte, läßt sich in einen Sessel fallen und schattet das Gesicht mit der Hand.

„Und als ich fühlte, daß Du ihm gabst, wonach ich lechzte, Vertrauen, Achtung, Freundschaft — auch Deine Liebe, — sah, wie Du Dich immer mehr und mehr von mir abwandtest, scheuer, fremder werdend, da wurde ich wie wahnsinnig vor Eifersucht und Verzweiflung, verlor die Macht über mich, die letzte.

Mein Vater rief mich zurück — nur noch ein

paar Monate, dann sollte ich fort aus Deiner Nähe, die wieder geweckt in mir, was ich erstorben wähnte, den Glauben an mein besseres Ich, daß noch zu retten sei — nun war alles umsonst! Er bekam das Feld frei, den ich haßte, oh so glühend, weil er gut und edel war, makellos.

Ihn von seinem Tugendpiedestal zu reißen, dazu war mir jedes Mittel recht. Er wollte sich nicht duelliren, aus Princip, und ich zwang ihn dazu ..."

Die ganze ungebändigte Leidenschaftlichkeit seiner Natur bricht hervor. Seine Augen lodern in wildem Triumph. Schön wie ein Dämon der Vernichtung steht er vor Elisabeth.

In starrem Grausen hat sie ihm zugehört, bleich geworden bis in die Lippen. Nun schaudert sie weit von ihm zurück und schlägt die Hände vor's Gesicht.

„Also das war es doch — jetzt erst sehe ich klar, begreife ganz, worum es sich handelte zwischen Euch. Nicht um Fragen der Vorherrschaft, nicht um Principien — — um mich."

Ihre Stimme bricht in einem schluchzenden Laut.

„Um mich mußte er sterben. Als vermeintlichen Nebenbuhler fürchtetest Du ihn, und Du räumtest ihn fort — mit mörderischer Hand."

„Elisabeth!" schreit er auf.

„Mit mörderischer Hand," wiederholt sie mit steigendem Nachdruck — „denn Du wolltest seinen Tod. Du dachtest damit den Weg frei zu bekommen, glaubtest wirklich, daß ich das Geschehene vergessen würde, doch Du hast Dich verrechnet — nicht mich liebte er, ich aber bleib' ihm treu, auch über das Grab hinaus."

Sie hat sich hoch aufgerichtet, der verzückte Glanz kommt wieder in ihre Augen.

„Um ihn strahlt ewig die Erinnerung, verklärend auch, was irdisch an ihm war. Sein lichter Geist zieht mich hinan und ich sehe ihn bald wieder vor Gottes

Thron. Meine Seele grüßt den Tod ohne Bangen, denn, als Du ihn trafst, hast Du auch mich getroffen, bis ins Lebensmark. Ich habe abgeschlossen mit Glück und Hoffnung."

Eine Weile stehen sie Beide unbeweglich.

Er fühlt es klar — sie ist ihm verloren! Auch todt hat Gebhard gesiegt, besitzt, wofür er seiner Seelen Seligkeit gegeben hätte, die Liebestreue dieses Mädchens.

Noch einmal tönt ihre Stimme klanglos an sein Ohr.

„Wir haben uns nichts mehr zu sagen, Wolfgang! Geh' jetzt, meine Kraft ist zu Ende."

Stumm sieht er zu ihr hinüber, umfaßt mit düsterem Blick die geliebte Gestalt.

Mit gefalteten Händen steht sie am Fenster, und auf dem Goldgrund des Abendhimmels hebt sich ihr zartes Profil ab, wie ein Heiligenbild.

So wird er sie immer sehen, in all den stillen Stunden, da die Vergangenheit auf das Herz eindringt mit schweren und peinigenden Gedanken! —

Die Thüre fällt hinter ihm zu und ihm ist als sähe er den Engel der Vergeltung mit dem scharfen Schwert der Reue Wache halten vor seinem verlorenen Paradiese.

* *
*

Hermann Riesen hat sein letztes Examen gemacht, seine Schrift geschrieben und eingereicht. Die Studienjahre sind vorbei, und man rüstet sich in der Livonia ihn zu committiren.

Ihm wird das Scheiden schwer, aber er fühlt es nur allzu gut, es ist Zeit, dem Burschenleben Valet zu sagen.

Die älteren Kameraden sind fast alle fort, hierhin und dorthin verstreut, mit dem jungen Zuzug ist er wenig bekannt, entfremdet der früher so allgemein beliebte Riesenbär. Ueberhaupt — verändert ist so

Vieles, und auch er ist ein Anderer geworden. Gebhard's Tod hat ihm die frohe Sorglosigkeit genommen und er vermißt ihn überall, bei Allem, den lebensvollen Genossen, den liebsten Freund.

Jahrelang haben sie Alles getheilt, zusammen wollten sie Dorpat verlassen, hatten sich oft den Augenblick ausgemalt.

Und jetzt betritt er allein noch einmal das Conventsquartier, wo sich, altem Brauch gemäß, alle Glieder der Corporation versammelt haben.

„Ecce venit te salutans,“ schallt es ihm entgegen.

Wie oft hat er sie mitgesungen, die Comitatslieder, und jetzt erklingen sie für ihn.

„Da hängst Du nun in dunkler Ecke,
Du alter Flausch, mit Staub bedeckt,
Es höhnen Dich die andern Röcke,
Sie sind so neu und glatt geleckt.“

Zwischendurch wird Captschello und Negus herumgereicht und manches Glas ihm zu Ehren geleert.

Dann geht es hinunter auf die Straße, und der Zug ordnet sich, der ihn noch bis zum Stationsberge geleiten soll.

Voraus flattert, von jugendstarkem Arm getragen, die roth-grün-weiße Fahne, ihr folgt Riesen — Axel und Erich zur Seite — und hinterdrein, bunte Lampions tragend, die ganze Schaar der Kameraden.

„Bemooster Bursche zieh' ich aus,
Behüt' Dich Gott, Philisterhaus!
Zur alten Heimath geh' ich ein,
Muß selber nun Philister sein.

Jetzt erreichen sie das Universitätsgebäude. Hier hält der Zug. Mit grüßender Bewegung der Hand entblößt Riesen das Haupt, und aus voller Brust, mit lauter Stimme ruft er: Vivat, crescat, floreat — alma mater Dorpatensis in aeternum.“

Weiter geht es, weiter.

„Fahrt wohl, ihr Straßen, grad und krumm!
Ich zieh' nicht mehr in Euch herum,
Durchtön' euch nicht mehr mit Gesang,
Mit Lärm nicht mehr und Sporenklang!"

An den Fenstern zeigen sich neugierige Gesichter und in der Mädchenschule klopft manch Backfischherz, ersehnt in Ungeduld den Schluß der Unterrichtsstunde, als es emporschallt.

„Da komm' ich, ach! an Liebchens Haus,
O Kind, schau noch einmal heraus,
Heraus mit Deinen Aeuglein klar,
Mit Deinem dunklen Lockenhaar."

Ueber den Markt, die Ritterstraße entlang, bewegt sich der stattliche Zug.

Nach allen Seiten wirft Riesen grüßende Blicke.

Bild um Bild verlebter Stunden, heitere Reminiscenzen, sie ziehen vorüber, ja — vorüber!

Die Wehmuth des Scheidens überkommt ihn, seine Augen feuchten sich. Alles vorüber,

„Wenn die Reben wieder blüh'n
Regt sich auch der Wein im Faß,
Dann aus Dir der Bursch muß zieh'n,
Alma universitas."

Auf dem Stationsberge halten schon die Postwagen, in denen er und seine Kameraden Platz nehmen — Axel, Molten, Erich, Max, Lionel und einige Andere begleiten ihn noch ein Stückchen Weges.

Riesen schüttelt den Zurückbleibenden herzhaft und kräftig die Hand, und dann, hinter den davonrollenden Wagen her, erklingt es noch in vollem Chor:

„Es schlägt die Abschiedsstunde,
In unserm Freundschaftsbunde,
Leb' wohl, leb' wohl, auf Wiedersehn."

Riesen steht im Wagen und schwenkt den Deckel grüßend nach allen Seiten.

„Ja! auf Wiedersehn!" schreit er mit Stentorstimme.

Der Staub wirbelt auf! Ein Lebensabschnitt liegt abgeschlossen für immer hinter ihm, aber einen unverwelklichen Kranz leuchtender Erinnerungen, die nimmt er mit, und ob dereinst die Haare grau und die Augen trübe werden, in seinem Herzen sollen sie weiterleben in schimmernden Glanz.

In Novum wird noch brav gezecht und manch treues Freundeswort gesprochen, — dann, als die Sonne aufgeht, rollt er allein auf der Poststraße weiter.

Zum letzten Mal ist er in dieser Richtung und auf diesem Wege Gebhard's Sarg gefolgt.

Welch eine grauenvolle Fahrt durch die winterlichen Einöden. Nur langsam war man vorwärtsgekommen auf den bis zur Unfahrbarkeit verstühmten Wegen, und den ganzen Tag, in ununterbrochenem Flockengeriesel, hatte es weitergeschneit — bei wüthendem Südost, der die Schneekrystalle ins Gesicht blies, hineinwehte in die Kleider, durch doppelte Pelze hindurch. Tief versanken die Pferde in den locker angehäuften Schneemassen und in mancher Wehe waren sie stecken geblieben, hatten die Postillone in benachbarte Gesinde schicken müssen, um Leute mit Schaufeln zu holen und die Schlitten ausgraben zu lassen — mehr als einmal auch hatten er und Erich ihre Plätze verlassen müssen, um die Krakenormsche Kibitke vor dem Umwerfen zu bewahren, den Schlitten mit dem Sarg zu stützen. Obgleich unsichtbar, hatte der Mond die lange Winternacht matt erhellt, aber gegen Morgen war er untergegangen, und auf einer der Stationen in der bergigen Gegend von Ruhensee — dem Ziel ihrer Fahrt — hatte der Posthalter kategorisch erklärt, es sei unmöglich bei dem Höllenwetter in der Dunkelheit weiterzufahren, schon tagsüber könne man kaum durch.

Nora hatte sich in eines der Gastzimmer zurückgezogen und auch Erich und er, todtmüde nach all den Eindrücken der letzten Tage, den schlaflosen Nächten,

hatten sich auf die noch reichlich vorhandenen Betten ausgestreckt. Ruhelos aber war Anton von Rehburg im Vorderraum auf und abgeschritten, bis zur Weiterfahrt.

Am Nachmittag hatten sie Ruhensee erreicht, den Sarg aufgebahrt in der Friedhofscapelle des Erbbegräbnisses der Rehburgs.

Viele Glieder der Familie waren da versammelt gewesen und sie tauchen vor ihm auf, all die ernsten, wehmuthumschatteten Gesichter, er sieht Noras verweinte große Augen und Frau Rehburg's weißgewordene Haare. Einige Tage später, an einem frostklaren Nachmittage — die Beerdigung.

Eine wunderschöne Rede hatte der Pastor, welcher ihn confirmirt, gehalten über den Text: „Du wirst gesäet verweslich, aber Du sollst auferstehen unverweslich."

Ergreifende Worte hatte auch Erich im Namen der Livonia dem lieben Kameraden nachgerufen, an des Dichters Wort anknüpfend: „Nur wer liebt und strebt, lebt wahrhaft."

Gebhard's ideales Streben hatte er gerühmt und seine Liebe. Seiner reichen Natur sei Geben, Umfassen so recht eigen gewesen. Und nun sei sie für immer erloschen die Wärme des Herzens, das Feuer der Begeisterung für alles Große, Edle und Hohe, in ein unbekanntes All zurückgeflogen die Seele. Aber in ihrer Aller Gedächtnis werde er fortleben, als der Besten und Edelsten einer, als der ewig junge und wache Geist des Strebens, des Fortschritts.

Und sie wollten dessen würdig sein, daß sie in seiner Nähe geweilt, so oft die Macht seiner Persönlichkeit empfunden, wahr machen, was er gewollt und erstrebt als Glied ihrer Gemeinschaft und für dieselbe.

Warm schlug sein Herz für die corporative Idee und, werth zu bestehen und zu bleiben, auch im launen=

haften Wechsel der Zeit, sollte die Livonia keinen verderblichen Mächten verfallen — das war sein Wunsch und ihn wollen sie erfüllen.

Ein Wahrzeichen für Ehre, Recht und Sitte, soll ihre roth=grün=weiße Fahne wehen, hoch über allem Gemeinen, makellos rein!

Kranz an Kranz hatte sich gehäuft auf dem mit Tannengrün geschmückten Hügel und dann war es hinausgeklungen in die kalte Winterluft:

„Ist einer unsrer Brüder nun geschieden."

Strahlenlos, ein glühend rother Ball, hatte die Sonne damals tief am Himmel gestanden — jetzt steigt sie höher und höher, und welch ein anderes Bild beleuchtet sie.

Thaufrisch schimmern die Wiesen, Lerchen steigen jubilirend empor, das zarte Gezweig der Birken wiegt sich im Morgenwinde. Lenzeswonne überall. Maienluft.

An den Zäunen der Gesinde und Gehöfte stehen flachsblonde Kinder, dürftig bekleidet, lassen sich von der langentbehrten Sonne bescheinen.

Er winkt ihnen freundlich zu.

Hüterjungen und =mädchen treiben das magere Vieh auf die noch kaum grünen Wiesen und Raine, aber mit tollen Sprüngen freuen sich Kälbchen und Lämmchen der gewonnenen Freiheit. Aus den dunklen, dumpfen Stuben und Ställen drängt alles hinaus in's Freie, lechzend nach Luft, sucht Mensch und Thier seinen Platz im Licht.

Sonniger werden auch Riesen's Gedanken.

Was Gebhard ihm gewesen, das nimmt er mit in seines Herzens Tiefen, und Gebhard's Streben soll ihm Richtschnur sein auch fernerhin.

Kühl und herb, aber kräftigend weht ihm die Frühlingsluft, voll Erdgeruch und Birkenduft, in's Gesicht — seine breite Brust dehnt sich in neuer Spann=

kraft. Was Gebhard's Tod ihm Niederdrückendes gebracht, er schüttelt es ab — vor ihm liegt das Leben, und er fühlt Lust, Energie und Willen, um es auszuleben, mit allen Sinnen und allen Kräften, um zu arbeiten für seine Umgebung, für sein Land, als Mann.

Arbeiten! — Wo er vorbeikommt, Arbeit überall.

Noch trägt das Vögelchen die Halme zum Nest zusammen und hinter dem Pfluge schreitet der Bauer und öffnet den Boden für künftige Ernten. Und rechts und links am Wegrande, bald hier, bald dort, schimmert es grün, reckt und streckt sie sich dem Lichte entgegen, die junge Saat! Ueberstanden des Winters Grauen und Gefahr, und unter dem treibenden Odem des Frühlings sprießt und wächst sie in der Lenzsonne, genährt von fruchtbarer Erde und himmlischem Thau.

Die junge Saat, die Hoffnung des Jahres.

Und plötzlich überkommt Riesen der Gedanke, daß auch der Nachwuchs eines Landes solch eine junge Saat ist, welche — vorwärts drängend und ihren Platz im Lichte fordernd — die Zukunftshoffnung der Heimathserde zur Wirklichkeit machen soll. Hier und dort dieselben Gesetze des Werdens — dieselbe Bestimmung aus dem Dunkel emporzustreben in's Licht, höher und höher, und zur Erfüllung innerster Forderungen zu wachsen und Früchte zu tragen. Sie haben alle ihre Berechtigung, die Tage des knabenhaften Uebermuths, der sorglosen Studentenzeit — diese Jahre sonniger Kindheit und lachender Jugend, damit es sich recke und strecke, dehne und weite, was als Keim und als Trieb in jedem Individuum steckt, anfangs noch verborgen, wie das Korn, welches der Säemann dem Boden anvertraut.

Aber es gilt noch mehr — heranreifen zu stolzer Ähre, die sich im Glanz der Sommersonne wiegt, einen festen Kern bilden, welcher den Fröften des Lebens widerstehen kann.

Nun steht die Sonne im Zenith — er öffnet den Mantel und dehnt die Glieder unter dem warmen Schein.

Stundenlang rollt er durch das blühende Land — immer hügeliger, waldreicher, reizvoller wird die Gegend und seine Augen grüßen immer bekanntere Fluren.

Jetzt ist er seinem Ziel nicht mehr allzu fern. Hinter den Bergen, welche sich am Horizont thürmen, liegt sein geliebtes Dohlenburg, wo Großmütterchen ihn erwartet, um dem Volljährigen die Zügel der Verwaltung zu übergeben, die Leitung der großen Güter und Besitzthümer in seine starken jungen Hände zu legen.

Da er Tag und Stunde seiner Ankunft nicht genau vorausbestimmen konnte, erwarten ihn keine eigenen Pferde auf der letzten Station, aber zwei kräftige Gäule spannt man ihm vor den Postwagen und in schlankem Trabe geht es vorwärts, Berg hinauf und hinab in gleichmäßiger Allüre.

Nur bei einem lang ansteigenden Berge verfallen die Pferde in Schritt. — Jetzt ist die Höhe erreicht, und da — was vor ihm liegt, das ist schon Dohlenburgsches Gebiet, diese dunklen Linien am Horizont, das sind Dohlenburgs, sich weithin erstreckende, prachtvolle Forste.

Nur noch 10 Werst!

Ein Wort dem Postillon — willig schwingt derselbe die Peitsche. Die Pferde legen sich in's Geschirr, rascher und rascher rollen die Räder. Nun geht es einen Berg hinunter und dort, jenseits der großen Kiefer, bei der kleinen Brücke, da steht die Kupitze — das ist seine Grenze. Nun fahren sie daran vorüber — ein tiefer Athemzug! — er ist auf eigenem Grund und Boden! Es überkommt ihn in jubelnder Daseinsfreude, die Lust am Besitz erfüllt ihn ganz.

Jetzt denkt er nicht mehr zurück, die Zukunft öffnet ihre goldenen Thore, das Mannesleben winkt, ein reiches Feld der Thätigkeit.

An der Kirche vorbei, noch eine kurze Strecke auf der Landstraße und der Wagen biegt in eine große Allee. Da haben die Gutsleute eine Ehrenpforte errichtet — die Fähnchen in den Riesenschen Farben wehen fröhlich im Winde. Lustig klingeln die Postglocken, im Galopp geht es die letzte Anhöhe hinan. Da ragt das stattliche Haus, wo ihm alles lieb und vertraut von Jugend auf. Im Widerschein der Abendsonne blinken die Fenster, wie leuchtende Augen, und auf dem Balcon steht Großmütterchen, welche den Frühverwaisten erzogen — winkt mit liebem, treuem Lächeln dem Ankommenden ein Willkommen zu.

Und überall in Dolden, weiß schimmernd, überreich, blüht der Faulbaum, umduftet den alten rothen Thurm des einstigen Ordensschlosses, der aus üppigem Grün der Laubmassen aufragt, trotzig, ein Wahrzeichen für alle Zeit.

Roth-grün-weiß! Mit den heiligen Farben, denen er Treue gelobt für's Leben, empfängt ihn auch die geliebte Scholle, sie umstrahlen auch sein „Zu Hause."

Grüßend schwenkt Riesen den Deckel, ein Leuchten geht über sein Gesicht.

„O Heimathboden, o Heimathsluft.
Ehre sei Euch jetzt und immerdar."

In übermächtigem Gefühl schwillt ihm die Brust und er schwört es sich zu: „hier will ich arbeiten, wirken und schaffen, ein livländischer Edelmann sein und bleiben — nicht mehr und nicht weniger."



Badendiek, A. Bauernhandel. Rigasche Erzählung aus den Tagen unserer Grossväter. Preis geb. R. 2.—.

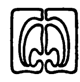
— — Sankt Jürgen. Rigasche Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. Preis geb. R. 2.—.

— — Munkenbek. Rigasche Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Preis geb. R. 1.60.

Girgensohn, Lotta. Ylo, Kaupos Sohn und Hans von Tiesenhusen. Erzählung aus der Zeit von Rigas Gründung. Illustriert. Preis geb. R. 2.40.

Glasenapp, Gregor von. Essays. Kosmopolitische Studien zur Poesie, Philosophie und Naturgeschichte. Preis ungeb. R. 3.—; geb. R. 4.—.

M. v. M. Was sollen wir morgen essen? Vorschläge zu einer zweckmässigen Zusammenstellung eines einfachen Mittags- und Abendtisches für alle Tage des Jahres. **Zweite** vermehrte Auflage. Preis kartoniert 80 Kop.



Druckfehler.

Seite 34,	Zeile 21,	statt	einzurichten — einrichten.
„ 126,	„ 26,	„	Schvanken — Schranken.
„ 149,	„ 21,	„	arwarten — erwarten.
„ 178,	„ 20,	„	an-deren — anderen.
„ 181,	„ 12,	„	dejourirenden — dujorirenden.
„ 183,	„ 13,	„	fingen — fingen.
„ 188,	„ 10,	„	Woifgang — Wolfgang.
„ 245,	„ 30,	„	immerhier — immerhin.
„ 336,	„ 36,	„	auch — noch.
„ 341,	„ 34,	„	en — den.


Edward Silsky
Vol 2
Bilder aus Livland
von
A. L. v. T. R.
JONCK & POLIEWSKY, RIGA.



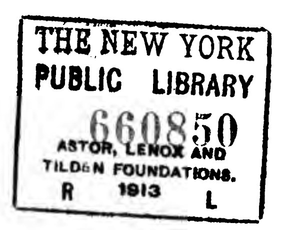
Bilder aus Livland.

Von

A. C. von T. R.

II. Folge.

Riga.
Verlag von Jonck & Poliewsky.
1907.



Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga
(Herderplatz Nr. 1).

I.

Der Subskriptionsball.



Schneetreiben — echtes, nordisches, winterliches Unwetter!

Langsam, in dicken Flocken oder in wirbelndem Tanz rieselt es herab, ohne Unterbrechung, stundenlang, tagelang, alles begrabend unter gleichmäßig weißer Decke! — —

Dann erhebt sich der Sturm und weht — weht! — — —

Ueber die Flächen treibt er sie vor sich her in wilder Jagd, die Schneekristalle, häuft sie hier an zu haushohem Wall, füllt dort Schluchten und Bodenvertiefungen — ändert in kurzer Zeit den Charakter der Landschaft bis zur Unkenntlichkeit, so daß es selbst einem geübten Auge schwer fällt die Wegspur zu finden.

Dann folgt einem kurzen, grauen Tage rasch sinkende Dämmerung — tiefe Dunkelheit deckt die Fluren. — Stühmwetter, dies Gespenst nächtlicher Winterfahrten! Nirgends ein Schimmer von Licht, eine menschliche Behausung zu erblicken, kaum, daß man die Hand vor den Augen sieht, so erfüllt ist die Luft von nassem Flockengeriesel oder scharfen Eisnadeln, welche der Wind ins Gesicht schlägt, athemraubend, augenblendend. Und während es draußen so tobt, wie zufrieden ist der, welcher, von schützenden Mauern umgeben, es sich in behaglich warmem Zimmer, an traulich brennender Lampe wohl sein läßt, kaum mit einem bedauernden Gedanken die streifend, welche ein schwerer Beruf oft Tag für Tag in das grausige Wetter, in die sturmgepeitschte Finsterniß und eisige Kälte hinaussendet — in den Kampf der Elemente, die dem Sterblichen, der sich hinauswagt, mit Vernichtung drohen.

Aber sie darf kein Hinderniß, keinen Aufschub kennen, die Post — diese große Errungenschaft der Neuzeit. Als Trägerin einer hohen Mission schlingt sie das Bruderband der Cultur und Civilisation um die Millionen Bewohner der Erde.

Und wie sie unter anderen Breiten Länder durchläuft auf blanker Schienenspur, Ströme überschreitet auf schwindelndem Bogenbau, Meere durchschifft und Wüsten durchquert, so darf sie in unseren Gegenden sich nicht abhalten und schrecken lassen durch grundlose Frühlingswege und strömenden Herbstregen, muß furchtlos über gefrorene Gewässer hinweg, wo vielleicht ein Eisloch noch nicht wieder festgefroren, eine Eisspalte sich tückisch gebildet hat, muß mühsam nach verlorener Spur suchen in mondloser, schauriger Winternacht.

Und doch, wer möchte sie missen, die geregelte Postverbindung, welche vermittelt zwischen buntbewegtem Städteleben und weltabgeschiedener Landeinsamkeit, wo man oft wochenlang von jedem menschlichen Verkehr abgeschnitten ist. — Wer möchte sie entbehren, die Post, welche den Menschen mit dem Menschen verbindet, den Gedanken zum Gedanken trägt? Und nicht nur Trost bringt sie dem sehnenden Herzen, nicht nur Anregung schafft sie dem hungernden Geiste, Neues, Großes ausstreuend, wie eine Saat — in alle Verhältnisse greift sie mächtig ein, entscheidet manch ein Lebensloos, hinterläßt auch in dem engumfriedeten Dasein eine Spur.

Aus den dunklen Falten der Posttasche flattern sie heraus, die bedruckten und beschriebenen Blätter, verkünden entbrannte Kriegswuth und des Friedens Lächeln, Verheerung durch entfesselte Elemente und reichen Saatenstand, melden glühenden Sonnenbrand und drohenden Sturm, wecken Freude, säen Leid, bringen Hoffnung und Glück, Verderben und Schmach, Wonne und Seligkeit, Kummer und Noth, Segen und Fluch.

Doch auch sie sind nur Werkzeuge für des Ewigen Fügungen. Jeder lebt sein Schicksal, empfängt es aus Gottes Hand und glücklich der, welcher an eine höhere Macht glaubt, die seine Schritte lenkt, und der sagen kann: „Ich habe mein Schicksal lieb, auch wenn es mich durch Sturmesbrausen und dunkle Nacht führt — denn, ich fühle es, ich weiß es — es ist der Gang Gottes mit meiner Seele!“

* * *

„Zum Kuckuck noch einmal, ist das aber eine verflixte Patience! Nun mache ich sie schon zum vierten Male und wieder ist sie nicht ausgekommen!“

Rauhen und scharfen Klang hat die Stimme des Herrn, der diese Worte in ärgerlichem Tone hervorstößt. Er wirft die nachgebliebenen Karten heftig auf den Tisch und, sich in seinen Stuhl zurücklehnend, greift er nach einer langen Pfeife und dem Tändstikorständer.

Struppiges, graues Haar fällt unordentlich in eine hohe faltenreiche Stirn. Unter buschigen, zusammengezogenen Brauen hervor blicken düstere Augen; harte, strenge Linien zeigt der Mund, und als hätte es sich in diesem alten Gesicht gesammelt, Jahre hindurch, in tiefer Bitterkeit und starrem Groll, liegt ein Ausdruck finsteren Mißmuths fest eingeprägt auf den markigen, energischen Zügen. Ihm gegenüber, auf der anderen Seite des Tisches sitzt, Strümpfe stopfend, ein junges Mädchen. Bei der heftigen Bewegung des alten Herrn hat sie sekundenlang aufgeschaut — welche Augen! Wie wenig passen sie hinein in dies unschöne Gesicht, in dem die Nase zu breit, der Mund zu groß, die Wangen zu starkknochig sind, große graue Augen, die so trübe blicken, so verschleiert, in denen aber jetzt unmuthiger Vorwurf flackert. Doch rasch senken sich die blonden Wimpern, und die gebräunten, wenig gepflegten Hände greifen wieder nach der Arbeit.

Das Licht der niedrigen Lampe beleuchtet die Umrisse der eckigen, etwas plumpen Gestalt und unter dem grünen Schirm hervor fällt der Schein hell auf den gesenkten Scheitel mit dem üppigen, dunkelblonden Haar, welches ganz glatt zurückgestrichen und schmucklos, fast geschmacklos aufgesteckt, eine hohe, schöngeformte Stirne freiläßt.

„Nora, gieb mir eine andere Pfeife — diese hat keine Luft! — Nun, Kind? — Woran denkst Du wieder? — Nora?!“

„Ach, verzeih, Papa, Du sagtest?“

„Eine andere Pfeife will ich, die Stambulka, da, rechts im Ständer — die mit dem braunen Kopf, ja, ja — die ist es! — Gieb auch den Tabaksbeutel her! — so, und während ich stopfe, denn das macht doch Keiner, wie sich's gehört, mische mir mal die Karten. Zum Kuckuck auch, sie muß doch 'endlich auskommen, diese verflixte Patience. Ich will es doch noch einmal versuchen!“

Wie aus tiefer Zerstreutheit auffahrend, hat die Angerufene des Vaters Wünsche erfüllt, ihm stumm die gemischten Karten zugeschoben und sich dann wieder an ihre Strümpfe gemacht, von denen noch ein ganzer Haufen neben ihr liegt.

Aber es ist etwas Unlustiges, Mechanisches, fast Abwehrendes in der Art, wie die Finger die Stopfnadel hin und herziehen. Müde Abgespanntheit liegt in der ganzen Haltung — nichts Frisches, Sorgloses strahlt aus diesem Mädchenantlitz. Ungesund, krankhaft blaß ist die Hautfarbe, und als hätte ein hartes Schicksal eine drückende Last lebenverdunkelnden Leides auf diese jungen Schultern gelegt, verdüstert schwermüthiger Ernst die Augen, umschattet grübelndes Sinnen die gedankenvolle Stirn.

In dem Gemach herrscht jetzt längere Zeit Schweigen — nur ein Holzwurm pocht in der Wand, eine Uhr

läßt ihr langsames, regelmäßiges Tick=Tack vernehmen — wie ein eintönig fragendes „Wo zu“ — „Wo zu“, denkt Nora — im Nebenzimmer knistert und prasselt ein Ofenfeuer, draußen aber tobt ein Wintersturm, pfeift und heult ums Haus und wirft die Schneekörner gegen die Fensterscheiben, und wenn er mit einem stärkeren Windstoß daherbraust, spürt man, trotz der geschlossenen Läden, einen eisigen Hauch, flackert im Luftzug die Lampenflamme. Ein Frösteln durchläuft die Gestalt des jungen Mädchens, wärmend bläst sie in die erstarrten Hände und hüllt sich fester in das auf ihren Schultern liegende, schwarzwollene Tuch.

„Ja, es ist wirklich grimmig kalt im Zimmer,“ sagt der alte Herr, die Bewegung der Tochter bemerkend.

Rauchwolken um sich verbreitend und in eine dunkle Ecke starrend hat er schon eine Weile dagesessen, als gingen ihn die Karten nichts an.

„Grimmig kalt!“ wiederholt er. „Nicht einmal gute Oefen verstehen sie hier zu setzen — unnützes Pack, diese landschen Maurer! — Klingle mal, Nora.“

Sie gehorcht der Weisung und ein Diener tritt ein.

„Karl, lege noch ein Armvoll Holz in den Speisezimmerofen — bei diesem infamen Nordostwinde ist ja die schlechtgebaute alte Baracke nicht warm zu kriegen! — aber gieb auch ordentlich Acht, daß der Ofen rasch und gut ausbrennt und die Klappe rechtzeitig zugemacht wird, sonst ist es wieder nur weggeworfenes Geld, alle Hitze geht zum Schornstein hinaus und vom Himmel fällt uns das Holz doch nicht. — — Noch eins, ist die Post noch nicht da?“

„Nein, Herr.“

Wieder breitet sich düsteres Schweigen über das große, niedrige Wohnzimmer, nur der Sturmwind rüttelt mit erneuter Gewalt, als wolle er das morsche Gebäude umblasen wie ein Kartenhaus.

Lauter knattert im Nebenzimmer das Ofenfeuer und die alte Uhr pendelt hin und her, zählt rastlos, unermüdlich die rinnenden Minuten — — — — — dann setzt sie langsam zum Schlagen an, mit heiserem, schnarrendem Geräusch. 1 — 2 — 3 — 4.

„4 —“ zählt aufhorchend der alte Herr, der eben im Begriff stand, eine neue Patience auszulegen, „5 — 6 — 7“ — zählt er weiter, mit entrüsteter, immer erzürnterer Stimme, „was, schon 7 Uhr? — — Potz Schweden noch einmal! Da soll doch der Teufel alle Postmeister holen und ein regelrechtes Donnerwetter einschlagen in die hiesigen Zustände!“ schreit er.

„Das ist aber wirklich, um aus der Haut zu fahren, wo bleibt denn heute die Post?“

„Aber, Papa, denk' an das Wetter. Hör' doch, wie es draußen tobt!“

„Ach was, Wetter! Was zu arg ist, ist zu arg. Um 6 Uhr — spätestens — müßte sie hier sein. Von der Poststation X, wo sie sortirt wird, sind es ja nur 8 Werst bis hierher. Wetter!?! nur Schlendrian, Faulheit! kennt man schon, aber ich werde dem geehrten Herrn Postmeister doch nächstens eine Epistel schreiben, die sich gewaschen haben wird und ihm meinen Standpunkt in dieser Sache höchst klar und deutlich machen soll. Umsonst zahlt man auch nicht das viele Geld für die Postirungen und soll sich dann überdies noch alle Woche ein paar Mal grün, roth und gelb ärgern — na, danke! Wetter? — — Schlendrian, weiter nichts, keine Zucht hier zu Lande, keine Energie, kein Mark und keine Knochen — alles lauter Waschlappen“ — ta — ta — ta, die Finger trommeln ungeduldig auf der Stuhllehne: „Verfluchte Wirthschaft!“ — ta — ta — ta —. „Es ist um die Motten zu kriegen, diese ewige Warterei.“

„Aber, Papa, wirklich, ich wundere mich, daß bei solchem Hundewetter, in den stockfinsteren Herbst- und

Winternächten die Post überhaupt noch ankommt. Jetzt haben wir freilich das schwache Mondlicht des ersten Viertels, doch es schneit so, wie aus dem Sack und hör nur, wie die Windstöße um die Ecken sausen — der arme Postillon, in diesem Stühm. Schrecklich!"

„Ach was, armer Postillon — ist seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, wird dafür bezahlt und damit basta! Ist überdies nicht so schlimm, hat einen warmen Pelz an, legt sich die Leinen um den Hals und läßt das Pferd gehen — das kennt seinen Weg und verfolgt ruhig die Spur. Hab' noch anderes Hundewetter aushalten müssen in meinem Leben, ohne zu mucksen, z. B. da um den Schipkapaß herum, da sagte Keiner: „Arme Soldaten!" — da hieß es vorwärts und damit basta! War aber auch eine andere Zucht, als hier zu Lande — da gab's Disciplin, Strammheit, nicht solch' nichtsnutziges Pack wie hier," — wieder trommeln die Finger einen Generalmarsch — „lauter Schlafmützen", ta — ta — ta, „alles verfaulte Zustände" — ta — ta — ta — ta, „Kreuzbombenelement, ist das ein niederträchtiges Leben! — eine unmögliche Existenz!"

Nora erwidert nichts mehr: „Wozu auch? es ist ja umsonst!" aber ein müder, gelangweilter Zug tritt in ihr Gesicht, schürzt die schmalen, bleichen Lippen.

„Papas ewige Unzufriedenheit ist entsetzlich und was nützt dieses endlose Klagen, welches doch nichts bessert, garnichts ändert," denkt sie, während sie ans Fenster tritt und den Riegel des von innen geschlossenen Ladens zurückschiebt: „Aber ich selbst, mache ich es anders? Denke ich anders, wenn ich auch meinen Gedanken nicht laut Ausdruck gebe?"

„Ist mir einfach verhaßt, solche Marterei," wiederholt der alte Herr immer ergrimmter.

„Es ist doch wahrlich schon greulich genug, daß man die Zeitungen nur zwei Mal wöchentlich und die ausländischen Journale und Tagesblätter fast eine

Woche alt erhält, aber der einzige Trost in diesen mordsverdammten Einöden, die einzige Abwechselung in dieser jammervollen Existenz ist doch — der Posttag, welcher hier, wenigstens für Augenblicke, die Illusion giebt, nicht lebendig begraben zu sein — der Posttag, der einen vergessen macht, für eine kurze Zeit, daß man verurtheilt ist, in einem Kreislauf öder, insipider Tagesbeschäftigungen — in nutzlosem Ankämpfen gegen unhaltbare, hoffnungslose Verhältnisse zu versimpeln, zu verbauern, immer tiefer zu versinken!"

Auf der gerötheten Stirn des Sprechenden sind die Adern hoch angeschwollen — zwei tiefe Falten zwischen den dichten, fast zusammengewachsenen Augenbrauen verstärken den Ausdruck des Unzufriedenen, geben dem alten Gesicht fast etwas Furchterweckendes, Abstoßendes. In immer größeren Zorn hat er sich hineingeredet und schlägt zuletzt mit der Faust auf den Tisch, daß die Lampe klirrt und Nora zusammenzuckt, obgleich sie an solche, mit seiner Wortkargheit abwechselnde Ausbrüche gewöhnt ist.

„Ist es nicht schon genug," setzt er grollend hinzu, „daß man nicht fort kann, hier solch ein vermaledeites Jammerleben führen, hier vegetiren muß — verfaulen!"

Nora fährt herum und heftet einen Augenblick die Augen auf den Vater.

„Warum muß man? — warum bleiben wir denn noch hier, wenn Du immer nur so schimpfst — so —," die fragende Bemerkung schwebt auf ihren Lippen, doch nur zu höhnisch bitterem Lächeln verziehen sie sich und über des Vaters erregtes Gesicht hinweg gleitet ihr kluger, prüfender Blick durchs Zimmer, fällt auf die einfache, fast dürftige Ausstattung desselben.

„Wie leer, wie ärmlich! — kalt und ungemüthlich — die reine Krugsstube," denkt sie.

Nichts, nichts von modernem Luxus, von verschönerndem Comfort, nicht einmal, in aller Einfachheit,

freundlich und behaglich ist dieser Raum, über dem jetzt noch eine schwere Qualmschicht liegt, die vor Zeiten geweißte Lage immer mehr einräuchernd.

Die ungestrichenen Holzdielen, schon grau vor Alter, bedeckt kein Teppich, die Fenster haben keine Gardinen — alte, harte Möbel in unbequemen Formen mit verblichenen Bezügen stehen langweilig und steif aufgereiht an den Wänden, deren Tapeten, ebenfalls lange nicht erneuert, Risse und Feuchtigkeitsflecke zeigen.

Nur — fast wie eine Ironie berührt es jedes Mal Nora — zwei von Künstlerhand gemalte Portraits in breiten Goldrahmen hängen über dem Ecksopha, vor dem der große, runde Tisch mit der Lampe steht, aber sonst, wohin sie blickt — nichts, was das Auge erquicken könnte — nichts von dem Anheimelnden, Traulichen des Alten, Vielgebrauchten, nur das Häßliche, Trostlose des Verwohnten!

Nora durchschauert es wieder und das schmerzlich herbe Lächeln verschärft sich zu verbissener Qual — freilich, die Frage wäre umsonst. Bevor hier nicht erneuernde Veränderung die Dinge gewandelt, ist an kein Entkommen, kein Entrinnen, kein Entfliehen zu denken. Und doch! — immer wieder erwacht der Wunsch! — oh, wie möchte sie fort!

Heraus aus dieser Atmosphäre der Einschränkung, der lastenden Monotonie des Landlebens, aus dieser qualvollen Einsamkeit! Oh, einmal vergessen können all die schmerzenden Erinnerungen, all den Kummer und die Herzenspein! Ein einziges Mal wieder aufathmen in anderer Luft und anderer Umgebung . . . .

Ein Mal? — Nur ein Mal?! — Nein, für lange, für immer abwerfen die lähmende Wucht der Sorgen, abschütteln die niederdrückende Schwere enger Verhältnisse, hinter sich lassen alles, was wie ein Bleigewicht sich an die Seele hängt, das innere Leben lähmt — hinaus — weitweg, über die Grenze, in lachendere

Fluren, in die unbekannte, lockende Ferne, in die märchenhaft grüßende Fremde — reisen, ja reisen!! — Gottes schöne, wundervolle Erde sehen, in sich aufnehmen all die reichen Eindrücke, die Natur, Kunst, Wissenschaft und Civilisation bieten, mit durstiger Seele sich vollsaugen an Schönem, Erhabenem und Erhebendem und über sich selbst und über sein kleinliches Weh und Leid hinweg, emporgetragen durch eine reine, hohe Begeisterung, fühlen, daß etwas wach wird, was schon im Ersterben war und — leben — wirklich leben, nicht „vegetiren," wie der Vater sagte — leben mit allen Fibern des Herzens, mit aller Genußkraft des Geistes.

Aus diesen, von ihrem Vater so ungeduldig erwarteten Zeitungen, mit ihrem aufregenden Depeschenmaterial, den neuesten Nachrichten aus allen Welttheilen, ihren politischen Leitartikeln über große und kleine Ereignisse, die als drohende oder sich verziehende Wolken am europäischen Staatenhimmel auftauchen, — mit ihren Bismarckreden und diplomatischen Combinationen über den nächsten Krieg, oder Pourparlers in dieser oder jener, ihr absolut indifferenten „verdrehten" bulgarischen, türkischen, Colonialfrage, über die er sich ärgern und losziehen kann, und die ihn doch auf's Lebhafteste interessiren — aus diesen Tagesblättern, in denen sich das ganze Thun und Treiben der Gegenwart in seiner bunten Mannigfaltigkeit widerspiegelt, schöpft ihr reger, entwickelungsbedürftiger Verstand, ihr begeisterungsfähiges Empfinden etwas Anderes!

In ihr lechzendes Ohr fällt ein verhallendes, aber doch weckendes Echo von diesem brandenden Meere, wo jede Welle etwas Neues emporhebt — ein Echo von diesem Kampfplatz, wo in lärmender Gedankenschlacht die Edelsten und die Besten kühn eintreten für die höchsten Güter der Menschheit, wo in stets sich erneuerndem Ringen das Gute und das Böse sich bekriegen und immer wieder, auf allen Gebieten

das Licht der Erkenntniß jedes täuschende Halbdunkel verscheucht und der siegende Fortschritt die Fahne hochhält, auf der in leuchtenden Lettern das Eine steht „Excelsior“ — „Immer höher,“ dieser Wahlspruch der aufwärtsstrebenden Menschheit für alle Ewigkeit.

Und aus all diesen Zeitschriften mit ihren Erzählungen und Illustrationen saugt sie süßes, berauschendes Gift — alle diese Bilder und Ansichten, Beschreibungen, Schilderungen von Menschenschicksalen und reich sich entfaltendem Geistes- und Herzensleben, sie wecken marternde Sehnsucht und erhalten sie wach, aber nicht nur das Sehnen nach dem nie Geschauten — Italiens Wunderland, der Alpen majestätische Pracht, des Meeres unendlicher Bläue, nach Blüthenzauber und ewigem Frühling — auch nach Menschen, auch nach Zärtlichkeit und Liebe, besonders nach Liebe und Verständniß dürstet das junge Mädchenherz, diese verschlossene, aber tief leidenschaftliche Seele.

Und gesteigert hat sich diese quälende, zehrende Sehnsucht durch die langjährige Entbehrung alles dessen, was für ein junges Gemüth Licht, Anregung, Trost ist — durch dieses Dasein ohne Wärme, ohne Glanz, ohne Erhebung.

Wieviele Jahre lebt sie nun schon so?!

Vor 3 Jahren, als die Mutter starb, ein Jahr nach dem Sohne, da war Nora lange Zeit innerlich wie erstarrt. In dumpfer Trauer vergingen die Tage. — Der Vater war schweigsamer, unzugänglicher geworden. Umgang gab es keinen für sie — seitdem die Therens in eine andere Gegend gezogen — andere Nachbaren sah man selten — und aus den Tagen wurden Wochen, aus den Monaten Jahre, in ihrer Erinnerung eine graue Fläche, farblos und verschwommen, eine endlose Nacht.

Aber dann hatte doch die jugendliche Elasticität gesiegt über den alles Glücksgefühl vernichtenden Schmerz, und wenn es sie bisweilen auch schüttelte in verzweifeltem

Grauen, daß es nie, nie mehr werden könne wie zuvor, die jeder jungen Seele innewohnende Forderung nach Glück — diese träumerische Sehnsucht und süße Hoffnung auf sonniges Glück und stille Seligkeit — sie waren wieder erwacht aus ihrer Betäubung, auferstanden aus der Gruft, wo sie sie hineingebettet, zu den theuren Todten, in erstem untröstlichen Weh, und in frischer, neupulsirender Lebenslust hatte sie begonnen hinauszuverlangen in andere Lebenskreise, wo in Sorglosigkeit junge Menschenkinder sich ihres Daseins freuen, leichtherzig und fröhlich ihre Jugend genießend.

„Was hält mich hier? wer braucht mich hier? — Papa?! — Ja, äußerlich vielleicht, aber bin ich ihm etwas? wirklich etwas? Nein — nein — nein, denn wir verstehen uns garnicht. Immer wieder kommt es zu Reibungen, zu Meinungsverschiedenheiten zwischen uns. O Mutter! Du nur allein vermochtest uns wilde Naturen zu bändigen, zu leiten mit Geduld, mit Nachsicht, mit Milde, nimmer müder Liebe — aber ich? Ich verstehe ja nicht so weich zu sein, wie Du, so sachte alle Falten auf seiner Stirn zu glätten, mit einem Lächeln, mit einem Blick. Ich bin ja selbst so empfindlich, so heftig, abweisend und unausstehlich und ich kann nicht sorgen für ihn, wie Du es mir anbefahlst — o Gott, ich kann ja nicht! — — — — Mutter, o Mutter, warum hast Du uns verlassen?"

Sie hat sich wieder zum Fenster gewandt, starrt mit brennenden Augen hinaus in das wilde Spiel der Elemente.

Und doch, was ist der Aufruhr entfesselter Naturgewalten gegen den Sturm, den aufwühlenden Gedankensturm in einer jungen Menschenbrust, die, gerade weil sie so viel hofft, an der Enttäuschung schwerer krankt, weil sie mehr erwartet vom Leben, auch leichter verzweifelt, trotziger sich aufbäumend gegen die Macht der Verhältnisse, ihren hindernden Druck stärker empfindet

und führerlos, steuerlos preisgegeben dem Anprall widerstreitender Empfindungen, in stumm ausgefochtenem Kampfe mit sich selber ringt — in solchen Augenblicken fassungslosen Verzagens jedes Dunkel viel schwärzer sieht, weil sie es noch nicht gelernt hat, die andere Seite der Erlebnisse zu sehen, die andere, vielleicht schon vom Schimmer eines dämmernden Glückes erhellte Seite.

Freilich, nicht jeder Dämmerung folgt ein sonniger, lichtstrahlender Tag — wieviele von ihnen bleiben trüb verschleiert, grau bewölkt vom Morgen bis zum Abend, so lange Zeit hindurch. Arme Nora!

„Mutter, mein einzig liebes Mütterchen, warum ließest Du mich allein?“

Sie lehnt den schmerzenden Kopf an die kalten Scheiben.

Welche unwirthliche, grausige Nacht! Kein Friedenszeichen spricht aus dem wüsten Chaos der Naturkräfte — über dem düster schaurigen Winterbilde blinkt kein Stern.

„Nein! was zu doll ist, ist zu doll — da schlug es eben halb acht.“

Seine Ungeduld zu beschwichtigen, hat ihr Vater sich mit einer neuen Patience zu zerstreuen gesucht. Jetzt erhebt er sich mühsam.

„Wie ein altes Postpferd so steif wird man von dieser ewigen Sitzerei,“ brummt er, und den vertragenen Schlafrock fester um die hageren Glieder wickelnd, tritt er an die hintere Wand des Zimmers und reißt einige Male heftig an einer perlengestickten Glockenschnur.

Erst nach einer geraumen Weile, während welcher die Zornesader schon wieder bedenklich angeschwollen ist, erscheint der Diener.

„Na, wo steckst Du denn?“ wird er angeherrscht. „Wo bleibst Du denn so lange? hast Du keine Ohren, daß man jetzt immer drei Mal klingeln muß? „Und ist die Post noch immer nicht da?“

„Ich bringe sie eben, gnädiger Herr, der Strosche (Aufseher) schickte sie eben herauf."

„Na endlich, aber wo ist nu wieder der Schlüssel zur Posttasche?"

„Hier liegt er, Herr."

Der Schlüssel knarrt im Schlosse, der Riegel wird zurückgeschoben und aus der umgestülpten Ledertasche flattert der Inhalt auf den Tisch. Zeitungen und Zeitschriften unter Kreuzband, Couverts mit den Stempeln Rigascher Firmen, ein paar Briefe. Der alte Herr mustert Alles sorgfältig, seine Züge haben sich geglättet beim Anblick der erwarteten Schätze.

„Da, hier diesen Haufen bringe dem Stroschen, und der Postjunge kann weiterfahren. — Nora, hier ist auch ein Brief für Dich."

„Für mich?" kommt es fragend vom Fenster.

„Für mich ein Brief? Von Marie hatte ich ganz vor Kurzem einen, und sonst schreibt mir doch Niemand."

Sie tritt näher und streckt die Hand aus.

„Nein, warte, ich will erst sehen, aus wo? von wem?"

„Ich könnte es Dir ja gleich sagen, Papa, nach der Handschrift."

„Nein, laß, ich will selbst — zum Kuckuck, wo ist nu wieder meine Brille?"

„O Gott, wie umständlich, wie weitläufig, mit einem Blick hätte ich's gewußt," denkt Nora, während sie, ungeduldig die Bewegungen ihres Vaters verfolgend, kaum ein heftiges „So gieb ihn mir doch her!" unterdrückt.

Endlich ist die Brille gefunden, abgewischt — endlich sitzt sie fest auf der Nase und Handschrift und Poststempel können eingehend studirt werden."

„Pиra — Riga," das kann man ganz gut unterscheiden."

„Riga?" wiederholt Nora verwundert. „Wer kann denn mir aus Riga schreiben?"

„Hochwohlgeboren Fräulein Eleonore von Rehburg in Krakkenorm über St. X," entziffert der alte Herr die feine, etwas undeutliche Schrift der Adresse.

„Zu doll, wieder einmal schreibt man Krakkenorm und es heißt doch Krakenorm."

„Marie Theren macht häufig den Fehler, aber wie käme sie dazu, aus Riga zu schreiben."

„Da, nimm!"

„Ja wirklich! von ihr und aus Riga. Wie merkwürdig!" — —

Herr von Rehburg hat nach der letzten Nummer der „Düna-Zeitung" gegriffen — (in seiner Ungeduld nach den neuesten Nachrichten durchfliegt er die Nummer immer erst rückwärts und liest sie dann noch ein Mal aufmerksam und langsam in umgekehrter Reihenfolge!) — eine Pfeife frisch gefüllt und große Rauchwolken stoßweise in die Luft paffend, vertieft er sich in seine geliebte Lectüre.

Zeitungen lesen ist die Lieblingsbeschäftigung — Politik das einzig wahre Interesse dieses Mannes, der selbst einmal politische Fäden in seiner Hand kunstvoll verschlungen und dessen energischer, feuriger Geist manche „kritische Frage" in sichere Bahnen gelenkt hat.

Familienumstände hatten ihn veranlaßt nach ehrenvollem Staatsdienst seinen Abschied zu nehmen und sich auf ein ihm durch den Tod seines jüngeren Bruders zugefallenes Gütchen in Livland zurückzuziehen. Aber ohne praktische Erfahrung, besonders ohne Interesse für die Landwirthschaft, und auch zu unvermögend, um dieselbe anders als in den enggezogensten Nützlichkeitsgrenzen zu treiben, ohne Antheilnahme für die, seine Nachbaren lebhaft beschäftigenden Betriebs- und landespolitischen Fragen, hatte er in diesem Wirkungskreise keine Befriedigung, in Krakenorm keinen rechten Boden finden können. Als dann, Mitte der 80er Jahre, in Folge schlechter Ernten und des Niederganges der Preise

für Bodenproducte, die pecuniären Sorgen sich noch häuften, und zu allem Anderen ein schweres Leid, ein furchtbares Geschick über ihn hereinbrach — der Tod ihm erst den einzigen Sohn, seinen Stolz, die verkörperte Hoffuung seiner alten Tage, und binnen Jahresfrist auch die heißgeliebte Frau entriß, die der gute Geist, der stille Engel seiner Seele gewesen — da, statt sich zu beugen unter die unerforschlichen Rathschlüsse des Höchsten, hatte er sich aufgelehnt in wildem Trotz gegen seine Fügungen, seitdem, verbittert, vergrämt und menschenscheu, lebt er mit der einzigen Tochter, die ihm geblieben, ein einsames, hoffnungsleeres Leben.

Was aber in dieser, von der Gewalt der Sorge und des Schmerzes verschlossenen Mannesbrust noch lebt an weicheren Regungen — wer kann es ergründen? Wie er sich durch die gedruckten Blätter wieder in Contact versetzt fühlt mit der Welt, nach der sich zurückzuwünschen er nicht aufgehört hat, liegt ein anderer Ausdruck auf seinem Antlitz, breitet sich Ruhe über die charactervollen Züge und läßt die edlen Formen des alten Kopfes hervortreten.

Nora hat den erhaltenen Brief erbrochen und liest mit Spannung die engbeschriebenen Bogen — da, als sie auf die letzte Seite gelangt ist, flammt jähes Roth über ihre sonst so blaßen Wangen, die Hand, welche die Blätter hält, erzittert.

Ob trotz der interessanten Reichstagsdebatte, die er eben begonnen, der Vater doch etwas gemerkt hat von diesem Erbeben? —

Ueber das groß ausgebreitete Zeitungsblatt hinweg ruht sein Blick sekundenlang prüfend auf dem erglühten Gesicht der Tochter.

„Nun, was schreibt Dir Marie Theren?“ Zögernd, wie unsicheres Terrain sondirend, bruchstückweise, die Stimmung zu erforschen suchend — kommt die Antwort:

„Marie bittet mich dringend -- auf einige Zeit nach Riga zu kommen. — — Die Gräfin Reckenstein, bei der sie drei Monate zubringt, ist so freundlich mich einzuladen — mich ebenfalls bei sich aufnehmen zu wollen. — — Es sollen in der nächsten Zeit auch einige Bälle und Tanzgesellschaften stattfinden."

Es dauert lange, bis hierauf eine Bemerkung erfolgt; fast ist es, als hätte der alte Herr seine Frage schon wieder vergessen und die Antwort nicht gehört, so eifrig studirt er wieder seine Zeitung — dann muß dieselbe gewendet werden — die Pfeife ist ausgegangen und es giebt einen langen Kampf mit einem widerspänstigen Zündhölzchen.

Welche Qual für das junge Wesen, dessen Wangen vor Erregung immer heißer erglühen, dessen Herz so stürmisch klopft — welche Qual, dies Warten auf eine Entscheidung.

Endlich brennt die Pfeife und zieht gut, die Zeitung ist ausgelesen, in ihre Falten gelegt und glatt gestrichen worden — da erst, langsam, jedes Wort wägend, sagt er: „Nun, und möchtest Du die Einladung annehmen?"

Ob sie möchte? Dunkler wird das Erröthen.

„Würdest Du gerne nach Riga fahren?"

„Ach ja, Papa! gewiß, sehr gerne, aber ich kann Dich doch nicht allein lassen?"

„Dummer Schnack! als ob ich wirklich nie allein gewesen bin — allein bin," setzt er in Gedanken hinzu. „Madde wird mich schon gut pflegen . . ."

Nach kurzer Pause: „Ist ein Termin genannt? Wann erwartet man Dich?"

„Nächsten Sonnabend soll der erste Subscriptionsball sein —."

„So! und heute haben wir Sonntag? . . . Nun, dann kannst Du Mittwoch fahren und Kathrin begleitet Dich. Aber hast Du auch etwas anzuziehen?"

„Ja, Papa, ich habe noch die Kleider von der Derbitenschen Hochzeit."

„Dann fahre Du nur, Nora, und amüsire Dich ein wenig. Es ist gut, daß Du Dich wieder einmal etwas auslüftest. . . Armes Kind, hast es ja auch wirklich zu einsam hier!"

Ueber Noras Gesicht fliegt ein Freudenstrahl — seine Art und Weise ist ja schroff, der Ton rauh wie immer, und doch bebt etwas in ihm, zittert in den letzten Worten eine Weichheit, die sie lange nicht gehört — — sie möchte sich in seine Arme stürzen und vielleicht hätte diese Minute ihn ihr näher gebracht, aber als sie, auf ihn zutretend, mit feuchtschimmernden Augen die seinen sucht, da hat er sich schon wieder abgewendet, und so bleibt sie nur vor ihm stehen, beugt sich über seine Hand und sagte leise:

„Danke sehr für die Erlaubniß, Papa, aber eigentlich müßte ich Dich nicht allein lassen."

„Ach, Schnack, Du fährst und damit basta!"

Als nach schweigsam eingenommenem Abendessen Nora ihrem Vater das letzte Glas Thee eingeschenkt und ihm eine „Gute Nacht" gewünscht hat, sucht sie ihr Stübchen im oberen Stock auf und sobald sie Licht gemacht hat, zieht sie den empfangenen Brief aus der Tasche, um ihn noch ein Mal zu lesen.

Riga, den ** Januar, 188?.

Inniggeliebtes Norchen!

Also, vor Allem falle nicht in Ohnmacht oder einfach vom Stuhl vor Verwunderung über dieses Erdbeben in meinen Plänen, die ich Dir in meinem Neujahrsbrief, als glatt und ruhig im alten Wintergeleise verlaufend, schilderte — (nicht einmal auf die Wolmarschen Bälle sollte ich dieses Jahr, ich armer tanzlustiger Wurm!) — und nun bin ich in Riga

und nicht nur vorübergehend, um ein Mühlensches Concert mit- oder eine Zahnplombirerei durchzumachen, sondern auf längere Zeit, auf 3 Monate!!! hörst Du? . . . ich muß es noch einmal hinschreiben, auf drei ganze Monate, bei diesen engelsguten, himmlisch-reizenden, einzig lieben Reckenstein's, die immer einem oder dem anderen jungen Mädchen den Himmel auf Erden erschließen. Wie es gekommen, daß auch ich einmal zu diesen Auserwählten gehöre, das sollst Du Alles ausführlich hören, wenn Du herkommst, denn das Schönste ist, auch Du sollst dieses Sandstraßen-paradies kennen lernen und wir sollen hier zusammen köstliche Stunden, Tage, Wochen verleben, genießen.

Wie ich nämlich vorhin in dem Idealzimmerchen, das ich bewohne — ich sage Dir, zum Ueberschnappen hübsch ist es! — am Schreibtisch Platz genommen, aber gerade nur Datum und Ueberschrift dieses Briefes hingekritzelt hatte, tritt die liebe, verehrte Gräfin herein.

„Lassen Sie sich nicht stören, liebe Marie, wenn Sie schreiben wollten. Wohl nach Hause?"

„Nein, Frau Gräfin, an Nora Rehburg."

„Das ist Ihre liebste Freundin, nicht wahr? Sie erzählten mir ja neulich soviel von dem armen Ding, daß es so einsam hat, ohne Geschwister, allein mit einem verdrießlichen, griesgrämigen Papa. Und außerdem, wenn man erst 21 Jahre alt ist, den ganzen Winter auf dem Lande hocken, ohne etwas Tanz und Zerstreuung, ohne jugendlichen Verkehr — wai Gottchen, das ist schrecklich! Taugt nichts, weder für den Körper, noch für die Seele, diese Einsamkeit. Melancholisch kann man ja dabei werden. Wissen Sie was, fordern Sie sie in meinem Namen auf, einige Wochen mit Ihnen hier bei uns zu verbringen. In diesem Zimmer ist ja Raum genug. Wir stellen ein zweites Bett hinter die spanische Wand, dann



ist sie gut aufgehoben, und schwatzen können Sie nach Herzenslust," — und sie lächelte ihr gütiges, verständnißvolles Lächeln — (ach, wenn alle Menschen der Jugend so nachfühlen würden!!!) — fort flog die Feder und ich ihr am liebsten um den Hals, aber dann küßte ich nur unzählige Male ihre lieben Hände, bis sie freundlich abwehrte: „Sie sind ein gutes Kind, Mariechen. — Also schreiben Sie gleich meine Einladung, denn es ist keine Zeit zu verlieren, wenn sie noch ein Bischen Tanzvergnügen mitnehmen soll. Sonnabend, das heißt übermorgen in 8 Tagen, soll der erste Subscriptionsball stattfinden, sagte mir eben die Landräthin Walldorf, und da dachte ich am darauffolgenden Montag einen Ball zu geben — man muß es benutzen, daß viele landische Tänzer eingekommen sein werden! — und wollte Sie gerade bitten, liebe Marie, mir beim Aufstellen der Listen zu helfen." — Ach, Norchen, mein Herzens-Norchen, das wird zu nett! Natürlich wirst und mußt Du kommen. Laß Dir bei meinem Zorn nicht einfallen, „Nein" zu sagen, das verzeihe ich Dir mein Lebtag nicht. Jedenfalls erzähle ich Dir jetzt nichts weiter — Du hörst Alles, wenn Du erst neben mir sitzest, da auf dem niedlichen Kanapeechen, welches aus der Ecke so einladend zum Plaudern herüberwinkt — ich sage Dir nur noch eins, nimm alle Toiletten mit, die Du hast, und voller Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen umarmt Dich zärtlich, küßt Dich innig Deine glückselige

Marie.

Postscriptum. Ich konnte den Brief heute früh nicht abschicken, so kann ich Dir aber noch etwas erzählen, was Dich interessiren — auch herlocken?!! — wird. Ich sah heute (wie jetzt häufig!!!) auf der Schlittschuhbahn Deinen Vetter Axel Rehburg — (Du weißt doch, daß er seit dem Herbst, nachdem er, wie er sagt, „seinen Doctor Juris mit Glanz in die

Tasche gesteckt hat, denn seit der Gründung der Universität ist solch eine stupende Dissertation nicht geschrieben worden!" behauptet er mit komischer Emphase — hier als Landgerichtsassessor in der Criminalabtheilung angestellt ist. Na, die Urtheile, die der schreibt, möchte ich auch sehen. Er versichert freilich: „daß alle Verbrecher vor ihm zittern, so daß sie sofort alle ihre Schandthaten eingestehen, sobald er sie bloß mit solchen Augen ansehe" und dabei macht er solche Augen, daß man sich halb todtlachen will — aber natürlich ist das Alles bloß bodenloser Unsinn und großartigste Flunkerei, das ist ja die Force dieses Taugenichts. — „Und doch hast Du diesen Taugenichts sehr gern," denkt Nora, und hast ihm Dein Herz geschenkt, Dein goldenes, treues Herz!" — aber amüsant ist er, Dein Vetter Axel, das muß man ihm lassen. — — — Himmel, diese Paranthese, ich schließe) — also den sah ich auf der Bahn des Schützengartens, wo wir sehr lustige Nachmittage verbringen, und er jammerte darüber, daß man ihn zum Tanzvorsteher ernannt habe, und daß er sicher einen Schreibkrampf bekäme von den vielen Briefen und Telegrammen, die er verfassen und nach rechts und links senden müsse, um eine genügende Anzahl das Tanzbein schwingender Herren zusammenzutrommeln, auch Graf Riesen, der schon im November von seiner italienischen Reise zurückgekehrt ist, hat er aufgefordert und rechnet bestimmt darauf, daß er kommen wird. Du wirst Dich gewiß freuen, ihn zu treffen, denn nicht wahr, Du hast ihn lange nicht gesehen?

Noch einen herzwarmen Schlußkuß von

Marie.

„Lange nicht!" wiederholt Nora halblaut — „3 Jahre und was für Jahre!"

Jetzt ist es nicht mehr die Zukunft, deren Vorhang sie mit ungeduldiger Hand zu lüften sucht, jetzt

ist es die Vergangenheit, in die sie zurückblickt und Bild an Bild zieht vorüber. Ihre Kindheit! einige Jahre fern im Süden, von denen sie nur ein dunkles, ahnendes Erinnern hat — ob die vielleicht ihr diese, fast krankhafte Sehnsucht nach Wärme und Licht eingeimpft haben? — ihre Jugend!

Zwölf Jahre alt war sie, als die Eltern nach Krakenorm zogen, ein frühreifes, ernstes, schwer zu lenkendes Kind. Die Mutter so zärtlich, so liebevoll — aber fast immer leidend, der Vater oft schlechter Laune, aufbrausend, ja jähzornig, und doch war's ein still glückliches Familienleben und sein Mittelpunkt, der Liebling Aller, Gebhard, ihr einziger Bruder, 3 Jahre älter als sie, hübsch, begabt, talentvoll, in überschäumender Lebenskraft. Er wurde nach Fellin, in die Landesschule gegeben, aber welch ein Leben brachte er stets ins Haus, wenn er zu den Ferien nach Krakenorm kam und einer seiner Kameraden, irgendein gleichgesinnter, lustiger Junge, ihn begleitete. Und als er dann mit 18 Jahren sein Abiturium bestanden, die Universität bezog und im Juni zum ersten Male aus Dorpat zurückkehrte, da zierte das Farbenband der Livonia die junge, kräftige Brust, und mit ihm kam sein Stubenflausch und bester Freund Graf Hermann Riesen!

Lustig bis zur Ausgelassenheit trieben die beiden Studenten den unglaublichsten Unsinn, stellten mit ihren tollen Streichen das ganze Haus auf den Kopf, erfüllten es mit ihren munteren Liedern und rissen auch die stille Eleonore mit hinein in ihren jubelnden Uebermuth.

O diese Tage sorglosen Frohsinnes, harmlosesten Lebensgenusses — wie leuchten sie unvergeßlich in ihrer Erinnerung!

Diese heiteren Krebs- und Riezchenpartien, wo man halbe Nächte, mit Kienfackeln bewaffnet, im Wasser herumwatete oder ganze Nachmittage im Walde herumstrolchte — diese Ritte auf den flüchtigen Rossen, Krake-

norms einziger Luxus, denen keine Graben zu breit und kein Zaun zu hoch war.

Und überall hinein strahlt ein frisches, sympathisches Jünglingsantlitz, mit so sonnigen, fröhlichen Augen — sie besitzt noch ein Bild aus dieser Zeit, auf dem beide Freunde und der schöne Oros, der jetzt so müde und schwach seine alten Knochen in der Küche wärmt, zusammen photographirt sind. — Wie zog er sie an, Hermanns gutmüthiger, heiter liebenswürdiger Charakter, der so viel freundlichere Nachsicht, als Gebhard, zeigte für ihre Empfindlichkeiten, ihre wechselnde Stimmung, immer einen harmlosen Scherz bereit hatte, um die Geschwister zu versöhnen, die, trotz ihrer zärtlichen Liebe zu einander, doch häufig in Streit geriethen, weil Nora, rechthaberisch und eigensinnig, von dem Bruder unbarmherzig geneckt wurde.

Wie gewann sie ihn lieb, den Freund ihres Bruders, der noch häufig wiederkehrte, auf längere oder kürzere Zeit. — Wie freute sie sich auf sein Kommen, immmer mehr und mehr! — Wie leer schien das Haus, wenn die jungen Herren bei Beginn des Semesters nach Dorpat zurück mußten.

Auch die Mutter war dann stiller und bleicher, der Vater verstimmter über all die täglichen Aergernisse, welche die Bewirthschaftung eines Gutes mit sich bringt und sie — wieder allein, allein mit ihren grübelnden Gedanken.

Da, im vorigen December wurden es 4 Jahre! — sie erwarteten Gebhard und Hermann zu den Weihnachtsferien — — o diese grauenvollen Tage, die sie nie, nie vergessen wird, die nichts verwischen kann, weil sie unauslöschlich eingebrannt sind in ihrem Gedächtniß mit jedem Detail! — statt des Erwarteten ein Telegramm „Gebhard erkrankt, hoffentlich bald hergestellt — Hermann Riesen.“ Noch am selben Abend eine zweite Estafette „Verschlimmerung — wenig Hoffnung“ —

und dann am nächsten Morgen die dritte Depesche, welche der Vater todtenbleich ergreift, mit zitternder Hand aufreißt, um lautlos zusammenzubrechen, sobald er ihren Inhalt erfaßt, die wenigen, aber die liebste Hoffnung des unglücklichen Vaters vernichtenden Worte.

Erst später erfuhren sie, daß Gebhard im Duell gefallen, die tödtliche Kugel das daseinsfrohe, für alles Edle, Große und Hohe so begeistert glühende Herz getroffen, das starke, junge Leben fällend, wie der erbarmungslose Blitz den im Frühlingsschmuck prangenden Baum zerschmettert, mit einem zuckenden Schlag! Und danach! — wie ausgelöscht das Glück unter diesem Dach, geflohen der Friede aus diesen Mauern.

Der Vater murrend, hadernd mit seinem Schicksal und seinem Gott — die Mutter in namenloser Trauer, aber klaglos, das auferlegte Kreuz glaubensstark als Christin tragend, doch wie erdrückt von der Wucht des jäh hereingebrochenen Leides, in schwerer Krankheit dahinsiechend und durch einen Herzschlag den Ihrigen entrissen, am Jahrestage des furchtbaren Ereignisses, neben dem Sohne gebettet zu ewiger Ruh'.

„O Gebhard, unser Gebhard, warum mußtet Du sterben?“

Nora ist ans Fenster getreten und heiße Thränen rinnen über ihre Wangen, fallen auf die über dem Fensterriegel verschlungenen Hände.

Draußen hat es ausgetobt.

Nachdem er die letzten Wolken weggefegt, hat der Sturm sich gelegt und in ihrem ernsten Schweigen athmet die Winternacht tiefen, unendlichen Frieden. Wie sie funkeln in ewiger Pracht, die goldenen Sterne und da, über den entlaubten Wipfeln des kleinen Parkes, steigt er langsam empor, glänzend und groß, wie ein leuchtender Hoffnungsgedanke — der Jupiter.

Allmählich sänftigt sich der schmerzgequälte Ausdruck in dem jungen Gesicht, die aufgewühlten Gefühle

ebben zurück, die Thränen trocknen — andere, freundlichere, lockende Bilder malt die Phantasie und über die Lippen kommt es, wie träumendes Erinnern, in beseligender Zuversicht: „Ich werde ihn endlich, endlich wiedersehen!“

* * *

Allerorten in baltischen Landen ragen sie empor — aus üppigen Baumgruppen oder auf einsamer Fläche — die Ueberreste der festen Häuser und Ordensschlösser, und eindringlich reden sie zur Phantasie, diese auch im Verfall mächtigen Wahrzeichen einer längstverschwundenen Zeit.

Aber zerstörende Kräfte thun rastlos ihr Werk — sie zerfallen, die gesprengten Mauern — sie stürzen zusammen, die geborstenen Thürme. — Stein löst sich von Stein, Gras und Moos wuchert darüber und wovon stolzvermessener Menschensinn geglaubt, es sei für alle Ewigkeit gegründet — der Vernichtung ist es geweiht, wird rettungslos herabgezogen in die Nacht des Vergessens, bis es dereinst nur als Ueberlieferung fortleben wird im Gedächtniß künftiger Geschlechter.

Und doch! — welch volles Leben pulsirte nicht auch in diesen Ruinen.

Stattlich und groß erhoben sich die Burgen und Schlösser und hoch oben, den Freunden als Willkommensgruß, den Feinden als Mahnung, flatterte fröhlich das Banner.

Diese Trümmerhaufen, sie bildeten Wall und Wehr, boten sicheren Schutz kampfesmuthigem Thun und Treiben — diese bröckelnden Mauern, einst waren sie festgefügt und stark — bargen kühne, ritterliche Geschlechter, bereit, für Gott und Ordensmacht Gut und Blut dahinzugeben, und diese trotzig aufragenden Thürme, sie überdauerten das Mittelalter mit seinen Verwüstungsgräueln — sahen Generationen in's Leben treten — und daraus

verschwinden, sahen auf den Schichten der Vergangenheit eine neue Zeit sich aufbauen mit anderen Forderungen und anderen Zielen.

Doch ob auch Jahrhunderte kamen und gingen, Ueberlebtes dahinsank — alles sich wandelte, Glauben, Sitten und Gebräuche — eins blieb bestehen im Sturmeswehn der Zeiten — unwandelbare Naturgesetze herrschten und herrschen, lindem Frühlingsregen folgt brütende Sommergluth, klarem Herbsttage — froststarrende Winternacht. Jetzt, wie einst, duftet der blühende Faulbaum — wogt das reifende Korn — Wandervögel ziehen und schaurig klagt der Sturm um die erstorbene Welt. Und heute, wie damals, wandeln Sonne und Mond ihre leuchtenden Bahnen, und in lichten Glücksminuten, wie in finsteren Trauerstunden, ist es der alte Kampf des heißen Menschenherzens mit einem unerforschlichen Schicksal — heute, wie damals, tönt es durch die Schöpfung, durch diese Fluren, das urewige Lied vom Leben und Lieben, vom Leiden und Sterben.

* * *

Inmitten der Gutsgebäude von Dohlenburg, die sich wie Schutz suchend um den ungefügen Bau gruppirt haben, erhebt sich solch ein verwitterter rother Thurm, den pittoresken Hintergrund für einen der hübschesten Edelsitze unseres Landes bildend. Bergig und waldreich ist die Gegend — tief unten, am Abhang des Hügels, auf dem einst das stolze Schloß Dohlenburg gestanden, rauscht zwischen steilen, mit edlem Laubholz bestandenen Ufern ein Fluß — und die malerische Lage und reizvolle Umgebung richtig würdigend, hatte schon der Großvater des jetzigen Besitzers viel für den Gutshof gethan, die günstigen Bodenbedingungen mit Geschmack und Verständniß zu nutzen gewußt.

Eines abenteuerlichen Reiselebens müde, hatte sich Graf Theodor Riesen hierher zurückgezogen, aber mit

dem Unternehmungsgeiste, der ihn auf schweifenden Wegen fast um den ganzen Erdball geführt, sich dann wieder voll Eifer daran gemacht, in Dohlenburg alles um- und neuzuschaffen. Er hatte eine passende Stelle für das Herrenhaus gewählt, die in unschöner Nähe des Wohnhauses belegenen Ställe und Scheunen einfach abgerissen, einen großen Park angelegt, hier gepflanzt, dort Ausblicke und Promenadenwege geschaffen, und bald sprach man in der Nachbarschaft und im Lande von den riesigen Bauten, den großartigen Absichten und der eisernen Energie des Grafen, der vor keiner Mühe und keinen Kosten zurückschreckte, um die auf seinen Reisen gesammelten Eindrücke und Erfahrungen in Bezug auf Behaglichkeit und gepflegte Umgebung zu verwirklichen.

Doch das unerbittliche Schicksal machte einen Strich durch diese glänzende Rechnung! Als Graf Theodor in voller Manneskraft starb, eine junge Wittwe und einen 10-jährigen Sohn hinterlassend, da war nur ein kleiner Theil seiner Pläne zur Ausführung gekommen. Zwar stand das Haus, in welchem englischer Comfort, französische Eleganz und die Kunsterzeugnisse aller Länder sich zu einem harmonischen Ganzen verbinden sollten, fertig, zum Theil möblirt, da, die innere Einrichtung aber und die ganze Umgebung, insbesondere der Park, verlangten noch ein liebevolles Eingehen auf die Intentionen des Verstorbenen, um das Endziel zu erreichen, welches ihm vorgeschwebt. Dieses Eingehen jedoch fand sich nicht — Graf Theodor war seiner Umgebung vorausgewesen und seine entwickelten Ideen hatten in dem Erdenwinkel seines Kirchspiels, mit seinen bescheidenen Ansprüchen an Luxus und Behaglichkeit noch keinen Eingang, eher Widerstand gefunden. Die beiden Vormünder des jungen Erben, zwei Nachbaronkel von der alten, vernünftigen Schule, erklärten ein Weiterwirthschaften in diesem Sinne — der eigentlichen

Landwirthschaft hatte der Verstorbene nur wenig Interesse entgegengebracht — für den „radikalsten Unsinn“ und da auch die Gräfin es vorzog, bis zur Mündigkeitserklärung ihres Sohnes im Auslande zu leben, so wurde nur das Allernöthigste gethan, um das begonnene Werk vor totaler Zerstörung zu schützen. In den engeren ausländischen Verhältnissen aufgewachsen, von einer praktischen Mutter erzogen, hatte Leonhard von Riesen nach eifrigen Studien auf deutschen Hoch- und landwirthschaftlichen Schulen viele tüchtige Kenntnisse erworben, aber das ideale Streben seines Vaters war ihm fremd geblieben, und in die Heimat zurückgekehrt, verwandte er sorgsam, aber sparsam, Zeit und Mittel zu rationellerer Kultur des Bodens nach westeuropäischem Muster, nahm regen Antheil an den Maßnahmen zur Hebung und Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse, die, seiner Meinung nach, allein die Grundlage gesunder agrarer Zustände bilden und den Wohlstand des adligen Grundbesitzers begründen konnten.

Auch gelang es ihm durch vortheilhaften Ankauf angrenzender kleiner Güter sein schönes Besitzthum abzurunden und da solches in eine Zeit fiel, wo der Werth des Bodens stark in die Höhe ging, konnte er, als auch ihn ein jäher Tod in der Blüthe der Jahre ereilte, seinem siebzehnjährigen Sohn ein verdoppeltes Vermögen hinterlassen. So war Graf Hermann Riesen schon als Student Erbe und Nutznießer großer Revenüen, aber nie auf seinen Reichthum pochend, oder damit geizend — der beste, gemüthlichste, freigebigste Kamerad — verstand er es, sein Geld auszugeben, ohne es leichtsinnig zum Fenster hinauszuwerfen, sein Leben in vollen Zügen zu genießen, ohne es zu entwürdigen. Nach fleißigen Studien in Dorpat hatte er sich ein paar Jahre lang in den Hauptstädten des Westens und im Morgenlande herumgetrieben — dann jedoch zog es ihn mächtig zurück zu der heimathlichen Scholle und nun wirthschaftet er

in Dohlenburg mit einem so energischen Streben auf allen Gebieten, daß er anfängt in landwirthschaftlichen Kreisen Aufsehen zu erregen, auch die Aufmerksamkeit Aelterer auf sich zu lenken.

In glücklicher Mischung die hervorragendsten Eigenschaften seines Vaters und Großvaters besitzend — gesunden Idealismus und den practischen Scharfblick, der die Dinge stets richtig beleuchtet und von der rechten Seite anfaßt, ist er der junge Aristokrat im besten Sinne des Wortes. Seiner Stellung voll bewußt, doch stets über den rein materiellen Erwerb und Gewinn hinaus höhere Ziele sich steckend und höhere Zwecke fördernd, findet er in der abwechselungsreichen Thätigkeit drinnen und draußen volle Befriedigung, was ihn jedoch nicht hindert, ab und zu durch einen kleinen Abstecher über die Grenze sich über ein paar trübe Herbstmonate hinwegzutäuschen und neue Anregung und frische Arbeitslust zu schaffen.

Auf dem Hofe zu Dohlenburg herrscht reges Leben. Einspännige, niedrige kleine Schlitten — sogenannte Raggen — sammeln sich vor dem Keller der Brennerei, wo die gefüllten Tonnen herausgerollt und aufgeladen werden. Ein Spiritustransport soll am nächsten Morgen ganz früh nach W. abgehen — eifrig arbeiten die Knechte, um noch vor Anbruch der Dunkelheit fertig zu werden und es spannt die Kräfte nicht wenig an, daß, von einem Spaziergange zurückkehrend, der junge Gutsherr stehen geblieben ist und zusieht. Es ist eine athletische Gestalt, die da, in den kurzen Gehpelz gehüllt, durch hohe, bis über's Knie reichende Pelzstiefel gegen den tiefen Schnee geschützt, seit einer Weile an der Kletenwand lehnt, hin und wieder eine Bemerkung mit dem beaufsichtigenden Verwalter tauschend. „Wieviel Pferde gehen? 40? So! gut! Vergessen Sie aber nicht, für die großen Berge bei X ein paar Hilfspferde mitzugeben — nach dem Schneegestöber der letzten Woche wird

der Weg sehr schwer sein. Und der Starost der Hoflage Laiskaln begleitet den Transport, nicht wahr?"

Die tiefe, volltönende Stimme ist das Befehlen gewöhnt, hat aber angenehmen Klang.

Neben seinem Herrn, dicht an ihn geschmiegt, steht ein schöner Vorsteherhund, und die behandschuhte Hand streichelt den feinen, schwarzen Kopf des Thieres, dessen kluge Augen immer wieder fragend emporsehen. „Dir gefällt das lange Stehen nicht, Arno? Was? Jetzt wird aber nicht mehr getollt — nun geht es zum Kaffee nach Hause. — — — — Guten Abend, Birkmann, vergessen Sie nicht, mir den Starost heute noch herauf zu schicken," und dem Verwalter freundlich zunickend, verläßt der junge Graf seinen Platz, gefolgt von seinem treuen vierfüßigen Begleiter, der ihn bellend umspringt.

Dem Stühmwetter der letzten Tage ist ein sehr kalter, aber köstlich stiller Wintertag gefolgt. Kerzengerade steigt der leichte Rauch aus den Schornsteinen der stattlichen Gutsgebäude empor; weich und hauchig liegt der frischgefallene Schnee und kleidet die entlaubten Bäume in weiße Wattenmäntelchen. Rosige Wölkchen schweben im lichten Blau und im Scheiden grüßt die untergehende Sonne die Winterlandschaft mit feurigen Strahlen, beleuchtet mit röthlichem Glanz den Thurm der Ruine, um den, ihr Nachtquartier suchend, Krähen und Dohlen mit heiserem Geschrei flattern — flammt wie der Widerschein eines lodernden Brandes in den spiegelblanken Scheiben des schloßähnlichen Herrenhauses, auf welches Hermann zuschreitet.

„Was Arno, noch immer rennlustig? noch nicht müde vom stundenlangen Waten im Walde? — na, denn lauf! apporte!"

In weitem Bogen fliegt der Spazierstock den Abhang hinab auf den festgefrorenen Fluß und lachend sieht Riesen, wie der Hund mit großen Sätzen nach-

springt, halb rutschend, halb kollernd unten anlangt, um dann mit Anstrengung im tiefen Schnee wieder heraufkletternd, schweifwedelnd den geholten Gegenstand seinem Herrn in die Hand zu drücken. „So ist's brav! — Nu bist Du aber naß und mußt erst hübsch trocken werden, bevor Du in's Zimmer darfst.“ Eine schwere, eisenbeschlagene Doppelthür öffnend, betritt er eine hohe Entrée, deren Wände eine Sammlung verschiedener seltener Geweihe und ausgestopfter Thierköpfe schmückt.

Sofort ist ein Diener herbeigeeilt.

„Jahn, führe den Hund in die Küche, damit er recht gründlich abgewischt wird und dann komme mir die Wasserstiefel ausziehen. Ist die Post schon gekommen?“

„Nein, Herr Graf.“

Nachdem er sich seines Pelzes entledigt, steigt Riesen die monumentale Steintreppe empor — sein fester Schritt hallt durch eine Flucht zum Theil unbeleuchteter Räume, dann tritt er in sein Arbeitscabinet. Hier hat, alle Ressourcen neuester Wohnungstechnik nutzend, der gute Geist des Geschmackes gewaltet und in einem Gemisch von eleganter Einfachheit und gediegenem Luxus ein ideales Junggesellenheim geschaffen, das Jedem, der auf die Schwelle tritt, den entzückten Ausruf entlockt „Wie urgemüthlich!“ Die braune Tapete — eine kunstvolle Ledernachahmung — die Bezüge der niedrigen, weichen Polstermöbel, Vorhänge und Portièren und die dicken, den Fußboden fast ganz bedeckenden Teppiche — sie alle sind in den unbestimmten, matt abgetönten Farbennüancen gehalten, ohne welche, für unser modernes Auge, kein Wohnzimmer wahrhaft behaglich erscheint. Was aber diesem Raume seinen besonderen Reiz giebt, ist, daß er bis in's kleinste Deteil den Stempel einer ausgesprochenen Individualität trägt, Zeugniß giebt von geistiger Regsamkeit und Vielseitigkeit. In der Nähe des Fensters der große, vielgebrauchte Schreibtisch, hier

eine Etagère mit Kornproben und besonders großen Kartoffeln — dort in der Ecke ein Flintenschrank — auf einem Tischchen ein geöffneter Zitherkasten und überall verstreut Bücher, Fachschriften, Zeitungen — lauter Beweise von Liebhabereien und Interessen des Bewohners, der die Stunden der Muße wohl auszufüllen versteht.

Jetzt sind die braunen Plüschvorhänge herabgelassen, zwei hohe Mondbrennerlampen verbreiten ruhiges, mildes Licht und ein lustiges Feuer flammt im Kamin, an dem, aus dem anstoßenden Toilettenzimmer zurückkehrend, Hermann die Fußspitzen wärmt. Nicht minder gut als vorhin der praktische Draußenanzug kleidet ihn der bequeme dunkelblaue Complet mit der modernen „four in hand“ Cravatte, und hell beleuchtet die aufflackernde Gluth das von der kalten Luft geröthete Gesicht, die breitschultrige Gestalt mit der ruhigen Sicherheit des vornehmen Mannes in Haltung und Wesen.

Unter leichtgelocktem blondem Haar eine etwas niedrige Stirn, die Nase breit im Ansatz, aber wohl geformt, um den Mund ein Zug gutmüthiger Ironie, welche der offene Blick der hellen Augen noch mildert, die ganze Persönlichkeit, in ihrer vollentwickelten Männlichkeit, das Bild kraftvoller Frische und vertrauenerweckender Tüchtigkeit — das ist Hermann Riesen, dem seiner Zeit in Dorpat seine Studienkameraden den Spitznamen „Riesenbär“ gegeben hatten.

Er durchmißt ein paar Mal den tiefen Raum, zieht die Vorhänge fester zu, schürt das Feuer und streichelt den Hund, der, nachdem er stürmisch um Einlaß gebeten, auf seinem Lieblingsplatz vor dem Kamin liegt und sich die Pfoten leckt. Plötzlich spitzt das kluge Thier, leise knurrend, die feinen Ohren. „Kusch, Arno, schäme Dich, das ist Jahn, der den Kaffee bringt, kannst Du noch immer nicht seinen Schritt unterscheiden?“

„Gnädiger Herr, die Post.“

„Ach endlich! Gieb her.“

Auf silbernem Tablett überreicht der Diener die Briefschaften.

„Dem Postjungen gebt etwas Warmes zu trinken — er soll eine Weile warten, ich habe vielleicht noch etwas mitzugeben.“

„Ja, Herr Graf.“

„Nr. 1 — ein Brief aus Fellin.“

Er durchfliegt rasch den Inhalt — seine Züge erheitern sich und das warme Lächeln giebt eine Reihe glänzender Zähne frei.

„Das gute Großmamachen! genießt noch im Rückblick die netten gemüthlichen Feiertage, die wir zusammen verbracht. Sie gefällt sich auch immer mehr an ihrem neuen Wohnort, hat schon eine Menge angenehmer Beziehungen angeknüpft. Es ist doch gut, daß ich sie beredete zum Winter in die Stadt zu ziehen — hier wurde es ihr doch zu einsam, seitdem die Führung des Haushaltes sich als eine zu große Anstrengung für sie erwies. Schade nur, daß es soweit ist bis Fellin, ich könnte sie sonst viel häufiger besuchen.

Sieh da! — Auch ein Brief von dem faulen Menschen, dem Axel! Eine Ewigkeit weiß ich nichts von ihm. Telegramme, Postkarten, höchstens Briefe im Depeschenstyl, mehr bekomme ich gewöhnlich nicht zu sehen.“ Hastig zerreißt er das Couvert. „Und jetzt, eine ganze Epistel! — — — —

Na, was will denn der von mir? der reine Bettelbrief.“ Er entfaltet das Blatt — immer prononcirter wird sein Lächeln: „Ist doch noch immer der tolle Kauz, dieser Axel!“ lacht er auf. — „Ja, freilich, Dorpat...“

„Sehnst Du Dich nicht bisweilen in die Zeit zurück, wo noch Farbenband und Deckel der Inbegriff aller Wünsche waren? Wie harmlos fröhlich, unblasirt genoß man das Leben und nahm achselzuckend das schlechte Bier, die unmöglichen Wohnungen und sonstigen Uebel-

stände mit in den Kauf. Hatte man Geld, so gab man's aus, hatte man die letzten Rubel springen lassen, so pumpte man irgend einen braven Philister an, und wollte der nicht herausrücken mit den Petacken — na dann ging's eine Weile ohne — mit Kreide wußte Kneipmadamchen gar gewandt umzugehen und man brauchte nicht gleich Hungers zu sterben! — Immer lustig und kreuzfidel und sich den Kuckuck um's Studiren kümmernd — ach, Du alter Flausch, es war doch eine einzig schöne Bummelzeit in unserem Fuchssemester. „Stoßt an, Dorpat soll leben, hurrah hoch."

Herman ist aufgesprungen.

„Ja, eine herrliche Zeit! O Burschenherrlichkeit, o Jugend! Lieb werden einem mit den Jahren ja auch die Pflichten — man lernt andere, ernstere Genüsse kennen, aber schön war es doch, unvergeßlich schön das Leben damals in seinem überschäumenden Freiheitsdrang, in der sich keine Gedanken machenden Sorglosigkeit." Er schaut empor, auf die Wand, wo, zwischen Schlägern, farbigen Mützen und sonstigen Reminiscenzen aus dem Studentenleben, ein großes Gruppenbild der Söhne Livonias hängt — und plötzlich erlischt das Lächeln und der Blick wird ernst.

„Freilich auch da bisweilen viel Sorge und Kummer! — — — — Gebhard, mein Gebhard, wie oft gedenke ich Deiner in wehmüthiger Trauer."

Eine Weile steht er sinnend da, dann faßt er wieder nach dem Brief.

„Ha, ha, nein wirklich famos dieser Passus: „Deine Mastochsen verstehen ganz gewiß auch ohne Dich ihre Brache zu fressen, mein Bester, und wenn Du Deine Kartoffelhaufen auch noch so streng und entrüstet ansiehst — am Faulen wirst Du sie nicht verhindern — zu Spiritus, für den man Dir so gut wie nichts bezahlt (soviel verstehe selbst ich von den Vortheilen der heutigen Güterbewirthschaftung!) werden sie doch —

also laß sie ruhig faulen und die berühmten Ochsen auf eigene Hand täglich 10 Pfund zunehmen und komme schleunigst her, wo Besseres Dich schmerzlich vermissen würde.

Es haben sich nämlich ein paar tanzlustige junge Frauen und einige Mamas, die ihre Töchter — sagen wir es mild — amüsiren wollen, ausgedacht, wieder ein Mal einen Subscriptionsball zu arrangiren, und zwar schon übernächsten Sonnabend. Und nun soll ich Unglücksmensch Tanzvorsteher sein und Herren schaffen. Liebliche Lage, was? wenn es reichlich 50 Damen giebt, die tanzen wollen, und zu gleicher Zeit hier nur knapp ebensoviele Herren, von denen, höchstens die Hälfte zu den Wunderthieren gehört, die am Tanzen um des Tanzes Willen Vergnügen finden, während die Uebrigen absolut nicht zu diesem „Frohndienst“ zu bewegen sind, sondern lieber zusehen. Gerechter Strohsack — lieber zusehen! Ja, sie sollten zusehen, nicht so faul, langweilig, trostlos und unbrauchbar zu sein, da würde bei dem Sehen doch etwas herauskommen. Jedenfalls ist es das undankbarste Vergnügen hier Tanzanführer zu sein und ich protestirte energisch gegen diesen Ehrenposten, aber es half nichts. So muß ich denn versuchen aus der Patsche zu kommen, indem ich den hoffnungsvollen Nachwuchs unseres Adels, die Groß- und Kleingrundbesitzer — alias die livländischen „Landbären“ — aus ihren Winterlöchern locke und mit Dir, als Riesenbär, fange ich an, weil Du, épouseur im vollsten Sinne des Wortes, Besitzer einer runden Million,“ — „Na — na,“ murmelt Riesen, „die Deine Taschen übrigens mit Anstand tragen — das muß Dir der giftigste Neid lassen — Dorpats berühmtester Walzertänzer (mir fehlt die Zeit zum weiteren Aufzählen aller Vorzüge, welche Dich zum Stern erster Größe am Himmel heirathsfähiger junger Damen machen!) — zum Mindesten für zehn andere Jünglinge giltst!!! Und da Du zu Deinen Tugenden

wirklich auch die besitzest, dich nie unnütz bitten zu lassen, so drohe ich nicht einmal mit meinem Zorn, sondern schließe mit einem „Auf Wiedersehen."

Dein alter Axel, in schönster Vergangenheit Stubenflausch Axchen.

P. S. Eben höre ich, daß zur Feier des Geburtstages meiner Schwägerin Inga die Derbitenschen am Donnerstag einen Thé dansant geben, also erwarte ich Dich „für ganz bestimmt" schon Mittwoch."

Hermann faltet den Brief sorgfältig und blickt dann nachdenklich vor sich hin.

„Donnerstag und heute haben wir Montag! — Ob ich fahre? Ich könnte es am Ende wohl einrichten! Der Verwalter hat sich ganz eingearbeitet, auf ihn kann ich mich schon verlassen und zum Convent in 14 Tagen kann ich ja wieder zurück sein. Also vorwärts mit frischem Muth — die Wolmarschen Bälle habe ich sowieso verpaßt und es wird ganz amüsant sein, den Mädchenflor aus der Rigaschen Ecke zu mustern."

An den Schreibtisch tretend, wirft er einige Zeilen auf ein Blatt Papier.

„Riga — Schmiedestraße, Axel Rehburg. Bestelle zu Mittwoch Zimmer Hôtel Rome, Hermann. — — So!"

Ein Druck auf den Knopf einer elektrischen Glockenleitung und der Diener erscheint.

„Der gnädige Herr befehlen."

„Hier ist eine Depesche, die der Postjunge mitnehmen muß und dann gehe zum Herrn Verwalter und sage ihm, ich ließe ihn bitten, nach dem Abendessen noch herauf zu kommen. — — — Noch eins, dem Kutscher sage, die beiden Braunen sollen morgen nicht ausgefahren werden und einen Garnez Hafer mehr bekommen, weil ich übermorgen früh mit ihnen bis zur Station Wesselshof fahren muß. Du kannst auch schon zusammensuchen, was ich für Riga nöthig habe — natürlich den neuen Londoner Frack, den Visitenanzug, den Stadt-

mantel — vergiß auch nicht den Cylinderhut und den Claque, sowie die Lackschuhe. — Zum Packen nimm den leichten Rohrkoffer, den ich von meiner letzten Reise mitgebracht, und wie immer den Juchtennachtsack mit dem Necessaire.“

Ueberlegend geht Hermann noch eine Zeitlang auf und ab, macht ein paar Notizen über Anordnungen für die Dauer seiner Abwesenheit, legt ein paar Scheite auf die verlöschende Gluth und schiebt sich einen bequemen Fauteuil an das Tischchen, auf welchem unterdessen der Diener den Kaffee servirt hat. Behaglich daran installirt, die Füße an den Rücken seines Hundes gestützt, der sich unter der Berührung wohlig dehnt — eine feine Havanna rauchend und seinen Mocca schlürfend, vertieft er sich in einen Leitartikel der St. Petersburger Zeitung.

Draußen hat sich wieder heulender Nordost erhoben, braust über die Flächen, stürmt in die entblätterten Wälder, aber machtlos prallt er ab von den festen, breiten Mauern des Hauses, siegreich halten Doppelfenster und die schweren Stoffe der Vorhänge Zug und Kälte ab — lustig flackert das wärmende Feuer und rasch und kräftig tickt die Wanduhr, kündet mit vollem glockenartigen Schlag die verrinnenden Stunden.

* * *

In ihrem stillen Leben ist alles Ereigniß! Nora ist all die Tage umhergegangen, wie im Fieber und hat in der Nacht nur unruhigen Halbschlummer gefunden.

Endlich ist der ersehnte, kaum zu erwartende Mittwoch Morgen herangebrochen und vor innerer Erregung noch bleicher als sonst ist sie im Speisezimmer erschienen.

Schwere Rauchwolken aus seiner Stambulka paffend, geht ihr Vater dort schon langsam auf und ab, dazwischen am Fenster stehen bleibend, um den Stall und den Himmel zu beobachten.

In der Nacht ist der Wind umgesprungen und der scharfen Kälte der letzten Wochen scheint Thauwetter folgen zu wollen; eine blasse Wintersonne lugt durch Nebelschleier, die sich am westlichen Horizont schon zu drohender, blaugrauer Wolkenwand verdichtet haben.

„Beeile Dich fortzukommen, Kind, es giebt wohl wieder Stühm und ich möchte, daß Du noch vor Anbruch der Dunkelheit Riga erreichst. — — Sind Deine Sachen alle gepackt? — es wird schon gespannt.“

„Ja, Papa, es ist alles bereit und ich bin gleich fertig.“

Ihre Stimme klingt gepreßt — halb Aufregung, halb Freude, aber auch ein unerklärliches Angstgefühl schnürt ihr die Kehle, und keinen Bissen bringt sie hinunter.

„Warum ist der Abschied immer so schwer?“ denkt sie, während sie rasch zwei Tassen heißen Kaffees trinkt — „Sonntag, bei Empfang von Maries Brief solch aufjauchzende Freude und heute? — jetzt? — — Es ist, als ob man mich gewaltsam von hier fortreißt, als könnte ich unmöglich Papa so allein lassen.“

„Ich habe drei Pferde lang vor die Kibitke spannen lassen — die Landwege sollen in Folge des starken Schneefalles in der letzten Woche noch sehr verweht, sehr schwer sein, doch auf der Chaussée werden wohl zwei Pferde genügen! In Ramotzky nimmst Du also Postpferde — so, hier ist Geld, auch für Deine Toilette.“

„Aber Papa, soviel?“

„Ach was, Schnack! — diese lumpigen paar rothen Scheine viel! — Nu, verlier sie nur nicht — hast Du ein Portemonnaie? So, und nun kommen die Pferde gleich vor — gehe Dich anziehen — und ordentlich warm — die Länge trägt die Last.“

Als sie das Zimmer verläßt, blickt er ihr mit trübem Lächeln nach: „Wie blaß und mager sie ist, und so ernst! Armes Kind! — — Ja, ja, zu traurig hat

sie es hier gehabt! — Taugt nicht für solch ein junges Blut, dies ewige Zuhausesitzen, ohne Verkehr, ohne Anregung — nicht einmal genug Bewegung — nichts! — — garnichts!!!"

Mit lustigem Schellengeklingel fährt der Schlitten vor die Rampe.

Wohl verpackt tritt Nora aus der Hausthür und nimmt Abschied vom Vater, der auf die Vortreppe hinausgetreten ist, um dem Kutscher einige Befehle zu geben.

„Wie alt und gebeugt er doch aussieht, so im fahlen Halblicht des dämmernden Wintermorgens," denkt Nora, und als sie ihn umarmt und ihm die Hand küßt, da ist es wieder, dies seltsame, unerklärliche Bangen, welches sich ihr schwer auf die Seele legt.

„Papa, ich bitte Dich, stehe doch nicht so lange draußen — der Wind ist so stark. Gehe hinein — bitte — Du wirst Dich erkälten, so ohne Mantel...."

„Ach was, Unsinn! — Ein alter Soldat, wie ich, dem wird nicht gleich das bißchen Wind an's Leben gehen. Nun amüsire Dich gut, Kind, und komme gesund nach Hause — so in 2 bis 3 Wochen, nicht wahr?"

„Ganz gewiß, Papa — spätestens, eher früher — adieu, Papa."

„Vergiß nicht Tante Ina bald zu besuchen und grüße auch die Verwandten! — Nu, fahr zu, Rein! — adieu, Kind."

„Adieu, Papa!"

Der Kutscher knallt mit der langen Peitsche — die Pferde ziehen an — noch einmal beim Herumfahren um den Rasenplatz und Hinausbiegen aus dem Hof kann Nora die Gestalt ihres Vaters erblicken, der noch immer auf der Treppe steht und ihr nachsieht.

Sein spärliches Haar flattert im Winde — heiß wallt es in ihr auf — ihr ist, als habe sie nicht zärtlich genug von ihm Abschied genommen! O, sie möchte

noch einmal zurück, ihn stürmisch umfangen — einmal ihn küssen, wie früher! — — Wie als Kind!! — —

„Warum ist man beim Abschied so weich gestimmt?" denkt sie wieder — und im täglichen Leben oft so kalt, so hart, so unnachsichtig und rücksichtslos, verschließt die Gefühlswärme, mit der man beglücken, die Zärtlichkeit, mit der man erfreuen könnte — kann sich in hundert Kleinigkeiten nicht überwinden und die Ausbrüche der schlechten Laune, der Unfreundlichkeit nicht beherrschen. Warum fühlt man beim Abschied erst so deutlich, wie man sein müßte, um die, mit denen man lebt, glücklich und zufrieden zu machen? — Alle die Unterlassungssünden, sie fallen schwer auf's Gewissen, Scham und Reue erwachen, und man möchte alles gut machen, was man versäumt — — und dann, beim Zusammensein, verfällt man doch wieder in die alten Fehler, in die häßlichen Gewohnheiten."

Lange, lange sinnt sie diesen Gedanken nach, dieser ernsten Mahnung, die in jeder Trennung liegt: „Benutze die Frist, so lange es geht — o lieb', so lange du lieben kannst" — vergiß es nie, es kommt die Zeit, wo es zu spät, wo du vor Gräbern stehst und klagst." Aber allmählich drängen sich andere Bilder vor — siegen über die dunklen Schatten, die sie heraufbeschworen, die jugendliche Erwartungsfreude gewinnt die Oberhand, und als sie kurz vor Wesselshof auf die Chaussée hinausbiegt, da tritt die eine Vorstellung in den Vordergrund:

„In 9 Stunden bin ich in Riga!"

Am Himmel haben sich die Wolken verzogen — hell lacht die Sonne, und glitzert in den tausend und abertausend Schneekrystallen der weißen, weichen Decke, unter welcher, im winterlichen Schlummer ruhend, die Erde von dem weckenden Frühlingskusse träumt.

Wie köstlich ist es doch, dies rasche Dahingleiten auf der schimmernden Fläche! — Nora athmet mit

Behagen die reine, kräftige Luft ein, und ihr ist, „als wüchsen im Herzen ihr Flügel.“ O wunderbares Menschenherz — ebenso aufrichtig in der Wonne, wie in der Qual — in der Seligkeit, wie im Leid!

* * *

Nach mehrstündiger Fahrt erreicht Nora Rodenpois — die letzte Station vor Riga — wo fast immer ein lebhaftes Treiben ankommender und abfahrender Reisenden herrscht.

Im Begriff ihre Kibitke zu verlassen, um sich in den Stationszimmern etwas zu erwärmen, erblickt sie einen breitschultrigen Herrn in hoher Fellmütze und prachtvollem Bärenpelz, der gerade die Stufen der Treppe herabkommt, um seinen bereitstehenden Schlitten zu besteigen. Etwas in der Haltung, den Bewegungen kommt ihr bekannt vor und plötzlich durchzuckt sie freudiger Schreck:

„Mein Gott, war das nicht Hermann Riesen? — — — — o warum kam ich nicht fünf Minuten früher an!“

Thörichte Nora — denn was dann geschehen wäre, ob er sie überhaupt erkannt, mit ihr gesprochen hätte, darüber giebt sie sich keine Rechenschaft — wiederholt nur nach Art der jungen Mädchen, die jedes Erlebniß gleich mit romantischem Schimmer umkleiden und alles mögliche Wunderbare erwarten.... „Warum konnte ich nicht 5 Minuten früher ankommen?“

Es ist wirklich Graf Riesen, der ihr vorausfährt, aber bald einen großen Vorsprung gewinnt, denn seinen Trinkgeldern widersteht so leicht keiner, sie bewältigen auch den mürrischsten Postillon.

„Na, fahr ordentlich!“ hat er dem jungen Postknecht gesagt, der, die Mütze schief auf den blonden Kopf gerückt, sich's erst auf dem Bocke bequem gemacht hat, und jetzt mit fröhlichem Pfiff seine Pferde in raschere Gangart bringt — „eine Uhrtasche giebt es ja

bis Riga nicht, also vorwärts! — Du bekommst einen Grünen, wenn wir in eine Stunde da sind."

„Nu, in eine Stund — das kann wohl nicht, zeenigs Leelskungs — sind ganze zwanzig Werst bis Stadt Riga und vor Stadt da muß man viel ausbiegen, wegen Fuhrens, und in Stadt selbst darf Post nicht so rasch fahren, aber in eine Stund und noch Viertelstunde dazu — das kann schon machen! — Bahn ist gut eingefahren, Grüften sind auch nicht viele."

„Na, dann los."

Während auf den Landwegen stellweise wirklich kaum durchzukommen war, ist hier der breite Weg spiegelglatt. — Berge giebt es auf dieser Strecke keine. Die Pferde sind scharf beschlagen, traben regelmäßig, und Hermann freut sich der raschen Fahrt.

„Es geht doch nichts über einen schönen nordischen Wintertag," denkt er. — „Freilich Orangen pflückt man nicht im Freien, Ende Januar, und mit Rosen, die sich um's Haus ranken, schmückt man nicht seinen Weihnachtsbaum, wie Trostberg's voriges Jahr in Nizza, aber Leib und Seele stählt diese klare, kalte Luft und zu längerem Aufenthalt tausche ich unsere Weltabgeschiedenheit auch gegen die berühmtesten Gegenden des Auslandes nicht ein. Schon allein die Touristen, die überall herumwimmeln, können einem die schönsten Punkte verleiden. Und dann an den herrlichsten Orten immer ein Hôtel, ein Restaurant — „Bierwirthschaft". — Scheußlich! — Und das heißt „Natur genießen."

Gegen Abend ist es kälter geworden. Vor ihm erglüht der südwestliche Himmel in den wunderbarsten Nüancen und der Widerschein des in Gluthen getauchten Horizonts fällt auf den beschneiten Tannenwald, der sich zu beiden Seiten des Weges hinzieht, übergießt Schnee und Stämme mit röthlichem Glanze.

„Roth=grün=weiß! — — Livonias Farben! So war's auch, als wir Dich begruben, mein Gebhard."

Bruinings schönes Gedicht fällt ihm ein:

Livonengrab.

Der Winter ist gekommen
Es ruhet die Natur —
Mit weißem Leichentuche
Bedeckt sind Wald und Flur.
Er deckt mit weißer Decke
Ein jüngst verschüttet Grab. —
Darauf senken grüne Tannen
Die Arme trauernd hinab.
Der Sonne letzten Strahlen
Vergolden mit rothem Schein
Den stillen Ort — dann hüllet
Die Nacht ihn trauernd ein.

„Auch ich will nur in heimathlicher Erde ruhen," denkt Riesen weiter, „aber erst hier wirken und fest hier wurzeln, Du mein Livland — Du liebe, kleine Heimath!"

Allmählich verblaßt das schöne Farbenspiel am Himmel und als sei — ihre dunklen Schleier ausbreitend — die Nacht auf goldumränderten Wolkenflügeln herabgestiegen, senkt sich Dämmerung immer tiefer über die Landschaft, und die Laternen der St. Petersburger Vorstadt sind schon angezündet, als Hermann Riga erreicht und die Alexanderstraße hinunterfährt.

„Na! die Friedrichstraße in Berlin ist besser beleuchtet," lächelt er. „Schadet nichts, bist doch ein braves Nest — und ich grüße Dich, Du altes Riga."

Der Schlitten biegt in den Theaterboulevard ein und hält vor dem Portal des Hôtel de Rome, wo Riesen stets Wohnung zu nehmen pflegt.

Dienstbeflissen und hilfsbereit sind Portier und Hausknecht herausgeeilt, um dem „Herrn Grafen" beim Aussteigen zu helfen und das Gepäck abzubinden.

„Ist mein Zimmer in Ordnung?"

„Gewiß, Herr Graf! Wollen der Herr Graf noch erst hinauf, oder gleich in den Eßsaal?“

„Erwartet mich Herr von Rehburg vielleicht schon dort? — der Assessor“, setzt er hinzu, der Frage des Portiers zuvorkommend, auf dessen Gesicht sehr deutlich zu lesen stand: „Es sind im Augenblick so viele Rehburg's hier, welchen meinen wohl der Herr Graf?“

„Nein!“ berichtet ein herbeigerufener Kellner: — „Herr von Rehburg ist wieder weggegangen. Er belegte nur einen Tisch und befahl dem Herrn Grafen zu sagen, daß er um 6 Uhr noch einmal ankommen würde, um zu sehen, ob der Herr Graf vielleicht unterdessen angekommen seien.“

„Gut, und jetzt ist die Uhr?“ — Er zieht eine moderne schwarze Uhr aus der Westentasche. — —

„Gerade dreiviertel nach fünf,“ intervenirt eilfertig der Kellner.

„Ja so, richtig! — ich habe ja landsche Zeit. Also dreiviertel auf sechs. Nun, da habe ich gerade Zeit meine Toilette etwas in Ordnung zu bringen.“

Bevor er die Treppe hinaneilt, wirft er noch einen Blick auf die Tafel, wo die Namen der Angereisten stehen.

„Ah, Trostberg's und die Ilgenschen Rehburg's sind auch hier abgestiegen, wie ich sehe. Sind die Herrschaften zu Hause?“

„Nein, die Herrschaften speisen heute bei dem Herrn Landrath Rehburg-Derbiten!

Eine Stunde später sitzen die jungen Herren im Speisesaal des Hotels und plaudern über dieses und jenes.

Etwas kleiner als sein Freund, tief brünett, eine elegante aristokratische Erscheinung mit lebhaften Gesten und noch lebhafterem Mienenspiel, hat sich Axel Rehburg wenig verändert, seitdem wir ihn zuletzt in Dorpat auf der Schlittschuhbahn gesehen haben. Lockig fällt ihm das

dunkle Haar in die Stirn, Uebermuth und Lebenslust blitzen aus den braunen Augen, nur die schlanke Gestalt ist stattlicher, männlicher geworden und ein kecker schwarzer Schnurrbart kräuselt sich über der spöttischen Lippe, dem stets zum Scherzen aufgelegten Mund. „Wirklich, Axel Rehburg ist ganz der Alte geblieben!“ sagt Jeder, der den netten Gymnasiasten, den flotten Studenten gekannt hat und der Zuhörende echoet: „Ja, wirklich! — ein ganz allerliebster Mensch!“ — „so lustig und amüsant“, setzen die Damen hinzu — „etwas leichtsinnig, aber durch und durch anständig — ein kreuzbraver Junge!“ ist das gewichtigere Urtheil der Herren. Jedenfalls versteht er es ausgezeichnet ein gutes Menu zusammenzustellen und weiß unter des Herrn Otto Schwarz's Weinen bestens Bescheid.

Hermann, der von der langen Fahrt in frischer Luft gesunden Appetit mitgebracht hat, läßt sich das Diner vortrefflich schmecken; dann, als der Kellner den Kaffee und die Liqueure auf den Tisch gestellt, lehnt er sich im angenehmen Gefühl des Gesättigtseins in seinen Stuhl zurück.

„Also Sonnabend ist der Subscriptionsball? fragt er, eine neue Papyros anrauchend. — „Wo? im Wöhrmannschen Park?“

„Nein! im Schützengarten.“

„Und wer sind die dames patronesses? Ich will doch morgen pflichschuldigst meine Karten abgeben.“

„Natürlich die Landräthin Walldorf — ohne deren Präsidium kommt ja nichts zu Stande, dann meine Tante Anna — die Kurrapähschen verbringen schon mehrere Winter in der Stadt der Schulen wegen — Nr. 3, die Gräfin Reckenstein, die selbst noch jünger und lebhafter ist, als ihre Pflegebefohlenen, die sie allmälich auf den „vanity fair“ gebracht hat — enfin die junge Frau von Ecken — Du weißt, ihr Mann ist seit Kurzem im Creditsystem angestellt — sehr lebenslustiges Paar.“

„Und wie lebt es sich sonst in Riga? war schon etwas los?“

„Bis jetzt so gut wie garnichts — nur einige Wohlthätigkeitsbälle. Diners und Theegesellschaften — ziemlich „tähk“ das Letztere. Die Herren spielen in einem Zimmer Karten, die Damen sitzen in einem Anderen und arbeiten, dann trinken alle Thee und essen Sandwiches, zur Abwechselung vielleicht auch mal zu Hause gebackene Kümmelkuchen, wobei die Gesprächigen reden und die Schweigsamen zuhören. Wer sich dabei amüsirt, das mag der Himmel wissen! Jetzt aber scheint doch der Tanzbacillus, welcher wie eingefroren war, aufthauen zu wollen. Sonntag war ein improvisirter Knospenballon bei den Heddeferschen — ziemlich harmloses Babyvergnügen! — eine Schlittenparthie mit nachfolgender Sauterie arrangirten vorgestern Walldorf's — morgen ist bei den Derbitenschen Thé dansant, von dem ich Dir schon schrieb und nächsten Montag geben Reckensteins in ihrem schönen Saal einen regelrechten Ball mit Orchestermusik. Die Ullrichsche Kapelle ist schon bestellt. Man munkelt auch von einer Journée folle bei den alten Treuenberg's, zur Einweihung ihres neuen Hauses, das wirklich millionenwürdig eingerichtet sein soll. Und dann, habe ich gedacht, könnte man vielleicht einen Herrenball zu Stande bringen — was meinst Du, Hermann?“

„Los, aber dann auch mit allen Chicanen. Bonbons, Cotillonüberraschungen — womöglich das Souper aus Petersburg — wenn schon, denn schon, wie Landrath Rehburg sagt.“

„Sehr gut, Riesenbär, so etwas soll hier noch nie dagewesen sein — die Menschen sollen ihr blaues Wunder erleben. Ja, wenn Du und ich uns zusammenthun, da kommt schon etwas Rechtes zu Stande — weißt Du noch? — als wir in Dorpat zum Livonenballe Ausrichter waren, wie prachtvoll uns die Ausschmückung des Mussensaales gelungen war.“

„Na, und hübsche Erscheinungen unter den Töchtern des Landes?“ fährt Hermann in seinen Fragen fort, Axel sein geöffnetes Cigarrenetui hinhaltend: „Schmeck mal — die mit dem Mundstück — Havannacigaretten von Ten Kate in Petersburg — echte importirte — sie sind wirklich gut.“

„Danke! — — Hm! unter den Knospen nichts bemerkenswerthes für unsere Kennerblicke — da sind nur zwei Treuenberg's! ganz nett! aber unter den Frauen — pique fein, sag ich Dir — wirklich berückend — —.“

„Aha, also noch immer das alte faible pour la femme mariée....“

Axel quittirt die Bemerkung mit einem schlauen Blinzeln seiner pfiffigen Augen und fährt unbeirrt fort:

„Da ist besonders eine, mon cher, ich sage Dir, la belle femme, wie sie im Buche steht. Gestalt, Wuchs, Haltung, Gang, Teint — nichts fehlt, und die kleinsten Hände und Füße — die üppigsten Haare, châtain doré, das seltenste....“

„Mensch, höre auf. Mir schwindelt bei all diesen Superlativen,“ unterbricht Riesen, aber Axel ist im Zuge....

„Und dazu Augen — große, kluge, märchenhafte.“

„Was noch? — ich glaube...“

„Ein berückend lächelnder Mund, der so geistreich zu plaudern versteht — vielleicht zu geistreich für meinen Durchschnittsschädel — aber dafür Toiletten — chicvolle — Diamanten! — fabelhafte...“

„Nu, Axel, ich glaube, du fabelst. Also auf Dein Herz verschießt Amor noch immer keinen einzigen seiner Pfeile umsonst? noch immer das faible für Diamanten und die Passion für schöne Wittwen?“

„Aber sie ist gar keine Wittwe!“

„Noch besser! Und das sagst Du so kühl pfeifend.“

„Aber ich bitte Dich, das ist doch ganz ungefährlich. Bischen Flirt und Courmacherei gehört sich in

den Ballsaal, sonst ist factisch solch ein sinnloses herum=hüpfen, bloß weil ein Walzer oder eine Mazurka gespielt wird, zu witzlos und insipide.

So ein kleines Passiönchen muß man haben — Gefahr ist ja weiter keine dabei, bei unseren soliden Grund=sätzen — brunnentiefen Naturen . ."

„Besonders Du!" lacht Hermann, „schöner Brunnen, ha, ha, ha."

„Und unter den Argusaugen der Verwandtschaft," fährt Axel fort — „die sowieso jeden unserer Schritte controllirt — bei den vielen Onkeln und Tanten, die durch Zunicken und Abwinken uns allmählich doch da=hin bugsiren, wohin sie uns haben wollen...."

„Zu einer Heirath mit der Nachbarstochter, wie? Ich habe da so meine stillen Beobachtungen gemacht im vorigen Sommer in Neubad. — — Was sagt denn Ida Wall=dorf zu dieser Schwärmerei für Frau von — à propos, wie heißt denn das vorhin geschilderte Wesen, welches Dein Herz so in Flammen gesetzt hat?"

„Flammen! ich bitte Dich, Flammen?! Jeder kann doch nicht solch ein verpanzertes Herz haben, wie Du, Verehrtester. Na warte nur, Deine Stunde wird auch schon kommen und dann werden wir den Riesenausbruch erleben."

„Vielleicht, vielleicht!.... Also, wie heißt sie?"

„Wer? Ach, die Baronin Lideck. Während ihr Mann in Geschäften nach Petersburg gereist ist, ver=bringt sie einige Wochen hier, bei ihrer Schwiegermutter."

„Was Lideck? doch nicht die geborene Thingen, von der ehstländischen Branche. Und ihr Mann ist Gesandt=schaftsattaché in Stockholm?"

„Ganz recht. — Jetzt ist er nach Paris versetzt."

„Aber das ist ja sehr nett, hier Juliane Lideck zu treffen, habe sie jahrelang nicht gesehen. Sie ist ja meine Cousine — meine Großmutter väterlicherseits war ja auch eine Thingen."

Axel schlägt mit komischer Grimasse die Hände zusammen. „Nein, hat der Mensch eine Chance im Leben, Alles ist er, Alles kann er, Alles hat er — nun auch noch solche Cousine, während wir uns zumeist mit simplen Landpflänzchen begnügen müssen. Das bitte ich mir aber allen Ernstes aus, daß Du mich nicht gleich am ersten Abend bei ihr ausstichst! Bis jetzt war ich ihr vielbeneideter Cavaliere servente — aber das kennt man schon „mon cousin" hier — „ma cousine" da — das giebt gleich so ein angenehmes Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Vertraulichkeit — und ich Pechvogel verbrauche eine Tintenflasche, um Dich herzulootsen."

Lachend hat Hermann zugehört, denn die Art, in welcher Axel das alles lebhaft, mit entrüstetem Tonfall vorträgt, ist voll unwiderstehlicher Komik: „und die..."

„Ja und die Geister, die man rief, wird man nicht wieder los. Uebrigens sei ganz ruhig, brauchst in mir keinen Cäsar zu fürchten! Als Vetter muß ich mich natürlich vorstellen — un tour ou deux tanzen — aber mein Genre sind sie nicht, solche imposante Erscheinungen — leiste selbst genug darin! — auch wenn sie die kleinsten Füße und die größten Diamanten haben. Ich ziehe unbedingt unsere prächtigen landschen Fräuleins vor. — Nicht sehr elegant, aber so ganz ohne Ziererei und Coquetterie — nicht sehr entwickelt, meistens aber auch nicht verschroben und von des Gedankens Bläſſe angekränkelt. — Bisweilen etwas manierlos und sogar derb, aber gesund, frisch und natürlich, so wie...."

„So wie hier eine Menge sind. — Aber warum besinnst Du Dich dann so lange? Glaubst Du wirklich, Du bekämest einen Korb?" Axel fragt es etwas ironisch.

Jetzt ist es Hermann, der unentwegt fortfährt, während ein gutmüthig schlaues Lächeln um seine Lippen spielt: „So wie Inga Rehburg war, mit 17 Jahren — sowie zum Beispiel Marie von Theren zu werden ver-

sprach. Ist sie noch immer das nette Ding, mit dem schlagfertigen Witz, der unverwüstlichen Laune und dem warmen Gemüth, das aus ihren Rehaugen strahlt? Ich hörte aus dem Fellinschen, daß sie zu Reckenstein's würde und freue mich recht, sie wiederzusehen."

Wenn Riesen einen Zweck hatte, so ist er erreicht. Blaß vor Erregung fährt Axel empor, ernst ist plötzlich das sorglose Gesicht, die Augen sprühen. „Das sage ich Dir, Hermann, wenn Du anfängst Marie Theren den Hof zu machen, um sie zu werben, dann ist es mit der Freundschaft zwischen uns ein für allemal aus. Du weißt sehr gut...." Den Ausdruck in Riesen's Gesicht bemerkend, bricht er ab.

„Ach Du Riesenbär — warte — mir solch einen Schreck einzujagen! Aber, im Ernst, lasse Dir nicht einfallen..."

„Na, sei ganz ruhig, Axel. Ich ahnte ja schon längst, was die Glocke bei Dir geschlagen hat, und meinen Segen hast Du. Aber warum zögerst Du so lange? Sind es äußere Hindernisse, oder bist Du doch noch nicht ganz im Klaren mit Dir selber? Soll ich Dir helfen! Mir scheint Eifersucht erregen ein probates Mittel..."

„Versuch es lieber nicht — das Experiment ist mir doch zu gefährlich.

„Also, was fackelst Du noch? —"

„Weiß der Himmel, mir ist das Junggesellenleben nachgerade wirklich ziemlich über — diese Krippenreiterei an verwandtschaftlichen Eßtischen, oder die Garküchenmittage, diese Bouillons und Beefsteaks, die meine Aufwärterin mir bisweilen auftischt, die erinnern doch stark an die Staubtuchsuppen und den Sonnabends-Zwiebelklops der Madamchen Z. in Dorpat, wo die Reste von Wochen in unmöglichen Saucen auf den Tisch schwammen — —."

„Schrecklich, brr — —."

„Ja, in dieser Beziehung und in mancher anderen, z. B. unsere erste Wohnung in der Techelferschen Straße, aber sonst — es waren doch einzig schöne Zeiten! Denke, als wir aufgenommen wurden, und dann unser Kommers in Mollatz, als wir....“

„Ja, als wir den Wegfahrenden das Wagenstroh anzündeten, ha, ha, ha.“

„Na, weißt Du, unsere Pedellenulke waren auch nicht ohne!“

Nun sind die Beiden auf ein so unerschöpfliches Thema gekommen, daß sie Ort und Zeit vergessen, bis Axel entsetzt ausruft: „Himmel, Hermann, es ist schon achteinhalb. Da müssen wir uns aufmachen. Es ist heute kleiner Familienkringel bei den Kurrapähschen und ich habe schwören müssen, Dich mitzubringen, todt oder lebendig.“

„Ich ziehe letzteres vor — — im Frack?

„Gott bewahre.“

„Nu dann los, aber zum Coiffeur muß ich jedenfalls noch vorher.“

* * *

Es ist ein prächtiges altes Ehepaar, die Reckenstein's, das von Allen geliebt und geehrt wird. Er — eine imponirende Gestalt mit schneeweißem Haar, noch rüstig und geistesfrisch, trotz seiner 70 Jahre, liebenswürdig und galant — „Ja, wir von der alten Schule,“ pflegt er zu sagen — hat früher in der Landesververtretung eine große Rolle gespielt und, obgleich er seit Jahren dimittirter Landrath ist, spielt er sie in gewissem Sinne noch immer. Sein Name, seine Stellung und vor allem seine Persönlichkeit sichern ihm maßgebenden Einfluß, seine gereifte Erfahrung und sein klares Urtheil werden hoch geschätzt und oft befragt.

Jovial und mittheilsam, hört er sich gerne sprechen, liebt angeregte Debatten und versammelt gerne Abends

Herren um sich zu lebhaften Diskussionen über die Fragen der Landespolitik, oder zu einem gemüthlichen „Parthiechen", und die Hausfrau versteht es so gut ein einladendes kleines Souper zusammenzustellen, welches nach den Aufregungen des Whists trefflich mundet. Sie — ein kugelrundes, kleines Persönchen, mit grauen Löckchen, die unter der weißen Haube, nach alter Mode, etwas über die Ohren herabfallen — ist gütig, warmherzig und voll eifrig lebhafter Antheilnahme für Jeden und für jedes Ereigniß, sei es ein Erdbeben in Krakatoa: „Wai Gottchen, wie schrecklich!" oder eine Verlobung in der nähereren oder weiteren Verwandtschaft: „Ach Himmelchen, wie schön!"

Immer thätig, mit geschickten Händen unzählige Jäckchen, Häubchen, Strümpfchen verfertigend, ist sie die Seele verschiedener Wohlthätigkeitsvereine und versteht es auch andere zu Werken christlicher Barmherzigkeit heranzuziehen. „Man betrachtet Bazare, Lotterien meistens nur als Plage, ich aber halte es mit dem Pastor, der mir mal gesagt hat, man sei dem nur zu Dank verpflichtet, der einen veranlaßt, in welcher Form es auch sei, Gutes zu thun." Daß die Ehe kinderlos geblieben, hat das Glück ihrer Gemeinschaft nicht gestört, obgleich in früheren Jahren oft ein wehmüthiger Schatten über Tante Herthchen's hübsches, zartes Gesicht gehuscht, als um sie herum immer mehr kleine Wesen, wie Pilze aufschossen — immer mehr Stimmchen anfingen sie: „Tante," „liebes Tantchen," zu nennen! — Reckenstein's verstanden es die Lücken nach Möglichkeit auszufüllen, haben sich immer mit Jugend zu umgeben gewußt und thun es noch. „Lauter alte Gesichter, wai Gottchen, das wäre schrecklich!" sagt Tante Hertha und sorgt mütterlich für so viele, hat eine solche Menge Pathchen und Pflegebefohlenen, daß sie häufig ihren Schwestern und Schwägerinnen gegenüber äußert: „Ich habe mehr Kindersorgen, als Ihr alle zusammen."

Da den beiden Alten das Leben auf dem Lande zu einsam, die häufigen Auslandsreisen zu anstrengend geworden, hatten sie vor einigen Jahren ein Haus in der St. Petersburger Vorstadt gekauft. Mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattet, den verwöhntesten Ansprüchen an Wärme und Behaglichkeit entsprechend, erwies es sich als passendstes Winterheim.

„Ein warmer Ofen ist auch ein gutes Klima," hatte einmal der Graf erwiedert, auf die Frage, wie ihm nach den vielen in südlichen Ländern verbrachten Wintern der Aufenthalt in den nordischen Breiten konvenire?

„Was helfen mir die grünsten Palmen, früchtebeladene Orangenbäume und ewiger Rosenflor, wenn ich doch klappernd vor Frost, in zugigen Zimmern, an einem armseligen Kaminfeuer sitzen muß! Die wissen ja in Italien, selbst in Deutschland kaum, was so ein *richtiger* Halgen Holz ist. Und dann das Essen — ahnen ja *nichts* von einer richtigen Kohlsuppe, von einer *ordentlichen* Ofengrütze mit Milch!"

Nun, gute livländische Hausmannskost giebt der alte Koch Peter auf den Tisch und Halgen Holz in genügender Größe und Anzahl liefern die Wälder des Reckensteinschen Gutes Roggenthal — so herrscht denn in jeder Beziehung Wohlbehagen und eine gemüthliche, anheimelnde Atmosphäre in dem hübschen, grauen Hause an der Sandstraße, vor dessen Thüre Nora's Schlitten hält.

Katrine klettert zuerst heraus, um zu klingeln und wenige Augenblicke später steht Nora mit bangem Herzklopfen, geblendet von dem plötzlichen Wechsel zwischen Dunkelheit und Helle, in einem eleganten, in pompejanischem Styl gehaltenen Vorhause.

Aber noch hat sie nicht Zeit gehabt sich ihrer Umhüllungen zu entledigen, da eilt es mit jubelndem Ruf und Freudenschrei herbei, umfaßt sie mit stürmischer Zärtlichkeit.

„Nora!“

„Marie!“

„Mein Norchen! Es ist einfach himmlisch, herrlich, prachtvoll, daß Du gekommen bist, aber so spät ist es geworden. Ich horche schon eine Stunde auf dem Klang von Postglocken und war zuletzt ganz besorgt um Dich. Die letzte Strecke vor Riga in der Dunkelheit zu fahren, ist immer etwas unheimlich.“

„Also, sie ist da, die Erwartete! Nun, Fräulein Marie, sind Sie wohl „schrecklich“ froh?“ — läßt sich eine tiefe, gutmüthig polternde Stimme vernehmen. „Der Graf!“ Sei nur nicht blöde, er ist so „schrecklich“ nett,“ raunt Marie Nora schnell ins Ohr.

„Mein gnädiges Fräulein — ich heiße Sie herzlich willkommen in meinem Hause!“ Er schüttelt Nora kräftig die Hand. „Und nun lassen Sie sich zu“ — ritterlich reicht er ihr den Arm — „ah so, die Pelzgalloschen — Anton, ziehe mal dem Fräulein die Ueberschuhe ab — zu meiner Frau führen! Sie finden bei ihr auch Ihre Tante Amalie, die sich sehr freut, Sie zu sehen.“

Durch eine Reihe elegant möblirter, hellerleuchteter Räume führt er Nora, die in ihrer Verwirrung keine Antwort findet auf seine scherzenden Fragen, — doch als mit den warmen Begrüßungsworten: „Ich freue mich Sie bei uns zu sehen, liebe Nora — ich habe Ihre selige Mutter sehr, sehr lieb gehabt“ — die Gräfin sie liebevoll auf die Stirn küßt, da wird ihr ganz leicht ums Herz und sie beugt sich tief auf die ihr entgegengestreckte Hand.

„Ja, Marie hat Recht,“ denkt sie „wie herzerwärmend ist das Wesen dieser alten Frau, wie schwindet in ihrer Nähe alle Bangigkeit und Scheu.“

„So, begrüßen Sie Ihre Tante, liebe Nora, und dann setzen Sie sich zu mir. Wie war Ihre Fahrt? Sie haben doch nicht gefroren?“

Theilnehmend und forschend ruht ihr gütiger Blick auf dem, in raschem Farbenwechsel bald erröthenden, bald erblassenden jungen Gesicht.

„Aber, liebe Marie, wir vergessen ganz, daß Ihre Freundin heute wohl kaum etwas rechtes genossen haben wird. Ich habe angesagt das Essen warm zu halten, bitte klingeln Sie, damit man es auftrage.“

Nora verspürt keinen Hunger, aber sie wagt es nicht zu widersprechen und läßt sich von Marie in den Speisesaal führen.

Wie gediegen und doch behaglich ist dieser Raum ausgestattet. Bewundernd blickt sie um sich, auf das prachtvolle geschnitzte Buffet, die schönen Credenztische, die hochlehnigen, wappengeschmückten Stühle, an den mit Kacheln ausgelegten Wänden hinauf zur reich kassettirten Lage. Und wie einladend ist der Tisch gedeckt — der feinste Damast, die schimmernden Weinkaraffen, das blitzende Silberzeug — in Krakenorm steht das Silber verschlossen und man benutzt für gewöhnlich nur schwarzstielige Messer und Gabeln! — die Crystallschalen mit dem köstlichen Obst — Tyroler Aepfel, Duchessebirnen — wie liebt sie Birnen und wie lange hat sie keine gegessen! — rothgelbe Mandarinen in geschmackvoller Anordnung, und das Alles überstrahlt von dem hellen Schein einer Cuivrepoli-Hängelampe, die auch noch neun angezündete grüne Lichte trägt.

Marie hat Nora's staunende Blicke bemerkt: — „Hübsch, nicht wahr? und warum dieser Helligkeitsluxus? Das ist hier einmal so! — Der Graf und besonders die Gräfin lieben grand éclairage — „die alten Augen unterscheiden nicht mehr genau und da muß man dem nachhelfen!“ meinte sie, als ich den ersten Tag auch solche große Augen machte, wie Du jetzt. Bei uns ist man sparsamer mit der Petroleumtonne!“ setzt sie lachend hinzu.

„Wie in Krakenorm auch! Was herrscht da stets

für ein Halbdunkel. Der alte Karl giebt sich die blutigste Mühe, aber für seine ungeschickten, dicken Finger sind die Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts nicht gemacht — erbärmlich brennen die paar kleinen Lampen, gut, wenn sie nicht rauchen."

Und plötzlich steigt es vor ihr auf, wie eine Vision — im Geiste sieht sie ihren Vater dasitzen — beim Scheine solch trüber Lampe seine Patiencekarten legend und wendend — ganz, ganz allein in der trostlosen Umgebung.... und ihr ist, als lege sich eine eiskalte Hand auf ihr Herz und die Thränen sammeln sich in ihrer Seele — — — —

Da schlingen sich weiche Arme um ihren Hals. Den Kopf zurückbeugend, blickt sie in ein liebevoll zärtliches Gesicht.

„Woran dachtest Du eben? nicht so traurige Augen machen, Norchen?" flüstert eine liebe Stimme und setzt laut hinzu:

„Willst Du noch eine Frucht? — nein? — — Nun, dann komme, ich zeige Dir unser Zimmer."

Durch einen langen Korridor folgt Nora der Voranschreitenden, aber als diese eine Thür aufstößt, bleibt sie mit dem bewunderndem Ausruf: „Ach, Marie, wie reizend!" auf der Schwelle stehen. Es ist wirklich ein entzückendes Mädchenzimmer — und wieder drängt sich Nora der Vergleich mit Krakenorm auf.

Wie armselig das kahle Stübchen mit den blaugetünchten Wänden, welches sie dort ihr Zimmer nennt — nur die nothwendigsten Möbel sind darin — einen einfachen Küchentisch hat sie sich mit Hilfe eines grünen Stoffrestes zum Schreibtisch eingerichtet — an den Fenstern, vor den trüben Scheiben durchlöcherte Rouleaux — und hier?! — — —

Blüthenweiße Gardinen an den Fenstern. Den parquettirten Fußboden deckt zum Theil ein weicher Teppich — von den freundlichen, blaugemusterten Tapeten

heben sich italienische Landschaften in schwarzen Rahmen ab, Tischchen, Cachepots mit Blattpflanzen, mit hellfarbiger Cretonne bezogene, niedrige Polstermöbel stehen verstreut herum und eine blaue Ampel verbreitet ein dämmeriges Licht.

„Süß, nicht wahr? furchtbar gemüthlich und — ich schrieb es Dir schon — wie geschaffen für zwei Freundinnenseelen, die sich Jahr und Tag nicht gesehen haben. Schwatzen wollen wir, bis uns die Zunge schmerzt — komm, setze Dich mal hierher, in dies warme Eckchen am Ofen — Deine Hände sind ja eiskalt. Oder sollen wir Deine Sachen auspacken? Ach so, richtig, Du wolltest Dein Haar in Ordnung bringen, komm, setze Dich vor den Spiegel und lasse mich es kämmen. Du weißt, das liebe ich sehr."

Sie nöthigt Nora vor dem Toilettentisch Platz zu nehmen und beginnt die langen Flechten aufzulösen, die in schweren, goldenen Wellen über ihre Hände fallen. „Aber ich bitte Dich, ist es erlaubt sein schönes Haar derart zu maltraitiren, so wenig zur Geltung zu bringen," schilt sie, „Warte, ich stecke es Dir anders auf."

„Nein, Marie, bitte nicht. Ich will es nicht anders tragen."

„Eigensinn!"

„Nein, garnicht aus Eigensinn, aber ich habe doch zu Hause Niemand, der mir kunstvolle Frisur machen könnte, da ist mir so ein festgeflochtener Zopf am bequemsten."

„Nun, wie Du willst, aber zum Tanzen, morgen, mache ich es bestimmt um."

„Morgen? — der Ball ist doch auf Sonnabend festgesetzt, schriebst Du?"

„Ja, der Subscriptionsball, aber morgen ist eine Soirée dansante bei Deinen Derbitenschen Verwandten. So, Dein Haar ist fertig — nun laß uns gleich Deinen Korb aufschließen und sehen, was Du anziehen kannst.

Natürlich nicht decolletirt, also wird wohl Dein Brautschwesterkleid das Richtige sein. Aber die Mode hat sich sehr verändert im letzten Jahre, verlangt alles viel faltiger — bauschiger — sieh so."

Leicht und graciös dreht sich Marie bei diesen Worten ein paar Mal vor Nora herum:

„Dieses Kleid habe ich mir eben machen lassen." Tadellos sitzt das moderne dunkelgrüne Tuchkleid auf der zierlichen mittelgroßen Gestalt, fällt in geschmackvollem Faltenwurf, in weichen Linien an dem schlanken Körper herab.

Marie Theren ist überhaupt eine anziehende Erscheinung. Sie repräsentirt einen ganz anderen Typus, als ihre Freundin. — „Sie sind wie Mai und November!" hatte eine Mitconfirmandin in Trikaten die Beiden sehr treffend charakterisirt und es liegt wirklich etwas Strahlendes, wie der lichte Glanz eines Frühlingstages in ihrem sonnig heiteren Wesen.

Freimüthig und offen blicken die braunen Augen und unter dem kecken Stumpfnäschen lächelt ein feiner Mund mit den hübschgeschwungenen Lippen Welt und Menschen an. Sehr lebhaft und aufgeweckt, in unbefangener Heiterkeit das Leben nehmend, und immer bemüht es auch Anderen leicht und angenehm zu machen, fehlt es ihr doch nicht an Tiefe des Empfindens, denn unter dem lustigen, scheinbar oberflächlichen Wesen schlägt ein warmes, treues Herz, auf das man bauen — lebt ein frommer, fester Sinn, auf den man sich verlassen kann.

„Ich sage Dir, Norchen, die Gräfin hat mir zu Sonnabend ein so reizendes Kleid geschenkt — rosa Tüll auf rosa Canaous und dazu eine Menge Bouquets von Heckenrosen — eins für's Haar, ein größeres für die rechte Schulter und die übrigen auf dem Rock verstreut — einfach süß! warte, ich will es Dir doch gleich zeigen."

Sie geht an den Kleiderschrank — da klopft es an der Thür.

„Bitte, gnädiges Fräulein, es sind Gäste da, die Gräfin läßt bitten — und die Theemaschine habe ich auch schon hineingetragen."

„Was, schon Theezeit? — Es ist gut, Anton, wir kommen gleich. Du hilfst mir doch den Theetisch besorgen, Schatz — das Kleid zeige ich Dir später, komm."

Während die jungen Mädchen plauderten, hat es mehrere Mal an der Entréethür geschellt.

„Sag Marie, werden viele Gäste da sein?" Aengstlich fragt es Nora, die unter fremden Menschen ihre Blödigkeit nur schwer überwinden kann. — „Habt Ihr denn immer Besuch?"

„Nun ja, so ziemlich immer. Bisweilen ist es vom Morgen bis zum Abend der reine Taubenschlag. Kommt nicht schon Jemand zum Morgenkaffee — das thun die Landschen mit Vorliebe," denn dann findet man Euch Städter bestimmt zu Hause" — meinen sie, dann sicher der eine oder andere zum Frühstück, und zu Mittag werden auf alle Fälle ein paar Gedecke mehr gelegt, weil es die Gräfin liebt, wenn die Verwandten und Bekannten ganz sans façon zu Tische kommen „A la fortune du pot" wie sie sagt. Abends finden sich ein bis zwei Mal wöchentlich alte Herren zum Whist ein, oder die Gräfin versammelt ihre wohlthätigen Damen zu Comitéesitzungen," berichtet lebhaft Marie, während sie den Thee zubereitet. „Auch ich darf mir befreundete junge Mädchen einladen, wenn ich will. Sie sind ja zu gut, die alten Herrschaften. Liebes Herz, lege mal die frischen Kümmelkuchen auf diese Teller und dann — da rechts im Buffet ist der Vorrath — bitte fülle die Zuckerdose auf.

„Hör Marie, ist das nicht Onkel Dagobert's Stimme?"

„Ja, natürlich ist es Dein Onkel und diskussionslustiger als je. Sein Gesundheitszustand ist noch immer

der Mittelpunkt seines Denkens und nachdem er hintereinander so ziemlich alle Heilmethoden durchprobirt hat — eine Zeitlang war, glaube ich, die Naturheilmethode die Alleinseligmachende! — ist sein neuester Medicin-Sport, Hypnotismus, Suggestionskuren — wie die Kunstausdrücke alle lauten. Vor Kurzem war er in S., bei irgend einem berühmten Professor und nun erscheint er fast täglich, um von dieser Behandlungsweise zu erzählen und sich mit Jedem zu streiten, der nicht ganz seiner Meinung ist, eine kritische Bemerkung wagt, oder einen Einwand zu erheben versucht. Besonders viel zankt er sich mit Deiner Tante Mallchen — hör, wie er sich wieder ereifert — jedes Wort kann man hier verstehen."

Sie sind nur durch den Salon von dem Boudoir getrennt, in dem sich die Gesellschaft aufhält und durch die Portièren kaum gedämpft, schallt das Geräusch erregter Stimmen ganz deutlich bis zu den jungen Mädchen herüber.

„Aber lieber Dagobert, das ist ja alles Unsinn."

„Aber liebe Amalie — mit Euch Frauen, die Ihr Euch einbildet große Doctores zu sein, lohnt es sich überhaupt nicht zu sprechen — alles Neue, Ungewohnte, erklärt Ihr für Unsinn...."

„Es ist ja auch Unsinn, solch ein Experimentiren, beharrt Tante Mallchen, radicaler Unsinn, ja, schon mehr als das — es ist einfach Sünde! Ich bitte Dich, Dagobert, wird man sich da von einem Charlatan streichen, einschläfern lassen. Das ist doch der reine Hokuspokus, und wozu?"

„Wozu? wozu?" schreit entrüstet Dagobert Rehburg, seine runden Augen rollend.

„Aber schrei doch nicht so, lieber Freund, unsere Ohren fallen zu," ermahnt lächelnd der Hausherr.

„Ach, laß mich doch reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist," erwidert unwirsch der cholerische kleine Herr.

„Das ist ja um aus der Haut zu fahren, diese Ungläubigkeit hier zu Lande. Immer nur der alte Quatsch gilt was! — — Wozu?“ wendet er sich wieder an seine Cousine: „Um gesund zu werden, meine Liebe, um seine Nerven zu beruhigen.“

„Hör mal, die scheinen mir durch die gepriesene Kur nicht sehr calmirt zu sein,“ wirft der alte Graf, der zu necken liebt, wieder dazwischen.

„Sehr calmirt hatte sie meine Nerven, aber das kann ja ein Schaf wild machen, diese Zweifelei, sobald es sich um etwas Fortschrittliches handelt, dieser Widerspruchsgeist — —.“

„Um gesund zu werden giebt es doch bessere, vernunftgemäßere Mittel,“ läßt sich wieder Tante Mallchen's etwas schrille Stimme vernehmen.

„Ist man wirklich krank, so legt man sich ins Bett und transpirirt tüchtig — gegen Husten trinkt man Dreiblattthee, gegen Magenschmerzen hilft ein Senfteig, gegen Zahnweh legt man sich ein Kräuterkissen auf die Wange, eine mouche de Milan hinter's Ohr oder schmiert Jod aufs Zahnfleisch — ein Geraniumblatt ist auch ausgezeichnet, wenn man es....“

„Und wenn man fixe Ideen kriegt, wenn die Gedanken nicht mehr pariren,“ schreit nun schon ganz wüthend Onkel Dagobert — „wenn man fühlt, daß man verrückt wird, wo legt man sich dann Zugpflaster, Senfteig oder ein Kräuterkissen auf?“

„Wenn man verrückt werden soll, nun dann wird man eben verrückt! — Dann ist es so bestimmt gewesen,“ beharrt ruhig Tante.

Alles lacht, nur der aufgeregte kleine Herr perorirt weiter. In diesem Augenblick erscheinen die jungen Mädchen und begrüßen die Gäste.

Lebhaft gestikulirend, ganz roth vor zornigem Eifer, geht Dagobert Rehburg auf und ab. Um die Lampe haben sich ein paar arbeitende Damen gruppirt — in

einer Ecke spielt der Graf eine Parthie Schach mit einem Neffen des Hauses, Heinrich Reckenstein, der seine lang aufgeschossene, schmächtige Gestalt linkisch verbeugt, als er Nora vorgestellt wird.

„Meine Herrschaften, bitte zum Thee! — Nicht wahr, Mannchen, Ihr könnt Eure Parthie unterbrechen und Sie, lieber Herr von Rehburg, erzählen uns bei Tisch noch einiges von Ihrem Aufenthalt in Schweden und von diesen merkwürdigen Erfolgen des Professors in Stockholm. Ich finde sie doch sehr interessant.“

Die Gesellschaft sitzt lebhaft plaudernd um den Theetisch. Der Graf amüsirt sich, die jungen Mädchen zu necken, besonders Marie, die gewandt parirt und deren schlagfertige und amüsante Antworten ihn zu immer neuen Angriffen reizen.

„Hör mal, Frauchen, hast Du nicht zwei feste Hängeschlösser, die wir hier den Fräuleins zur Nacht vor den Mund legen können. Es ist ja nicht möglich sie so loszulassen, sonst „kakeln“ sie sicher bis morgen früh. Man kennt ja die Schlafzimmerberedsamkeit unserer jungen Damen. Tags über können sie nicht „Papp“ sagen — schweigen in allen europäischen Sprachen, aber wenn die müde Menschheit schlafen will, da öffnen sich die Schleusen — da wird geplappert, gekichert und gedollt und morgens ist man ganz „verbaft“.

Der alte Herr hat übrigens nicht so ganz Unrecht mit seiner drastischen Schilderung. Als man die Freundinnen ermahnt zur Ruhe zu gehen, „weil Fräulein Nora doch gewiß von der langen Fahrt ermüdet sei,“ da wird zwar pflichtschuldigst das Licht in ihrem Zimmerchen bald ausgelöscht, aber gleich schlafen?! — nein! das ist unmöglich! Zu lange haben sie sich nicht gesehen, zuviel Wichtiges, Unaufschiebbares, Trauriges und Heiteres haben sie sich zu erzählen, so daß immer wieder die Frage ertönt: „Nora schläfst Du schon? nein?,“ und es folgt ein Nachsatz, wie: „Denke Dir

unsere schwarze Mascha, mein liebes Reitpferd, hatte sich das Bein gebrochen und mußte erschossen werden — die Seele habe ich mir darüber ausgeweint" — oder „ha, ha, ha! Erinnerst Du Dich noch in Trikaten? der tolle Unsinn, den Ida Walldorff da anstellte...."

Und nachdem ein Thema glücklich zu Ende gesprochen, heißt es wohl:

„Hör Liebste, nun müssen wir aber wirklich still sein, gute Nacht, mein Norchen, schlafe wohl, träume süß" — doch ein paar Minuten später fragt es wieder:

„Bist Du noch wach? Ja? — Ich habe Dir noch nicht erzählt, daß Trostberg's auch in Riga sind und die Ilgenschen," oder: „Sage mal, wie geht es den lieben Pastors in Therenhof? — ich habe eine Ewigkeit nichts von ihnen gehört."

So, gedeckt vom Dunkel der Nacht, wagt Nora endlich, die sie am Meisten beschäftigende Frage:

„Nun und Hermann Riesen? kommt er zum Subscriptionsball?"

„Ja, er muß heute angekommen sein —."

„Also war er es doch!" denkt Nora stumm und preßt die Hände ineinander.

„Er hatte Axel schon vor ein paar Tagen telegraphirt ihm im Hôtel ein Zimmer zu bestellen. Natürlich wird er morgen bei den Derbitenschen sein."

„Und ich werde mit ihm tanzen," denkt Nora, „den Cotillon? — oh vielleicht! Und wir werden von Gebhard sprechen und von den schönen, alten Zeiten!"

Ihre Phantasie spinnt diese Gedanken weiter aus und von beglückenden Bildern umgaukelt, schlummert sie ein.

Auch Marie, als sie auf ein letztes: „Norchen, kannst Du Dir vorstellen?" keine Antwort erhält, dreht sich gegen die Wand, legt den hübschen Kopf in ihre weiche Kissen, zieht die Decke bis ans Kinn herauf und ist bald eingeschlafen.

Am anderen Morgen erscheinen die „Fräuleins“, wie der Graf sie titulirt, sehr spät am Kaffeetisch und werden in Folge dessen mit erneuten Neckereien empfangen.

„Aber Fräulein Nora,“ sagt er in gutmüthigem Tone, „lachen Sie doch auch a bißl! Warum blicken Sie immer so ernst? Ich bin garnicht so bösartig, wie Sie zu glauben scheinen. — Passen Sie auf,“ setzt er herzlich hinzu „wir werden auch noch ganz gute Freunde werden! Fräulein Marie konnte die ersten Tage nur „Ah! und Oh!“ sagen und sehen Sie, wie der Vogel jetzt zwitschert und — — — hackt.“

Nora senkt die Augen und erröthet tief. Sie findet sich absolut nicht in diesen lustigen Neckkrieg — ist viel zu schwerfällig, viel zu gründlich für diese leichten Wortgefechte, und in dem Unvermögen auf diesen scherzhaften Ton einzugehen, passende Antworten zu geben, fühlt sie sich ängstlich, unsicher, ist noch schüchterner, schweigsamer als sonst, so daß die gütige Gräfin ihre Verlegenheit bemerkt und sie in ein Gespräch über ihre Toiletten für heute Abend und für die folgenden Tanzgelegenheiten zieht.

Nachdem der Graf sich in sein Cabinet zurückgezogen, um in Muße seine Zeitungen zu lesen, nimmt auch Marie lebhaft Theil an den Berathungen über diese wichtigen Fragen und das Resultat derselben ist, daß die jungen Damen nach dem zweiten Frühstück zur Schneiderin fahren, welche verspricht die nöthigen Abänderungen bestimmt bis zum Abend zu machen. Nachdem sie in der Stadt noch Einiges besorgt — Nora braucht Blumen, Ballschuhe! — und bei den Derbitenschen eine kurze Visite abgestattet, wandern sie Arm in Arm, durch die Anlagen, der Vorstadt zu.

Gegen den dunkelblauen Himmel zeichnen sich die dickbereiften Bäume und Sträucher, wie ein weißes Spitzengewebe ab — stattlich ragen daraus die eleganten Häuser der Boulevards und das Stadttheater empor,

und Nora freut sich an dem auffallend hübschen Bilde, welches auch verwöhntere Augen überrascht.

Während sie den Thronfolgerboulevard hinuntergehen, überholt sie ein raschfahrender Schlitten, in dem zwei Herren sitzen, die grüßend die Hüte ziehen.

„Das waren ja Axel Rehburg und Hermann Riesen," bemerkt Marie. „Aha, im Cylinder! — die fahren Visiten. Richtig, da halten sie vor dem gelben Hause, wo die Landräthin Walldorf wohnt, eine der dames patronesses."

In Nora's blasses Gesicht ist jähe Gluth gestiegen — auch auf Maries frischen Wangen brennt heißer Purpur und um die rothen Lippen spielt ein frohes, glückliches Lächeln....

„Du Nora! Da vor uns geht Deine Cousine Thilde — eben biegt sie um die Ecke.

Ich erkenne sie an dem wunderhübschen Plüschmantel, den sie sich voriges Jahr aus Berlin mitgebracht hat. Komm, laß uns rascher gehen, wir holen sie ganz leicht ein." — —

„Thildchen!"

„Guten Tag, Marie! — — — Nora, welche Ueberraschung? Du hier — seit wann?"

„Seit gestern Abend."

„Und Du bleibst längere Zeit?"

„Das ist noch unbestimmt — ich denke wohl vierzehn Tage."

„Ach, dummes Zeug — wenigstens vier Wochen. Wir lassen sie einfach nicht fort, telegraphiren dem Herrn Papa — er muß und wird schon längeren Aufenthalt bewilligen."

Plaudernd verfolgen die drei ihren Weg.

„Wie geht es Martha?" fragt Nora die Cousine.

„Danke, sehr gut," antwortet Thilde. „Ich war zu Weihnachten bei ihr — ihre Zwillinge sind reizend! Doch nun — Ihr geht wohl geradeaus und ich muß

links in die Elisabethstraße — auf Wiedersehen heute Abend und nicht wahr, Ihr besucht mich bald, ich wohne dieses Mal bei Tante Mallchen."

„Wie verändert Thilde ist! Findest Du nicht, Norchen?"

„Ach, sie ist noch wunderschön —."

„Ja, es ist noch das süße Gesicht mit den großen, märchentiefen Augen, aber der strahlende Glanz darin fehlt! — Wie war sie berückend hübsch auf dem Sessenschen Weihnachtstrubel, vor ein paar Jahren. Man konnte garnicht wegsehen. Weißt Du, es ist doch wohl nicht allein der Kummer über den Tod von Tante Rieckchen, die sie nach Martha's Verheirathung so aufopfernd gepflegt hat, — ich habe mir das so zusammengeklügelt — sie liebt — liebt unglücklich. Dein Vetter Axel behauptet zwar, sie hätte Verehrer „soviel, wie ich Taschen" und „einen Korbladen hätte sie sicher schon ausverkauft" — aber was hilft's, wenn der Rechte sich nicht eingefunden hat."

Der Rechte! Nora kennt es, hat es errathen, das Herzensgeheimniß der Besprochenen. Ja, es ist eine tiefe, treue Zuneigung, die sie verzehrt. — — —

„Auch Du," denkt Nora — „so schön, so reich begabt, so liebenswerth, mußt sie erleiden, die stumme, verschwiegene Qual unerwiderter Liebe! Auch Du?!!!..."

* * *

Am Abend rollt Wagen nach Wagen vor eins der hohen Häuser am Basteiboulevard, in dem die Derbitenschen Rehburg's die zweite Etage bewohnen.

Von ihrem Gatte und ihren verheiratheten Töchtern unterstützt, empfängt die Landräthin mit gewohnter Liebenswürdigkeit ihre Gäste, hat für jeden einen freundlich entgegenkommenden Gruß, ein verbindliches Wort.

„Liebe Gräfin, ohne Ihren Mann, wie schade". —

„Guten Abend, Dagobert, lange nicht gesehen!“

„Es geht Ihnen wieder gut, liebes Fräulein?“ — „Wie schön, daß Sie gekommen, liebe Baronin, meine Töchter hatten sie leidend gefunden und wir fürchteten“....

„Ach, Axel?“

„Du befiehlst, liebe Tante?“

„Ich denke, wir könnten anfangen — es sind doch schon genug Herren da!“

Axel wirft einen Blick in den Saal, der sich immer mehr mit hellen Toiletten und schwarzen Fracks gefüllt hat.

„Gewiß — nur Hermann fehlt noch! — — Ah, da kommt er.“

Als Graf Riesen sich vor der Hausfrau verbeugt, sagt sie freundlich:

„Nicht war, lieber Graf, wir dürfen darauf rechnen, daß Sie sich mit Axel in der Mühe des Anführens theilen werden — meine Schwiegersöhne behaupten, Familienväter hätten es nicht mehr nöthig sich im Dienste der Allgemeinheit heiser zu schreien, dazu seien Jüngere da.“

„Und da Dein Renommée als Dirigent noch von Dorpat her unanfechtbar ist — bisher ist es sogar mir nicht gelungen Dich auf diesem Gebiet auszustechen, so erlaube ich Dir großmüthig neue Lorbeeren einzuheimsen, aber nun komme, ich will Dich zur Baronin Libeck führen....“

„Richtig, die Wundercousine!“

„Da steht sie im Gespräch mit Onkel Eberhard, an der Thür zum Boudoir.“

„Was, die mit den blauen Federn im Haar?“

Im Nähertreten mustert Riesen mit kundigen Blicken die wirklich frappirende Erscheinung.

„Sapristi, Du hast recht — superbe Gestalt.“

„Gnädige Frau, erlauben Sie, daß ich Ihnen Hermann Riesen vorstelle, der das riesenhafte Glück hat, Ihnen als Vetter die Hand küssen zu dürfen!“

„Pas possible, das ist Hermann Riesen, den ich ganz klein gekannt habe, kaum bis zum Tisch reichte er — — — mais Vous êtes devenu un géant, mon cousin.“

Mit unverhohlenem Staunen schaut die junge Frau zu ihm empor.

„Darum heißt er ja auch Riesen,“ scherzt Axel.

„Die Vorsehung hat entschieden Rücksicht auf seinen Namen genommen.“

„Darf ich um den Cotillon bitten?“

„Leider bin ich schon zu allen Tänzen engagirt, aber ich hoffe, wir verplaudern eine Pause, Vetter! Ich freue mich wirklich, Sie nach so vielen Jahren wiederzusehen. Ueberhaupt finde ich das so nett und angenehm, daß man in den baltischen Provinzen auch nach jahrelanger Abwesenheit gleich wieder inmitten eines Kreises von Verwandten und Bekannten steht. Spaßeshalber führe ich Buch, und denken Sie, ich habe in der kurzen Zeit meines Rigaschen Aufenthaltes 60 alte Beziehungen aufgefrischt. Uebrigens treffen wir auch auf unseren Reisen fast überall Landsleute — sogar zu Füßen des Pabstes kniete ich plötzlich neben einem Vetter. Dieses Zusammentreffen hat uns sehr amüsirt.“

„Sie haben wirklich dem Pabste den Pantoffel geküßt?“

„Nein, gewiß nicht! das thun nur Katholiken. Uns reichte er seinen Ring.“

„Waren Sie kürzlich in Rom, Cousine? Doch nicht im vorigen Herbst? Es thäte mir leid, wenn wir uns dort verfehlt hätten?“

„Solches haben wir aber wirklich gethan, nur nicht in Rom, sondern in Neapel. Wir lasen Ihren Namen in dem Fremdenbuch unseres Hôtels, mein Mann fragte nach Ihnen, Sie aber waren am selben Morgen nach Cairo abgedampft. Haben Sie auch die Nilreise gemacht?“

Vom Klavier her tönen die Klänge eines Strauß-schen Walzer und Werner Rehburg, einer der Schwieger-söhne des Hauses, unterbricht die animirte Unterhaltung der Beiden, indem er die Baronin Libeck zum Tanzen auffordert. Mit einem Lächeln verabschiedet sie sich von Riesen.

„Fortsetzung folgt — nicht wahr?“

„Axel hat wirklich einmal nicht übertrieben,“ denkt Riesen, ihr nachblickend: „Weltgewandtheit, chic, aber was besser ist, durch und durch sympathisch. Weder banal noch coquett, natürlich und ungeziert. Wirklich char-mante Frau.“ Dann führt er Inga Rehburg in die Reihe der Tanzenden.

Auch Nora hat hier einer Tante die Hand geküßt, dort einen Onkel begrüßt, mit Vettern und Cousinen einige allgemeine Redensarten getauscht — außer Trostberg's, den Ilgenschen, sind auch die Heddeferschen, Kurrapähschen, Truchshoffschen und andere Rehburg's hier versammelt.

Auch sie hat Tänzer gefunden, aber da das Drehen im Walzer sie schwindlich macht, hat sie sich in eine Fensternische zurückgezogen, von wo aus sie die Tanzenden beobachten kann.

Ihre Blicke suchen eine breitschultrige Gestalt, einen blonden Kopf — ah, da, inmitten einer Gruppe von Tänzern, die er um ein Beträchtliches überragt, erblickt sie Riesen, der, über die Schulter hinweg, mit einigen hinter ihm stehenden Herren spricht.

Jetzt wendet er sich um — seine Blicke schweifen umher, streifen sie, haften auf ihr.

„Wer ist das doch?“ sucht er sich zu besinnen.

„Du Axel!“ er faßt den Vorübergehenden am Arm. „Wer ist die junge Dame, die am Fenster in....“

„In der unmöglichen, von einer landschen Nähterin verbrochenen Toilette — noch unmöglicherer Frisur und dazu gewaschene Handschuhe! Das ist wohl um seine Cousine zu verleugnen.“ —

„Deine Cousine — also ist es doch....“

„Nora Rehburg — ja gewiß. Nicht die Spur hübscher geworden, im Gegentheil, und die weiße Farbe kleidet sie garnicht.“

Hermann scheint zu zögern — dann aber durchschreitet er den Saal. — — —

„Guten Abend, Fräulein Nora“ — sie schrickt zusammen, so nannte er sie auch früher — „darf ich bitten?“

Sie legt die bebende Hand in die seine, sein starker Arm umschlingt sie, aber noch sind sie nicht in Takt gekommen, da werden die vom Klavier herüberschallenden Klänge leiser und leiser. — — —

„Ach, eine Pause!“ und er geleitet sie an ihren Platz zurück.

„Wie geht es Ihrem Herrn Vater? Und in Krakenorm alles nach dem Alten? Lebt Oros noch? ja? — Liebes, altes Thier.“

„Bitte, meine Herrschaften, ins Speisezimmer — wir wollen hier lüften, sonst wird's zu heiß!“ unterbricht Erica Trostberg, die älteste Tochter des Hauses, die beginnende Conversation und Marie ergreift Nora's Arm:

„Komm Schatz, wir wollen Thee trinken!“

Sie treten an ein mit Früchten, Confect, Limonaden, Erfrischungen aller Art reichbesetztes Buffet, auch andere junge Mädchen finden sich ein — naschend, plaudernd steht man herum, tauscht Bemerkungen, beobachtet, kritisirt. Die Herren sind fast alle im Rauchzimmer verschwunden, nur Axel, Riesen, Baron Treuenberg und ein paar Andere mischen sich unter die Damen.

Baron Treuenberg, eine kleine, untersetzte Gestalt mit einem runden, nichtssagenden Gesicht und läppischen Manieren, aber künftiger Majoratsherr und schon jetzt sehr wohlhabend, macht entschieden Marie Theren den Hof, was Axel mit zunehmendem Mißfallen constatirt.

Ida Walldorf, einer ganz hübschen Blondine, deren spähende Augen überall herumspioniren und deren boshafte Zunge nicht gerne lange stille steht, entgeht das natürlich nicht, umsomehr als sie, die Axel in Neubad, eine Saison lang, stark ausgezeichnet hat, in diesem Falle ein besonderes Interesse an dieser Wahrnehmung hat.

„Sieh doch nur, wie Treuenberg um Marie herumscherwenzelt," flüstert sie ihrer intimsten Freundin, Else Weiden, ins Ohr. „Und Axel Rehburg macht sein wüthendes Gesicht, möchte ihn wahrscheinlich am liebsten erwürgen. Er ist bestimmt furchtbar eifersüchtig! — Ich gönne ihm das Vergnügen."

„Marie," fragt Nora, „bitte sage mir, wer ist die Dame, dort auf dem Sopha, in dem wunderhübschen blaugrauen Kleide, mit dem Diamantenstern im Haar?"

„Das ist die Baronin Libeck. Sie ist nur für kurze Zeit hergekommen. — — Ja, ihre Toilette ist furchtbar fein. Aus Paris behauptet Dein Vetter Axel, der sich in solchen Dingen auskennt, wie kaum ein zweiter hier. Aber diese Gnädigste gefällt mir garnicht, eine eingebildete, große Dame — greulich."

„Greulich? — nein, das gewiß nicht. Ich finde sie sieht so sympathisch aus, und so klug."

„Soll ja auch schrecklich klug sein. Hör nur Deinen Vetter Axel — der ist ja ganz weg von ihr.

So unpoetisch der ist, nächstens macht er sicher noch Verse auf die „entzückende Frau," wie er sie titulirt!"

Spöttisch zuckt's um die hübschen, rothen Lippen. „Uebrigens sieht es ganz so aus, als wolle ihm Graf Riesen Concurrenz machen. Der scheint auch schon ganz dem charme zu unterliegen. Da unterhält er sich schon wieder mit ihr. Nur Monsieur Axel macht ein höchst gekniffenes Gesicht. Geschieht ihm ganz recht. Es ist doch unerlaubt einer verheiratheten Frau so den Hof zu machen!"

Die Soirée verläuft ungeheuer animirt, es wird mit großem Entrain getanzt — „fast wie auf dem Familientage in Derbiten, wo wir uns verlobten!“ sagt Inga Rehburg lächelnd zu ihrem Manne.

Nur einige Herren klagen, daß es im Saal zu heiß und die Pausen zu kurz, aber da im Uebrigen die Bowle im Rauchzimmer von Meisterhand gebraut, die Cigarren ausgezeichnet und das Souper den Traditionen des Hauses entspricht, so ist schließlich Alles zufrieden, und am folgenden Tage heißt es überall in der Stadt:

„Bei den Derbitenschen Rehburg's war es wieder einmal schrecklich nett“ — „ganz allerliebst“ — „so gelungen“ — „es sind aber auch zu liebenswürdige Menschen.“

Und Nora!?!

Auch sie hat getanzt, aber wenig, sehr wenig und fast jedes Mal hat sie auf die Frage: „Hast Du einen Tänzer zur nächsten Française?“ „Bist Du zum Cotillon engagirt?“ mit dem demüthigenden „Nein“ antworten müssen, ist ihr im letzten Augenblick irgend ein wildfremder Herr zugeführt worden.

Nur eine angenehme Quadrille hat sie getanzt, mit Heinrich Reckenstein, den das Farbenband als Rubone vom Polytechnikum kennzeichnet. Blaß und kränklich sieht er aus, sein Benehmen ist bescheiden, seine Verlegenheit noch größer als die ihre und so hat sie den Muth gewonnen, zum Versuch eine Unterhaltung in Gang zu bringen. Das Reckensteinsche Haus bot ein so nahe liegendes Thema, auch das Schachspiel, welches sie früher gern und viel mit Gebhard gespielt.

Allmählich ist er aufgethaut und gesprächig geworden, so daß Beide innerlich bedauern, nicht zum Cotillon zusammengekommen zu sein; doch diesem Wunsch Ausdruck zu geben wagt keiner von ihnen.

So tanzt Nora diesen langen Tanz, den Herzenstanz, der gerade deshalb sich zu einer Quelle schönster

Erinnerungen gestalten kann, mit einem ihr gänzlich unbekannten, widerstrebend herangeschleppten — oh, das fühlt sich! — älteren Herrn.

Kaum daß sie bei der Vorstellung so recht seinen Namen gehört — blasirt mit seinem Pincenez spielend, sitzt er ihr zur Seite, mit einem unzufriedenen, gelangweilten Gesicht, in dem sichtbar zu lesen: „Das hat man nun von der Gutmüthigkeit! — scheußlich, auf solch ein Mauerblümchen hereinzufallen.“ Er giebt sich auch keine Mühe, sie zu unterhalten, nur hin und wieder wechseln sie nichtssagende Phrasen und Bemerkungen und Beiden ist es eine wahre Erlösung, als endlich alle Bänder-, Troika- und Blumen-Touren abgemacht, der grand rond — a droite — a gauche — châine — a une paire — a deux — a quatre — en avent — reculez — plus vite — ronde a quâtre paires — voyagez — grande confusion — die Paare noch einmal durcheinander mischt — ein letztes „cherchez Vos dames“ die künstlich herbeigeführte Verwickelung débrouillirt, worauf nach einem kurzen Galopp für dieses Mal das Tanzvergnügen ein Ende hat.

Im Osten dämmert es schon, als sie nach Hause fahren — Marie die Hände voll Bouquets — Nora nur mit einem Sträußchen, das Heinrich Reckenstein ihr gebracht.

„Hast Du Dich nicht amüsirt, Nora? — Du bist so still! — Bist Du sehr müde, Schatz?“

„Ja, ich bin das lange Aufbleiben nicht gewöhnt — ich habe starke Kopfschmerzen,“ giebt Nora kurz zurück.

Schweigend entkleiden sich die jungen Mädchen.

„Gute Nacht, Norchen,“ — zärtlich umarmt Marie die so starr Dreinsehende: —

„Hoffentlich schläfst Du Deine Müdigkeit aus und bist morgen wieder ganz fix.“

Ja, sie ist todtmüde, Nora, von dem ungewohntem Leben, von all den Eindrücken, aber umsonst schließt

sie die brennenden Lider — sie kann nicht einschlafen, quälende Gedanken martern, peinigen sie und sie liegt da — mit offenen Augen und starrt zur Lage empor.

Welch herbe Enttäuschung hat ihr dieser Abend gebracht! Wie hat sie sich auf's Tanzen gefreut, gestern an dieser Stelle sich alles herrlich ausgemalt, und — wie anders ist es gekommen!! — wie anders! Ein Cotillon mit Hermann Riesen?!! — jetzt verspottet sie sich selbst — wie lächerlich das zu erwarten! Er hat sich ihr nicht wieder genähert, sich nicht weiter um sie gekümmert. Und wie fremd und verlassen hat sie sich gefühlt, trotz der vielen Verwandten und trotz Marie's Nähe, die — bei jung und alt wegen ihrer Munterkeit und ihres herzerquickenden Lachens beliebt — von allen Seiten in Anspruch genommen, nur Momente für sie gehabt hat. — — — Wie viele höhnische, schmerzende Blicke hat sie aufgefangen, hat in die Erde sinken mögen vor Scham über ihr altmodisches, schlechtsitzendes Kleid! — Und endlich diese geflüsterte Bemerkung von Ida Walldorf, die sie aber doch gehört und die ihr wie ein vergiftender Pfeil ins Herz gedrungen.

„Wie antipathisch ist doch diese Nora Rehburg?“ Und dies Gift schleicht durch ihre Adern, wird zu tödtlicher Bitterkeit, zu neidischer Frage: „Warum bin ich so?“

Und sie schluckt an ihren Thränen, beißt in ihre Kissen, um Marie nicht zu wecken, durch das krampfhafte Schluchzen, das ihren Körper erschüttert.

„Nie wird er mich lieben — nie!!“

* * *

In das Vorzimmer des Reckensteinschen Hauses, wo die jungen Damen sich zum Ausgehen rüsten, lacht hell die Sonne, webt einen Glorienschein um Marie und ihre blühende Jugendfrische, der man keine Spur von Ermüdung nach der durchtanzten Nacht ansehen

kann, zeigt aber auch die dunklen Schatten, welche um Nora's müde, geröthete Augen liegen.

„Also Du begleitest mich wirklich nicht auf die Bahn?“ fragt Marie, ihre pelzverbrämte Jacke zuknöpfend und die blanken Schlittschuhe über den Arm werfend.

„Nein, ich muß endlich zu Tante Ina, sonst vergeht wieder ein Tag, ohne daß ich hinkomme und Papa hat es mir noch besonders angesagt. Du weißt, sie ist seine Lieblingsschwägerin, die Wittwe von Onkel Anton, und war früher, als sie noch in Wenden lebten, ganze Sommer bei uns, mit Erich... “

„Und ihr Sohn Ewald bleibt verschollen?“

„Ja! es ist schrecklich! Tante leidet namenlos darunter.“

„Wie traurig! — — Auf Wiedersehen, Herzchen — Du findest doch den Weg? — Die Straße gerade herunter und dann die zweite Querstraße links hinauf bis zur Gertrudkirche. Du sagtest Nr. *. Ich glaube, es ist ein graues Haus — jedenfalls steht der Name Deiner Tante auf der Thür — „J. von Rehburg,“ ich las ihn letzthin. Komm aber nicht zu spät nach Hause, wir essen heute Punkt fünf Uhr wegen des Theaters und die Gräfin liebt Pünktlichkeit.“

Nora findet leicht das bezeichnete Haus und hat kaum auf den Klingelknopf gedrückt, als drinnen schon der Riegel zurückgeschoben wird. Die Thür öffnet sich und der Heraustretende, ein junger Herr, steht einen Augenblick überrascht, faßt dann schnell und mit einem freudigen „Nora bist Du es wirklich?“ ihre beiden Hände.

„Wo kommst Du her? Seit wann bist Du hier?“

„Erich!?!“ Auch sie ist erstaunt. — „Die Fragen gebe ich Dir zurück, lieber Vetter. Weshalb warst Du nicht zur Tanzerei bei den Derbitenschen?“

„Ich bin erst vorgestern Abend aus Dorpat ge-

kommen und wollte Mama nicht allein lassen. Wenn ich aber gewußt hätte, daß Du da sein würdest....“

„Kann ich Tante sehen? Wie geht es ihr?“

„Schlecht!“ Ein Schatten fliegt über sein Gesicht.

Wie sie so neben einander stehen, würde man die Beiden für Geschwister halten, so unverkennbar ist die Familienähnlichkeit. Das sind dieselben großen, grauen Augen mit dem ernsten Ausdruck, dieselbe hochgebaute, kluge Stirn, dieselben prononcirten Linien um Mund und Kinn, nur daß in dem Gesicht des jungen Mädchens als häßlich wirkt, was Erich Rehburg's charaktervollen Zügen den Stempel des Energischen, Festen aufprägt.

„Doch komm herein, Nora, Mamachen wird sich so sehr freuen Dich zu sehen. Ich muß leider gleich fort. Doctor W. erwartet mich um dreieinhalb Uhr, aber ich hoffe, wir sehen uns bald wieder. Vielleicht morgen auf dem Subscriptionsball? Ich habe Mama versprechen müssen hinzugehen. Wart, ich führe Dich noch zu ihr — hier rechts hinein, bitte.“

Eine Portière zurückschlagend, betritt Nora einen kleinen, einfach möblirten Salon. Dort, in der Nähe des Fensters, auf einer Couchette, liegt eine zarte Frauengestalt und wendet den Eintretenden ihr, von schwarzem Spitzentuche umrahmtes, feines, blasses Gesicht zu.

Es trägt die Spuren tiefen Leidens, aber wie durchgeistigt sind diese welken Züge, welch eine geläuterte Seele strahlt aus diesen glänzenden Augen.

„Tante!“

„Mamachen, ich bringe Dir einen lieben Gast — und nun zum zweiten Mal: adieu!“

Er beugt sich herab zu der Kranken und küßt sie zärtlich auf die Stirn.

„Auf Wiedersehn, Cousine“ — mit rascher Bewegung zieht er Nora's Hand an die Lippen, und die Portière fällt hinter ihm zu.

„Tantchen, liebes Tantchen.“

Nora kniet am Ruhebett und küßt die schmalen Hände, die so kraftlos auf der Decke liegen. Welche Fortschritte hat die unerbittliche Krankheit gemacht!

„Norachen, wie hübsch Dich zu sehen! Wie nett, daß Papa Dich fortgelassen. Wie geht es ihm? Immer der Alte? Interessirt sich für Politik und legt Patiencen? Und wie sieht es sonst in Krakenorm aus?“

„Erst recht nach dem Alten! — Die Tapeten hängen in Fetzen, die Motten haben bald das letzte Krollhaar aufgefressen und wenn es Nachts stark regnet, so spannen wir Regenschirme über unsere Betten und am andern Morgen ziehen wir Galloschen an, um ins Speisezimmer zu gelangen.“

Es soll scherzend klingen, aber nicht zu unterdrückende Bitterkeit grollt in der Stimme.

„Norachen?!“

„Es ist wirklich so, Tante — ich kann es garnicht mehr ansehen, nicht mehr ertragen!“

Und nun folgt eine Beschreibung des Verfalles, der sie umgiebt, all der Trostlosigkeit, in der sie erstickt, und sie schließt mit den Worten: „Dabei nichts Vernünftiges zu thun, nichts, was die Gedanken abzieht von dem schmerzenden Grübeln. — „Wozu lebt man überhaupt, wenn man so leben muß.“ Im Sommer geht es noch an, da habe ich den Wald, aber im Winter — nicht einmal Spazierengehen ist möglich, Bewegung in freier Luft! Soviel Schnee liegt dieses Jahr, daß man buchstäblich bis an den Hals versinkt, sobald man sich auf die Landstraße wagt und z. B. einer Fuhre ausbiegen muß. Da bleibt man lieber zu Hause, und die Tage spinnen sich ab in ihrer grauen Einförmigkeit — ach Tante, das ist zu gräßlich....“

„Aber Kind, man hat doch seine häuslichen Pflichten und so vielfache Beschäftigungen, um den Tag angenehm auszufüllen, sich Bewegung zu machen und sich zu zer-

streuen. Ich kenne die Qual der Beschäftigungslosigkeit, aber es ist die aufgezwungene — ich darf nichts, ich kann nichts thun — Du bist jung, mit gesunden Gliedern, Dich hindert nichts, kannst Dich in Haus, Hof und Garten tummeln, wo sich immer etwas Nützliches zu schaffen findet."

„Ach, Tantchen, das glaubst Du, aber die alte Madde giebt die Wirthschaft nicht aus den Händen — sie zählt schon jede Kartoffel und jedes Stück Zucker, und der alte Gärtner Peter, der schon fünfzehn Jahre in Krakenorm sitzt, läßt sich auch nicht dreinreden in seine alten Practiken. Ich bin überzeugt, daß manches im Garten anders gemacht werden müßte. — Wir haben kein feineres Gemüse, Blumenkohl und dergleichen, immer nur die einfachsten Küchenkräuter und die einfachsten Blumen — höchstens ein garstiges, windschiefes Riesenbouquet. Und an Früchten — miggrige Stachel- und Johannisbeeren und ein paar jämmerliche, wurmstichige Aepfel, aber da ich selbst nichts vom Gartenbau und Obstzucht verstehe, so habe ich keine Autorität, vermag nichts durchzusetzen. Auf meine Bemerkungen antwortet Peter seelenruhig: „Freileinchen, mißte man mehr Kraft aben, mehr Gartenjungens und mehr Dünger" — oder „Freileinchen, das kann man nicht handers machen — das aben wir früher immer so gemacht und war immer gut."

„Ja, Norachen, das kenne ich! Solch alte Leute, die sich eingenistet haben, sind schwer zu verdrängen und gegen ihre vorgefaßten Meinungen ist kaum etwas auszurichten. Aber Dir bleibt ja noch anderes — Du hast Deine Musik und Dein hübsches Zeichentalent. Du machtest so nette Fortschritte!"

„Ich habe das Zeichnen und Malen längst aufgegeben, es fehlt bald dies, bald jenes, Papier, Bleistifte, Farbe, und ohne Anregung kommt man nicht vom Fleck. Und musiciren? Wenn das Klavier immer verstimmt ist, vergeht einem alle Lust. Es ist ja gut, wenn der

Stimmer zwei bis drei Mal jährlich kommt. Früher hörte Papa auch gern zu — jetzt geht er meistens fort sobald ich anfange! — Es erinnert ihn zu sehr an früher, an Mama — — an Gebhard."

Ihre Stimme bebt in verhaltener Bewegung.

„Ja, Norachen, das ist gewiß entmuthigend und traurig, aber Dir bleiben immer noch Handarbeiten und der beste Genuß, die größte Zersteuung, Lectüre."

„Ach Tante, alle diese Häkeleien und Stickereien kommen mir so entsetzlich unnütz vor — für wen? — wozu? — Und Strümpfe stricken und Strümpfe nadeln ist die entsetzlichste Arbeit, die ich kenne — sie macht mich dermaßen nervös, daß ich bisweilen nicht mehr ruhig sitzen kann! Lesen, ja das ist herrlich, aber Bücher, wo nehme ich sie her? Hin und wieder bekomme ich eins, aber das ist schnell durchflogen und so lese ich immer nur Papas Zeitungen und Zeitschriften und die sind das wahre Gift für mich — ein Spiegel von dem Leben, wie es sein kann, während ich wie in einem Sumpfe versinke — immer tiefer, tiefer! — — — Ach Tante, ich halte es nicht länger aus — ich glaube manches Mal, ich werde verrückt."

Als seien alle Schleusen aufgerissen, so stürzt es in abgebrochenen Sätzen über ihre Lippen, überfluthet alle Dämme der Selbstbeherrschung, und in wildes Schluchzen ausbrechend, schlingt sie die Arme um die Tante, birgt den Kopf in ihrem Schooße.

„Oh Gebhard, oh Mama, mein einziges Mütterchen, warum mußtet ihr sterben?!"

Liebkosend, beruhigend streichelt die weiche Frauenhand den blonden Scheitel:

„Weine Dich aus, Herzchen, weine!" flüstert Ina Rehburg.

Sie kennt den Segen erlösender Worte und erlösender Thränen und sie läßt Nora ihrem gepreßten Herzen Luft machen, sprechen von dem unstillbaren

Schmerz um die geliebten Todten, all der Qual der letzten Jahre, in denen die Marter der Einsamkeit sich mischt mit schweren Glaubenszweifeln.

„Armes Kind!“ — denkt sie dabei — „wie Noth that Dir das wachende Mutterherz und bliebst so früh allein. Wie schwer wird es Dir Ergebung zu finden.“

Dann, als der junge Körper nicht mehr so krampfhaft zuckt, als Nora's Thränen ruhiger fließen, sagt sie mit ihrer tiefen, milden Stimme:

„Siehst Du, Norchen, wir dürfen nicht rechten mit Gottes Gedanken und müssen unser Schicksal gläubig, hoffnungsfreudig unserem Vater im Himmel anvertrauen! Wir dürfen nicht fragen: „warum gerade mir solch Leid?“ so schwer es uns auch fällt, wenn Wolke auf Wolke uns das Lebensglück verdüstert, wenn Freude nach Freude dahin sinkt. Wir müssen es lernen, es empfinden lernen, wie gerade in den Prüfungen Gottes erziehende Liebe uns nahe ist, diese Liebe, die uns immer wieder mahnen will, daß es über dem Glück und der Freude noch etwas Höheres giebt, Sein heiliger Wille, unsere Pflicht.“

Nora richtet sich empor und heftet die feuchten Augen auf die Lippen, die so eindringlich predigen.

„Aber warum lechzt das Herz nach Ausruhen in wolkenlosem Glück, warum träumt man von voller Glückseligkeit?“

„Das ist in der Jugend so, Kind, da hat man noch so thörichte, unklare Begriffe vom Glück. Es ist wie ein Rest des Paradiesestraums der Kindheit, wo wir reife Früchte pflücken durften, wo wir keinen Kampf und keine Arbeit kannten — aber der Engel mit dem flammenden Schwerte, das ist die Erkenntniß, daß Leben Arbeiten ist, säen, um zu ernten. Nie fällt uns das wahre Glück in den Schooß, Nora, nie — wir müssen es erringen, denn auch Glück ist Arbeit, Kampf! Arbeit an sich selbst, Kampf

mit uns selbst, Ringen nach Selbstvervollkommnung, Selbstentäußerung, Selbstvergessen. Es ist die Sehnsucht, die Gott uns in die Seele gelegt hat, uns emporzuringen zu Ihm — es ist das Streben, die seelischen Kräfte in uns zu wecken und auszubilden, die uns den Sieg verleihen über all die kleinlichen Regungen des Egoismus, uns helfen unsere Fehler zu überwinden — es ist der Wunsch unsere Aufgaben hier auf Erden zu erfüllen und darin Befriedigung, Zufriedenheit zu finden. Glücklich sein ist kein Lebenszweck, Nora. Wenn man schon so alt ist wie Du, da muß man es sich schon klar gemacht haben, wozu man lebt. Unsere Lebensaufgabe ist glücklich machen, für Andere leben, selbst etwas werden, um Anderen etwas zu sein. Kennst Du das schöne Dichterwort?

„In unseren Herzen liegt der Werth der Welt.
Wir zieh'n durch sie vorüber wie die Sonne;
So hell wir glänzten und so warm wir strahlten —
So viel wir Blumen aus der Erde lockten,
So hell, so freudevoll war unser Tag."

Und diese Blumen, was sind sie anderes, als die Glücksblüthen, die wir für unsere Mitmenschen pflegen. Eine Sonne in unserer kleinen Welt, ein Sonnenstrahl für unsere Umgebung, das zu werden, sollen wir versuchen...."

„So wie Marie — ja! wer so wäre!! Aber wenn man selbst in tiefem Schatten steht, wie soll man da Glanz und Licht um sich verbreiten."

„Sage das nicht, Norchen, damit lullt man sich nur ein. Das sind nur Ausreden der geistigen Trägheit und man macht sich damit nur blind für sich selbst. In Jedem von uns liegen Schätze der Hingabe und Aufopferung, die nur darauf harren, flüssig gemacht zu werden — schlummern reiche Keime zum Guten; man muß sie nur pflegen und entfalten — man muß nur wollen, wirklich wollen und zu Gott beten,

daß Er auf unser „Ich will!“ lege Sein „Du kannst!“

„Aber zum Wollen braucht man Kraft, Tante, und ich bin so müde von all dem Kummer, so matt und zerschlagen!....“

„Versinke nicht in Deinen Kummer,
Versenke ihn!“ sagt die Tante sanft, aber fest.
Ein tiefes Leid ist Traum und Schlummer,
Bestrickt den Sinn.
Wach auf zum Licht! richt auf zum Tage
Dein Angesicht!
Das Herz ist sich die größte Plage,
Das sich gebricht.
Bist Du die Sonn', um die die Erde
Sich mühsam dreht —
Ein wahrhaft leidiger Gefährte
Dann mit Dir geht.
Soviel des Guten und des Schönen
Blüht weit und breit,
Laß Dich mit dem Geschick versöhnen,
So lang es Zeit.
Füg' Dich dem Ganzen, aufgeschlossen
Nimm hin Dein Theil
Und wirke still und unverdrossen,
Für Anderer Heil.
Wer gern verliert sein eigenes Leben
In Lieb' und Treu',
Dem wird es tausendfach gegeben
Und stündlich neu.
Drum frisch hinein und laß Dich tragen
Von Lebensfluth!
Es gilt ein leichtes, muth'ges Wagen
Um's höchste Gut.“

„Um's höchste Gut — das, Nora, ist eine freie Seele, die sich nicht niederbeugen — ein starker Wille, der sich nicht entmuthigen läßt, und wir sollen uns

mahnen lassen alles zu thun, um diese Verinnerlichung, diese Vergeistigung in uns zur Herrschaft zu bringen."

„Ich finde das Gedicht so wunderschön, Tante. Bitte, erlaube mir es abzuschreiben."

„Thue das, Kind, und noch besser, lerne es auswendig, und auch andere, jemehr, desto besser. Und bald wirst Du es fühlen, welch eine Hilfe, welch einen Trost für dunkle, einsame Stunden wir in der Poesie finden können. Da ertönt es plötzlich in uns wie eine Feundesstimme, weckend, mahnend, beschwichtigend, erbauend, was große Geister gedacht und empfunden, was große Menschen gefühlt haben, Menschen, die Schwingen hatten, um sich emporzuheben über das irdische Leid und die den Schmerz der eigenen Brust ausklingen lassen konnten zur Linderung für sich selbst, zur Erhebung für Andere. Gieb mir mal das Buch her, Nora, dort auf dem Schreibtisch, rechts, in schwarzem Ledereinbande und höre, was Geibel am Schluß seines schönen, wahren Gedichts „Ach Du fliehst vergebens, was Dich härmt und kränkt, Keinem wird des Lebens bittrer Zoll geschenkt" — so herrlich kurz ausspricht. Das ist es, was wir alle brauchen für des Lebens Kampf „Muth, der sturmentgegen neuen Pfad sich bahnt, Demuth, die den Segen auch in Trübsal ahnt." Der neue Pfad, das ist, sich wegkehren von dem Alten, wo man nicht weiter kam, weil man nur sich selbst zum Ziele hatte, das ist demüthig den Lebensweg gehen, den Gott uns vorzeichnet, das ist muthig die Pflicht thun, die Er uns auferlegt. Und die Pflicht, gerade die Erfüllung unserer Pflichten, auch der unscheinbaren, sie ist die große Trösterin, welche uns über das eigene kleine Leid hinweghilft. — Kennst Du das Gedicht von dem holländischen Dichter Genestet, — „der beste Freund?"

„Nein, Tante."

„Dann lasse es mich Dir noch vorlesen."

„Frau von Rehburg blättert in der Gedichtsammlung, die Nora ihr vorhin gereicht und in vollendetem Vortrag kommt es von ihren Lippen.

„Ich hab' einen Freund mit Eisenhand —
Mit festem strengen Blick,
Mit Rechtsgefühl und mit Verstand
Regiert er mein Geschick.
Sein Wort, sein Wille ist Gesetz,
Sein Winken ist Gebot,
Wie süß ich mich am Nichtsthun letz',
Er führt zu Kampf und Noth.
Er zwingt mich stark zu sein und still
Beim Leid der müden Brust;
Sagt „Arbeit", wenn ich rasten will,
Wenn ich nicht kann: „Du mußt!
Da bringt er nach dem Kampf die Ruh'!
Ich weiß, wie treu er's meint —
Er ist mein Joch, mein Trost dazu,
Mein Kreuz und doch mein Freund.
Denn folg' ich ihm, dann ist mein Loos
Voll Frieden und voll Licht;
Er stimmt mein Herz so frei, so groß,
Wie ist sein Name? Pflicht!"

In übernatürlichem Glanze, in flammender Begeisterung leuchten die großen Augen der Kranken und Nora schaut zu ihr auf und muß an das schöne Bodenhausensche Bild denken, „der Glaube", das sie gestern an einem Schaufenster gesehen und das ihr solch tiefen Eindruck gemacht hat. Ja, das ist die ruhige Zuversicht des gottergebenen Sinnes, der vorwärts schreitet, das Kreuz fest auf die Brust gepreßt, unentwegt auch auf steiniger Straße, auch wenn Gott im Sturm daherfährt und die Wogen des Lebensmeeres hoch aufbrausen und mit Vernichtung drohen.

Ach, zu sein wie die Tante! eine gläubige Christin in des Wortes wahrer Bedeutung — und plötzlich über=

kommt es Nora, wie klein doch ihr Kummer sei, im Vergleich zu dem schweren Schicksal, das diese zarte Frau so heldenmüthig getragen. Wie mit zermalmenden Rädern ist es über dies Leben dahingegangen! Nicht nur körperliche Leiden, jahrelanges Siechthum — wieviel seelische Qual, wieviel Herzensweh hat sie erduldet. Früh Wittwe geworden, hat sie von vier Kindern zwei Töchter in rascher Folge verloren und der älteste Sohn, ihr Lieblingskind, ist, nachdem er sich durch seinen Leichtsinn im Lande so gut wie unmöglich gemacht, seit vielen Jahren verschollen, gilt als todt, und nur die Mutter giebt die Hoffnung auf seine Wiederkehr nicht auf! Die Deckung seiner Schulden verschlang den größten Theil ihres Vermögens, und ihr Erbgut, an dem sie mit ganzer Seele hing, wurde verkauft, ging in fremde Hände über, und sie mußte in einem kleinen Landstädtchen ein einfaches, durch Sparsamkeitsrücksichten beengtes Leben führen. Jetzt haben sich ihre Verhältnisse etwas gebessert und sie lebt in Riga, wo ihr Sohn Erich, der in Dorpat Medicin studirt hat, sich als Arzt etabliren will.

Er ist ihre Freude und ihr Stolz, doch auch um ihn schlägt bang das Mutterherz, denn es liegt wie ein Schatten auf seinem Gemüth, der Schatten, den Sorge auf dies frühgereifte Kind geworfen und der so häufig die Augen des entwickelten, hochbegabten Mannes als düstere Stimmung verdunkelt, ähnlich dem mahnenden Vorwurf an das Verhängniß, der in Nora fragt: „Warum mußten wir so leiden? gerade wir?“

„Liebes Tantchen, schlug es wirklich schon halbfünf? — da muß ich ja fort...“

„Aber Du kommst bald wieder, Norachen? ja? Vielleicht hast Du Sonntag ein freies Stündchen, Abends zum Thee, dann erzählst Du mir auch vom Balle, ob Du Dich gut amüsirt hast.“

„Gewiß, ich komme so gern, es ist so schön bei

Dir! Wenn ich häufiger, wenn ich immer bei Dir sein könnte, Jemand hätte, der bisweilen so zu mir spricht, wie Du heute, der weckt, was Mama zu pflanzen gesucht hatte an Gottvertrauen, an Glaubensmuth! Wenn ich ruhig bin, dann glaube ich ja, daß Gott alles zum Besten leitet, daß auch seine schweren Fügungen uns zum Heile gereichen, aber wenn meine Gedanken in Aufruhr gerathen, die Zweifel erwachen, alle Zuversicht schwindet, dann kämpfe ich so schwer, und habe Niemand, der mir hilft, der mich schilt und doch versteht."

„Und wenn Du ganz allein bist, Nora, wenn alles wankt und alles schwindet, dann hast Du noch immer das Gebet — Nora, vergiß das nie! Beten aus Herzensgrund, das ist Gott suchen, bis wir Seine Nähe spüren — das ist Ihn anrufen, bis Er uns segnet, bis wir in der Einheit mit Ihm Frieden gefunden, und die Glaubensanker so tief, so tief ausgeworfen haben, daß kein Schicksalssturm mehr die gläubige Seele schrecken kann — selbst über dem dunklen Thal des Todes ein lichter Stern in die ewige Seligkeit weist."

* * *

Die Räume des Schützenhauses erstrahlen im Lichterglanz, und manch ein Neugieriger hat sich auf die Veranda gedrängt, deren Fenster aber nur in den Salon mit den Theetischen blicken lassen. Einen besseren Beobachtungsposten ergiebt die Gallerie im großen Saal und die dort Versammelten — durch eine oder die andere Ursache daran gehindert, den Ball mitzumachen — schauen mit gespannter Neugier, kritischen Blicken und Bemerkungen hinab auf das sich unten entfaltende, buntfarbige Bild.

Immer mehr füllt sich der Saal. Begrüßungen tauschend, plaudernd, lachend und scherzend wogt eine geputzte Gesellschaft durcheinander und in all das Geräusch, und Gewirr tönt das Stimmen der Instrumente,

weckt unter all diesen rosa, weißen, blauen Toiletten hochklopfende Erwartungsfreude, prickelnde Tanzlust. Viele von den jungen Mädchen, die sorties de bal noch auf den entblößten Schultern, gehen Arm in Arm, mit dem Fächer spielend und leise mit einander flüsternd auf und ab. Die Mamas, in schwarzen, grauen, braunen Seidenkleidern, Spitzenbarben oder Federn auf dem Kopf, nehmen auf den, rings um den Saal laufenden rothen Bänken Platz — die Herren, wenn sie nicht gleich in dem anstoßendem Rauchzimmer gestrandet sind, stehen meist in Gruppen herum, die Damenwelt musternd oder mit einander conversirend. In der Thür, die aus den Damensalons in den Saal führt, lehnt Riesen. Den Claque unter dem Arm, ist er im Begriff, die perlgrauen Handschuhe über die Finger zu streifen — da klopft ihm Jemand freundschaftlich auf die Schulter.

„Guten Abend, lieber Riesen!“ — Sich umwendend begrüßt er ehrerbietig den Grafen Reckenstein, der die Soirée bei den Derbitenschen nicht mitgemacht.

„Sie waren so lange in Riga nicht zu sehen?“

„Ja, ins Ausland, womöglich bis nach China reisen, das können sie, die musterhaften Landwirthe, aber sie auf ein paar Tage aus ihren Höhlen locken, das gelingt schwer,“ meint Axel, der, in der Nähe stehend, herantritt.

„Nette Höhle!“ schmunzelt die alte Excellenz „mit echten persischen Teppichen, Marmorstatuen und Aiwasowskyschen Bildern! Man erzählt sich fabelhafte Dinge von Ihrer Einrichtung, junger Mann — reines Hohenschwangau — was?“

„Und von Ihrem Garten hört man auch Wunder!“ ergänzt Landrath Rehburg, der mit Erwin Trostberg sich zu den Dreien gesellt, — „Obsthäuser, werstelange Spaliere, Erdbeeren im März, Artischocken im December und noch allerlei Herrlichkeiten....“

„Ja, so begreife ich noch einigermaßen das Landleben,“ unterbricht Axel den Onkel, „aber was man sonst

davon hat, sich abwechselnd über zuviel Sonne oder zuviel Regen oder sonst etwas Unabänderliches zu ärgern — mit Aufwand aller seiner Geisteskräfte zu beobachten, ob die Gerste aufgekommen, wie der Hafer wächst, ob der Klee gut steht, wieviel Drusch der Roggen ergiebt und ob die Kartoffeln viel Stärkemehl enthalten das ist mir schleierhaft. Mir ist es von jeher unverständlich geblieben, wie man sich für alle diese Gewächse so eifrig interessiren kann."

„Nun, ich denke, Du hast eine Zeitlang doch auch Landwirthschaft studiren wollen," bemerkt der Landrath.

„Ich bitte Dich, Onkel Eberhard, was studirt man nicht alles und sieht erst nachher, daß es eitel vergeudete Zeit war, und daß nur Eines sich des Studiums verlohnte, nämlich: wie man sich in dieser kurzen Daseinsfrist am Besten amüsirt. — Man lebt ja nur einmal."

„Na, höre, das sind aber schöne Grundsätze," lacht der Onkel. „Und solch einem Windbeutel wird dereinst ein Vater seine Tochter anvertrauen! — Gut, daß meine Beiden schon versorgt sind, aber ich werde doch nöthigenfalls an geeigneter Stelle warnen müssen."

„Windbeutel?!" wiederholt Axel komisch gekränkt, „das ist, soviel ich weiß, ein Kuchen, und nicht ein ernster Assessor eines hochlöblichen Rigaschen Landgerichts."

Unterdessen hat sich Erwin Trostberg an Riesen gewandt. „Wir wurden neulich bei den Derbitenschen unterbrochen, als wir anfingen von Ihrer neuerbauten Brennerei zu sprechen. Sie sagten, Sie hätten die innere Einrichtung aus Nisky bezogen — sind Sie zufrieden gestellt?"

„Außerordentlich."

„Und worin bestehen die Verbesserungen? wie hoch belaufen sich ungefähr die Kosten, wenn eine Production von ungefähr 2 Millionen Grad in Aussicht....."

„Um's Himmelswillen, so laßt doch einmal die landwirthschaftlichen Redereien," fährt Axel dazwischen. „Schon wieder Brennerei, Spiritus, und von dort bis zur Maische, Brache, Ochsenmast ist nur ein Schritt — — — — ah! die Reckensteinschen Damen!"

Er eilt den Eintretenden entgegen. Wie ein, in schwarzen Sammet gewickeltes, Kugelchen hängt die kleine Gräfin an seinem Arm, während er sie durch den Saal führt, und mit lebhaftem Nicken ihres federngeschmückten Kopfes begrüßt sie rechts und links ihre Bekannten. Die jungen Mädchen folgen.

Nora in Blau mit blauen Winden im Haar, Marie reizend in ihrem blaßrosa Kleide. Wo sie passiren, folgen Blicke und Bemerkungen.

„Das ist ja Nora Rehburg, die mit Marie Theren geht! Wie elend sie aussieht!"

„Wirklich, allerliebste Erscheinung, diese Marie Theren, so sympathisch und welch eine geschmackvolle Toilette!" äußert eine corpulente Mama.

„Ja, die Gräfin versteht es, ihre Pflegebefohlenen zu wählen und sie ins rechte Licht zu setzen — darum gehen sie auch ab, wie frische Kümmelkuchen," erwidert etwas spitz eine andere Mama, die solches von ihren drei Töchtern nicht sagen kann, braven, aber armen und häßlichen Mädchen, denen böse Zungen den Spitznamen „die drei Grazien" angehängt haben.

„Der junge Rehburg soll Marie Theren stark die Cour machen. Er hat in letzter Zeit schon drei Cotillons mit ihr getanzt."

„Und vorgestern hat er sie zum Souper und zu einer Extrafrançaise engagirt," mischt sich noch eine Mama in das Gespräch. „Ich hörte es selbst."

„Himmelchen, wem hat Axel Rehburg nicht schon den Hof gemacht, ohne daß etwas dabei herauskam," sagt wieder die erste Mama, deren Tochter Axel in Dorpat eifrig gehuldigt hat — „solch ein Schmetterling,

heute die, morgen die. Der amüsirt sich rechts und links und denkt sich nichts dabei."

„Ah," die Baronin Libeck — welch pompöse Toilette!"

Alle Blicke wenden sich zur Eingangsthür, in deren Rahmen die junge Frau erscheint.

Sammt, in satten, dunklen Tönen schimmernder, schwerer Sammt schmiegt sich um die ebenmäßige, vollerblühte Gestalt, folgt ihr in schwerer, faltiger Schleppe. Nur ein paar zarte La France-Rosen, in denen Brillanten als Thautropfen glitzern, zieren den tiefen Ausschnitt der Taille, aus deren reichem Federnbesatz die Schultern in alabasterner Weiße hervorschimmern. Edelsteine funkeln in den rosigen Ohren, schlingen sich um den runden Nacken und in dem hochgekämmten, prachtvollen Haar liegt ein Diadem aus Diamanten und Rubinen, krönt das stolzgetragene Köpfchen.

„Bonsoir, mon cousin," — Riesen ist ihr entgegengeeilt. „Wo sind die dames patronesses? Ich bin etwas kurzsichtig."

„Dort, auf der anderen Seite des Saales sitzen die Gräfin Reckenstein und die Landräthin Walldorf und unter den Colonnen steht die Landräthin Rehburg. Darf ich Sie hinüberführen?"

Er reicht ihr den Arm und sie durchqueren den Saal. Riesen gehört nicht zu den eitlen Menschen, aber es bleibt immer ein angenehmes Gefühl, der Cavalier der anerkannt glänzendsten Erscheinung eines Ballsaales zu sein, bewundernde Blicke aufzufangen, sich bemerkt zu fühlen. Und sie bilden ein schönes, stolzes Paar, diese Beiden, vom Schicksal verwöhnten, auf den Höhen des Lebens wandelnden Menschen, und wie von einem Nimbus umstrahlt, dem Nimbus, den Schönheit, Reichthum, Eleganz und Vornehmheit webt, erscheinen sie Nora, als sie vorüberschreiten. Plötzlich zuckt sie zusammen — Brocken einer halblaut geführten Unterhaltung schlagen an ihr Ohr.

„Ist es wahr?“ fragt eine Stimme, die ihr unbekannt, „daß Riesen sein Herz in Italien gelassen hat?“

„Nein, das glaube ich nicht, aber merkwürdig ist es wohl, daß er nicht heirathet. Wenn einer die Möglichkeit hat nur nach Gefallen zu wählen, so ist er es und vor einem Jahre glaubte ich....“

Von der kleinen Gallerie, wo die Musik placirt ist, fluthet ein wiegender, verlockender Straußscher Walzer herab — das Gespräch neben ihr verstummt — hier und dort wird engagirt und die Paare wirbeln durcheinander.

„Allergnädigste von Theren, je Vous fais mon compliment! Welch hübsche Toilette — die Allerhübschheste!“ setzt er mit einem vielsagenden Rundblick hinzu.

„Mir machen Sie Complimente, Herr von Rehburg — das ist das Neueste. Gewiß haben Sie sich auch nur in der Adresse geirrt — ich bin ja nicht die entzückende Baronin.“

„Wie gut Ihnen das Spotten steht, fast ebenso gut wie das Rosa.“

Sie tanzen fort. Nora sieht ihnen nach.

„Wie vergnügt sie Beide aussehen! Wahrlich, wäre nicht Neid die häßlichste der Sünden, man könnte sie beneiden.“

„Cousine, einen Walzer?“ Riesen verbeugt sich vor der Baronin Libeck — „A trois temps?“

„Gerne!“ — — — Wie gut Sie tanzen, Vetter, das merkt man so recht in dem großen Saal.“

„Darf ich das Compliment zurückgeben?“

„Gewiß, es ist nur angenehm zu hören, aber nicht wahr? Nur dann ist tanzen ein wirkliches Vergnügen, wenn man viel Raum dazu hat. Beim Schlittschuhlaufen ist das übrigens auch so. Wie schade, daß die Bahn des Gouvernements-Gymnasinm so klein ist.“

„Nora, bitte!“

„Ah, Erich, guten Abend. Wie schön, daß Du gekommen — unter Larven doch eine fühlende Brust.“

Seine leidenschaftlichen Augen leuchten auf.

„Darf ich um den Cotillon bitten?“

Einen Augenblick zögert sie — wenn Riesen doch?.... Unsinn — der denkt doch nicht daran.

„Danke, Erich!“

„Du fühlst Dich hier fremd?“

„Ja sehr! Es ist doch merkwürdig, man sehnt sich nach Menschen, verzehrt sich in dem Wunsche nach buntem, geselligen Leben, und ist man mitten drin, fühlt man sich verrathen und verkauft und möchte sich am Liebsten verkriechen.“

„Das ist garnicht so merkwürdig, Nora. Es erklärt sich leicht damit, daß wir hier zu Lande fast immer nur Umgang mit Verwandten oder wenigstens sehr guten Bekannten haben, und selten, fast nie, mit Fremden in Berührung treten. Wo soll uns da die Uebung kommen, um auch im Verkehr mit wildfremden Personen den leichten Gesprächston zu beherrschen, ungezwungen in Haltung und Wesen zu sein. Auf Reisen lernt man das am Rascheſten....“

„Reisen! — — ja, wer das könnte,“ sagt Nora bitter.

„Hat Mama Dir erzählt, daß ich in nächster Zeit...“

Er wird mitten im Satz unterbrochen.

„Sieh da! der junge Doctor — ich gratulire, Erich. Hast ja brillant promovirt, wie ich höre, und was für Absichten hast Du jetzt?“

Heinrich Reckenstein, der sich vor ihr verbeugt und sie in die Reihe der Tanzenden führt, verhindert Nora des Vetters Antwort auf Onkel Eberhard's Frage zu vernehmen.

Zwei Françaisen sind schon abgetanzt — jetzt, nach einer längeren Pause, ertönt die laute, fortreißende Melodie des polnischen Nationaltanzes, und bald er-

zittert die Diele unter der mit Feuer und Leidenschaft getanzten Mazurka.

Riesen hat während des Abends Nora noch keinmal engagirt. Er muß sich so vielen Damen vorstellen lassen, hat so viele Verpflichtungen, aber so faßt sie es nicht auf:

„Will er nicht mit mir tanzen?“ denkt sie, während sie an einen Thürpfosten gelehnt, hineinblickt in das Gewühl der tanzenden Paare.

Da kommt Riesen daher mit Inga Rehburg — jetzt Werner mit Marie — Erich mit Thilde — selbst der ungeschickte Baron Treuenberg stapft mit kühnen Schritten, die alles andere als ein Mazurkapas — kühn vorbei, Ida Walldorf an der Hand führend.

Wie die Wangen glühen, die Augen blitzen, die Gesichter strahlen.

Wie sie sich amüsiren die Beliebten, die Gefeierten, die Umschwärmten, sich hingeben können dem Vergnügen, so ohne Nachgeschmack, ganz aufgehend in den Genuß des Augenblicks!!

Und sie?! — So sterbenstraurig ist ihr heute zu Muth! Wieder ist es dies unsagbar trübe Gefühl der Vereinsamung, diese grenzenlose Wehmuth, die mit Weinen kämpft. Ist es wirklich nur, weil sie so wenig tanzt, oft unbeachtet lange in einer Ecke sitzt — oder ist der Grund ein anderer? Ist es die Erkenntniß, daß sie bloß träumt Schwingen zu haben, die hinwegtragen, ohne sie regen zu können, wenn es darauf ankommt heiter und lebensfroh, gaukelnd wie ein Falter von Freude zu Freude zu flattern — leichten Sinnes und ohne zu grübeln den Becher der Lust an die Lippen zu setzen. Ist ihre Seele so krank, daß laute Fröhlichkeit nur schmerzt, und das Herz so erstarrt, daß es im Strudel der Geselligkeit aufthaut, nicht zu einem Lächeln, sondern zu Thränen. Oder hatte die Tante recht? — braucht die Seele etwas Besseres als Lust und Genuß?

Die Musik ist in eine Polka übergegangen — Axel engagirt die Baronin Lideck.

„Wo darf ich Sie absetzen?"

„Bitte dort, in der Nähe der Ausgangsthür. Da steht eine junge Dame, die mich interessirt. Sie wurde mir vorhin flüchtig vorgestellt und ich möchte sie in ein Gespräch ziehen. Schade, daß die untere Hälfte des Gesichts solch harte Linien hat, aber welche Augen — in diesen dunklen Tiefen liegt eine Welt. — Ach, da tanzt sie gerade fort!"

„Sie meinen meine Cousine Nora — aus der werden Sie nichts herausbekommen, gnädige Frau, die schweigt in allen Sprachen!"

„Wieviel Sprachen verstehen Sie, Herr von Rehburg?" fragt die schöne Frau, lächelnd zu ihm aufsehend.

„Deutsch, lettisch, russisch, französisch, englisch — allenfalls sieben, wenn man etwas Estnisch und ein paar italienische Brocken dazu rechnet."

„Sieben — wirklich eine respectable Zahl, aber das Volapük der Geister, die Seelensprache, ist wohl nicht darunter — was halten Sie von der? Glauben Sie mir," setzt sie ernster werdend hinzu „in solchen verschlossenen Mädchennaturen liegen oft ungeahnte Schätze, die ungenutzt zu Grunde gehen, weil man sie nicht hebt, weil man die Zaubersprache des Verständnisses nicht spricht, vor welcher die geheimnißvollen Riegel springen, und solche Augen, wie die Ihrer Cousine Nora, erwecken in mir immer den Wunsch, tiefer einzudringen in die Seele, die wohl verschüchtert, aber bisweilen aufblitzend aus ihnen strahlt —."

„Sie sind eine große Menschenkennerin, gnädige Frau?"

Je me pique de l'être. Wenn man in Nord und Süd, in Ost und West gewesen ist, den Asiaten mit dem Europäer verglichen, und Menschen und Dinge von ver-

schiedenen Seiten beobachtet hat, da erhält man eine gewisse Intuition bei der Beurtheilung der Charactere, den Blitzblick der gespannten Seele nennt es Lavater. Kennen Sie sein Buch über Physiognomik?"

„Entschieden zu hoch für mich," denkt Axel — „Doch wir können in einer Pause weiterplaudern — ich entziehe Sie dem Vergnügen und Ihren Pflichten. So, ich werde mich im Nebenzimmer etwas ausruhen."

Sie läßt sich auf ein Sopha niedersinken.

„Ah Excellenz, Sie haben sich auch in die Kühle geflüchtet — setzen Sie sich hierher! — ich habe Ihnen etwas Interessantes zu erzählen. Mein Mann schreibt mir heute aus Petersburg, daß M. Minister wird — seine Ernennung soll nur eine Frage von Tagen sein."

* * *

Marie tanzt die dritte Française mit Axel und amüsirt sich „himmlisch" über die „urkomischen" Bemerkungen, mit denen ihr Partner kaum Jemand im Saale verschont. An diesem hat er die Manieren, an jenen das Kleid, die Nase oder sonst etwas nur ihm Auffallendes zu kritisiren, und obgleich er stark übertreibt, immer sind seine Ausfälle so treffend und amüsant, daß Marie aus dem Lachen nicht herauskommt.

„Sehen Sie bloß, Fräulein von Theren, das Stillleben da in der Ecke! — Die kommen Beide vom Lande und haben gewiß unterwegs die Sprache verloren. Ha, ha, ha, und Treuenberg's Frack — — — den hat er sicherlich bei seinen Alterthumsforschungen ausgegraben." — —

„Hören Sie auf, Herr von Rehburg, ich kann nicht mehr lachen!"

„Lachen ist äußerst gesund!" Sein lustiger Blick trifft befriedigt den ihren, als er fortfährt:

„Und dort dies ertrunkene Huhn...."

„Aber was heißt das nun wieder?"

„Gerechter Strohsack! — wie kann man zum Tanzen Schuhe aus schwarzem Prünell — so heißt es ja wohl? — anziehen, und dann ein grünes Kleid, wenn man schon einen grünen Teint und grüne Haare hat....“

„Blond ist doch nicht....“

„Nun ja so blond, daß sie wie ein unreifes Weizenfeld aussehen. Und da, der gute Edo Meyern springt umher, wie ein verrücktes Heupferd und macht ein verzweifeltes Gesicht, weil er seine Dame kaum vom Fleck bringt. Sie glauben nicht, was es für eine Mühe gekostet hat, Herren für die drei Grazien zu schaffen. Alle Tänzer hatten sich förmlich verkrochen, und ich mußte sie mit Gewalt an den Rockschößen zu diesem Frohndienst heranzerren — — —.“

„Das finde ich nun aber wirklich sehr wenig nett von den Herren — arme Mädchen! Hübsch sind sie freilich nicht....“

„Sancta Filbunka nein! wirklich nicht hübsch — mit den Nasen, spitzen Zähnen und wasserblauen Augen....“

„Aber es sind liebe, herzensgute Mädchen,“ vertheidigt Marie warm „voll ernster Interessen und tüchtiger Eigenschaften.“

„Ja, sehr tüchtig, aber dann sollten sie doch diese Tüchtigkeit lieber zu Hause glänzen lassen, als Ballsäle zu erschrecken. Die Fundamente erzittern ja, wenn sie aufmarschieren — an den Wagen, der sie bringt, spannt man immer noch ein Hilfspferd an....“

„Wenn Sie jetzt nicht aufhören, Herr von Rehburg, werde ich böse. Glauben Sie, daß häßliche, zu dick gerathene Menschen nicht auch Tanz und Toilette, Glanz und Geselligkeit lieben.“ Unwillig, verweisend, sieht sie ihn an.

„Nicht ungnädig werden,“ flüstert er mit flehendem Ton, seine hübschen, bittenden Augen tief in die ihren tauchend, „*ich kann das* nicht ertragen!“

Aber ihn strafend anblickend, denn es macht sie

wirklich traurig und unzufrieden, wenn er so leichtfertig urtheilt, fährt Marie energisch fort:

„Ja, schämen Sie sich, so herzlos zu reden — so oberflächlich zu sein und....“

„Herzlos? ich“ — Fräulein von Theren?! „nein, ein bißchen Schmetterling nur....“ vertheidigt er sich. „Nun, ein bißchen sehr.“

Unmuthig zuckt sie mit den hübschen Schultern, die so schneeig aus dem tüllbesetzten Ausschnitt der Toilette auftauchen, und über die sich ihr Tänzer beugt, als er in vielsagendem Tone leiser fortfährt:

„Und das ist nun einmal seine Natur, zu Disteln und Dornen fliegt er nicht gerne, die überläßt er anderen — er findet ja Besseres.“

Wie vorhin bei der Begrüßung streift ein feurig bewundernder Blick ihre liebliche Erscheinung. Sie möchte ihn zornig ansehen, aber sie kann dem sprechenden Blick der dunklen Männeraugen nicht widerstehen und sie kann ihm nicht lange und ernstlich zürnen. Ach, es ist doch so nett, gut auszusehen und dem zu gefallen, auf dessen Urtheil und Geschmack es uns am meisten ankommt!

„Ich mache mich nicht besser als ich bin,“ fährt er fort — „ja, es ist wahr, ich suche, ich brauche ein gefälliges Aeußere, gute Manieren, geschmackvolle Toiletten, aber ist es denn so schlimm, solches zu verlangen? Hübsch oder häßlich zu sein, hängt nicht von uns ab, gewiß, aber soviel in ihren Kräften steht, thun, um sich nett, anziehend zu machen. das kann und soll ein jedes junges Mädchen. Ohne boshaft zu sein, Fräulein Marie“ — sie erzittert leicht, denn nach Jahren nennt er sie zum ersten Mal wieder bei ihrem Vornamen — „sehen Sie Nora an. Das Kleid ist ja nicht so schlimm und steht ihr entschieden besser, als neulich das weiße, zu dem ihr Teint paßte, wie.... — lassen wir den Vergleich lieber ungesagt, sonst bekomme ich am Ende

wieder Schelte von Ihnen — aber nehmen wir die Frisur, konnten Sie Nora, in freundschaftlicher Ueberredung nicht veranlassen, sich anders zu coiffiren."

„Ich habe es versucht, aber sie war nicht zu bewegen."

„Natürlich, so sind unsere eigensinnigen jungen Landfräuleins mit ihren Begriffen von Anständigkeit, ihrer Entrüstung über jede neue Mode.

Wenn zum Beispiel die Jetzige eine wellig, hoch aufgekämmte Ballfrisur mit Löckchen, die weich nach vorne fallen, verlangt — eine Frisur, die für lange Gesichter und hohe Stirne sicher kleidsamer ist, als nach hinter gerissene, glatt gestrichene Haare — so sagen sie „pfui, nein! die Mode ist dumm, das tragen wir bestimmt nicht! Großmama hat das Haar anders getragen, folglich bleiben wir auch dabei, wenn es uns auch zehn Mal häßlicher macht — wir wollen, wir brauchen ja Keinem zu gefallen." Und so laufen sie lieber häßlich herum, als daß sie in den Ruf kämen, sie machten sich für ihre Mitmenschen hübsch. — „Fürchterlich," „schrecklich," — das wäre ja Coquetterie und coquett sein, o Grauen, o Entsetzen! — lieber sterben! Ich finde es lächerlich, albern, so zu stehen. Etwas auf sein Aeußeres geben, vortheilhaft aussehen, das ist Pflicht der jungen Mädchen — diese Blumen, die das Schicksal in unseren Lebensgarten stellt, damit ihr holder Anblick uns entzücke, uns berausche...."

„Ich glaube wirklich, Sie werden poetisch, Herr von Rehburg...."

„Das ist, weil ich die Nähe einer Rose spüre, einer Rose ohne Dornen," sagt er leiser hinzu.

Marie erröthet, aber fährt tapfer fort: „Sie führen heute eine bilderreiche Sprache — so kenne ich Sie noch garnicht...."

„Das ist es eben, Sie kennen mich noch garnicht," sagt er mit Betonung, und wie schon zu

wiederholten Malen im Laufe dieses Abends blitzt hinter seiner heiteren Art und Weise etwas anderes auf.

Marie's Erröthen wird tiefer und ein süß ängstliches, aber doch beseligendes Glücksgefühl schwellt ihr die Brust.

„O Gott, wäre es möglich, daß er....“

„Grand rond!“ commandirt Riesen, der mit Inga Rehburg tanzt. Sie hat sich in der Ehe zu voller Frauenschöne entwickelt und fesselt den Blick durch den Ausdruck glücklicher Zufriedenheit in den blauen Augen.

„Ach dieser unschlaue Riesenbär!“ murrt Axel. „Jetzt macht er schon Schluß. Es war aber auch mehr als thöricht von mir, ihm gerade diese Monstre-Quadrille zum Anführen zu überlassen, ich hätte sie verlängert! — Aber was meinen Sie, Fräulein Marie, statt die wilde Jagd der Endtouren mitzumachen, sollen wir nicht auf die Gallerie hinauf? Es ist ein hübscher Anblick von oben gerade auf diese letzten Touren herabzusehen.

„Ach ja, ich wollte schon vorhin hinauf, um die Ecken's zu begrüßen, die ihrer Trauer wegen nicht unten sein können.“

Als die Souperpause eintritt, bittet Nora die Gräfin um Erlaubniß im Damenzimmer bleiben zu dürfen, sie habe Kopfweh, möchte nichts genießen, und wolle lieber im Kühlen ruhig auf der Couchette liegen.

„Aber, liebes Kind, eine Tasse Bouillon würde Ihnen gewiß nur gut thun.“

„So komme doch mit,“ überredet auch Marie, „es wird ja „schrecklich“ lustig sein. Axel Rehburg und Graf Riesen haben schon einen Tisch belegt — Thilde und die Derbitenschen sitzen auch mit uns....“

„Nein, bitte, laß mich hier,“ beharrt Nora, aber als Alle weggegangen, es still geworden um sie her, da überkommt sie doch das Bedauern sich nicht den Anderen angeschlossen zu haben und sie schilt sich launisch,

albern, thöricht. Das bißchen Kopfweh — als ob sie nicht häufig viel ärgere Schmerzen überwunden, ohne viel Wesens daraus zu machen — eine unnütze Wichtigthuerei, weiter nichts, und jetzt ist sie die Bestrafte. Wenigstens hätte sie ihn sprechen gehört, die klangvolle Stimme und das gutmüthige, etwas breite Lachen, das sie so liebt.

„Oh, ich Thörin!" Aber jetzt, ganz allein, in dem Nebenraume erscheinen, wo das Restaurant des Schützenhauses seinen Eßsaal hat — sich durch die verschiedenen Tische durchwinden, bis sie den Richtigen gefunden — nein, dazu hat sie nicht den Muth, würde sich auch schämen, entsetzlich schämen, so wetterwendisch zu sein. Und so bleibt sie, wo sie ist, überläßt sich ihren Gedanken, und wieder überkommt sie das trostlose, bittere Gefühl des Verlassenseins, des Unbeachtetseins. — Nein, sie paßt nicht hinein in diese Kreise, in eine Gesellschaft fröhlicher, harmloser Menschen, aber nicht nur, weil sie so still und gedrückt, so ernst — zu ernst — zu schwerfällig, sondern auch — weil — weil — sie zu häßlich ist!!....

Man ist ja ganz freundlich zu ihr, besonders die Tanten und die Onkel, aber dies abweisend Kalte, das den Häßlichen gegenüber auch der beste, gütigste Mensch nicht immer ganz unterdrücken kann — sie hat es, mit wehem Gefühl, auch heute wieder mehrere Mal empfunden.

„Bin ich denn so häßlich, so abstoßend?" denkt sie, und aufspringend stellt sie sich vor den großen Stehspiegel, mustert sich lange mit prüfendem Blick. Langsam füllen sich ihre Augen mit Thränen, und wie durch einen Nebel sieht sie den schmerzlich verächtlichen Ausdruck der herb aufgeworfenen Lippen. Wie plump und eckig ist ihre Figur — wie schlecht sitzt das Kleid, das zwar von der Rigaschen Schneiderin nach Möglichkeit modernisirt, trotzdem seine Herkunft aus der Werkstatt

einer landschen Näherin nicht verleugnen kann. Und ihre Arme — so roth, der Hals zu gebräunt, der Teint so blaßgrau. — — —

„So antipathisch," hat Ida Walldorf gesagt!! — Antipathisch, unsympathisch, das ist es! viel schlimmer als häßlich — reizlos und unscheinbar, und darum wendet man sich von ihr ab.

„Ich sagte es ja Tante Ina, ich bin eine Eule, ein Nachtvogel und ich gehöre in die Dunkelheit, in eine Ecke, wo man mich nicht sieht, nicht bemerkt."

Immer mehr verbohrt sie sich in diese schmerzenden Gedanken und schlägt die Hände vor's Gesicht. Heiß quellen die Thränen empor — ihr ist, als ersticke sie daran! — — Jetzt weinen?! — nein — nein — nur das nicht! Fassung, und sie haucht in ihr Taschentuch, drückt es gegen die Augen.

Und sie bezwingt die Bewegung, aber ihr ist, als ginge etwas entzwei in ihr — läge kalt und schwer in ihrer Brust.

Marie's fröhliche Stimme weckt sie aus ihrer Versunkenheit.

„Hör, schläfst Du?"

„Denke nicht dran!" fährt Nora auf.

„Sei doch nicht gleich so stachelig, Fräulein Empfindlichkeit," sagt Marie mit einem Kuß.

„Es war wirklich schade, daß Du nicht mitgekommen warst. Ich sage Dir, es war „schrecklich" lustig. Axel und Riesen neckten sich und erzählten die unglaublichsten Geschichten aus ihrer Studentenzeit! Wir haben uns ganz krank gelacht und kamen vor Lachen garnicht zum Essen. Willst Du wirklich nichts genießen? eine Birne? eine Tasse Thee?"

„Nein!"

„Schatz, was ist Dir?"

„Nichts."

* * *

Die Paare ordnen sich zum Cotillon.

Im Herrenzimmer rauchen die Tänzer ihre Cigaretten zu Ende, rekeln sich faul auf den Sophas, oder umstehen die Kartentische — einige tauschen trübsinnige Betrachtungen aus, über die Unterhaltungsmühen, denen sie entgegengehen.

„Da gelobe ich mir die gemüthlichen stummen Damen, bei denen man ruhig sitzen bleiben kann, die man nur zu halten, nicht zu unterhalten braucht — pique dame, die Tochter der Havanna und die veuve Cliquot,“ meint der dicke Nix von Dohmen, gemüthlich die Karten mischend. — Da stürzt Riesen herein.

„Meine Herren, bitte, beeilen sie sich — es soll gleich losgehen — die Meisten sitzen schon.“ Suchend schweift sein Blick umher.

„Aha, Sie suchen wohl noch Tänzer für ein paar Mauerblümchen — umsonst! Axel war schon da, hat uns alle abgefragt, wir sind aber Alle versagt — und hier Hans Weiden hat sich vor fünf Minuten den Fuß verstaucht, wie er behauptet. Vielleicht können Sie ihn kuriren.“

Alles lacht.

„Lachen Sie nicht, meine Herren,“ stöhnt der Genannte, „ich habe mir „ganz wirklich“ den Fuß verkikst, vorhin, beim Herunterkommen von der Gallerie — wollte während der dritten Française von oben zusehen. Habe übrigens manches Interessante beobachtet — fixer Junge, der Axel! — Aber stehen Sie doch nicht mit so traurigem Gesicht da, Riesen, schleppen Sie doch lieber mit Ihren Riesenkräften den Nix fort. — Du wirst so wie so alle fünf Minuten dicker,“ wendet sich der Sprecher an Dohmen, „es wird Dir überaus zuträglich sein, eine der Grazien zu wirbeln. So eine gute Motion.“

„Ach, laßt doch die dummen Witze. Sehr bequem so einen anderen vorzuschubsen. Als ob es ein Vergnügen ist, sich mit Sitzengebliebenen zu ledern.“

„Nun warum versorgst Du Dich nicht rechtzeitig, Du unverbesserlicher Faulpelz?“

„Wer andere eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!“ citirt einer.

„Das ist eine alte Gerechtigkeit,“ summt ein anderer die Walzermelodie aus dem Mikado.

„Wirklich, meine Herren,“ sagt Riesen ernst, „ich hoffe, daß noch nicht alle Ritterlichkeit unter uns erstorben ist. Ich kann nicht mit zwei Damen tanzen, aber ich kann auch nicht zulassen, daß junge Damen sitzen bleiben. Trostberg, Sie sind erst paar Jahre verheirathet, spielen Sie doch nicht den Großpapa — opfern Sie sich.“

„Schon gut, Riesen, ich komme — der Robber ist sowieso aus — aber dann sorgen Sie auch dafür, daß der Cotillon nicht zu lange dauert, sonst bleibt einem factisch nichts mehr zu thun übrig, als anzusprechen, und da ich das nicht mehr kann....“

„Und da ich das dieses Mal jedenfalls nicht will,“ fällt Nix Dohmen ein, „abgemacht, Riesen, wenn Sie das gleich hier beschwören, die Quälerei nicht länger als fünfzehn Minuten dauern zu lassen, dann gehe ich auch mit, ich armer Gekaperter. Scheußlich, gerade jetzt fing ich an, bessere Karten zu bekommen! Sorgt nur dafür, daß ich einen Tropfen Champagner vorfinde, wenn ich nach den überstandenen Strapazen lebendig zurückkomme.“

Im Damenzimmer würden die Herren auch manches, für ihre Eitelkeit nicht gerade schmeichelhafte Urtheil anhören können, und hier wie dort fragt sich der unbefangene Zuhörer verwundert, wozu man denn eigentlich Bälle veranstaltet oder richtiger, warum sie überhaupt von denen besucht werden, welche es nur mit Anken und Stöhnen thun. Uebrigens giebt es auch solche, die, frische, volle, unblasirte Jugendlust zur Schau tragend, sich ganz der Freude am Tanzen hingeben, eitel Wonne, Entzücken, Bewunderung sind — solche, für

die jeder Ball den Kranz der Erinnerungen um eine leuchtende Blüthe bereichert.

Zu diesen gehört Marie. Ihr ist heute Abend, als trügen sie Wolken, als habe sie Schwingen. Um sie und in ihr nur Glanz und Schimmer. So schön war es noch nie!!....

Sie steht vor dem Spiegel und läßt sich das Haar fester stecken.

„Sieh bloß, wie der ungeschickte Reckenstein meine arme Schleppe zertrampelt hat...."

„Ja, und mir hat der gute Ernst, mit seinen Sporen den ganzen Besatz abgerissen."

„Au, mein Fuß," jammert es von der Couchette, „mein Schuh drückt so gräßlich."

„Wai, wie bin ich schläfrig, und nun muß man sich noch einen ganzen Cotillon durchquälen."

„Nein, wie man aussieht, roth wie ein Krebs."

„Oh, diese abscheulichen Schneiderinnen — da muß ich schon zum sechsten Male herkommen, um mir die Schleifen fester nähen zu lassen...."

„Mit wem tanzest Du?"

„Ach, mit diesem gräßlichen...."

„Und ich armer Wurm mit diesem urlangweiligen —."

Lachend meint Marie:

„Wißt Ihr, wenn man Euch so sprechen hört, sollte man wirklich denken, ein Ball sei eine Sträflingsarbeit zu der man gezwungen wird."

„Ich finde das Tanzen ganz witzlos, aber Mama will nicht, daß Ella allein geht!" erwidert schnippisch Elsa Weiden, die kichernd und Glossen machend, mit Ida Walldorf in einer Ecke steht, und Letztere setzt hinzu, spöttisch boshaft:

„Man hat ja auch nicht immer die amüsantesten Cavaliere — es tanzt eben nicht Jede die längsten Tänze immer mit Axel Rehburg."

Marie erröthet leicht, aber erwidert unbefangen:

„Ich tanze auch nicht **immer** mit Axel Rehburg, z. B. jetzt, den Cotillon mit Baron Treuenberg."

„Ach, schrecklich!" — „Nein, wie gräßlich!" rufen mehrere Stimmen.

„Na, da habt Ihr's, den belegt Ihr auch mit solchen Epithetas, und ich, im Gegentheil, finde ihn ganz nett. Ein bischen unbeholfen und linkisch, nun ja — aber was kann er dafür, armer Mensch! — und das Pulver würde er nicht erfinden, trotzdem unterhält man sich immer sehr angenehm mit ihm. Er liebt das Theater, ich auch — spielt passionirt Tennis, ich auch! Alles interessirt ihn, besonders die Alterthumskunde — wir haben im Sommer vier alte Gräber entdeckt und reiche Ausbeute gehabt — das giebt endlosen Gesprächsstoff .... ah, da steht er schon und wartet. — — — — Ich komme!" und mit freundlichem Scherzwort nimmt sie den Arm von Baron Treuenberg, der sich mit seinem etwas albernen Lächeln vor ihr verneigt.

Indem er sie auf ihren Platz geleitet kommen sie an Nora und Erich vorbei, die schon in der Nähe der Thüre placirt sind, und im Vorübergehen wirft Marie lächelnd den Beiden einen grüßenden Blick zu.

„Wie ist sie sympathisch, Deine Freundin Marie, und welche Lebensfreudigkeit lacht aus ihrem Wesen."

„Ja, sie ist ein herziges Geschöpf," sagt Nora warm, „und ein so glücklicher Charakter. Oft beneide ich sie um die Fähigkeit, das Leben immer von der leichten Seite zu nehmen, ohne unnützes Sorgen und falsches Zagen in den Tag hinein zu leben — ich wollte, ich wäre wie sie. Aber man macht sich nicht um, ist so oder so — — Lerche oder Eule."

„Nein, Nora, da irrst Du. Das ist eine falsche Auffassung, denn sie schließt die Entwickelungsfähigkeit, die Herausbildung all der Gaben und Eigenschaften, die in uns liegen, aus. Langsam ändert sich der Charakter jedes Einzelnen durch die Erfahrungen, durch die Ge=

schicke, den Einfluß der Menschen, mit denen er in Berührung kommt — durch die Bücher, die er liest, durch alles, was er sieht und erlebt, und von uns selbst hängt es ab — zum großen Theil wenigstens — welchen Nutzen wir aus den Lehren ziehen, die das Leben uns giebt, welchen Weg wir einschlagen.

Gewiß, über die Grenzen unseres Ich's, unserer Individualität können wir, sollen wir nicht hinausstreben, weil diese falsche Unzufriedenheit mit sich selbst eine große Gefahr birgt — haltlos macht und innerlich zerfahren. Aber der Eigenart unserer Persönlichkeit sollen wir gerecht werden, und wir sollen wuchern mit dem Pfund, das uns anvertraut statt es zu schmähen — niemals sagen: „Ich bin nun mal so — ich kann nicht anders werden." Das ist meist nur versteckter Hochmuth."

Jetzt ist Nora doch sehr zufrieden, daß sie den Cotillon mit Erich tanzt. Sie hat solch Vertrauen zu ihm, von jeher verstanden sie sich gut. Auch er liebt mehr, als oberflächliche Redensarten über alltägliche Dinge — Gespräche, die in die Tiefe führen, die beleuchten was da ruht, oft kaum bewußt. Auch er genießt einen Austausch der Meinungen, welcher geistig fördert, weil er schlummernde Gedankenkeime weckt und entwickelt. Mit Riesen hätte sie gefürchtet, ihm mit ihrer Unterhaltungsart langweilig zu erscheinen, mit dem Vetter, in dem sie gewohnt ist fast einen Bruder zu sehen, hat sie solch sicheres Gefühl und kann sich erlauben zu reden oder zu schweigen, wie es ihr gerade paßt.

„Weißt Du, Nora, daß ich die Absicht habe, bald ins Ausland zu reisen?"

„Du? Jetzt? Warum? — Tante sagte gestern nichts davon!"

„Weil es sich erst gestern nach der Besprechung mit Doctor W. entschieden hat."

Mit gespannt forschendem Blick seiner ausdrucksvollen Augen beugt er sich zu ihr, aber kein Schreck, kein Bedauern, nur theilnehmendes Interesse liegt in ihrem Gesicht, als sie es ihm voll zuwendet.

„Und Tante Ina? Wie kannst Du Dich entschließen sie wieder allein zu lassen, jetzt, wo sie Dich nach den langen Studienjahren endlich in ihrer Nähe haben sollte?"

„Ja, für meine arme Mutter wird es schwer sein," erwidert er ernst, „doch gerade ihretwegen unternehme ich diese Studienreise. Für ihr Leiden giebt es eine neue Behandlungsweise, und die will ich in Paris kennen lernen. Du fragtest vorhin, ob noch Hoffnung auf Genesung, auf Besserung vorhanden sei? — Leider wenig, denn wir haben viel kostbare Zeit verloren. Aber es muß noch alles versucht werden, was in menschlichen Kräften steht. Für meinen Entschluß war schließlich auch dieses ausschlaggebend — ich vertraue sie so guten Händen an. Ihre bisherige, erprobte Pflegerin muß uns leider im April verlassen. Da hat sich Thilde freundlich angeboten bei ihr zu bleiben und für den Sommer mit ihr an den Strand zu ziehen. Wir haben es heute morgen so besprochen. Sie sagt, sie habe es sich zur Lebensaufgabe erwählt alte, liebe Tanten zu pflegen -- ist ein braves Mädchen, Thilde. Die hat mehr als einen wunderhübschen Kopf — ein gutes Herz."

„Siehst Du's endlich?" möchte Nora sagen.

„Oh, warum darf ich Dir nicht die Augen öffnen und Dir zeigen, daß dies Herz ganz Dir gehört, daß Du an Deinem Lebensglück vorbeigehst — Du blinder Thor!" — aber sie bestätigt nur:

„Ja, sie vereinigt Vieles. Und wie reizend sie aussieht — ein wahres Bild. Man kann sich garnicht satt sehen. Entzückend steht ihr das weiße Kleid, und wie sie tanzt, so leicht, so ruhig dahingleitend."

„Ja," erwidert Erich zerstreut und blickt kaum in die betreffende Richtung.

Wenn Nora wüßte, wie gleichgültig ihm im Grunde diese berückende Schönheit, wie kalt es ihn läßt, dies tadellose Profil und dies wundervolle Augenpaar, weil er nur Sinn hat für das blasse Gesicht neben ihm, und die ungraciöse Gestalt mit den brüsken Gesten, der kurzangebundenen Art, ihn mehr anzieht — hundert Mal mehr Reiz für ihn hat, als das liebliche Mädchen, das eben wieder im Arm eines Tänzers an ihnen vorüberschwebt. —

Soll er es ihr sagen? — daß er sie liebt, so lange schon! Immer hat es ihn mächtig hingezogen, mit starker Sympathie, zu dem jungen, ernsten Wesen mit den traurigen Augen, der kummervollen Seele, der seinen so ähnlich, so tief verwandt. Die Erinnerung, das Gedenken an sie, die so schwer trug an dem Verlust des einzigen Bruders, hat ihn geleitet während all der letzten Jahre.

„Wie muß sie lieben können!!" — hat er sich oft gesagt und sich ausgemalt, wie er vor sie hintreten würde mit der Frage, ob sie sein heißgeliebtes Glück sein wolle? Und wenn sie „Ja" gesagt, wie wollte er mit seiner starken, zärtlichen Liebe alle Schatten verscheuchen, damit sie in seinen Armen gesunde, aus krankhaft grüblerischen Sinnen und Träumen erwachend, zu thätigem Leben — zu stärkender Pflichterfüllung in Liebe. Und seitdem er sie wiedergesehen, so plötzlich und unerwartet — seitdem seine Mutter ihm erzählt, wie schwer und wie verdunkelt ihr Leben, wie verdüstert ihre Seele, da hat es ihn gepackt mit unbezwinglicher Sehnsucht, in auflodernder Leidenschaft, sie herauszuretten aus den Verhältnissen, in denen sie leidet, aus dieser Umgebung, in der sie verkümmert. Er ist ja selbständig, aber — — — was er ihr bieten kann, ist auch nur eine enge Sphäre — er kann sie auch nur verpflanzen in einen Boden, dem ihren gleich, wenigstens was die äußeren Umstände betrifft. Vermögenslos hat

er ihr nur seine innige Liebe zu bieten, und doch, ist Liebe, die auf Händen trägt, die das Glück des Andern zu Zweck und Ziel erwählt, nicht tausend Mal mehr werth als Reichthum? — Liebe, treue, wahre Liebe, wiegt die nicht alles auf?

„Soll ich es ihr sagen, oder soll ich ihr schreiben?" Wie hat er sich alle Worte zurecht gelegt in der schlaflosen Nacht, aber jetzt, wo die Gelegenheit sich bietet, wo die Minuten rinnen, unbenutzt — jetzt schnürt ihm die Furcht vor der Abweisung athemraubend die Brust — doch noch lieber diese Qual der Ungewißheit, als das nie wieder auszumerzende „Nein" aus ihrem Munde.

Während diese Gedanken sich in seinem fiebernden Hirn regen, das Blut in seinen Schläfen hämmert und er nach Fassung ringt, hat Nora schweigend neben ihm gesessen. Ihre Blicke schweifen über den Saal und die in einer Musikpause lebhafter plaudernde Gesellschaft, haften länger auf einem Paare, das ihnen schräg gegenübersitzt — Riesen und die Baronin Lideck. Sie sind in animirter Conversation. Offenbar lebhaft angeregt, mit dem Ausdruck ungetheilter Aufmerksamkeit beugt sich Riesen zu der jungen Frau nieder, die so eindringlich auf ihn einredet. Jetzt wirft er sich lachend in seinen Stuhl zurück und fächelt sich mit dem kostbaren Fächer aus rosa Straußenfedern, den er seiner Tänzerin entliehen. Wie er sich amüsirt! — und wie schön sie ist! Geistsprühend blitzen die dunklen Augen — so fein lächelt der Mund! Und wie weich und anmuthig, lebhaft und doch gehalten sind die Bewegungen, die Gesten. Wie er sich amüsirt! — ein Stich geht Nora durchs Herz. Ja, so müßte sie sein, so aussehen, *seine* Frau — vornehm, imponirend, ihm ebenbürtig. — —

„Was bin ich dagegen?" denkt sie schmerzlich — „nicht viel besser als ein adliges Bauermädchen!"

„Nora?!"

So versunken war sie in das Anschauen, so selbstvergessen, daß sie erschrickt, als Erich so unvermittelt ihren Namen ruft. Welch angstvolle Mahnung, welch heißer Klang vibrirt in seiner Stimme. Fragend wendet sie sich ihm zu. Wie seine Augen sich in die ihren bohren, als wollten sie auf den Grund ihrer Seele schauen.

„Nora, woran dachtest Du eben?“ Ein aufsteigender Verdacht hat ihm, wie eine eiskalte Hand ans Herz gegriffen — „warum hast Du...“

„Bitte, Cousine!“ Axel steht vor ihnen, Marie an der Hand führend.

„Laß uns schnell etwas Hübsches ausdenken, Norchen,“ sagt Letztere „zwei Gegensätze, weißt Du, so wie Stadt und Land, so wie...“

„Kaffee und Thee!“ schlägt Axel vor.

„Ach, wie gräßlich — Eßwaaren! Oh, ich hab's — Tanz und Tennis. Du bist Tanz, Nora, denn ich glaube, Du hast noch nie ein Racket in Händen gehabt.“

„Zu wem sollen wir?“ fragt Axel. „Ah, zu Riesen. Höchste Zeit, sein allzu eifriges Flirten zu unterbrechen.“

„Ob ich jetzt mit ihm tanzen werde, durch Zufalls Fügung,“ denkt Nora, während sie die paar Schritte machen.

„Tanz oder Tennis.“

„Tennis!“ wählt Riesen und tanzt mit Marie fort.

„Natürlich!“ denkt Nora bitter — „so mußte es kommen! Also keinmal — denn ein Bouquet wird er mir doch nicht bringen — — — und ich ihm keine Schleife!“ beschließt sie im aufbäumenden Stolz.

„Um unser unterbrochenes Gespräch wieder aufzunehmen, Cousine,“ sagt Riesen auf seinen Platz zurückkehrend: „Wirklich, ich glaube, Sie beurtheilen Axel zu streng, etwas zu hart.“

„Ich hatte anfangs eine bessere Meinung von ihm, und es thut einem immer leid, sich getäuscht zu haben; meiner Ansicht nach giebt es aber nichts Traurigeres als solche oberflächliche Urtheile."

„Etwas oberflächlich ist er vielleicht wohl, aber ein so großes Unrecht ist es doch nicht, wenn man soviel Gewicht legt auf ein anmuthendes Aeußere."

„Und bemerken Sie nicht, welche Gefahr darin liegt, wie es der erste, aber sichere Schritt ist zu einer trostlosen Lebensrichtung, zu der, welche den Schein über das Sein stellt, welche sich blenden läßt durch äußeren Schimmer und für das, was die wahren Güter des Lebens ausmacht, alle die inneren Schätze des Gemüths, die Kräfte des Geistes und der Seele, die richtige Werthschätzung verliert? Man gewöhnt sich allmählich daran das Gute nicht zu achten, wenn es uns in unschöner Form naht — das Edle nicht zu erkennen, weil es in häßlicher Hülle sich verbirgt, das Tiefe nicht zu suchen, weil man ihm nachspüren muß, und erst später, oft zu spät, da begreift man es, daß man sein Leben verdorben, weil man zu viel Gewicht gelegt hat auf leere Nichtigkeiten, auf eine Mode, auf eine Frisur, den Schnitt eines Kleides. Das gebe ich Ihnen ja zu, ganz verachten sollen wir auch das Aeußere nicht — nur sollen reine Aeußerlichkeiten nie Macht über uns gewinnen, wir sollen sie nie zu Wegweisern und Führern unserer Urtheile und Anschauungen machen, und wir müßten über kleinlichen Eitelkeitsfragen stehen, wenn es darauf ankommt uns von Menschen zu entfernen oder ihnen näher zu treten."

Hermann hat aufmerksam zugehört. Ihn fesselt das Gespräch in hohem Maaße und er bedauert, daß der Cotillon zu Ende geht.

Da werden schon die Stühle mit den Bouquets, die mit Schleifen besteckten Kissen hereingetragen und Axel eilt herbei.

„Bitte, Riesen, austanzen!"

Als die Reihe an Nora und Erich kommt und sie eine rothe Schleife gewählt, blickt sie um sich und zögert noch einen Augenblick. — — —

„Soll ich nicht doch zu?!.... Nein, gewiß nicht!" beschließt sie trotzig und wendet sich zu Heinrich Reckenstein, dessen Frackaufschlag noch ungeziert und der vor Freude erröthet, als sie ihm die Auszeichnung überreicht.

Nach dem Cotillon sind viele fortgefahren — der Saal lichtet sich.

Eine der **dames patronesses** ruft Axel heran.

„Es ist vier Uhr — bitte, führen Sie den Ball zu Ende."

Ein Wink hinauf zu dem Dirigenten des Orchesters und sie fluthen herab, die wilden, schwermüthigen Klänge des Brahmsschen Czardas.

Wieder steht Nora an den Thürpfosten gelehnt! — Die Paare drehen sich in rasenden Kehrausgalopp vor ihren müden Augen — ihr Kopf schmerzt — die Luft ist so schwer und heiß — — aufgewirbelter Staub und ersterbender Blumenduft mischt sich darein.

Der Ball geht zu Ende — der Ball, auf den sie sich gefreut, so unvernünftig gefreut, von dem sie soviel erwartet — und er hat nicht ein einziges Mal mit ihr getanzt, nicht ein einziges Mal!! — — —

Ein Wehgefühl zuckt empor in ihrem Herzen — ein Schwindel erfaßt sie, wie ein Nebel legt es sich vor ihre Augen! — Und plötzlich ist alles versunken, verlöscht um sie her, als sei es nicht gewesen — sie ist wieder zu Hause — in Krakenorm! — In dem dumpfen, rauchigen Zimmer sitzt sie an der trüben Lampe — wieder heult der Sturm sein erregendes Lied und die alte Uhr tickt rastlos, eintönig: „Wozu — wo — zu?" diese Zweifelsfrage der Lebensmüden! — — — —

„Fräulein Nora, darf ich bitten?"

Entgeistert blickt sie auf — Riesen steht vor ihr.

„Danke, ich kann nicht," will sie sagen, „mir ist so schwindlich!" — aber er hat sie schon mit starkem Arm umfaßt — — und es überkommt sie ein so süß schmerzliches Gefühl des Geborgenseins.

Zwei Mal fliegen sie durch den Saal! Wie prachtvoll er tanzt — so fest und sicher auftretend und so gewandt.

Auch er sagt sich: „Garnicht so schwer, wie ich dachte, aber wie ihre Hand zittert!" Er blickt herab auf das tief erglühte Gesicht — dem seinen so nah. „Wie sie ihrer Mutter gleicht!" und ihn überkommt die Erinnerung an die bleiche, schmerzgebeugte Frau, die sich zu Gebhards Beerdigung auf seinen Arm stützte.

Wie mütterlich gütig war sie stets gewesen gegen ihn, dem Frühverwaisten; wie angenehm und nett waren die Zeiten, welche er unter dem einfachen Dach ihres Hauses verlebt, und plötzlich erwacht der Wunsch in ihm, von Krakenorm zu hören und von vergangenen Tagen zu reden.

„Fräulein Nora -- darf ich um das Souper bitten? übermorgen, oder eigentlich schon morgen, bei den Reckensteins."

Ueberrascht schaut sie empor — „Sapristi — wirklich, was für Augen" — fährt es ihm durch den Sinn.

„Danke!" stammelt sie verwirrt, und als er sie auf ihren Platz gebracht, sinkt sie athemlos, erzitternd auf einen Stuhl.

„Er hat mich engagirt! — voraus engagirt — er mich? Wie ist das gekommen! Zum Souper? Aber das ist ja garnicht möglich!"

„Nicht wahr, der versteht's — ach, er tanzt „einfach himmlisch, Graf Riesen!" sagt Marie herbeieilend, „aber nun müssen wir aufhören, eben ließ die Gräfin mir sagen, wir sollten uns jetzt hübsch artig abkühlen. — — Nein, nein! wir dürfen nicht mehr," wehrt sie ab, als Axel Treuenberg und ein paar andere Herren

nicht ablassen und flehen: „Nur noch ein Mal herum — gnädiges Fräulein.“ „Seien Sie nicht so hartherzig, Edle von Theren.“ „Bitte, Marie, mir als Vetter wirst Du doch nicht „Nein“ sagen.“ —

„Ja, Dir als Vetter und Ihnen als Nichtvetter sei es gesagt, wir sollen nicht mehr tanzen, die Gräfin ist müde. Komm, Nora, wir wollen uns hier auf's Sopha setzen, und noch etwas Apfelsinenkompot essen.“

Willenlos, wie träumend, läßt sich Nora in's Nebenzimmer führen. Sie hört nur mit halbem Ohr, sie hat nur einen Gedanken — Hermann Riesen hat sie vorausengagirt und zum Souper! — zu einem Unterhaltungstanz, denn das Bißchen Walzer nachher zählt doch kaum. Aber das ist ja schrecklich! was wird sie mit ihm reden, ihm erzählen? Oh, sie fühlt es schon jetzt — dumm, langweilig, uninteressant wird sie sein und einen ganz ungünstigen Eindruck machen.

„Nun, haben sich die Fräuleins gut amüsirt?“ läßt sich die Stimme des Grafen Reckenstein vernehmen — „und vernünftig abgekühlt? — können wir fahren?“

„O ja, gewiß!“

„Aber gut eintunkeln.“

Die Herren sind dabei behilflich.

Axel hüllt Marie ganz besonders sorgsam in ihren weißen Pelz, und aus der Umrahmnng des lockigen Fells, des leichten Tuchs, das sie um den Kopf geschlungen, lacht ihr rosiges Gesichtchen, strahlen die weichen Rehaugen ihn dankbar und glücklich an.

„Bitte, Herr von Rehburg — meinen Fächer, ich habe ihn dort auf dem Tischchen vergessen. Danke! — und meine Bouquets?“

„Hier sind sie — ein ganzer „Wesums.“*)

„Und nun adieu, und auf Wiedersehen.“

„Ja, auf Wiedersehen!“ Tief tauchen seine

*) Eine volle Fuhre.

feurigen Augen in die ihren. — „Sie kommen doch morgen, das heißt heute Nachmittag, auf die Schlittschuh-bahn? Ich habe ja blos Sonntags mehr Zeit.“

„Vielleicht!“ sagt sie schelmisch lächelnd.

„Nein — bestimmt! — Versprechen Sie es, sonst lasse ich diese kleine Hand nicht los...“ flüstert er heiß.

„Nun gut — — — bestimmt!....“

Als Antwort drückt er einen langen Kuß auf den hellen Handschuh.

„Marie, wo bleibst Du?“

„Ich komme, ich komme.“ Leichtfüßig eilt sie den Vorausgegangenen nach.

* * *

Eng umschlungen, wie das so Art der jungen Mädchen, wenn sie sich „schrecklich liebhaben,“ sitzen Marie und Nora auf dem Plaudersophachen in ihrem Zimmer und schwatzen über den gestrigen Abend, über den lustigen Nachmittag auf dem Eise.

„Es war doch zu amüsant, als wir die lange Kette machten, Ida Walldorf zu früh losließ und wir alle in den Schnee flogen,“ lacht Marie: „ich kenne nichts Herrlicheres als Schlittschuhlaufen!“

„Vor fünf Miuuten sagtest Du dasselbe vom Tanzen, und mir scheint, als hätte ich diese Bezeichnung auch schon für Reiten und Lawn-Tennisspielen gehört,“ neckt Nora. „Aber was ist das?“ setzt sie hinzu, „schlug es wirklich schon halb acht? — Da muß ich aufbrechen, Tante Ina geht früh zur Ruhe.“

„Gehst Du wieder fort, Norchen? — so kommen wir ja zu keinem gemüthlichen Abend. Donnerstag war Tanz — Freitag Theater — gestern Ball und morgen Ball.“ — —

„Dafür wollen wir Dienstag ganz bestimmt zu Hause bleiben....“

„Und uns Thilde und ein paar Andere einladen, zu einem gemüthlichen Plausch — das wird schrecklich nett.“

„Aber nun adieu, Mariechen, und bitte erinnere Kathrin daran, mich um 10 Uhr abzuholen.“

Die paar Stunden bei der Tante verbringt Nora auf das Angenehmste und wieder fällt manch hoher Gedanke, manch mahnendes Wort, wie ein Saatkorn in die empfängliche junge Seele.

Charaktere, wie Ina Rehburg, sind leuchtende Vorbilder, die Gott auf unseren Lebensweg stellt, damit wir sehen, was felsenfestes Gottvertrauen vermag — sie sind Beispiele, die uns anspornen Helden zu sein, in den Anfechtungen des Lebens, Sieger in dem Kampf, nach des Dichters Wort — „Nur eines giebt's, gewaltiger als das Schicksal, das ist der Muth, der's unerschüttert trägt.“

Erich erscheint erst zum Thee — er habe eine nöthige Arbeit vorgehabt, entschuldigt er sich.

Er ist sehr blaß und es ist etwas Nervöses, Unruhiges in seinem Wesen. Dazwischen erzählt er lebhaft irgend etwas Interessantes über seine Studien, dann wieder sitzt er minutenlang brütend da und stiert in sein Theeglas — jedes Mal aber, wenn Nora sich im Gespräch an ihn wendet, heftet er einen langen, festen Blick auf sie, unter dem sie erschauert.

„Mein Gott, was hat er nur?“ fragt sie sich.

Schon gestern war das Ende des Cotillons sehr unerquicklich gewesen. Zwar hatte er — nachdem Axel sie an ihren Platz zurückgeführt — die unterbrochene Frage nicht wieder an sie gerichtet, aber, obgleich bemüht äußerlich ruhig zu erscheinen, war seine ganze Art und Weise verändert gewesen und deutlich hatte sie empfunden, daß ihn etwas quäle.

Ist er vielleicht krank? Sind es blos Stimmungen, wie sie sie schon früher an ihm bemerkt? — Prüfend

ruht auch das Mutterauge auf ihm und sorgenvoll sieht sie ihm nach, als er einen Augenblick das Zimmer verläßt, um sich Rauchwerkzeuge zu holen.

„Ich fürchte, er hat sich beim Examen zu sehr angestrengt," flüstert Frau von Rehburg Nora zu. „Hoffentlich thut ihm die Zerstreuung der Reise und die Luftveränderung gut."

Als man Nora meldet Kathrin sei gekommen, fährt er aus seiner Versunkenheit empor.

„Warum hast Du Dich abholen lassen? — ich hätte Dich gerne begleitet —"

„Thue es doch noch —" beredet die Mutter, „der Gang in frischer Luft wird Dir gut thun. Du hast wieder den ganzen Tag am Schreibtisch gesessen."

Ja, er hat Bogen auf Bogen angefüllt und sie wieder zerrissen. — — Nein, was er Nora sagen will, sagen muß, das läßt sich doch noch besser mündlich, Aug' in Auge abmachen und die günstige Gelegenheit dazu bietet sich ihm jetzt. Blitzschnell hat sein fieberndes Hirn das erfaßt.

„Ja, Mamachen, Du hast recht. Ich werde Nora nach Hause bringen und dann noch auf ein Stündchen ins Caffè „Monopol" gehen, wo ein paar Livonen zusammenkommen wollten, die morgen nach Dorpat reisen."

Mit zärtlichem, „auf Wiedersehen" nimmt Nora Abschied von der Tante und sie treten auf die Straße hinaus.

Sternklar ist die Nacht. Der Mond hat sich gerundet und gießt silbernen Schein auf die menschenleeren Gassen — nur ein vereinzelter Fußgänger, eine rasselnde Droschke stört die Stille dieser entlegenen Gegend. Beide schweigen.

In ihm stürmt die verhaltene Leidenschaft, die hochgradige Erregung schnürt ihm die Kehle.

Sie denkt dem Gespräch mit der Tante nach. —

„Es giebt noch mehr zu schaffen, als einen Liebesmai!" — das Wort hat sie so tief getroffen.

„Darf ich Dich führen, Cousine?" Die Frage klingt wie ein Befehl, und ohne eine Antwort abzuwarten zieht er ihren Arm unter den seinen, dann plötzlich halblaut: „Nora! — ich muß Dich etwas fragen..."

„Erich! was ist Dir?" — Erbebend fühlt sie, daß etwas Entscheidendes naht — „mein Gott, er wird doch nicht!...."

„Nora, ich muß eine Entscheidung haben. Ich halte diese Ungewißheit nicht aus."

Er dämpft die Stimme noch mehr: „Ahnst Du es nicht? Hast Du es wirklich nie gefühlt, daß ich Dich liebe?"

„Daß ich Dich liebe!" Träumt sie, oder hat er das wirklich gesagt?

„O, schon so lange! — Ich habe eigentlich immer nur meine Mutter und Dich geliebt — und der Gedanke an Dich hat mich geleitet all die Jahre hindurch, hat mich angefeuert, war wie ein Sporn, der mich antrieb „arbeite, um fertig, um selbstständig zu werden, damit Du ein Recht erhältst vor sie hinzutreten und ihr zu sagen, Du bist mein einziges Glück — sei mein in Zeit und Ewigkeit!"

Wie gebannt lauscht sie seinen leidenschaftsheißen Worten — träumt sie denn wirklich nicht? Das ist alles so unerwartet, so unmöglich!

„Ich habe Dir keine glänzende Existenz zu bieten," fährt er fort — „doch wenn Du Dich entschließen könntest mit meiner armen Mutter zusammenzuwohnen, so könnten wir kein reiches, aber ein behagliches Leben führen. Und mein ganzes Trachten würde sein Dich glücklich zu machen, all die düsteren Schatten zu verscheuchen aus Deiner Seele...."

Sie läßt ihn nicht ausreden. „Düstere Schatten", er selbst hat's gesagt — dies Wort bringt sie in die

Wirklichkeit zurück. O, sie ist ihm herzlich zugethan, gut wie einem Bruder, sie verstehen einander, aber auch er hat ein grübelndes, verdüstertes Gemüth — eine kranke Seele und sie — sonnige, gesunde Naturen braucht sie, um selbst zu gesunden, solche wie Marie, wie....

„Warum fragst Du mich, Erich — ich kann ja nicht „Ja" sagen! — Ich kann doch meinen Vater nicht verlassen," kommt es hastig, abgerissen über ihre Lippen. „Und was hättest Du von solcher Frau, wie mich. Du kennst mich gut genug, weißt, wie selbstsüchtig ich bin, wie wenig geschaffen, mich zu vergessen und hinten anzusetzen — ein trauriges, jämmerlich egoistisches Geschöpf."

„Das sind alles leere Ausflüchte, Nora, ich fühle es. Der wahre Grund ist ein anderer — Du liebst mich nicht!" Wieder packt ihn die Angst, wie gestern auf dem Balle, athembeklemmend, und er preßt ihren Arm fest an sich.

„Du liebst einen Anderen — Nora! wen?..." flüstert er heiser vor Aufregung.

Sie zieht ihren Arm aus dem Seinen.

„Du hast kein Recht mich zu fragen," will sie sagen, dann aber richtet sie sich auf und ihre Gestalt scheint zu wachsen:

„Ja!" sagt sie fest und bestimmt — „ich liebe einen Anderen, und wenn er auch keinen Gedanken für mich hat — nie kann ich mit dieser festgewurzelten Neigung im Herzen einem Anderen gehören — nie — nie!" wiederholt sie mit steigender Entschlossenheit.

„Also eine weggeworfene Liebe!" entfährt es ihm.

„Erich!"

In diesem Augenblick treten sie aus dem Häuserschatten in den hellen Schein des Mondes — sekundenlang treffen sich ihre Blicke.

Wie qualverzerrt ist sein Gesicht — die dunklen Augen glühen fieberhaft — die Lippen zucken.

Tiefes Mitleid wallt in ihr auf. Beide Hände ihm entgegenstreckend, sagt sie mit weicher Stimme:

„Erich, laß uns wenigstens Freunde bleiben. Du warst mir immer so lieb, wie ein Bruder — ich hab' ja nur Dich, seitdem Gebhard nicht mehr...."

Er preßt die Lippen zusammen, denn er fühlt die aufsteigenden Thränen und sie soll sie nicht sehen.

„Du verlangst Unmögliches, Nora, — Alles oder Nichts. Wo man wie ein Rasender liebt, kann man sich nicht mit brüderlicher Freundschaft begnügen."

Traurig blickt sie ihn an. In ihren großen Augen schimmern Thränen.

„Sei ruhig, ich werde schon mit mir fertig werden."

Sie sind in die Nähe des Reckensteinschen Hauses gelangt — Kathrin eilt voraus, um zu klingeln. Jetzt stehen sie vor der Thüre und man hört Schritte hinter derselben, der Schlüssel dreht sich im Schloß, der Schein der Lampe, die der öffnende Diener trägt, fällt heraus — sie müssen Abschied nehmen.

„Lebe wohl, Nora!" stößt er dumpf heraus. „Gott segne Dich und lasse Dich Dein Glück finden."

Noch einen langen Blick tauschen sie, einen Händedruck — noch einmal preßt er die Lippen auf ihre Hand —, und er steht an den Laternenpfosten gelehnt, starrt auf die Thüre, hinter der sie verschwunden.

Planlos irrt er dann in den Straßen umher — mögen die Freunde warten, was kümmert's ihn!

In seinen Schläfen hämmert das Blut, kochende Wuth hat sich seiner bemächtigt, nicht gegen sie — nein! — Trotz der schmerzenden Abweisung hat er fast Mitleid mit ihr! Aber gegen ihn, gegen den, welchen sie liebt, und den er haßt, ohne ihn zu kennen. Was ist die Unruhe der letzten Tage gegen die vergiftende Eifersucht, die jetzt an seinem Herzen nagt, die sein Denken martert mit dem „Wer ist es? Wen hat sie gewählt?"

Auf der Alexanderbrücke lehnt er lange. Ah, sich da hinabstürzen — das schmerzende Hirn zerschmettern auf dem harten Eise — Ruhe haben!!....

Von den Kirchthürmen herab hallen langsam die Schläge der Mitternacht. Mechanisch zählt er sie und plötzlich fällt ihm ein, wie er als Kind einmal die Mutter gefragt: „Warum die Kirchenuhren mit solch tiefem, feierlichem Klange die Stunden künden?“ „Um uns zu erinnern, daß unsere Lebenszeit verstreicht, und daß wir keine Pflicht versäumen sollen,“ hatte sie erwidert — „weder gegen Gott, noch gegen Menschen.“

Seine Mutter?!. .. Seine Pflicht!?.... Seine kranke Mutter! Sie hat nur ihn, und jede Gemüthsbewegung soll von ihr ferngehalten werden. — — — Nein, sie darf nicht einmal ahnen, was er leidet — — und sie wird auch nicht!

Mit schweren Schritten, gebeugten Hauptes, geht er nach Hause.

„Wie blaß Sie sind, liebes Kind!“ hat die Gräfin geäußert, als Nora den Salon betreten. „Ist es draußen so kalt geworden, oder...“ sie bemerkt, daß es krampfhaft zuckt um den jungen Mund, „oder ist Ihnen etwas zugestoßen?“

„Nein — ich habe nur arge Kopfschmerzen,“ stammelt Nora, die mühsam nach Fassung ringt. Sie fliegt am ganzen Körper und jedes Wort ist eine Qual.

Marie, die den Zusammenhang ahnt, kommt der Freundin zu Hülfe. Trotz der eifrigen Conversation mit Baron Treuenberg hat sie, gestern, während des Cotillons allerlei bemerkt und mit Interesse beobachtet.

„Gegen dergleichen“ — Aufregungen will sie sagen, aber sie verschluckt noch rechtzeitig das Wort, „ist Schlafen das beste Mittel. Komm, laß uns gute Nacht sagen.“

„Ja, geht zur Ruh’, Kinderchen, und nicht zu viel schwatzen,“ ermahnt die Gräfin. „Morgen giebt es noch

genug zu thun, und Abends müßt Ihr doch hübsch frisch sein."

In ihrem Zimmer angelangt läßt sich Nora schwerathmend auf einen Stuhl fallen, birgt das Gesicht in den Händen.

Zärtlich umfaßt sie Marie: „Nun erzähle, Du Schweigsame, Verschlossene — was ist geschehen? Du bist ganz verstört."

„Denke Dir — wie schrecklich — Erich hat angesprochen...."

„Und Du bist Braut?"

„Nein!"

„Nun, was denn? — Du hast ihm einen Korb gegeben?"

Nora nickt nur. — „Aber Herzchen, was ist dabei so Schreckliches. Man kann doch nicht Alle heirathen, die einen haben möchten...."

„Aber es thut mir so leid." Thränen erscheinen in Nora's Augen, „und es schmerzt mich, ihm Kummer zufügen zu müssen, dem Einzigen, der sich für mich interessirte, der mich verstand! — — Und das ist das Schreckliche, vielleicht ist es mein Glück, das ich zurückgewiesen, verscherzt habe mit diesem „Nein", ein ruhiges, sicheres Glück, auf Vertrauen und Verständniß gebaut.

Was will ich denn noch? was kann ich denn anderes erwarten?

— — — Und doch, ich kann ihn nicht heirathen — ich kann nicht" — ruft sie aufspringend — „so lange ich noch träume von jauchzender Wonne, von unbeschreiblicher Seligkeit."

Die ganze, tief verborgene Leidenschaftlichkeit ihrer Natur bricht hervor — so hat Marie sie nie gesehen, nie gekannt! — aber plötzlich verdunkelt sich der sehnsüchtige Glanz der großen Augen, und laut aufschluchzend wirft sie sich in Mariens Arme.

Bis tief in die Nacht hinein reden die jungen

Mädchen miteinander, und dieses Gespräch, in dem sie sich gegenseitig das volle Vertrauen erschließen, auf den Grund der Seele schauen, festigt ihre Freundschaft mit einem neuen, starken Bande.

* * *

Am anderen Tage wird Nora von ihren Gedanken abgezogen durch die Vorbereitungen zu dem Ball, mit dem sich Reckenstein's für alle, im Laufe des Winters erhaltenen Einladungen revanchiren wollen. Allerlei giebt es noch im Hause zu thun. Die Anordungen für das Souper übernimmt die Gräfin selbst, aber sie hat den jungen Mädchen aufgetragen, für das Buffet mit den Erfrischungen zu sorgen. Bonbons und Früchte müssen auf Schalen geordnet, die Limonaden präparirt werden; Schleifen giebt es zu nähen und auf Sophakissen zu befestigen — kurz, Marie und Nora tummeln sich fleißig. Sie haben sich einige junge Mädchen zu Hülfe gebeten — Heinrich Reckenstein und ein paar andere junge Herren haben sich eingefunden, natürlich auch Axel, der, Dank einem Feiertag, den Nachmittag frei hat. Sie verrichten ihre Arbeit lachend, schwatzend, lustig wie die Vögel von den Süßigkeiten schnabulirend.

„Eins ins Töpfchen, eins ins Kröpfchen," recitirt Thilde und läßt den Worten die That folgen. Axel sekundirt.

„Hört mal, Ihr von und zu Rehburg — wenn Ihr es so forttreibt, bleibt bald kein Kiewsches Confect mehr übrig," neckt Marie. „Ueberhaupt scheint mir, haben wir nicht genug davon. Birnen und Weintrauben fehlen mir ebenfalls noch, um den künstlichen Aufbau auf diesem silbernen Tafelaufsatz zu vollenden, und zum Compot reichen am Ende 40 Apfelsinen auch nicht aus. Alles in Allem erwarten wir doch über 80 Personen. Ich denke, ich fahre lieber noch schnell zu Foerder und Mentzendorff — kommt Jemand mit?"

„Bitte, überlasse mir die Besorgungen,“ schlägt Nora vor. „Mir ist der Kopf so schwer — vielleicht verliert sich das in der frischen Luft.“

„Sehr schön! — also wähle das Nöthige, einige Pfund von jedem, zehn bis fünfzehn Birnen und 20 Apfelsinen.“

„Und ich begleite Dich,“ beschließt Thilde — „Du findest am Ende den Weg nicht, Nora!“

„Aber macht schnell,“ ermahnt Marie. „Wir speisen heute Punkt viereinhalb Uhr und die Uhr ist gleich vier.“

„Was, schon so spät?“ ruft Axel, „und ich muß um viereinhalb Uhr in Frack und weißer Binde im Hotel de Rome sein, um Hermann abzuholen — wir diniren ja heute zusammen... “

„Bei der Baronin Lideck? — also haben Sie am Cotillon heute Abend nicht genug!“

„Den Cotillon? — den tanzen wir doch zusammen?“

„Fällt uns garnicht ein, mein Herr! Wann haben Sie mir die Ehre erwiesen, mich zu engagiren? — Ich tanze mit Graf Riesen.“

„Der scheint sein Versprechen nicht sehr genau zu nehmen,“ murmelt Axel ingrimmig, und laut:

„Mit Riesen? und ich freue mich schon seit drei Wochen darauf! Das ist garnicht hübsch von Ihnen, Fräulein Marie, mir solche schwere Enttäuschung zu bereiten, aber welchen langen Tanz bekomme ich denn?“

„Gar keinen — ich bin schon längst zu allen engagirt....“

„Verrath!“ schreit Axel und macht eine ganz verzweifelte Miene.

„Glauben Sie, ich würde Ihnen einen reserviren?“ Mit schelmisch blitzenden Augen sieht sie ihn an.

Unterdessen haben sie Nora und Thilde in ihre Jacken geholfen und auch Axel hat seinen Mantel umgenommen, als aber die Weggehenden schon außer Hörweite, sie

allein im Vorzimmer, faßt Axel rasch die beiden, kleinen Hände.

„Ja!“ sagt er, ihr tief in die Augen sehend — „das glaubte ich — und war es wirklich ein Irrthum?“

Ihr Glücksgefühl macht sie übermüthig.

„Ein ganz großer, riesenmäßiger Irrthum!“ beharrt sie neckend.

Jetzt, wo sie ihrer Sache schon ziemlich sicher ist, amüsirt es sie ihn bißchen zu quälen, als sie aber sieht, daß er wirkich traurig drein blickt, setzt sie hinzu, ihn schlau anblinzelnd:

„Und das Souper? ist das auch ein Tanz? — Kann man keine Extra-Françaisen arrangiren?“

Und ihr reizendes Lächeln ergänzt: „Solche Schlauberger, wie wir zwei — werden das schon arrangiren.“

„Marie!“

Er stand schon außerhalb der Thür und strebt zurück, aber rasch und gewandt hat sie die Kette vorgeschoben und durch die Spalte lacht sie ihm nach:

„So beeilen Sie sich doch, Herr von Rehburg, Sie können doch die Baronin Lideck nicht warten lassen!“

Die Thür fällt ins Schloß.

„Kleine Wetterhexe!“ denkt er, die Treppe hinuntergehend — „aber warte nur!“ und ein frohes Lächeln umspielt seine Lippen.

* * *

Nach gemachten Besorgungen verabschiedet sich Thilde und Nora fährt allein nach Hause. Marie öffnet ihr die Thür.

„Sieh da, was ich für Dich habe — eine Depesche.“

„Eine Depesche?!!.... Lähmendes Entsetzen packt sie, ihr Herz pocht schneller.

Was wird das Blatt enthüllen, das sie mit zitternden Fingern aufreißt. Seit Gebhard’s Tode hat ein Tele-

gramm immer etwas Furchterweckendes, Unheilbedeutendes für sie und sie fühlt es — auch dieses bringt nichts Gutes.

„Oh, meine Ahnung!" Ihre Kniee wanken und sie sinkt auf einen Stuhl — dann rafft sie sich auf.

„Ich muß gleich zur Post — Pferde bestellen."

„Nora, was ist geschehen?"

„Da lies!"

„Kinderchen, was giebt es denn hier?" — Ins Vorhaus tretend, fragt es die Gräfin.

„Ach, Frau Gräfin, es ist zu traurig — Nora hat eine Depesche aus Krakenorm erhalten und will noch heute abreisen."

„Wai Gottchen, wie schade!" Sie überfliegt das unheilvolle Blättchen, welches Marie ihr reicht. „Baron seit vorgestern schwer krank — Pferde warten Wesselshof — Madde."

„Das ist unsere Haushälterin."

„Sie armes Kind," sagt gütig die Gräfin. — Nora wirft sich schluchzend in Marie's Arme. „Nun, es wird hoffentlich nicht so schlimm sein — die Leute sehen immer schwarz — aber natürlich müssen Sie heute fahren, Sie hätten doch keine Ruhe. Zum Glück haben Sie Mondschein, nur lasse ich Sie nicht ohne Mittag fort. Auch wenn die Sorge über uns hereinbricht müssen wir unsere Kräfte zu erhalten suchen. Ich schicke gleich zur Post und jetzt gehen Sie Ihre Sachen packen."

Willenlos, wie erstarrt läßt sich Nora wegführen — in bangem Vorgefühl krampft sich ihr Herz zusammen.

„Wäre ich doch umgekehrt damals, bei der Abfahrt."

Etwas nach der verabredeten Zeit klopft Axel an Riesen's Thüre und tritt in ein wüstes Durcheinander von Sachen.

„Nun, Hermann, beeile Dich Toilette zu machen. Es ist die höchste Zeit, wir sind doch zu fünf Uhr eingeladen.“

„Und Du kannst ja auch glücklich am Platz sein, und wirst gebeten, den Damen meine unterthänigste Entschuldigung zu Füßen zu legen, ebenso Marie Theren für den Cotillon — den Du übrigens wohl gern übernehmen wirst! — aber jetzt, mon cher, hilf mir das Necessaire packen, es liegt schon alles beisammen.“

„Necessaire packen? Ja, aber Menschenskind, was heißt das Alles?“

„Das heißt, daß, wenn Ihr beim Champagner gerade anfangt der Baronin feurige Complimente zu machen — ich, wenn es gut geht, in Rodenpois sitze und wenn Ihr Euch bei Reckenstein's in Walzermelodien wiegt oder ein prachtvolles Souper Euch winkt — dann stehe ich und betrachte mir im Mondenschein meinen abgebrannten Ochsenstall.“

„Abgebrannt! — der neuerbaute Wunderviehstall? Na, das sind so die kleinen Freuden und Annehmlichkeiten des Landlebens! — aber Du kannst den Verlust des Gebäudes ja wohl verschmerzen, auch wenn es nicht versichert war.“

Riesen geht erregt im Zimmer herum, rafft die herumliegenden Gegenstände zusammen und wirft sie pêle-mêle in den Reisekoffer, der geöffnet auf der Diele steht.

„Ach, es ist nicht das Gebäude — ich werde mich schon behelfen, bis zum Frühjahr, aber wenn ich mir vorstelle, wie sich die armen Thiere in den Flammen gequält haben, so macht mich der Gedanke ganz krank! Man bringt ja das dumme Vieh nicht aus den brennenden Gebäuden heraus!“

„Nun aber ist das Unglück geschehen, nicht mehr zu ändern, also könntest Du doch noch hierbleiben....“

„Unmöglich, die Hiobspost ist noch größer. Der

Kessel in der Brennerei ist geplatzt, die Accise muß sofort benachrichtigt werden und das kennt man zur Genüge — in solchen Momenten verlieren unsere Leute vollständig den Kopf. Auf den Verwalter konnte ich mich einigermaßen verlassen, aber der hat sich beim Löschen des Brandes schwer verletzt — nein, meine Anwesenheit in Dohlenburg ist dringend nothwendig."

„Na hör', das ist aber wirklich schändlich! — gerade heute," Hermann blickt ihn fragend an — und etwas verlegen fährt Axel fort: „wird es gewiß ganz besonders lustig, nett und gemüthlich sein."

Gutmüthig lächelnd klopft Riesen ihm auf die Schulter:

„Vorwärts mit frischem Muth, alter Freund, benutze den Cotillon. Meinen Segen hast Du...." Diskretes Klopfen unterbricht ihn — „Herein!"

„Der Schlitten mit den Postpferden ist da, Herr Graf."

„Es ist gut. Nehmen Sie das Gepäck und legen Sie auch die Packete, welche beim Portier deponirt sind, in den Schlitten, am Besten unter den Bock."

„Willst Du denn nicht zu Mittag essen?

„Habe ich schon gethan. So, nun ist alles abgemacht!"

Riesen nimmt seinen Pelz um und die Freunde gehen die Treppe hinab.

„Nun lebe wohl, Axel. Halt, noch eins — auch Deiner Cousine Nora eine Entschuldigung, daß ich meine Verpflichtung nicht einhalte, ich hatte sie zum Souper engagirt."

„Du?!!" Man kann nicht mehr Staunen in eine Sylbe legen.

„Ja, ich! Empfiehl mich auch Reckenstein's. Nu, fahr zu, Postjunge! Au revoir, Axel."

Die Kibitke setzt sich in Bewegung. — Kopfschüttelnd blickt Axel ihr nach, dann steigt er in einen

Fuhrmannsschlitten, der ihn vor der Thüre der Baronin Lideck absetzt.

Eine halbe Stunde später fährt auch Nora zum Alexanderthor hinaus, aber während sie den Postillon zu immer größerer Eile antreibt, mit fiebernden Pulsen die Werstpfosten zählt, kann sie die Gedanken doch nicht ganz abwenden von dem Ort, den sie verlassen, von dem Reckensteinschen Hause.

Die Nacht sinkt tiefer und tiefer und immer wieder muß sie sich vorstellen, wie dort die Räume bald in festlicher Beleuchtung erglänzen werden — wie in ihrem gemüthlichen Zimmerchen Marie schon Toilette macht.

Und ihr neues Kleid, welches sie selbst heute Abend tragen sollte, das einzige wirklich hübsche, moderne — keinmal wird sie es anziehen und ungebraucht kann es nun Jahrelang auf dem Boden in Krakenorm hängen, bis es wieder altmodisch wird. Und das Souper?! — die ersehnte und doch gefürchtete Plauderstunde mit Riesen! — — —

„Warum mußte ich Riga gerade heute verlassen?"

Sie kann die Regung nicht unterdrücken — „warum nicht 24 Stunden später die Depesche?"

Dann schilt sie sich wegen dieses bedauernden Gedankens — wenn der Vater wirklich schwerkrank, sein Zustand hoffnungslos — wenn sie zu spät eintrifft! — —

Schauernde Angst rieselt ihr kalt durch die Glieder, aber sie weist die entsetzlichen Vorstellungen weit von sich — — nein — nein, Gott wird barmherzig sein, ihr eine Frist gönnen! — — — oh, sie hat soviel gutzumachen.

„Ich kann meinen Vater nicht verlassen," hat sie Erich gesagt. Sie kann es auch nicht und sie will nicht mehr rückwärts schauen, wo schillernde Luftschlösser in Trümmer sinken. Sie will für den Vater leben, nur an ihn denken, sich herausreißend aus ihren selbstsüchtigen Grübeleien und Träumereien, einfach die Pflicht thun, die vor ihr liegt.

„Es giebt noch mehr zu schaffen, als einen Liebesmai!"

Hundert gute Vorsätze faßt sie! Ja, es soll anders werden zwischen ihr und dem Vater, besser! Wenn auch der Kampf mit den alten Gewohnheiten kein leichter sein wird, sie will ihn muthig führen, und im Gebet, im Aufblick zu Gott will sie Kraft schöpfen zur Selbstüberwindung.

Sie faltet die Hände unter der Pelzdecke und blickt empor zu dem sternbesäeten Himmelsdom. — — „O Mutter, hilf mir, sei mir nahe — bete Du für mich da droben!"

Als sie in Segewold eintrifft, hat Hermann Riesen vor kurzem diese Station verlassen.

Die Nacht ist eisig kalt, der Wind schneidend; er wickelt sich fester in seinen Pelz und lehnt sich in die Ecke der Kibitke.

„In solch elender Lage giebt es doch nichts Vernünftiges zu thun, also versuchen wir noch eine Wegstrecke zu verschlafen."

Das eintönige Kling-Kling der Postglocken wiegt seine Gedanken allmählich ein, und bald schläft er so fest, als läge er in einem bequemen Bett — träumt lebhaft und angenehm.

Frühling ist es! Golden lacht die Sonne, steigt höher und höher, als könne sie sich nicht sattsehen an der erwachenden Erde, und ihr schmeichelndes Werben weckt neues Hoffen, neues Leben. Ueberall thaut es, die Vögel zwitschern: — Hermann steht auf seinem Gutshofe und sieht von einem erhöhten Standpunkte, einem Lager gestapelter Bretter aus zu, wie die Mastochsen aus dem Viehstall herausgelassen werden, damit sie sich vor der langen Wanderung bis Riga etwas Bewegung machen, die vom langen Stehen auf einem Fleck steif gewordenen Glieder recken können.

Es sind prächtig gemästete Thiere — rund und glänzend, zwei Mal so dick, wie sonst — die, wie junge

Kälber auf der Weide, sich der Freiheit und des Lichtes freuend, mit den unbeholfenen Körpern die tollsten Sprünge und Capriolen machen.

Neben Hermann, im Frack und den Claque unter dem Arm steht Axel und ruft triumphirend:

„Siehst Du, das Alleinfressen hat ihnen ausnehmend gut gethan!" — und von der anderen Seite betheuert mit seiner dünnen Fistelstimme der Ochsenhändler, der alte Jude Israelsohn, sich schmunzelnd die Hände reibend:

„Gott, Du Gerechter, was sind das für Ochsen," — wenn ein Jude das schon sagt! — „gnädiger Herr Graf, die muß man nach Petersburg treiben, die sind für Seiner Majestät des Kaisers Tisch gerade gut genug! — Ich will auch bieten dem gnädigen Herrn Grafen zweihundert Rubels per Stück."

„Für fünfzig Thiere macht das genau zehntausend Rubel!" überschlägt schnell Riesen, „damit kann ich gerade zum Ball das schönste Bouquet für Nora Rehburg bestellen — muß nur gleich zu Gögginger..."

Da zupft es ihn am Arm.

„Herr Graf — Herr Graf — Leelskungs*) —."

„Schon gut, Israelsohn, Sie sollen die Ochsen haben, obgleich zweihundertfünfzig Rubel pro Stück auch nicht zuviel wäre für diese Prachtexemplare...."

Wieder zupft es, diesmal kräftiger, und lauter klingt das „Leelskungs, zeenigs Leelskungs!"

Nein, das ist kein Traum, diesmal ist es zu deutlich und fühlbar, daß eine Menschenhand ihn sanft, aber energisch schüttelt. Schlaftrunken öffnet er die Augen — Laternenschein blendet ihn — der Schlitten hält, und aus den erleuchteten Fenstern der Station fallen die Lichtstreifen auf den Schnee.

„So! Ramotzky, und ich soll aussteigen. Paldees — danke." Steif geworden von der nicht sehr bequemen

*) Gnädiger Herr.

Lage, richtet er sich mit Hülfe des Stallmeisters aus dem tiefen Sitz der Kibitke auf.

„Sofort wieder anspannen und schnell!“

„Ja, Seelskungs — tuhlit (gleich), aber es sind keine Pferde da.“

„Was? keine Pferde? — Teufel noch einmal...“

Nun ist er wieder ganz wach, die letzte Spur von Schläfrigkeit entflogen.

„Zum Donnerwetter, aber ich muß Pferde haben. Macht, was Ihr wollt, fahren muß ich — also schafft welche.“

„Und wenn der revidirende Landrath unversehens käme, er müßte warten,“ sagt der Posthalter, aus dem Stationsgebäude heraustretend: „Pferde sind da, doch kein einziger Postillon. Vielleicht kommt einer in anderthalb Stunden zurück.“

„Zeigen Sie das Schnurbuch!“

Die Versicherungen des Postmeisters bestätigen sich.

„Nun, dann hilft kein Jammern und kein Beten, aber es ist doch zu langweilig.“

Er tritt in das Stationszimmer, das, spärlich von einem Licht erleuchtet, etwas dumpf, aber gut durchwärmt ist.

Die Wanduhr zeigt 25 Minuten nach Mitternacht — er vergleicht sie mit seiner Taschenuhr.

„Ganz gut gefahren — für die Nacht. Siebzig Werst in weniger als acht Stunden und ich hätte so gut gegen fünf Uhr zu Hause sein können. Gar zu ärgerlich dieser unnütze Aufenthalt! — — Nun, „Geduld bringt Rosen“, tröstete Großmama immer, als ich ein kleiner Bube war.

Bin aber neugierig, was für Rosen das wohl heute, und hier sein könnten.“

Um sich die Füße zu erwärmen, geht er eine Weile auf und ab, bewundert die Pflanzen auf den breiten Fensterbrettern.

„Diese Stationsblumen gedeihen doch prachtvoll! Ich wollte ich hätte solchen Epheu!“ Dann fängt er an zu gähnen.

„Das Probateste bleibt jedenfalls schlafen und womöglich den angenehmen Traum weiterzuspinnen! — Ach, meine armen Ochsen, wie schön saht ihr im Traume aus.“

Er streckt sich auf das Ledersopha hin, welches die Schmalwand einnimmt, und schiebt sich seinen zusammengerollten Plaid als Kissen unter den Nacken.

Aus dem Halbschlummer, in den er alsbald verfällt, weckt ihn lautes Sprechen im Nebenzimmer.

„Aber ich muß fort, ich kann nicht warten, mein Vater ist sehr krank,“ hört er eine erregte Frauenstimme, die ihm bekannt vorkommt, sagen: „Um's Himmels Willen, Herr Postmeister, schaffen Sie mir Pferde....“

„Es thut mir leid, aber ich kann Sie wirklich nicht expediren, gnädiges Fräulein. Ich mußte schon den Schmied wegschicken, und nur ein kleiner Stalljunge ist zu Hause, dem ich nicht gut zwei Pferde anvertrauen kann.“

„Ich werde selbst kutschen — der Junge fährt mit und bringt die Pferde im Schritt zurück. Bitte, bitte, Herr Postmeister — ich habe zu Hause so oft junge Pferde eingefahren.“

„Nein, gnädiges Fräulein, das ist unmöglich! Ich könnte es nicht verantworten — übrigens wartet schon ein Herr und der hat sowieso das erste Anrecht auf die freien Pferde.“

„Auch das noch!“

Riesen hat sich aufgerichtet, mit einem Satz ist er auf den Füßen — jetzt hat er die Stimme erkannt.

„Nora Rehburg! ist es menschenmöglich?“

Mit ein paar Schritten ist er an der Thüre, steht auf der Schwelle zum Expeditionszimmer.

„Natürlich nehmen Sie meine Pferde, Fräulein von Rehburg."

Sie zuckt zusammen, wendet sich um.

„Hermann, Sie hier? entfährt es ihr in der Ueberraschung. „Graf Riesen, wo kommen Sie her?"

In wenigen Worten erklärt er den Grund seiner Abreise.

„Und nun, scheint es, sitzen wir Beide hier fest und müssen uns in Geduld fassen."

„O, jetzt noch warten!" ruft sie verzweifelt. „Das ist entsetzlich!" Doch in demselben Augenblick durchzuckt sie der Gedanke — „aber mit ihm!?! Welch sonderbares Zusamentreffen!"

Halb betäubt sitzt sie da. Nach all den Erlebnissen, den Aufregeungen der letzten Tage kommt der Rückschlag, die Abspannung — dazu die Ermüdung der Fahrt, der Zwang der Unthätigkeit. Da schlägt seine Stimme wieder an ihr Ohr, weckt sie aus ihrem Sinnen.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen den schweren Pelz abnehme, Fräulein Nora, Sie erhitzen sich sonst zu sehr. Gewartet muß nun einmal werden da hilft uns kein Kuckuck. Es ist wirklich die höchste Zeit, daß wir die Eisenbahn bekommen, von der jetzt wieder viel die Rede ist. Uebrigens, wenn sie so rasch fährt und so viele Züge abläßt, wie das auf der Riga-Dünaburger Strecke noch immer der Fall ist, dann ist es freilich kein großer Profit und es kann Manchem so gehen, wie mir einmal. Weil ich eine Depesche, die mich rief, eine halbe Stunde nach Abgang des Siebenuhr-Zuges empfing, mußte ich mich, um noch rechtzeitig an Ort und Stelle zu sein, die ganze Nacht auf einem elenden Postwagen rumpeln lassen.

Der nächste Zug in derselben Richtung ging nämlich erst am folgenden Tage um 11 Uhr Mittags. Im Auslande ist das freilich anders. Da jagen sich die Schnell- und Expreßzüge nur so. Mir sagte einmal

ein Bahnhofsbeamter in Leipzig, dem freilich auch der Schweiß auf der Stirn stand: „In kaum einer halben Stunde haben wir sechs Courierzüge abzufertigen und da weiß man halt oft nicht, wo einem der Kopf steht.“

Und wie saust man dahin! Auf der Strecke Berlin-Köln und Hamburg-Berlin, wenn auch nicht so rasch, wie in England, so doch über siebzig Kilometer — das sind fast fünfundsechzig Werst in der Stunde. Dazu kommt noch, daß auch für die größten Stationen fünf Minuten Aufenthalt genügen, während kein vernünftiger Mensch begreift, warum und weßhalb wir, in all den Ringmundshof, Römerhof, Stockmannshof, alle halbe Stunde Zeit zum Kaffeetrinken haben sollen. Es ist das ja sehr gemüthlich, aber man kommt dabei kaum vom Fleck. Sie waren nie im Auslande?“

„Ach, nein! — — nie!“

„Sie sagen das so sehnsüchtig?! So bereden Sie doch Ihren Herrn Vater, oder stecken Sie sich hinter den Doctor und lassen Sie sich von ihm eine kleine Badereise verordnen.“

In ihrem Blick liegt solch zweifelnde Angst, daß er beruhigend fortfährt.“

„Sie werden sehen, Ihren Herrn Vater finden Sie gewiß schon halb hergestellt. Unsere Leute verlieren so leicht den Kopf — machen aus einem Schnupfen gleich eine Krankheit.“

Dankbar sieht sie ihn an. Sie läßt sich so gerne beruhigen, trösten, seine Fürsorge umschmeichelt sie, aber wie wunderbar das Alles! — er tröstet sie, sorgt für sie – er?!

„Wollen Sie sich nicht hinlegen?“ beginnt er wieder, „die Gastzimmer sind hier sehr ordentlich.“

Sie schüttelt den Kopf — „ich könnte doch nicht schlafen.“

„Wissen Sie was, Fräulein Nora, dann wollen wir uns zu Stärkung und zum Zeitvertreib Thee machen

lassen. Vielleicht ist noch Feuer in der Küche. Uebrigens übernehme ich es, einen Samowar in zehn Minuten zum Kochen zu bringen — diese schwere Kunst studirt man auch in Dorpat. Der Thee hier wird zwar sicher ein schönes Kraut sein, wahrscheinlich eine liebliche Mischung Ramotzky'scher Himbeeren, Kamillen und Erdbeerblätter oder dergleichen, aber à la guerre comme à la guerre...."

„Ich habe sehr guten Petersburger Thee mit — die Gräfin ließ mich nicht ohne Speisepaudel fort — sie meinte, man könne nicht wissen!"

„Das ist ja famos! Es lebe die Gräfin und der Petersburger Thee!"

Nora gibt Kathrin die Weisung den Korb aus dem Schlitten zu holen, die Theemaschine zu bestellen, und auch Teller, Messer und ein Tischtuch, sowie noch Lichte zu verlangen, oder eine Lampe.

„Ja, dieses eine Licht ist zu trübselig."

Es dauert eine geraume Weile, aber endlich bekommt man kochendes Wasser, und mit Eifer macht sich Nora an die Zubereitung des Thees und an das Auspacken der Eßwaaren.

Hermann Riesen hilft mit launigen Bemerkungen.

„Ist ja einfach patent, was da zum Vorschein kommt! Wirklich, das muß wahr sein „der liebe Gott verläßt keinen braven Livländer!" — So hieß es immer in Dorpat, in der Livonia, wenn wir stets das schönste Wetter zu unserem Mai-Kommers hatten. Jetzt, nach achtstündiger Fahrt bei solcher Mordskälte ein Glas heißen Thees — Herz, was willst du noch mehr? So! jetzt ist alles bereit! — Gnädiges Fräulein, darf ich Sie an Ihren Platz führen?"

Mit komischer Feierlichkeit geleitet er sie zu dem Ledersopha, auf das sie sich niederläßt.

„Und nun wollen wir soupiren, als ob wir bei Reckenstein's wären — ich habe Axel ganz umsonst

gebeten, mich bei Ihnen zu entschuldigen. Freilich, Hummermayonnaise, Caviar und Champagner erblicke ich hier nicht,“ lacht er gut gelaunt, „aber hoch dieser Speckkuchen und hoch und nochmals hoch dieser Schluck Thee! Wahrscheinlich wußte der brave Esau nichts von diesem köstlichen Getränk, sonst hätte er doch seine Erstgeburt nicht für eine Schüssel Linsen verkauft. Für drei Gläser Thee, das könnte man noch begreifen, aber für Linsen? — hu!“

Mit weltmännischer Gewandtheit, als vollendeter Cavalier sucht er die, immerhin sonderbare Situation, in der sie sich befinden, durch möglichste Unbefangenheit zu erleichtern, durch ein harmlos heiteres Gespräch Nora's Gedanken abzulenken, sie zu zerstreuen. Er vermeidet es von Krakenorm zu sprechen, erzählt von seinen Reisen, von seinen Verschönerungsarbeiten in Dohlenburg, und Nora läßt sich von dem Reiz der Minute umstricken, denkt nicht rückwärts und nicht voraus. Solch jungem Menschenkind kann auch der Kummer, die Sorge — besonders die unbestimmte, mit Hoffnung abwechselnde Sorge — den Appetit nicht ganz rauben, die Fahrt hat den ihren angeregt, und das erhöhte Lebensgefühl, das jeden überkommt, der etwas Ungewöhnliches erlebt, prickelt in ihr, weckt die latente Genußfähigkeit. Sie läßt sich mit Vergnügen ein Stück kalten Roastbeefs auf's Butterbrod legen und der Schluck feurigen Weins aus dem Reckenstein'schen Keller erwärmt und belebt sie. In ihre blassen Wangen ist ein helles Roth getreten, das sie auffallend verschönt — die Augen haben solch tiefen, schimmernden Glanz, wenn sie an seinen erzählenden Lippen hängen.

„Sie hat wirklich merkwürdige Augen, und welche originelle Ideen,“ denkt Riesen. „Dumm ist sie jedenfalls nicht.“ Auch er wird aufgeräumter. „Bei Reckenstein ist es jetzt gewiß nicht gemüthlicher — ein Ball ist doch immer ein ziemlicher Tahoi....“

Nora lacht. „Richtig, jetzt tanzen sie dort — wohl den Cotillon...."

„Aber einen Blick würfe ich doch gerne auf die Gesellschaft — gerade heute...." Er hält inne, aber als Nora's Blick, belustigt und verständnißvoll aufleuchtend, dem seinen begegnet, fährt er fort:

„Aha, Vous êtes dans la confidence. Natürlich, Sie, die beste Freundin, die Vertraute...."

„Glauben Sie wirklich, daß die Verlobung heute schon declarirt wird?"

„Das weiß ich nicht — bald jedenfalls. Vielleicht hilft der Cotillon, den er in meiner Vertretung tanzt, dazu, die Bombe zum Platzen zu bringen. Na, meinen Segen haben sie — es sind Beide prächtige Menschen, die herrlich für einander passen...."

„Das glaube ich auch!"

„Sie wird ihn stramm halten und glücklich werden sie sein wie Schneekönige! Nehmen Sie Ihr Glas, Fräulein Nora, und lassen Sie uns mit diesem Cunhaschen Madeira — wirklich famose Marke! — im Voraus auf das Wohl unserer Freunde trinken."

Die Gläser klingen aneinander.

„So, und nun auf Ihr specielles Wohl und auf die Gesundheit Ihres Vaters."

„Danke!" Noch einmal hebt sie das Glas, aber ein Schatten fliegt über ihre Züge, und sie wird still und nachdenklich. Es fällt ihr plötzlich schwer auf's Gewissen, daß sie die Stunde so genießt — die rinnenden Minuten halten möchte! mein Gott, das ist ja Unrecht, der Vater ist ja krank, vielleicht doch sehr krank.

Aus beglückendem Selbstvergessen erwacht sie zu rauher Wirklichkeit. — —

„Bitte, Graf Riesen, vielleicht ist schon ein Postknecht zurück. — „Thor der ich bin, nun sind die trüben, sorgenden Gedanken wieder da!" denkt er, während sie fortfährt:

„Mir schien es, als hörte ich Glocken, bitte, sehen Sie nach, ob der Postmeister nicht eingeschlafen ist, und wecken Sie ihn, sonst bekommen wir sicher bis morgen keine Pferde. —"

„Wird Ihnen die Zeit lang? — mir garnicht," will er entgegnen, besinnt sich aber noch rechtzeitig auf den Grund ihres Hierseins, den Zweck ihrer Reise, und auf ihren Wunsch eingehend, sagt er freundlich: „Sie haben recht, ohne „Anpurren" geht es hier zu Lande nicht, und nun gar in der Nacht und wenn es draußen Stein und Bein friert, da möchte natürlich jeder lieber am warmen Ofen schlafen, statt Pferde anzuschirren und die vielleicht schon dreimal gemachte Tour noch zum vierten Male abfahren. Wahrlich, es ist keine leichte Existenz, die solch ein Postknecht hat."

Er geht.

Nora's Voraussetzungen erweisen sich als richtig, seine Bemühungen als nöthig und erfolgreich. Mit einiger Anstrengung gelingt es ihm, den Postschreiber, der in ziemlich derangirter Toilette auf seiner Pritsche liegt, zu wecken, und ihm, der halbblödsinnig ist vor Verschlafenheit, klar zu machen, es seien nun schon reichlich zwei Stunden seit seiner Ankunft vergangen, folglich, wie aus dem Schnurbuche zu ersehen, ein Postillon zurück sein müsse.

„Also soll schleunigst gespannt werden, und zwar die mir zukommenden Pferde an Fräulein von Rehburg's Schlitten — verstanden? an Fräulein von Rehburg's Kibitke."

Eine halbe Stunde später sind sie unterwegs. Die Situation so harmlos als möglich auffassend hatte Hermann, dem combat de générosité ein Ende zu machen, schließlich vorgeschlagen:

„Da wir den gordischen Knoten nicht lösen — zwei Postillone nicht aus dem Schnee stampfen können, so lassen Sie mich auf dem Bock Ihrer Kibitke sitzen

— bis Wesselshof, wo, nicht wahr, Ihre eigenen Pferde Sie erwarten? Ich komme auf diese Weise auch vorwärts, meinen Schlitten aber lasse ich nächstens abholen."

Nora hat eingewilligt. —

Es hat sie wohl durchzuckt. — „Was werden die Menschen, die Tanten sagen?" — Aber was ist im Grunde dabei? — Warum soll sie dies karge Glück nicht genießen, noch einige Stunden unter seinem Schutze, in seiner Nähe?

„Sehen Sie, Fräulein Nora, wie der Mond auf den beschneiten Wäldern liegt — eine schöne, klare Nacht, aber bitterkalt. Mein Schnurrbart ist ein zuverlässiger Thermometer, wenn er bereift, sind es sicher fast zwanzig Grad."

„Ach, Sie werden frieren, Graf. Sie sitzen so im Winde! Warum ließen Sie nicht Kathrin...."

„Ich habe es wirklich gut hier, Heu bis an die Kniee — da frieren die Füße nicht, und mein Pelz, sibirischer Bär, der hat noch andere Temperaturen ausgehalten. Ganz bestimmt, ich sitze hier ausgezeichnet, der Bock ist breit und ich liebe es, die Pferde laufen zu sehen. Nicht wahr, wir fahren einen hübschen Trab."

Noch eine kurze Weile dauert die Unterhaltung an, dann verstummen Beide.

Nur das Knarren der Schlittenkufen auf dem hartgefrorenen Wege, das regelmäßige Geläut der Postglocken und der Anruf des jungen Postillons, welcher die Peitsche kräftig handhabt um seine Pferde anzutreiben, unterbricht die Stille.

Weit, weit, in einem entfernten Gesinde — durch ein Geräusch, vielleicht durch die Glocken geweckt, bellt ein Hund in langgezogenen Tönen. Sonst ringsherum alles todt, erstarrt, das lautlose Schweigen einer nordischen Winternacht.

So fahren sie eine Strecke dahin, jeder seinen Gedanken nachhängend.

Riesen sieht im Geiste die rauchgeschwärzten Trümmer seines, erst im vorigen Sommer nach allen Regeln einer rationellen Viehwirthschaft erbauten Stalles, und mit einem bedauernden, ärgerlichen: „Dummköpfe! waren gewiß Morgens beim Füttern unvorsichtig mit ihren Laternen oder ihren vermaledeiten Pfeifen,“ präparirt er eine Strafrede für den Viehhüter, den Ochsenkerl — kurz, für alle, die nur irgend etwas in dem Gebäude zu thun gehabt.

Er liebt garnicht das ewige Geschelte, aber ganz ohne geht es nicht — „sind doch sammt und sonders noch rechte Zulus, und solch ein regelrechtes Donnerwetter ist dazwischen nöthig und gesund.“

Aber der arme Birkmann! Möchte er sich nur nicht ernstlich beschädigt haben! Zum Glück ist nun endlich ein Doctor in die Gegend gekommen, nachdem jahrelang die Gemeinden des Kirchspiels nicht dazu zu bringen waren, etwas zu seinem Unterhalt beizusteuern. Dann denkt er auch einen Augenblick an seinen Hund. — „Natürlich, nun war ich bei der Eile der Abfahrt doch nicht bei Redlich, um ein neues Halsband zu besorgen.“ — Das treue, anhängliche Thier, welch unsinnige Freudensprünge wird es machen, welch Jubelgeheul anstimmen! — Das ist aber auch der Einzige, welcher sich so recht freuen wird bei seiner Ankunft. Etwas leer und einsam ist es doch im großen Hause, das empfindet er jedes Mal, wenn er eine Zeitlang unter Menschen gewesen. Doch man gewöhnt sich auch wieder an das Alleinsein — übrigens war es wirklich sehr nett in Riga und er wäre noch gern länger geblieben.

Und Nora?!

Die quälende Angst um den Vater ist wieder erwacht. Nur vorwärts, vorwärts — Krankheit und Tod, die warten nicht, und auf's Neue fühlt sie das bange Schauern, die jagende Furcht vor dem Möglichen, vor

dem hoffnungslosen „Zu spät". Weit voraus fliegen ihre Gedanken, nach Krakenorm, suchen das Krankenbett, dann aber gleiten sie wieder ab — sie giebt sie auch frei mit tröstlich beruhigenden Vorspiegelungen — haften mit den Augen an der Gestalt, da vor ihr.

Wie merkwürdig dieses Zusammentreffen, diese Fahrt! Welch eine Schicksalsfügung. Oft, über alle Schwierigkeiten, über alle hindernden Umstände hinweg, hat sie von einem Wiedersehen geträumt, sich die romantischsten Erlebnisse ausgemalt — und nun? Wie einfach ist das alles, einfach wie das Leben und ebenso unerbittlich in seiner Folgerichtigkeit. Denn was der Phantasie, der Zauberin so leicht zu überbrücken schien, das steht jetzt vor ihr, das fühlt sie jetzt plötzlich als unverrückbares Hinderniß, als abgrundtiefe Kluft, fühlt es mit dumpfem Wehgefühl, als eine unumstößliche Gewißheit — — nie war er ihr ferner als jetzt — — viel, viel unerreichbarer ist er ihr, als da Welten trennend zwischen ihnen lagen.

Gerade seine gleichmäßige Freundlichkeit, seine unbefangen freimüthige Weise, seine fast brüderliche Fürsorge — das spricht so deutlich, und all ihr langes Hoffen und Harren, es schrumpft zusammen vor dem schmerzenskalten Hauche der Erkenntniß — nicht um sie zu vereinigen führte das Schicksal sie zusammen, ihre Wege kreuzen sich wohl, aber sie verschmelzen sich nicht — — — nie wird sie ihm etwas werden, etwas sein — nie!

In welch thörichtem Traum hat ihre Seele sich gewiegt, Jahre hindurch!

Sie hat ihn geliebt, so lange sie denken kann, d. h. denken, wie das junge Mädchen, dem das süße Wunder ihrer Liebe zum Bewußtsein gekommen, nicht mehr als ein dämmerndes Empfinden, ein träumendes Ahnen — mehr Schwärmerei als Liebe — sondern eine, selbst im Leid der einsam sich verzehrenden Gefühle, tiefe, stille Seligkeit.

All ihre Herzgedanken waren bei ihm, haben gerankt um die Hoffnung, daß sie ihm dereinst gehören würde für Zeit und Ewigkeit.

Fest gewurzelt, verwachsen mit allen Fasern ihres Seins — verwachsen auch mit ihrer ganzen Entwickelung, ist diese starke Neigung, für Naturen, wie die ihre, die erste und einzige. Seiner würdig werden, das war das Ziel, das war der aufstachelnde Wunsch, wenn sie zurückfiel in alte Fehler, immer wieder soviel häßliche Seiten ihres Charakters ihr zum Bewußtsein kamen. Ja, sie war heftig, empfindlich, launisch, herrschsüchtig — unleidlich oft, aber auch sie hatte Schätze der Hingabe, der Weichheit, der Zärtlichkeit in sich und wie hätte sie an sich gearbeitet, was wäre ihr zu schwer gewesen, um ihn glücklich zu machen.

„Ihn glücklich machen! Könnte ich ihn nicht glücklich machen?!“

Wie eine ewige Räthselfrage ist gerade vor ihnen eine Sternschnuppe langsam herabgeglitten, eine leuchtende Spur hinterlassend am dunklen Firmament.

„Sahen Sie die prachtvolle Sternschnuppe, Fräulein Nora? Haben Sie sich schnell etwas gewünscht?“

Sie antwortet nicht, sie nickt nur.

Eine unsagbare Traurigkeit erfaßt sie.

Ob sie sich etwas gewünscht?! — — —

Ihr ganzes Leben war ja ein wildes Sehnen nach Unerreichbarem! — ein Hinausstreben aus den hemmenden Schranken ihres Lebenskreises — aus den fesselnden Grenzen ihres Ichs. Aber was hilft alles Wünschen, Sehnen, wenn es *nie* gestillt, nie Erfüllung findet, wenn Schlag auf Schlag das Herz trifft, alles wankt und alles schwindet, was Trost, Halt, Glück war. Glück?! — das ist es! immer nur *Glück* hat sie gewünscht, *eigenes Glück*. Und doch, wie sagte die Tante: „Ueber unserem Geschick wacht Gott. Er weiß, was uns frommt, und über unserem Glück steht unsere

Pflicht. Nicht ob man geliebt **wird**, ob man **selbst** liebt, darauf kommt es an, weil es das Herz weit und groß macht, voll Theilnahme, Mitgefühl, Verständniß für Anderer Schmerz und Qual. Nicht jedem blüht ein Liebesglück und nicht rechten dürfen wir mit Gottes Gedanken, wenn Er uns Prüfungen schickt, ein Kreuz auferlegt, denn Leid entwickelt die innersten Kräfte der Seele, Muth, Ergebung — und vor allem das Eine — Entsagungskraft." „Nicht jedem blüht ein Liebesglück, es giebt noch mehr zu schaffen als einen Liebesmai!" — klingt es wieder in ihr.

Wenn sie nur nicht so müde wäre, so leidensmüde — — — ach, wär' sie todt!

Große Thränen sammeln sich in ihren Augen, rollen über ihre Wangen und sie zieht schnell den Schleier über das Gesicht.

Riesen hat die Bewegung bemerkt.

„Sie frieren, Fräulein Nora? Warten Sie, ich gebe Ihnen noch einen Plaid — übrigens haben wir nur noch drei Werst bis Wesselshof."

Nur noch drei Werst! Kaum eine Viertelstunde! — — — dann kommt der Abschied — für lange, vielleicht für ewig.

„O, ich kann nicht von ihm lassen!" — entringt es sich ihr — „ich kann nicht!"

Noch läßt sich das junge Blut nicht bändigen in Entsagung, bäumt sich auf in Verzweiflung! — Das heiße Herz hungert nach Liebe, sehnt sich aus dem Elend des Unverstandenseins in die beglückende Einheit der innigsten Gemeinschaft, und in Leidenschaft fordert es **Glück**, als ein **Recht** — nimmt es nicht demüthig, als ein Gnadengeschenk aus Gottes Hand.

„O Mutter, warum ließest Du mich allein auf dieser grausamen Erde."

„Da schimmern die Lichter der Station," sagt Hermann sich umwendend — „nun sind wir gleich da!"

Gleich da! — Nun möchte sie wieder die Minuten halten, die kurzen, wenigen — unbarmherzig verrinnenden!

Noch einmal stürmt's von allen Seiten auf sie ein, Sorge um den Vater — dumpfe Trauer um Verlorenes, Bangen vor der Zukunft!....

Die ganze Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe überkommt sie mit vernichtender Klarheit. Er ist ausgeträumt, der Traum, und in ihr stirbt etwas — der Gedanke an die Möglichkeit des Glückes.

Sehnen, Wünschen, Hoffen und Harren tödtet ein Frost, der eisiger ist, als starrende Winterkälte, die ringsherum die Welt in Banden hält — vorbei, vorbei!

„Entsagen mußt du, mußt entsagen," tönt es in ihr, wie eine Todtenklage, und dunkel liegt das Leben vor ihr — so dunkel! — — —

Ja! entsagen!

Ihr verschlossenen Mädchenseelen, die Ihr in herber Keuschheit, in stumm verschwiegener Qual, Euer tiefstes, heiligstes Gefühl nicht offenbart, nicht offenbaren dürft — das ist nach Gottes Rathschluß das Schicksal für so viele von Euch, daß keiner die Blüthen Eures Herzenslebens pflückt, daß sie welken müssen, ohne Frucht zu tragen, und nur eine wächst empor, still und groß, blassen Schimmer werfend auf den dunklen, einsamen Pfad, den Ihr schreitet — die bleiche Blume der Entsagung — und Ihr preßt sie an die sehnsüchtig klopfende Brust, bis welk und matt die Hände, bis das glühende Herz still geworden — ganz still, weil es nicht mehr klagt, wenn es auch nie vergißt!

* * *

Sie haben die Station erreicht.

Auf Riesen's diesbezügliche Frage hat man erwidert: „Ja, die Pferde aus Krakenorm seien da," und mit gepreßter Stimme hat Nora Kathrin in den Stall ge-

schickt, sich bei dem Kutscher zu erkundigen, wie es dem alten Herrn ginge.

„Nicht besser — gestern früh," meldet zurückkehrend das Mädchen, und wie ein Alp legt es sich schwer auf Nora's Brust.

Kein unbefangenes Gespräch will aufkommen.

Hermann geht auf und ab, besieht die hundertmal besehenen Bilder an den Wänden. — Nora sitzt stumm, todtenblaß auf dem Sopha und stützt die Stirn in die Hand. Mit ihrer Selbstbeherrschung ist's zu Ende. So trübe brennt das dünne Licht, so drückend dumpf und heiß ist hier die Luft — Nora ist es, als ob sie erſticke und jetzt scheint ihr das Vorfahren ihres Schlittens Erlösung.

Riesen giebt ihr den Pelz um, geleitet sie zu dem Schlitten, hilft ihr einsteigen.

Wortlos reicht sie ihm noch einmal die Hand, ihre Augen sehen ihn an — sekundenlang nur, aber ihre ganze Seele liegt unverschleiert in ihnen! — — —

„Armes Kind!" denkt er. „Wie sie sich ängstigt. Möchte der Alte nur wirklich nicht ernstlich krank sein. — Leben Sie wohl, Fräulein Nora. Möchten Sie Ihren Herrn Vater in der Besserung finden, und bitte, mich ihm gehorsamst zu empfehlen."

Die Pferde ziehen an und über die glatte Bahn tönt das lustige Schellengeklingel, doch bald ist die Kibitke seinen nachschauenden Blicken entschwunden und er steigt in den für ihn bereitstehenden Postschlitten.

* * *

Einige Stunden später steht Nora am Bette ihres Vaters.

Seine Augen sind geschlossen — in unregelmäßigen Athemzügen hebt sich die Brust und die Schatten des Todes liegen schon auf dem Gesicht.

„Mein Gott, er wird sterben,“ denkt sie und verschlingt die Hände ineinander, murmelt inbrünstig:

„O mein Gott, gieb mir Fassung, Kraft das zu ertragen.“

Lange, bange Stunden sitzt sie an seinem Lager, thränenlos, so benommen, daß sie nicht einmal weinen kann, kaum Schmerz fühlt. Eine sonderbare Ruhe ist über sie gekommen, nur ihr Herz pocht mit großen, klopfenden Schlägen, und sie flüstert immer wieder:

„Doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“

Als die Strahlen der untergehenden Sonne sich durch die verdunkelnden Vorhänge in's Zimmer stehlen, hebt der Kranke mühsam die Lider, starrt die am Fußende des Bettes Sitzende an — „Nora?“

Sie kniet nieder und küßt die kalten Hände.

„Papachen — da bin ich!“

„Mache es heller — — Kind —“ leise, wie ein Hauch kommt es über die erbleichenden Lippen — „ich möchte — Dich — noch einmal — sehen.“

Sie schlägt die Gardine zurück. In vollen Strahlen füllt die Sonne den Raum, spielt verklärend um das Haupt des Sterbenden.

Geblendet schließt er die Augen — dann öffnet er sie langsam und schwer — heftet den erlöschenden Blick auf Nora.

„Mein armes Kind — — — lebe wohl — — verzeih — —“

„Vater!“ schreit sie verzweifelt auf: „O sprich nicht so....“

„Ich hätte — — mehr — — an Dich — — — denken sollen — — — Gott behüte Dich — — meine Nora — — —“

Noch ein paar kurze, rasche Athemzüge — der Herzschlag setzt aus — — in einem letzten, tiefen Seufzer ist die Seele entflohen — — — — die Hand eines Todten liegt auf Nora's Scheitel!

* * *

Um die gleiche Zeit sitzt Hermann Riesen am Bett seines Verwalters, dessen Zustand zwar äußerst schmerzhaft, aber weiter nicht besorgnißerregend ist, und läßt sich von Birkmann noch einmal ausführlich über den stattgehabten Brand berichten, doch er hört nur zerstreut, mit halbem Ohr zu — seine Gedanken schweifen zurück, weilen bei den Ereignissen der verflossenen Nacht.

„Ganz merkwürdige Augen hat sie!“ denkt er und dann:

„Ich muß nächstens den alten Herrn in Krakenorm besuchen — er hatte immer ausgezeichnete Jagdhunde!“



II.

Sommergäste.



„Mama! — Die Staare sind da!!"

Wie ein Wirbelwind die Thüre aufreißend, stürzt mit diesem jubelnden Ausruf ein kaum den Kinderschuhen entwachsenes, junges Mädchen in das Wohnzimmer von Reppküll.

„So höre doch, Mama!"

Die nachdrückliche Wiederholung des Anrufs erfolgt, weil die am Schreibtisch sitzende, ältere Dame nicht gleich ihre Beschäftigung unterbricht.

„Ja, Theklachen, das ist wunderschön. Nun wird es Frühling."

Die Feder in der Hand behaltend, hebt die Sprecherin nach diesen Worten den Blick und in dem gütigen Gesicht leuchtet es auf.

Ein Bild blühender Jugend steht ihr Töchterchen vor ihr, und es ist als sei, in seiner herben Frische, der Odem des jungen Frühlings mit ihr hereingekommen.

Sie ist selbst wie ein Märzentag, ihre Thekla. Noch so ganz das unverfälschte Naturkind in prächtiger Urwüchsigkeit. Nichts Geziertes, nichts Gekünsteltes — das echte landsche Fräulein.

Ein von Wind und Wetter arg mitgenommenes Tyrolerhütchen sitzt auf den blonden Haaren. Um die Schultern hängt lose einealte, braune Lodenjacke. Kurzgeschürzt ist der Rock. Die ziemlich großen, aber wohlgeformten Füße stecken in Wasserstiefeln, denen man den Gang durch Feld und Flur wohl ansieht.

Lachende Lebenslust sprüht aus den Augen, aus den Grübchen der runden, erhitzten Wangen, in ihrem köstlichen Inkarnat der Gesundheit.

„Und nun fahren wir bald nach Therenhof — nicht wahr, Mamachen? Sind erst die Staare da, so folgen bald die Lerchen, und Papa sagte doch zu Weihnachten, wenn die ersten Lerchen schwirren, würde ich, als Mädchen aus der Fremde, die Gaben, die ich mit Müh' und Noth für die Therenhofschen Knechtskinder zusammengehäkelt und gestrickt, vertheilen können."

„Nun ja, hin werden wir zum Sommer jedenfalls, aber wohl kaum vor Palmsonntag. Gestern Abend sprachen wir mit Papa darüber, und er meinte, früher sei es nicht möglich."

„Pfui! wie schrecklich langweilig." Unmuthig zuckt Thekla die Schultern.

„Ostern fällt ja in diesem Jahre so spät — in die Mitte des Aprils. Dann dauert es ja noch eine halbe Ewigkeit. Und wir Geschwister können es Alle garnicht erwarten endlich hinzukommen."

Sie zieht die Stirn ganz kraus. Plötzlich, sich zur Mutter niederbeugend, schmeichelt sie mit einem Kuß:

„Bitte, Mamachen, bearbeite Du doch etwas Papa. — Er kann Dir so schwer einen Wunsch abschlagen."

„Aber Kind — — —." Einige Tropfen sind auf die Briefmappe gefallen, die vor Frau von Theren liegt, „Du bist ja patschnaß."

Lachend schüttelt sich das junge Ding, daß es nur so nach allen Seiten spritzt.

„Ja, im Walde ist noch viel Schnee, und da haben wir bei der großen Brücke einen feinen Schneemann als Wächter aufgestellt. Ohne Schneeballschlacht ging es natürlich auch nicht ab. Meine Haare waren zuletzt ganz voll von Eisstückchen, und die sind dann auf dem Nachhausewege in der warmen Sonne aufgethaut. Es ist ja so himmlisches Wetter heute. Ueberall rieseln die Wässerchen, und ich hatte es in meiner Winterjacke schon viel zu heiß."

„Na, jedenfalls gehe jetzt und kleide Dich ganz um. Du könntest Dich sonst doch erkälten. Du hast ja einen

ganzen See ins Zimmer geschafft. Schicke mir auch Male zum Aufwischen."

„Ja, Mamachen! — Aber daß wir erst so spät in unsere liebe Therenhofsche Gegend sollen, das ist wirklich einfach gräßlich."

Nach diesem kleinen Intermezzo setzt Frau von Theren die unterbrochene Beschäftigung fort, und man hört nur das Kritzeln der Feder, mit welcher sie, aus dem reichen Wissensschatz ihrer vielfach erprobten mütterlichen Erfahrungen schöpfend, einer jungen Mama ausführlich die Grundsätze rationeller Kinderpflege erläutert, — allerlei Rathschläge für die, eine Anfängerin auf diesem Gebiet so ängstlich machende, kritische Periode des Zahnens hineinflechtend. Dann, einen neuen Bogen ergreifend, fährt sie fort:

„Du schreibst, mein Herzensmariechen, der kleine Axi erhole sich nicht so recht nach dem bösen Croupanfall, und da gipfelt mein Rath dahin, Du möchtest in diesem Jahr so früh als möglich auf's Land ziehn. Riga ist keine ungesunde Stadt, aber Stadtluft bleibt Stadtluft, und wenn es Dir auch schwer fallen wird, Deinen Mann allein zu lassen — sobald das Wohl des Kindes es verlangt, muß man Opfer bringen. Besonders im ersten Lebensjahre. Das ganze spätere Gedeihen hängt gar oft davon ab. Da aber der Umbau und die Neueinrichtung in Krakenorm wohl nicht so bald fertig gestellt sein werden, so könntest Du für den Mai zu uns kommen, das heißt nach Therenhof!

Eben war Thekla ganz verzweifelt, daß die Uebersiedelung dahin wahrscheinlich erst Mitte April vor sich gehen kann. Die ganze Kinderschaar ist rein wie versessen auf diesen Sommeraufenthalt im liebvertrauten Heim, und im Grunde ihres Herzens freut sich auch Deine alte Mama ganz unvernünftig darauf. Wie werde ich es genießen, Euch, lieben Kinder, und mein erstes Großkind ganz in der Nähe zu haben."

„Sie hält im Schreiben inne, und ihre Blicke richten sich auf die Photographien, die den Schreibtisch schmücken. Alle ihre Lieben! Ihr Mann, die elf Kinder in verschiedenen Einzelaufnahmen und Gruppen. Und dahinter, auf einer Staffelei, in prachtvollem Rahmen, den dunkler, saftiger Epheu umrankt, steht ein großes Bild, das in Kohle angefertigte Portrait eines jungen Mädchens. Aus dem schmalen Oval des vergeistigten Gesichts blicken seelenvolle Augen, feine Schmerzenslinien zeigt der süße Mund. Mit einem tiefen Seufzer trocknet Frau von Theren die hervorquellenden Thränen.

„Und wie sehne ich mich nach Elisabeth's Grab. Hier habe ich es oft schmerzlich empfunden, daß ich nicht so oft, wie mein Herz gerne gewollt, ein Gebet daran verrichten konnte. Nun sind es schon drei Jahre, drei lange Jahre, daß sie dort schläft unter rauschenden Wipfeln. — —

Unsere Elisabeth! Wie leicht löste sich ihre reine Seele von allem Irdischen. Engelhaft war sie geworden, mit großen Schwingen, die sich entfalten wollten, um emporzusteigen ins ewige Licht! — — Ich höre immer ihre letzten Worte: „Gebhard; ich komme!" — sehe den überirdischen Ausdruck, der ihr Gesicht verklärte!

Wie selig sie starb! Wenn mich das bittere Vermissen zu quälend überkommt, dann tröstet mich immer wieder der Gedanke, wie ganz sie ihres Heilandes Gnadenhand erfaßt hatte, wie ruhig und gefaßt sie ihrem Ende entgegenging!

Welch ein Beispiel für uns Alle! Wie gereift, trotz ihrer Jugend, war ihr Denken und Empfinden. Und ihr Einfluß wirkt noch jetzt unter den Geschwistern nach. Man braucht in der Kinderstube nur zu mahnen: „was würde Lisabetha sagen?" und die trotzigen Gemüther sänftigen sich, die eigenwilligen Köpfchen werden ganz gefügig — Mädchen und Buben spielen wieder artig mit einander.

Neulich stand unser Nesthäkchen lange neben mir, ganz nachdenklich Elisabeth's Bild betrachtend.

„War sie immer artig?"

„Ja, Mauschen, und besonders nie eigensinnig."

Eine Weile stummen Schweigens, dann schmiegte sich klein Lillychen ganz fest an meine Schulter und flüsterte mir leise ins Ohr:

„Mauschen will auch niemals mehr unartig sein."

Vor ein paar Tagen passirten hier die Derbitenschen, d. h. nur die Landräthin mit Nora — aus der Fellinschen Gegend kommend, wo sie der Taufe von Martha Trostberg's Söhnchen beigewohnt.

Es war mir eine große Freude, Nora wiederzusehen! Viel sprachen wir mit ihr von unseren lieben Heimgegangenen und von früheren Zeiten. Als wir auf Krakenorm kamen, hatte sie Thränen in den Augen. Es ist ihr furchtbar schwer geworden, es zu verkaufen, aber sie ist doch dankbar, es in Axel's Besitz zu wissen, und daß nun Du, Mariechen, ihre beste Freundin, mit ihm dort schalten und walten wirst.

„In Gebhard's Sinne, das hoffe ich bestimmt," schloß sie.

Ich finde, daß Nora sich sehr zu ihrem Vortheil verändert hat. Nach all dem Leid, das sie schon in jungen Jahren betroffen, wird sie ja nie ein sorgloses, blühendes Aussehen haben, aber Züge und Formen haben sich gerundet, und der Ausdruck des Gesichts ist viel weicher geworden, hat nicht mehr das herbverschlossene, abweisende, das Jeden zurückstieß, der sie nicht genauer kannte.

Jetzt tritt die Schönheit und Tiefe der großen Augen viel auffälliger hervor. Auch in ihrer Sprechweise, ihren Gesten hat sich das Schroffe gemildert.

„Nora ist meinem Manne und mir eine sehr liebe Hausgenossin geworden," sagte mir die Landräthin, „und wir freuen uns, daß sie sich in Derbiten gut eingelebt

hat, wohl und heimisch fühlt. Wir thun auch Alles, was in unseren Kräften steht, um die dunklen Schatten zu verscheuchen, die ihre Seele verdüstert haben. Im Zeitraum von etwas mehr als drei Jahren den einzigen Bruder, die Mutter und den Vater — alle Angehörigen zu verlieren, wie meine arme Nichte — das ist ein hartes Loos!"

Einen Tag später.

„Ich konnte den Brief nicht zu Ende bringen, wurde wieder und wieder gestört. Du weißt ja, wie es hier hergeht, und wie vielbeschäftigt wir landschen Hausfrauen sind. Nun kommt aber bald der Postbote — deßhalb schließe ich rasch.

Von Papa und allen Geschwistern viele Grüße Euch Beiden. Deinem Manne sage viel Liebes, und lasse Dich und klein Arichen zärtlich abküssen von

Deiner treuen

Mutter.

P. S. Du erinnerst Dich wohl des traurigen Falles mit der Frau des Buschwächters hier. Durch einen plötzlichen Schreck — der Blitz schlug in den Viehstall und tödtete ihre Kuh! — wurde sie an beiden Füßen gelähmt. Alles, was unser Kirchspielsarzt bis jetzt an Mitteln versuchte, hat keinen nennenswerthen Erfolg gehabt. Da möchte ich Dich bitten, Erich Rehburg, der jetzt, wie Du schreibst, Euer Hausarzt ist, um Rath zu fragen. Er ist ja Specialist für Nervenleiden!"

* * *

Heller Aprilsonnenschein umstrahlt Riga's Mauern, aber scharf und schneidend weht ein eisiger Nordost um die Ecken und fegt den Staub der Esplanade den Passanten, recht unangenehm fühlbar, in Augen und Kehlen.

Dem jungen Herrn — brünett und hochgewachsen — der gerade aus einem der am Nicolaiboulevard belegenen Häuser tritt, entführt ein jäher Windstoß die Kopfbedeckung, sodaß er dem Flüchtling ein paar Schritte nacheilen muß.

„Sieh da, Erich!“ tönt ihm in diesem Augenblick eine muntere Stimme entgegen:

„Läuft Dir der Doctorhut davon?“

„Ah, Axel! Guten Tag. Ich erkannte Dich kaum. Dieser aufgewirbelte Staub macht einen factisch ganz blind.“

Die Vettern schütteln sich freundschaftlich die Hand.

„Ja, das ist so unser Rigasches schönes, lenzliches Klima. Der reine Betrug! Die Sonne lacht so verlockend vom tiefblauen Himmel, daß man in leichtsinnigem Optimismus geneigt ist, seinen Paletot zu Hause zu lassen, und darauf warten die tückischen Bazillen und Kokken nur — Du siehst, ich verstehe auch etwas von Deiner hochweisen Wissenschaft! — um sich unsere edelsten Organe als warme Wohnung auszusuchen. Hast jetzt wohl viele Patienten?“

„Ja, an denen fehlt es nicht in dieser Uebergangszeit vom Winter zum Frühling und bei dem wechselnden Wetter. Es herrschen Katarrhe aller Art, besonders der Luftwege. Ich war vorhin bei Reckenstein's. Der Zustand des alten Grafen macht mir Sorge. Er laborirt an einer Grippe.“

Sich über allerlei Tagesereignisse unterhaltend, verfolgen die jungen Herrn ihren Weg.

Als sie in die Nähe der, auf die Esplanade mündenden, Kirchenstraße gelangt sind, meint Axel Rehburg:

„Jetzt biegst Du wohl hier ein, während ich noch geradeaus weitergehe. Ich muß in die Suworowstraße. Bitte empfiehl mich zu Hause. Wie geht es Tante Ina in den letzten Tagen?“

„Gottlob, entschieden besser, und Mama würde sich

sehr freuen, Dich zu sehen. Willst Du nicht mit mir kommen? — eine Tasse Thee trinken? Du weißt, bei uns summt um diese Zeit stets der Samowar."

„Danke, Erich. Bei diesem Nordpolblasius gewiß ein sehr verlockender Vorschlag, aber für heute muß ich schon auf eine Plauderei in Eurer angenehmen Gesellschaft, und auf das herzerwärmende Getränk verzichten. Der Architect wartet auf mich. In Krakenorm ist doch vieles so baufällig, daß wir uns zu den dringendsten Umbauten entschlossen haben, um in der Zeit meiner Ferien hinziehen zu können. Du mußt uns dort besuchen. Ihr macht wohl auch schon Pläne für die Sommerzeit? Geht Ihr wieder ins Ausland?"

„Nein, wir denken an den Rigaschen Strand."

„Hat auch sein Gutes, aber zuviel Menschen. Ich ziehe doch livländisches Landleben vor. Marie kann auch den Augenblick kaum erwarten in ihr geliebtes Therenhofsches Kirchspiel zu gelangen, um Allen, besonders natürlich den Geschwistern, ihr Wunderbaby zu zeigen. Dieses Herzensspielzeug tröstet im Augenblick über alles Frühlingsheimweh. Ist aber schon ein ganzer Racker, dieser Spuhz, der vorgestern erst zehn Monate alt geworden ist."

„Nun, bekanntermaßen fällt ein Apfel nicht weit vom Stamm!" neckt Erich lächelnd.

„Ein tüchtiger Racker warst Du in der Jugend auch. Und wie steht es mit der Gesundheit des Erbprinzen auf Krakenorm, nach seinem Schnupfenfieber?"

„Nicht ganz nach Wunsch. Der Husten ist noch nicht vollständig geschwunden. Marie wollte Dich bitten lassen in den nächsten Tagen mal anzukommen."

„Ja, man thut gut daran eine Erkältung bei kleinen Kindern nie leicht zu nehmen. Ich werde mir gleich morgen Vormittag Axel von Rehburg junior genau ansehen."

„Danke sehr, Herr Doctor."

„Also auf Wiedersehen, Herr Kirchspielsrichter."

Die Kirchenstraße hinaufschreitend, steht Erich bald vor einem niedrigen Holzhause. Große Blattpflanzen und in bunten Farben blühende Frühlingsblumen füllen die Fenster, verwehren den Vorübergehenden den Einblick in die Zimmer der Parterrewohnung, an deren Eingangsthüre er die Klingel zieht.

Eine junge Dame öffnet ihm.

„Danke, Thilde, aber warum Du selbst? Wo ist denn Marri?"

„Sie mußte in die Apotheke?"

„Doch nicht für Mama?"

„Nein! aber die Köchin hat sich arg in die Hand geschnitten. Da fehlte mir Einiges zum Verbinden. Tante Ina fühlt sich heute viel kräftiger, hat sogar im Speisezimmer gefrühstückt."

„Das ist ja sehr erfreulich."

Mit diesen Worten öffnet Erich Rehburg die Thüre zu einem anstoßenden Raum und betritt einen kleinen, anspruchslos möblirten, aber von der Sonne freundlich durchleuchteten Salon. Im Hintergrund desselben, auf einem Ruhebett, um welches einige Sessel und niedrige Tischchen zu einem gemüthlichen Plauderecкchen geschickt gruppirt sind, liegt eine ältere Dame, zu der sich der Eintretende mit Handkuß und Gruß niederbeugt.

„Heute komme ich aber spät dazu Dir einen guten Tag zu wünschen, Frau Mama! Du Langschläferin lagst ja noch in Morpheus Armen, als ich frühmorgens das Haus verließ. Wie war denn die Nacht?"

„Danke! recht gut. Die Einreibung scheint die Schmerzen zu lindern."

Aus dem feinen, blassen Gesicht der Kranken blicken die großen Augen voll inniger Zärtlichkeit auf den Sohn, der sich in ihrer Nähe niederläßt.

„Du siehst ja ganz erfroren aus, mein lieber Junge."

„Es ist auch wirklich grimmig kalt heute, Mama. Der Wind durchschauert einen bis ins Mark. Nur am Strande, im Schutze der Dünen, war es im Sonnenschein herrlich, fast warm.“

„Also Du warst heute am Strande? In Majorenhof?“

„Ja, und nicht nur dort. Ich habe mir in Edinburg und Bilderlingshof auch schon eine Menge freistehender Villen angesehen.“

„Und etwas für uns Passendes gefunden?“

„Ich glaube wohl. Ein sehr nettes Häuschen in Bilderlingshof schien mir am geeignetsten.“

„So hast Du schon definitiv abgemacht?“

„Noch nicht, Mamachen, aber bis Sonnabeud haben wir die Vorhand. Ich denke, Thilde wird so freundlich sein in den nächsten Tagen hinüberfahren, und ihre Meinung soll ausschlaggebend sein. Ist es Dir vielleicht am Donnerstag recht, Cousine?“

Die Angeredete hat sich unterdessen mit dem Theegeräth zu schaffen gemacht.

„Gewiß, Erich! Wenn Ihr es wünscht, kann ich mir das in Aussicht genommene Sommerheim noch ansehen, aber Du hast sicher practisch gewählt.“

Näher tretend fügt sie hinzu:

„Kann ich Dir Thee anbieten?“

„Bitte ja, Thilde.“

„Mit oder ohne Rum?“

„Für heute mit. Ich bin ja sonst nicht sehr für Alcoholica, aber in Anbetracht der gründlichen Durchkühlung kann man sich diese Art Glühwein ausnahmsweise wohl genehmigen. Aber nur, wenn Du die Rumflasche schon da hast. Mache Dir, bitte, nicht die Mühe sie zu holen.“

„Das ist doch wirklich keine Mühe, Erich.“

Freundliches Lächeln begleitet diese Worte, die tiefe Stimme hat gewinnenden Klang. Erich's Augen folgen der Cousine, als sie in das Nebenzimmer geht.

Thilde von Rehburg ist eine anziehende Erscheinung. Vornehme Ruhe und Sicherheit kennzeichnen ihr Wesen. Ihre hohe Gestalt ist voll Ebenmaaß. Wunderschön ist auch der Kopf, mit den edlen, feingemeißelten Zügen, dem blendenden Teint. Unter dunkelblondem, üppigem Haar wölbt sich gedankenreich die klare Stirn. Wenn sie die langen Wimpern hebt, blicken die graublauen Augen gerade und offen.

„Und wann können wir, nach maßgebender Meinung unseres gestrengen Herrn Doctors, an den Strand ziehen? Deine alte Mama muß gestehen, daß sie sich recht danach sehnt."

„Nun, ich denke, das hängt mehr von der Witterung ab, als von mir. Wenn Luft und Erde gut durchwärmt sind, dann am ersten besten Tage, wo Du Dich wohl genug fühlst, Mütterchen — — oh, pardon!"

Er ist aufgesprungen, um Thilde das Theeglas aus der Hand zu nehmen, und bei der Bewegung streift sein Arm eine Handarbeit vom Tischchen, das ihm am nächsten steht. Dabei flattern ein paar darauf liegende Briefe auf den Teppich hinab. Er bückt sich, um sie aufzuheben, während seine Mutter äußert:

„Sie kamen vorhin. Willst Du sie nicht gleich lesen? Besonders Nora's Schreiben wird Dich sehr interessiren. Onkel Eberhard's Zustand hat sich in Wiesbaden schon so gebessert, daß sie hoffen, Anfang Mai ins Land, nach Derbiten, zurückkehren zu können."

Ohne etwas zu erwidern greift Erich nach den engbeschriebenen Bogen, und in die Lektüre vertieft bemerkt er nicht den Ausdruck von Spannung, mit dem Thilde ihn beobachtet.

„Arme Nora!" murmelt er halblaut, als er die Blätter langsam zusammenfaltet und in das Couvert zurückschiebt.

„Ja, arme Nora," wiederholt seine Mutter. „Gebhard's jähes, schreckliches Ende und seine Folgen —

das Siechthum der Mutter und der Gram des verbitterten Vaters, haben unauslöschliche Eindrücke in ihr hinterlassen, und ganz anders wohl hätte sich ihr Leben und ihre innere Entwickelung gestaltet, ohne den schweren Druck, der auf ihr gelegen, jahrelang. Aber bei ihrer Characteranlage waren vielleicht gerade das Leid und die Prüfungen berufen, sie zu fördern — die Kräfte ihrer Seele wachzurufen. Und auf die kommt es doch einzig und allein an. Gott weiß, wie Er eigenwillige Herzen meistern kann, und hat nach dem Kampf die Krone! Und jetzt ist Nora geborgen, wohl geborgen. Sie wird von zwei lieben Menschen wie eine eigene Tochter gehalten, hat im Derbitenschen Hause die beste Zuflucht gefunden. „Beschäftigung versteht zu siegen, auch über unerhörtes Loos.“ — — Nora fehlte es an einem Wirkungkreise. Nun kann sie sich ausleben in reger Fürsorge für Andere, wie es allein rechte Frauenart ist und seinen Lohn schon in sich selber trägt. Auch an geistiger Anregung, geselligem Verkehr, Reisen fehlt es ihr dort nicht, und sie lebt in einer Atmosphäre wahrer Religiosität! — Und diese Drei — Arbeit, geistiges Streben und Frömmigkeit — das sind starke Nothhelfer! Jetzt ist mir nicht mehr bang um sie!“

* * *

Thilde von Rehburg's Tagebuch.

Riga, * April 1886.

Ob Tante Ina sich nicht täuscht, wenn sie glaubt, in Nora sei jetzt Frieden, der Frieden innerer Ruhe? — Nora hat einen abgrundtiefen Character, im Guten und im Schlechten, und bis solche Naturen fertig werden mit sich selbst und mit ihrer Glücksforderung an Gott und das Leben, müssen noch ganz andere Stürme kommen, die brechen und knicken, und Lawinen, die alles ver-

schütten, was nach Licht und Sonne strebt! — — —
Nein, so rasch stirbt Herzenshunger nicht, und nicht sobald verstummt das wilde Betteln: „Gieb, gieb auch mir, was ich ersehne, fordere, als mein Theil und Recht an Erdenglück.“

Und es schwillt stärker und stärker an, dies zehrende Sehnen, wird zur Klage und Anklage: „Warum soll gerade ich entbehren und entsagen?“ Die Himmel aber bleiben stumm. Nur wie ein Echo kommt's zurück: „Entbehre!“ „Entsage!“ Welch kurze Worte, und welch eine Welt von Leid bergen sie! — —

Da ringt man sich wohl erst die Seele wund in verzweifelt ohnmächtiger Qual und rüttelt mit der ewig gleichen Frage an den Pforten der Zukunft: „Warum mir dieser dunkle Pfad? der trübverschleierte Ausblick in eine nebelgraue, hoffnungsleere Ferne? — — Warum?! — — — Und weßhalb den Anderen lichtes Glückessonnengold auf ihren Schicksalswegen? Laß auch mich es betreten, mein erträumtes Paradies.“

Wer aber hört des Herzens Schrei, zurückgehalten hinter fest verschlossenen Lippen, durch Stolz und Scham und Sitte. — Ich kämpfe ihn ja auch diesen Kampf! — Schon jahrelang!! — Nein, so rasch stirbt Herzenshunger nicht!“

* * *

Thilde von Rehburg's Tagebuch.

** April.

Wie düster seine Augen wieder blicken! — Woran denkt er, wenn er so ernst, fast finster, wie abwesend vor sich hinstarrt — eine Papyros zwischen den Lippen, mit der Linken seinen Schnurrbart streichend, oder unbeweglich verharrt in tiefem Sinnen! —

Ist es an Nora? Hat er ihre Abweisung seiner

Werbung noch nicht überwunden? Oder sorgt er sich um seine Mutter, deren Zustand sich langsam, aber stetig verschlimmert. Bisweilen, wenn er sich unbeachtet glaubt, ruhen seine Augen mit so schmerzlichem Abschiednehmen auf den vergeistigten Zügen, denen das unerbittliche Leiden sein Siegel immer schärfer aufdrückt. Vor Tante Ina aber nimmt er sich immer besonders zusammen, sucht sie zu erheitern und zu zerstreuen, erzählt, was er in der Stadt gehört, gesehen, erlebt. Abends jedoch, wenn Tante zu Ruhe gegangen, und wir noch eine Zeitlang, lesend im Salon verweilen, da läßt er die Maske fallen, und oft liegt es wie tiefe Müdigkeit auf seinen charactervollen Zügen.

Wie ich sie liebe, diese schwermüthigen grauen Augen, die mich immer an Nora's, selten schöne, erinnern — und die festausgeprägten Linien seines dunklen Kopfes, besonders des geraden Kinns, des energischen Mundes, der breiten, klugen Stirn. Oft überkommt es mich in wildem Wunsch einen Kuß auf diese Stirne zu hauchen, meine Hand streichelnd auf die Seine zu legen und leise zu flüstern: „Ich bin ja da. Vertraue mir an, was Dich so quält! Laß mich Dich trösten!"

Ihn trösten?! — — Könnte ich ihm überhaupt Trost bringen? Ich bin ja nur eine Cousine, die seine Mutter pflegt! — Nichts mehr! — Und selbst wenn uns ein anderes Band umschlänge, als das der Verwandtschaft — keine Liebeskraft reicht aus, um einem Menschen — auch dem Heißgeliebtesten — die ihn bedrückende Last von Herz und Seele zu nehmen.

Das ist eine harte Unmöglichkeit, die ein echtes Gefühl als Hinderniß schwer empfindet.

Da stehen wir auch vor verschlossenen Pforten und kennen kein „Sesam, öffne Dich!" dafür. Ich las es einmal und es hat mich schon damals tief getroffen.

„Es mögen noch zwei Herzen
So eng verbunden sein —
Des Lebens tiefste Schmerzen
Trägt jedes doch allein!"

Trägt jedes doch allein! Des Lebens Schmerzen — aber auch das Glück! — — — —

Daß alle Einheit doch so oberflächlich ist!

Nie können wir eines Anderen ganzes inneres Leben mitleben. Können immer nur zweifelnd fragen: „Was denkt, fühlt, empfindet er? Nur vermuthen, nur ahnen — nie wissen! — Und wie oft irren?!

So rasch wechselt Stimmung. Wir glauben, ein Herz vergehe vor Weh, und während wir es im Dunkel tastend wähnen, hat es vielleicht die kummervollen Gedanken überwunden, läßt sich von Hoffnungsflügeln tragen, dahin, wo Phantasie, die Gauklerin, mit rosigem Finger Bilder neuen Glückes hinzaubert. Oder Lächeln spielt betrügerisch um die Lippen, aber tief im Innern bricht Schmerzenswoge über Schmerzenswoge, und die Seele weint Thränen, herbere, brennendere, weil sie unsichtbar fließen müssen.

Und wie wir nicht hineinblicken können in die Gedankenwerkstatt, in die Empfindungswelt eines Anderen, alle die feinen, vibrirenden, wechselnden Regungen erspähend, nachfühlend — so können wir uns auch selbst nicht bis auf den Grund der Seele offenbaren.

Verriegelt ist so Vieles in uns selber, und muß es bleiben, weil wir nicht hinweg können über die Schranken, die ewige Naturgesetze aufgerichtet zwischen Mensch und Mensch — weil kein anderer Geist unsere eigenste Sprache spricht und versteht. Und doch ist Zusammenklang, Harmonie unserer Seele mit einer anderen Seele, unsere allertiefste, mächtigste Sehnsucht!

Ob das nicht die tragischsten Konflikte birgt für jede Gemeinschaft, besonders für die Ehe, die doch gegründet sein muß auf diesen Wunsch, alles zu theilen,

alles zu geben und zu empfangen, und dadurch reicher zu werden, weiter und größer?!

* * *

Thekla von Theren's Tagebuch.

Reppküll, ** März 1886.

Wahnsinnig interessant habe ich es mir gedacht, ein Tagebuch zu führen, um, wenn man alt und grau und runzelig geworden ist, lesen zu können, was man als Sechzehnjährige gedacht und gefühlt hat. Aber ich komme wenig zum Schreiben, besonders jetzt, wo man in den Zwischenstunden sich draußen herumtummelt, und Abends von der Frühlingsluft so blödsinnig schläfrig ist, daß einem, kaum daß man sein Gebet gesprochen, auch schon die Augen endgültig zufallen.

Morgen aber feiern wir den Geburtstag unseres lieben, lieben Vaters, und am Vorabend solcher großen Festtage in unserem Kinderleben kommen mir immer besondere Gedanken, die ich festhalten möchte. Da lasse ich alle meine Schandthaten Revue passiren, schäme mich gründlich und fasse viele gute Vorsätze, beschließe, mich furchtbar zusammenzunehmen, um den Eltern — besonders Mama — nur Freude zu machen. Es ist mir so gräßlich, wenn ich Mama nicht zufrieden stellen kann, aber — weiß der Himmel! — es ist schrecklich schwer, es den Erwachsenen recht zu machen, und wenn man ganz traurig und verzweifelt ist über seine eigene Mangelhaftigkeit, dann glauben sie, man sei gekränkt. „Sei nicht putzig," heißt es da — und man möchte sich am liebsten gleich in irgend einen Winkel verkriechen und sich ordentlich ausheulen.

In Therenhof — in der alten Remise — hatte ich so einen famosen Versteckplatz, wo mich Niemand fand, und wenn sie auch suchten und suchten. Ich kletterte

in eine der alten Kareten aus Olim's Zeiten, wo noch hundert Pferde im herrschaftlichen Stall standen — (hundert Pferde, das muß doch himmlisch gewesen sein! Wie sie bloß alle geheißen haben mögen! —) und keiner war so schlau, mal da nachzugucken. Ob damals — zu Urgroßvaters Zeiten überhaupt auch so viel an den Kindern herumerzogen wurde? — Es heißt ja wohl, man sei früher noch viel strenger gewesen, habe viel mehr auf gute Manieren gesehen, aber ich finde, man ist auch jetzt noch ganz genügend vielfordernd darin. Mama und Mademoisellchen und Miß ermahnen in einem fort. Immer haben sie etwas auszusetzen. Bald lacht man zu laut, fuchtelt mit den Armen, schlenkert mit den Beinen, schaukelt sich auf seinem Stuhl, oder die Haare sind verruschelt, nicht glatt genug rc. rc.

„Etwas eitler könnte mein Töchterchen schon sein," predigt Mama, „und könnte überhaupt ihre Gedanken mehr zusammennehmen."

Ich möchte ja auch ein wahrer Ausbund von Ordnung sein, aber weiß der Kuckuck, weßhalb die guten Vorsätze immer gerade dann, wenn man die Probe auf das Exempel machen müßte, machen möchte — aus dem Gedächtniß futsch sind! — Und nun gar, wenn es sich um die dummen Kleidaschen handelt, alles was — wie Kragen, Schürzen, Hüte — sich so leicht verschiebt, schief sitzt, weil man sich nicht prüfend vor den Spiegel stellt. Wenn man mir doch blos einen Sack überstülpen wollte — mit drei Oeffnungen für Kopf und Arme — dann wäre uns allen geholfen, und zum Laufen und Klettern hätte ich's so riesig bequem. Es ist doch zu famos, auf Bäumen zu sitzen, besonders um die Zeit, wo die Aepfel anfangen reif zu werden. Ich liebe Therenhof ja viel, viel mehr als Reppküll — wo die Gegend ohne Berge mir so reizlos erscheint — aber prachtvolle Aepfel giebt es hier, das muß ich sagen — Suisleper und Birnäpfel, die ganz durchsichtig klar

werden. Todtessen kann man sich daran, und sie schmecken frisch vom Baum am schönsten.

Einen Tag später.

Die Geburtstagsfeier verlief sehr hübsch. Wir weckten Pappi mit einem Ständchen. Die Kleinen hatten Verschen ausgelernt. Von den erwachsenen Geschwistern kamen Briefe, und unser Livone war auf drei Tage von Dorpat herüber gefahren, um zugleich die Schnepfenjagd zu genießen.

Zu Mittag erschienen einige Nachbarn, der Pastor und Doctors. Nachdem man sich ordentlich satt gegessen, ging man im Hof und in Ställen herum, denn was soll man sonst mit seinen Gästen anfangen, die doch wenigstens vier bis fünf Stunden bleiben, um ihre Pferde abzufüttern.

Endlos von Landes- und anderer Politik — von Kirchspielsangelegenheiten und Wetteraussichten können die Herren doch nicht sprechen, und für Papas Anglervieh interessirt sich alles, wenn er hier auch noch lange nicht so schöne Thiere stehen hat, wie im Therenhofschen Stall. In Therenhof war es überhaupt viel leichter, die Gäste zu amüsiren. Da giebt es Treibhäuser, einen Park, großen Garten, den Faselstall, die berühmte Schweinezucht. So trimmelte man sich bis zum Abendessen durch, und danach setzten sich die alten Herren an ihre Karten, und wir musicirten mit der Doctorin und unserem jungen Nachbar Ecken, der sehr hübsch Cornet à piston bläst und überhaupt ein famos kluger Junge ist, mit dem man sich fein unterhalten kann. Er kann auch mordsmäßig gut Reiten, Tennisspielen, Schießen — und das gefällt mir an einem Herrn.

Zum Schluß setzten wir uns — Mama hatte mir erlaubt bis Mitternacht aufzubleiben! — im Balconzimmer um den großen, runden Tisch und spielten Betrug-Schweinchen, schwarzen Peter, und es war furchtbar lustig! Mama kam auch dazu, und als Miß einen Schnurrbart bekam, lachten wir uns zum Kringel.

Es gab auch Naschwerk, Kuchen und Limonade — für die Großen Punsch, den ich nicht ausstehen kann — und so war es ein wunderschöner Tag und ein amüsanter Abend. Und als ich im Bett lag kam Mama zu mir und sagte, sie habe sich tagsüber recht an ihrer Thekla gefreut, die sich manierlich betragen und ihr ganz nett bei dem Unterhalten der Gäste geholfen habe. Dann gab sie mir einen zärtlichen Kuß und mir wurde zum Ueberschnappen wohl und leicht ums Herz, und ich bat den lieben Gott mir zu helfen, alle meine guten Vorsätze auch wirklich auszuführen! — Es ist zu schön, wenn Mama zufrieden ist!!

* * *

„Wai! wie schrecklich lang sind vier Wochen!“ jammert es im Reppküllschen Kinderzimmer.

„Ist ein Monat immer so lang?“ echoet ein anderes Stimmchen. „Kommt denn Palmsonntag niemals?“ klagt ein drittes, und Mademoisellchen muß trösten und beruhigen: „Bald, bald ist es so weit.“

Endlich ist die Frist abgelaufen, welche die Geduld des Therenschen Nachwuchses auf solche harte Probe gestellt — der Tag der Abfahrt naht heran. Ueberall stehen schon die Koffer und Reisekörbe halbgepackt. Die Kinder wissen sich nicht zu lassen vor Aufregung, und die Erwachsenen haben alle Mühe, die unermüdlichen Fragen der Plappermäulchen in Zaum zu halten.

Dazu schleppen die kleinen Herrschaften von allen Seiten Dinge und Spielsachen heran, die ihrer Meinung nach „unbedingt mitkommen müssen!“

„Aber, Dickerchen,“ — diesen Liebesnamen trägt mit voller Berechtigung der jüngste Sohn des Hauses, der siebenjährige Fritz, „ein Schaukelpferd kann ich doch nicht in einen Sitzkasten packen. Das arme Thier sieht überhaupt schon so ramponnirt aus — das kann sich hier so gut bis zum Herbst ausruhen.“

„Dann nehme ich wenigstens den Schwanz mit — Felix braucht immer soviel Krollhaar für seiae Scalps."

Gesagt, gethan! — Ehe die Bonne es hindern kann, steckt er den traurigen Rest dessen, was noch zu Weihnachten eiu stolzer Pferdeschweif war, in seine Tasche.

„Alle meine Puppenkinder müssen aber ganz bestimmt mitkommen," behauptet höchst kategorisch Mia, ein Blondkopf von elf Jahren.

„Sie wollen auch Sommergäste in Therenhof sein! — Und hier im großen Tschemodan ist noch so viel Platz."

Die größte Anziehungskraft jedoch übt der Stall aus, wo die Equipagen geschmiert und in Stand gesetzt werden, ein Coupé, eine Kalesche und ein großer sechssitziger Reisewagen, von den Kindern die „Arche Noah" benannt.

„Kutscher zu sein das muß doch das Herrlichste sein!" vertraut, im Brustton der Ueberzeugung, das Dickerchen seinem, um einen Kopf größeren, aber eben so stämmig und gesund aussehenden Bruder Felix an, der seinerseits mit einem empörten: „Pfui nein! Ich möchte Indianerhäuptling werden! Das wäre viel schöner!" seinen Standpunkt dem Leben und der Zukunft gegenüber feststellt.

Am Vorabend der Reise wird über die Platzfrage debattirt.

„Zu transportiren sind das Elternpaar, Miß und Mademoiselle, sechs Kinder und Bonne — summa summarum elf!" zählt Herr von Theren auf.

„Und als Aequivalent an Plätzen haben wir auch elf, plus drei neben den Kutschern für den Diener und die Kammerjungfern. Also das stimmt."

„Aber die Hunde, Papa. Du vergißt die Hunde," ruft Mia mit wichtiger Miene.

„Richtig! Einige von den Lieblingsquadrupeden

werdet Ihr natürlich mitschleppen wollen, aber die können ja so gut mit der Fuhre gehen."

„Ach, Papachen, nein." „Bitte, nicht mit der Fuhre!"

„Besser mit uns," fleht es im Chor.

„Welche von den kleinen und großen Kötern sollen es denn sein?"

„Brosi — Fix — Piccolo — Heros — Muff!"

„Warum nicht gar noch der Viehhund Lahz, damit wäre die respectable Zahl eines halben Dutzends erreicht. — Nein, Kinder, das gäbe ja eine Heidenwirthschaft. Wir müssen doch unterwegs in Sessen nächtigen. Da kriegen Trostberg's notorisch den kalten Schlag über solch eine Invasion. Wenn Ihr Euch nicht entschließen könnt, Eure Herzen auf ein paar Monate von der Hundewelt zu trennen" —

„Aber Papa!" kommt es ganz vorwurfsvoll von den rosigen Lippen.

„So muß ein Theil mit der Fuhre gehen."

„Fix kann gehen," schreit Mia, „aber nicht Brosi."

„Natürlich, weil das Dein Hund ist, aber Fix ist mein Hund, den lasse ich nicht mit der Fuhre gehen," fährt Felix empört auf.

„A—a—ber — a—a—a—b-b—e—r," Mia sitzen die Thränen immer sehr locker und sie schluchzt fast.

„M — a — a — x — ha — t — m — i — r doch Bro—oo—si — si an—ver—traut, un—un—d wenn...."

„Ruhe, Kinder, keine Plinzerei. Mama wird über das Mitnehmen bestimmen und entscheiden und damit Punktum."

Da klammert sich auch schon klein Lillychen an den Schooß der Mutter.

„Ich Kaninchen mitnehmen, und Katzchen — und — und Schafchen —"

„Ach, Himmelchen, nun noch ein Schaf!" sagt mit so komischer Intonation das Dickerchen, das alles in lautes Gelächter ausbricht.

Herr von Theren wischt sich die Lachthränen aus den Augen.

„Das wird ja die richtige Menagerie. Willst Du, Berthachen, nicht ein paar Ferkelchen auswählen? — und ich steuere ein paar Angler Kälber zu — das entspräche ja dann ganz der Arche Noah. Komm her, Mauschen, kleines Dummchen, und laß Dir einen Kuß geben für Deine Vertrauensseligkeit. Katzchen und ein hübsches, weißes Lammchen sollst Du in Therenhof bekommen. Vergeßt nicht, daß wir dieses Jahr dort nur Sommergäste sind. Im nächsten April könnt Ihr alles mitnehmen, was da kreucht und fleucht, und woran Euer Herz hängt. Da zieht Max hier ein, als Besitzer, und wir kommen nur zu Besuch zu ihm! — Aber jetzt weiter im Text. Ich denke, Du, Frauchen, fährst mit Miß Mabel im Coupé mit den vier Rappen, und die Kanarienvögel müßt Ihr auch mitnehmen, oder statt dessen Miachen, wenn Dir das besser paßt. In den Therenhofschen Reisewagen packen wir all das Kroppzeug, unter Aufsicht von Mademoiselle und der Wärterin, und vorgespannt werden die braunen Esthenklepper..."

„Bitte, Papa, laß mich die kutschen," unterbricht Ulrich.

„Warum nicht gar die jungen, fünfjährigen Schimmel, die an die Kalesche kommen?"

Ostentativ setzt Herr von Theren sein Pincenez auf und mustert mit kritischem Blick seinen Sohn, der über seine eigene Kühnheit ganz roth geworden ist. Dann fragt er gutmüthig ironisch:

„Sage mal, bist Du eigentlich noch Ulrich von Theren, Quartaner in Birkenruh, oder bist Du über Nacht ein Dachs geworden, weißt Du von der Sorte, die man Frechdachs nennt?"

Das offenfreimüthige Knabengesicht färbt sich noch dunkler.

„Aber — Thekla hat doch auch schon mit vierzehn einen Viererzug....“

„Ja, und sogar mit fünfzehn Jahren dabei ihren Eltern das Leben gerettet. Aber erstens bist Du, mein Lieber, noch nicht vierzehn, und zweitens ist Deine Schwester eine Ausnahme. Sie hat die beste Kutschhand, die ich je bei einer Dame gesehen.“

Jetzt ist an Thekla die Reihe zu erröthen, aber vor Freude und Stolz. Das Erlebniß, auf welches der Vater angespielt, hat sich auf einer Fahrt nach Riga zugetragen.

Auf dem Bock des Coupés sitzend, hatte sie, als bei einem steilen Berge der Kutscher die Macht über seine feurige Tschetwerka verlor, ganz kaltblütig in die Zügel gegriffen, und was die harten, schwieligen Männerhände nicht vermocht, war dem Druck der weichen Mädchenfinger und dem Zuruf der freundlichen Stimme gelungen — die reißausnehmenden jungen Pferde hatten sich gleich beruhigt, und als man die scharfe Biegung unten bei der Brücke erreicht, war die Gefahr vorüber.

„Thekla's Heldenthat,“ hatte Ulrich selbst damals die vielbesprochene Episode betitelt.

„Nein, mein Jung, für dieses Mal krieche Du nur auch in die Arche Noah.“

„Ach, mir wird von dem Ledergeruch in dem alten Kasten immer so gräßlich übel.“

„Na, dann sitze zu unseren Füßen in der Kalesche, oder tausche den Platz mit Thekla's Jungfer. Sie kann im großen Reisewagen sitzen, Du neben dem Stallmeister. Doch jetzt marsch in's Bett, ihr Krabaten — morgen muß man früh aus den Federn.“ — —

„Die Equipagen sind vor!“ meldet ein Diener.

„Hurrah! wir fahren sechsspännig!“ jubelt Fritzchen, und tanzt auf einem Bein auf der Vortreppe umher. „Wai, ich bin zu froh — ich muß schreien!“

„Das sind aber nur Klepper — wir aber, im Coupé,

fahren mit den Stallpferden!" trumpft Mia dagegen auf, wie um sich selbst zu trösten.

„Ach was Stallpferde! die gehen nur bis zur Station und da bekommt Ihr alte Postgäule. Wir aber fahren vierzig Werst durch, hat Papa gesagt, und morgen auch mit den Sechsen bis Smiltekrug, wo schon Therenhofsche Arbeitspferde entgegen sein werden."

„Na, Kinder, vorwärts, schachtelt Euch mal erst ein," kommandirt mit seiner Stentorstimme Herr von Theren.

In der Mitte der Fünfziger stehend, mit gutmüthig blickenden Augen, in einem von graublondem Vollbart umrahmten Gesicht, ist er ein Bild stattlicher Männlichkeit. Von hohem Wuchs, breitschultrig, lehnt er an der Hausthüre und giebt dem Verwalter noch allerlei letzte Weisungen.

„Wegen des Umbaus der Oefen und der Reparatur in der Küche wissen Sie ja jetzt Bescheid, Semmel, und das neue Dach über dem Viehstall haben wir ja auch genau besprochen. Wenn Ihnen etwaige Zweifel und Bedenken aufsteigen, so schreiben Sie nur ausführlich. Im Uebrigen komme ich Ende Juli jedenfalls selbst auf ein paar Tage her. Und nun auf Wiedersehen und Gott befohlen!"

Er nimmt seinen Platz, neben Thekla, im letzten Wagen ein.

„Fertig?" fragt er zu den vorderen Equipagen hin, wo die Wirthin und die zurückbleibenden Hausleute sich von der wegfahrenden Herrschaft mit Handküssen verabschieden.

„Fertig!" erwidert Frau von Theren, und „Fertig!" „Fertig!" echoen ein paar Stimmchen aus dem Innern der Arche Noah!

„Lassa laia*)!" Das gilt den Rosselenkern, und die Gespanne setzen sich in Bewegung.

* * *

*) Fahr zu.

Vorfrühlingsstimmung überall. So blau lacht der Himmel. Gelöst des Winters harte Fesseln.

Der See glitzert im Glanz der Morgensonne. Noch ragen schwarz und unbelaubt die Bäume und Sträucher in Garten und Park, aber die Vögel zwitschern und jubiliren in den Zweigen, die warmer Aprilwind leise schaukelnd wiegt. Und herber Duft von Erde, von keimendem, sprossendem Leben erfüllt die Luft! — — —

Arm in Arm stehen Herr und Frau von Theren auf der Veranda des Therenhofschen Hauses, grüßen mit frohen Augen die vertrauten Stätten. Und ihre Seelen sind voll Preis und Dank. Hierher, auf die ererbte Scholle hat, vor mehr als fünfundzwanzig Jahren, Hans von Theren, Bertha von Dohmen, sein junges Weib als Hausfrau geführt. Hier haben sie empfangen und getragen, was ihr Eheleben ihnen an Lust und Leid bescheert. Alle ihre Kinder haben in Therenhof das Licht der Welt erblickt — ein reiches Schaffensfeld, ein großer Wirkungskreis hat sich ihnen erschlossen. An trüben Erfahrungen, bitteren Enttäuschungen, Prüfungen und Herzeleid hat es auch auf ihren Wegen nicht gefehlt, aber in Demuth sich Gottes Rathschlüssen unterwerfend, haben sie sich den Gang durch die dunklen Thäler der Trübsal, der keinem Erdenpilger erspart bleibt, nicht durch Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit noch schwerer gemacht — Hand in Hand, immer wieder die sonnigen Höhen zufriedener Weltanschauung zu erreichen und zu behaupten gewußt, als lebensfrohe, zukunftsgläubige Christen. „Festes Gottvertrauen und unentwegter Muth, das sind des Landwirths Stab und Stütze.“ Nach dieser Maxime hat Hans von Theren unermüdlich thätig gelebt und gestrebt — eine treue, hingebende Gattin, aufopfernde und liebevolle Mutter hat an seiner Seite Bertha von Theren ihre Pflichten erfüllt, und Gott hat Segen und Gedeihen gegeben. Von fünf Töchtern und sechs Söhnen, die ihnen der

Himmel geschenkt, ist nur eine, die zweitälteste Tochter Elisabeth, den Ihrigen entrissen, an einem zehrenden Fieber langsam dahingewelkt, in Trauer um den im Duell gefallenen Jugendfreund, Gebhard Rehburg.

Da wo jenseits des Sees, unweit der Kirche, die dunklen Tannen ragen, schläft sie den ewigen Schlaf. Zehn blühende, gutgeartete Kinder sind ihnen geblieben, wachsen auf in einer Atmosphäre gesunder Behaglichkeit und heiterer Gemüthlichkeit, in der aber auch den Pflichten nie Abbruch geschieht. „Entbehre nicht — vergeude nicht," citirt Frau von Theren oft, und nach diesem Mahnwort lebt man in Therenhof. Weder unnützer Luxus, noch falsche Sparsamkeit! Luft, Bewegung, kräftige Nahrung für den Körper. Tüchtige Lehrer, gute Schulen, Anregung für den Geist. Interesse an allem wurde geweckt, Talente entwickelt, Liebhabereien mit Verständniß getheilt. Keine übertriebene Strenge, aber feste Hausregeln. Ungehemmt durften die Anlagen sich entfalten, aber immer hinter der Freiheit, die ihnen gelassen wurde, fühlten die Kinder den Zügel, der erinnerte, daß, für Groß und Klein, Selbstbeherrschung Zweck und Ziel jeder Erziehung bildet — Selbstzucht, zu der man in der Kindheit ermahnt wird, und die man aus eigener Erkenntniß zu üben hat, wenn das Gewissen genügend geschärft.

Und die Elternherzen dürfen hoffen, daß aus ihren, nach solchen Principien geleiteten Sprößlingen, zielbewußte, leistungsfähige Persönlichkeiten hervorgehen werden, sich selbst und der Menschheit zu Nutz und Frommen.

Schon ist mancher von den jungen Vögeln flügge geworden, kehrt nur noch als Gast in das Vaterhaus zurück. Adele, die älteste Tochter, ist an Arnold von Astenau verheirathet, einem tüchtigen, ehrenwerthen Mann, der in Petersburg seinen ärztlichen Beruf nachgeht. Marie hat vor zwei Jahren Axel von Rehburg

das Jawort gegeben, lebt als glückliche, junge Mutter mit ihm in Riga. Die ältesten Söhne haben ihre Studien beendigt, weilen — Max in Ostpreußen, um sich landwirthschaftliche Kenntnisse anzueignen, Lionel in Paris, um sich für die diplomatische Carrière in den Sprachen zu vervollkommnen, und Adalbert treibt Jura in Dorpat. Ulrich ist Gymnasiast, über die Jüngeren aber breitet Vater- und Mutterliebe noch sorgend die Fittiche. Doch bald, mit Sommersanfang, naht die Zeit, wo sie auch die Uebrigen um sich versammeln werden, und in froher Erwartung schlagen die alten und jungen Herzen der Wiedersehensstunde entgegen.

Fester legt sich Herrn von Theren's Arm um die noch jugendlich schlanke Gestalt seiner Frau. Sie verstehen sich so gut — fühlen mit einander, auch ohne viele Worte.

Frau von Theren's Hand sucht die ihres Mannes, und sie lehnt den Kopf an seine Schulter.

„Bist Du sehr glücklich wieder hier zu sein, Berthachen?"

„Unaussprechlich, mein Hans."

Da kommt es um die Ecke des Hauses gelaufen, mit hellem Jauchzen und jubelndem Lachen. Belltöne mischen sich darein.

Von einer Spitzhündin umsprungen, eilt Thekla flink die Balcontreppe hinauf, und sich auf der obersten Stufe niederlassend, entleert sie den Inhalt ihrer Schürze zu den Füßen der Eltern. Da kribbelt und krabbelt es gleich nach allen Seiten. Schneeweiße Welpen, noch täppisch und unbeholfen, aber reizend mit ihren molligen Körperchen, den klugen, schwarzen Aeuglein und den kurzen Pürzelchen, die, unter der krauenden Hand, doch schon freundlich zu wedeln verstehen.

Bald den einen, bald den anderen hätschelnd, läßt Thekla ihrem Entzücken in zärtlichen Ausrufen freien Lauf.

„Na, seht blos die Wonneklöschen! Kann man sich was Zuckrigeres vorstellen? Und so kräftig und gesund. Mama, fühl doch ihre Nordpolnasen! — Und zu brummen versteht Ihr auch schon, Eisbärchen Ihr. Todtknutschen könnte man Euch, wenn es nicht schade wäre."

Es ist ein hübsches Bild, dies strahlend lächelnde Mädchen, welches die rosige Wange in das lockige Fell eines der netten Thierchen drückt, während die anderen sich überkugelnd in den Falten ihres Rockes Versteck spielen, oder an ihr emporklettern.

Die Elternaugen erfreuen sich eine Zeitlang daran, dann meint Herr von Theren lächelnd:

„Nu, Frauchen, ich denke, jetzt wandern wir ab. Ich möchte auf's Haferfeld, wo die neuen Eggen arbeiten, deren Leistungsfähigkeit mir der Sessensche neulich noch sehr rühmte, und dann noch bis Neu-Therenhof, um zu sehen, wie der Roggen überwintert hat. Thekla aber wird sich wohl bis zum Schlafengehen nicht von den Kutzchen trennen, wenn sie sie nicht schließlich sogar in ihr Bett nimmt."

„Das könnte man auch. Sie sind schrecklich appetitlich und rein, viel zu schade für den Stall. Seht doch nur, wie eifrig die Spitzmama sie bearbeitet. Komm her, bist auch ein gutes, liebes Thier — alte Bella!"

Die so Benannte hat sich sachgemäß daran gemacht, immer wieder die Häupter ihrer Lieben zu zählen, und sie unermüdlich wieder glatt zu lecken. Sie braucht keinen Schwamm, um ihren Hundebabies die sorgfältigste Pflege angedeihen zu lassen. Energisch fährt ihre rothe, nasse Zunge über ihre, dazwischen aufmuckenden, Sprößlinge. Mit einer Pfote wird dann der Widerspänstige festgehalten und mit verdoppeltem Eifer geht es über Kopf und Rücken hin und her. Die weiße, runde Wurst wird auch wohl umgedreht und ihre Unterseite ebenso kräftig und gewissenhaft behandelt.

Als die schwarzen Schnauzchen aber noch etwas anderes verlangen als Toilettenkünste, ist sie auch dazu bereit. Von Abhärtung hält sie nichts, weil sie weiß, daß solchen kleinen Erdenkraxlern vor allem Wärme noththut — also legt sie sich in die Sonne, und für ihre stets wohlgefüllten Soxlehts braucht es keine Temperaturmessung — das besorgt in ihrer Küche schon Großmutter Natur.

Sich ungestüm drängend und stoßend sucht sich jedes Hundekind einen Platz — und die Mahlzeit beginnt.

„Ach, ihr armen Süßlinge, nun werdet ihr gestört, aber jetzt müßt ihr wieder zurück in eure Heukiste.“

Und Thekla kramt rasch den, ob dieser Unterbrechung in einer so angenehmen Beschäftigung unzufriedenen und mit Brummtönen opponirenden, Hundenachwuchs in ihre Schürze, und läuft mit den an ihre Eltern gerichteten Worten davon:

„Bitte, geht in den Viehstall voraus. Zu den Kälbern und Ferkelchen müssen wir doch auch. Ich rufe nur die Geschwister — und wir kommen gleich nach. Natürlich wollen wir doch mit Euch alles, alles wiedersehen in dem lieben, lieben Therenhof!“

* * *

Thekla Theren's Tagebuch.

Therenhof, ** April.

Einfach himmlisch ist es, wieder hier zu sein, und wenn man von Miß und Mademoisellchen nicht immer vorgehalten bekäme, daß man mit sechzehn Jahren nachgerade anfangen könnte, ein gesittetes Benehmen zur Schau zu tragen — wie es sich für ein junges Fräulein aus adligem Hause geziemt — so

könnte man vor lauter Glückseligkeit am liebsten den ganzen Tag Ruckerball schlagen und pfeifen — das ist aber auch nicht ladylike! — wie so ein Staar, von denen wieder eine ganze Menge in den Bäumen der Terrasse nisten.

Im Fellinschen Kreise konnte ich mich garnicht so recht einleben, wohl auch, weil ich das Estnische nicht verstehe, und man kommt sich verrathen und verkauft vor in einer Gegend, wo man sich mit dem Landvolk nicht verständigen kann. Hier kennt man doch fast alle Menschen von klein auf, interessirt sich für Groß und Klein, Alt und Jung und alle — Menschen und Thiere — haben uns auch mit solch rührender Freude begrüßt. Die alte Putnemahte küßte in einem fort meinen Aermel und wiederholte immer wieder: „Newareja sagaidit.“ *) — Die treue Spitzhündin jaulte und winselte vor Freude, sprang wie besessen an mir empor, um mir das Gesicht zu lecken, und ihre zuckersüßen Kutzos durfte ich gleich auf den Arm nehmen und knutschen nach Herzenslust, während sie Mademoisellchen, die mit mir in die Stadolle trat, anknurrte und sogar ganz zart, aber doch am Kleidersaum packte.

Das ist sicher, wenn ich mal verheiratet bin, muß ich wenigstens ein Dutzend Hunde haben, und darunter zum mindesten sechs Spitze. Sie sind zu reizend — klug und anhänglich.

Auch Pegasus hat mich erkannt, mein lieber Pegasus! Als ich mit einer großen Schnitte Schwarzbrod in den Pferdestall kam, da wieherte er schon in dem Augenblick, wo ich die Hand auf die Thürklinke legte. Er ist wohl alt geworden, aber noch so ein schönes Thier, und ich bin froh — so froh — der einzig gute Papa hat ihn mir heute geschenkt.

Wir haben alle etwas Schönes bekommen. Mama eine reizende kleine Kalesche. Ulrich seine erste Doppel-

*) Konnte nicht erwarten.

laufflinte und die Krabaten einen Pony mit Anspann und einem Wägelchen, wo alle vier Platz haben. Der Jubel ist groß. Ich möchte überhaupt immer die Arme breiten — und alles umfassen. Nur Marie vermisse ich sehr. Sie konnte sich auch so furchtbar über alles freuen, und wir liefen zusammen zu all den lieben Plätzchen, die voll Erinnerungen sind an unsere Kinderzeit. Ob sie jetzt — mit ihrem Axel — wirklich so voll glücklich ist, daß sie sich in Riga ganz wohl und zu Hause fühlt — sich garnicht entsetzlich zurücksehnt nach Therenhof? Kann einem ein Mann wirklich so ganz das Vaterhaus und alles andere ersetzen? Merkwürdig genug, aber es scheint wirklich, daß es so sein kann! Als Schwager finde ich Axel Rehburg ganz nett, aber ich denke es mir gräßlich, einen Mann zu haben, der ewig, und fast über alles, Witze macht. Man kann doch nicht immer lachen. Mein Mann müßte gehaltvoller sein, mehr ernst und furchtbar klug und tüchtig. So wie unser Papa ist! Das ist überhaupt mein Ideal — mein lieber, guter Papa. Mit Klugen weiß man doch immer was zu reden, mit Dummen aber fühlt man sich gleich selbst um eine ganze Portion blödsinniger — glotzt sich bald blos an, weil einem beim besten Willen nichts mehr zu sagen einfällt. Wir haben so einen Nachbarn, Herrn von Treuenberg. Man möchte am liebsten immer davonlaufen, wenn sein Viererzug vor's Haus fährt. Er soll aber fabelhaft reich sein — sagen die Brüder. Schade, daß er sich für sein vieles Geld nicht irgendwo ein bischen Gehirnfüllsel kaufen kann. — Wai, da schlägt es schon neun! — und ich habe Mama versprochen Punkt neun Uhr schlafen zu gehen, ohne daß mich noch Jemand erinnert. Ich soll es jetzt aus eigener Verantwortung thun! Ich fürchte, das wird eine kniffliche Sache werden — das mit der „eigenen Verantwortung.“ —

* * *

Thilde Rehburg's Tagebuch.

Der 28. April — Tante Rickchen's Todestag!

Wie gerne wäre ich heute auf dem Kirchhof in Ruhensee, um Blumen auf ihr Grab zu streuen, aber die Umstände gestatteten mir nicht hinzufahren. So kann ich daran nur in Gedanken verweilen und in Treue und Anhänglichkeit einen unverwelklichen Kranz liebender Erinnerungen dort niederlegen, wo sie sanft ausruht, nach segensreichem Leben. Ihr, zum großen Theil ihr, haben wir es zu danken, daß unsere Kindheitsjahre in Ellernbach so schön, so wunderschön waren!

In aufopferndster Weise, sich voll und ganz der übernommenen Pflicht widmend, suchte sie uns Schwestern, Martha und mir, die Mutter zu ersetzen, die wir so früh verloren, daß ich nur eine letzte Erinnerung an sie habe, wie sie so bleich und still in ihrem Sarge lag, umgeben von hohen Blattpflanzen und überstrahlt von vieler Kerzen Licht. Bisweilen zog es wohl wie leises Sehnen durch unsere Herzen, wenn wir andere Kinder sich an ihre Mütter schmiegen sahen, aber ein eigentliches, bewußtes Vermissen haben wir nicht gekannt. Auch mein Vater umsorgte uns mit verdoppelter Güte, that alles, was er uns an den Augen absehen konnte, als wolle er uns entschädigen für die uns von Gott versagte Mutterzärtlichkeit.

Mit heißer, bewundernder Liebe hingen wir an ihm, und seine ritterliche Art und Weise, die sich auch seinen Töchtern gegenüber nie verleugnete, — sie ist mir Maßstab und Vorbild geblieben für den Inbegriff echter Männlichkeit und adligen Wesens, im besten Sinne des Wortes.

Es war in ihm der volle, große Charme des wahren Aristokraten, dies undefinirbare Etwas, dessen Wirkung

und Einfluß sich wohl kaum Jemand entzieht, dem es je in reinster Form entgegentrat.

„Noblesse oblige." In jeder Beziehung entsprach Papas Wesen dieser Forderung. Onkel Eberhard-Derbiten's Art und Weise erinnert mich immer wieder daran — er und Papa waren ja Zwillingsbrüder! — und auch Vetter Gebhard hatte es an sich, wie keiner von den anderen Rehburg's in der alten und jungen Generation. Auch in ihm war ein Abglanz von dieser inneren Vornehmheit im Denken und Handeln, in der Gesinnung, diese instinktive Abneigung gegen alles Kleinliche, Engherzige, Niedrige und Gemeine, die allein den seiner Standesvorrechte würdigen Edelmann kennzeichnet, ihn zu einem berechtigten Vertreter einer privilegirten Klasse macht.

Gebhard's frühen Tod, in dem unseligen Duell mit einem skrupellosen Gegner, wird man auch nie verwinden. Mit ihm ist einer dahingegangen, der geschaffen schien leuchtendes Beispiel zu sein für unsere ganze livländische Jugend, die auch an dem Zeitübel zu kranken beginnt — Mangel an Idealismus, an Begeisterungsfähigkeit für hohe, große Ziele. Ich habe es oft von Gebhard sagen hören — „Zu ideal!" „Zu gut für diese Welt!" und doch war er eigentlich nur so, wie man in seinen Jahren sein müßte, ein liebevoller Sohn, ein guter Bruder, ein treuer Freund und der Jugend starkes Wollen und Streben verkörpernd. Der hoffnungsvolle Trieb am Stammbaum eines edlen Geschlechts, nach allen Seiten hin werth des Namens, den er trug, der Stellung, die er in seiner Heimath einzunehmen bestimmt war. Reiche Gaben aller Art hatte die Natur ihm verliehen, und er war gewiß berufen, durch die Macht seiner Charactereigenschaften großen Einfluß zu gewinnen und auszuüben auf seine Umgebung — aber zu ideal!? — Nein, das gebe ich nicht zu. Traurig wäre es um die Zukunft der Menschheit bestellt, wenn

sich in ihr solche Persönlichkeiten nicht mehr finden sollten —Elitenaturen, die etwas anderes kennen, als nur sich selbst, und für die der Kodex des Edelmenschen gilt, der Kodex, in dem einer der schönsten Paragraphen lautet: „Nicht die Rechte, die Jemand ausübt, sondern die Pflichten, die er sich auferlegt, geben ihm den Werth."

Ein großer Livländer hat das Wort geprägt, und es war der Wahlspruch meines Vaters.

Er lebte ihn uns vor in Wort und That, in Beispiel und Ermahnung.

Martha zählte vierzehn, ich dreizehn Jahre, als wir ihn verloren! Bei einem Ritt geschah das furchtbare Unglück. Sein Pferd brach durch eine morsche Brücke, und unser lieber Vater wurde aus dem Sattel — gegen einen Grenzstein geschleudert! — — Es war zur Zeit der Parforcejagden, die Anfang September in unserer Gegend stattfanden.

Noch durften wir sie nicht mitreiten, aber es war immer solch spannungsvolle Zeit für uns, wenn die Jagdsaison begann und auf den weiten Stoppelfeldern die rothbefrackten Herren dahinflogen, hinter den flüchtenden Hasen her.

Besonders zu Pferde war Papa eine bildschöne Erscheinung, und so habe ich ihn lebend ja auch zum letzten Mal gesehen!

Goldige, sonnig-klare Septembertage, buntgefärbtes Herbstlaub, sie sind für mich unzertrennlich verbunden mit dem Erinnerungsbilde, da man ihn uns in's Haus brachte, schwerathmend — ein Sterbender. Das Bewußtsein kehrte nicht wieder zurück, und in der Nacht hatte er ausgelitten. Schluchzend knieten wir an seinem Lager, immer wieder die kalte Hand mit Küssen bedeckend, die niemals mehr liebkosend über unsere Scheitel gleiten würde. Jetzt waren wir ganz verwaist! — —

Zu diesem schweren Leid gesellte sich bald ein anderer, herber Kummer. Unser liebes Ellernbach wurde verkauft. Im April des folgenden Jahres mußten wir es für immer verlassen! Jahrelang habe ich Heimweh danach gehabt, brennendes Heimweh! — — Und auch jetzt noch packt mich bisweilen die Sehnsucht, das Verlangen, dahin zurückzukehren, so übermächtig an, daß ich tagelang die Erinnerung daran nicht los werde!

Ich sehe alle die lieben Wege und Plätzchen, wandere durch die vertrauten Räume, höre die Uhren schlagen und die Thüren gehen. — Und jetzt dürfen Andere da schalten und walten, und alles, was Papa gehegt und gepflegt, die Bäume, die Mama gepflanzt, und die er so liebte, sie geben Fremden ihren Duft und ihren Schatten! Darum verstehe ich Tante Ina so gut in ihrer unstillbaren Sehnsucht nach ihrem verlorenen Besitzthum, dem Erbgut, wo sie geboren, — die glücklichsten Jahre ihres schwergeprüften Lebens verbracht hat, und an dem sie hing mit allen Fasern ihres Herzens. Und das Erbe ihrer Söhne sollte es sein! Nur einmal haben wir davon gesprochen, aber nie werde ich den Ausdruck ihres Gesichts, den Klang ihrer Stimme vergessen, als sie es fast feierlich sagte: „Heilig, dreimal heilig die Heimatherde, die heimathliche Scholle. Fest müssen wir in ihr wurzeln, immer mehr und mehr verwachsend mit ihr, und glücklich der, welcher auf ihr wirken und schaffen kann!

Gewiß, jeder Beruf ist gut und edel, der mit voller Anspannung des ganzen Menschen geübt und erfüllt wird, aber von jeher habe ich den am höchsten gestellt, der uns in lebendigen Zusammenhang bringt mit dem, was der Born ist alles Seins — der freien Gottesnatur in ihrer Ursprünglichkeit und Ewigkeitskraft. Aber da gilt es nicht nur seine Furche ziehen, seine Saat säen — sich sein Recht nehmen an den Kräften der Erde, um für des Lebens Nothdurft zu sorgen — es gilt

noch viel mehr! Auch hier seine Arbeit vergeistigen, wie man es bei jedem Tagewerk müßte — inneres Leben fördern, andere Schätze sammeln, immaterielle!! —

Heimathliebe soll erwachsen, so starke, daß man sich nicht mehr lösen mag von dem Fleckchen Erde, das man sich zu Besitz genommen, um eigenen Grund und Boden unter den Füßen zu fühlen — einen festen Ruhepunkt in der Flucht der Zeiten und der Geschehnisse.

Gottesfurcht muß im Herzen wohnen, Gottvertrauen — sich gründend auf felsenfester Zuversicht, daß eine himmlische Macht, deren Gesetzen die ganze Schöpfung unterworfen, wie sie Regen und Sonnenschein spendet irdischen Fluren, auch unser Menschenschicksal mit liebenden Vaterhänden regiert, und Zukunftsglauben -- hoffnungsfreudiger, soll immer neue Kraft und Arbeitslust geben zu stetem Schaffen und Streben für Kind und Kindeskind."

Und hinter ihren Worten fühlte ich den nie schlummernden Schmerz, das immer nagende Weh um den Verlorenen, der nicht solch ein Sohn seiner Heimath sein würde, sondern, gepackt vom Sturm, in die brausenden Strudel des Lebens gerathen — herausgewirbelt worden an einen fernen, fremden Strand, wie ein entwurzelter Baum!

Wo er jetzt wohl weilen mag, wenn er noch lebt, Vetter Ewald. Ich sah ihn nur einmal, gerade an dem Jagdtage, wo Papa den Todessturz machte, und ich habe die Erinnerung an eine hohe, schlanke Gestalt, größer als Erich's, an einen tiefbrünetten Kopf, mit so eigenthümlichen Augen, vor denen wir dumme Mädels Angst hatten, obgleich wir selbst nicht wußten, was uns darin mißfiel.

Nie spricht Tante Ina seinen Namen aus, aber der Gedanke an ihn verläßt sie nicht. Einmal fragte ich Erich, ob man, da sein Tod nicht gemeldet, auf keine Weise etwas von seinem Aufenthaltsorte erfahren könne.

Seine Augen flammten auf in lodernder Empörung.

„Ich hoffe, daß ich keinen Bruder mehr habe, denn wenn er am Leben, seit Jahren seine Mutter sich verzehren ließe in Sehnsucht nach Nachrichten von ihm, und keine Bitte um Verzeihung zu finden gewußt, so wäre das, von all dem Schlimmen, das er begangen, die unverzeihlichste That.

Alles was von unserer Seite an Nachforschungen angestellt werden konnte, ist längst versucht worden, seine Spuren aber haben sich immer wieder verloren, vielleicht — weil er sich nicht finden lassen wollte und wohl auch seinen Namen geändert hat."

„Warum mußte er fort?"

Strenger wurde der Ausdruck in Erich's Gesicht, und voll Bitterkeit klang es aus seiner Stimme, als er antwortete.

„Er mußte nicht gerade — er ging, weil er ein Egoist und Eigenwilliger, sich lieber seinen Verpflichtungen entzog, als in Arbeit zu sühnen, was er in sträflichem Leichtsinn verbrochen. Seinetwegen haben wir alles opfern müssen — Besitzthum, Vermögen, Stellung, Ruhe und Glück! — Meinen Vater hat der Schlag vor der Zeit zum Greise gemacht, — er hat den Zusammenbruch aller seiner Hoffnungen nur um paar Jahre überlebt. Und seiner Mutter hat Ewald, so lange ich denken kann, eine stete Sorge zu tragen gegeben — denn schon als Knabe fügte er sich in keine Disciplin! — später einen Gram, der ihr fast das Herz brach, und der ihre Gesundheit für immer untergraben hat. Ich selbst — — aber bitte, Thilde, laß uns nicht viel an dieses trübe Thema rühren. Von Jugend auf habe ich so schwer unter all den unseligen Verhältnissen gelitten, die er heraufbeschworen, und auch jetzt, als gereifter Mann, der die Versuchungen des Lebens kennt, finde ich keine mildernden Umstände für seine Handlungsweise! — — Möge der Himmel ihm verzeihen, ich vermag es nicht!"

Armer Erich! Wie viel Schweres hat er schon durchlebt. Wie wund ist seine Seele! — — Aus tiefstem Herzensgrunde bete ich oft für ihn — der liebe Gott möge ihm Frieden und Glück schenken! —

* * *

Thekla's Tagebuch.

** Mai.

Hurrah! Ferien! — — Drei Monate Ferien. Es war auch höchste Zeit. Bei dem schönen Maiwetter hinter Lernbüchern zu sitzen und sich mit Kalligraphie und Arithmetik und wie all das Gräuel noch heißt, abquälen zu müssen, machte einen ganz kribbelig.

Am Vormittag muß ich freilich noch meine Tonleitern üben und abwechselnd je eine Stunde englische, französische und deutsche Litteratur treiben, aber das ist noch auszuhalten, da ich für schöne Gedichte schwärme. Und dafür darf ich Abends eine Stunde später schlafen gehen, und das ist herrlich. Ich stehe schon vor sieben auf, aber natürlich ist der Tag — so lange er auch im Sommer bei uns ist — noch immer zu kurz für alles, was man in ihn hineinpressen und genießen möchte. Alles ist so himmlisch amüsant, daß man eigentlich nicht recht weiß, was am schönsten ist — Reiten, Kutschen, Tennisspielen, Croquet, Pas de Géant-Laufen, Segeln, Spazierengehen.

Lesen will man doch auch ein Bischen und ich habe eben ein so furchtbar spannendes Buch vor, daß man sich garnicht davon trennen kann. Da habe ich mir unten im Park, am See, auf einer alten Weide, einen patenten Leseplatz eingerichtet. Es ist nicht ganz leicht hinaufzugelangen, aber hat man sich erst um einen Ast herumgeschwungen, dann ist da eine Gabelung, in der man sogar liegen kann. Mama hat mir erlaubt ein altes Sophakissen zu nehmen — damit polstere ich

mir die Sache aus — dann habe ich mir ein Brettchen so angenagelt, daß ich mein Buch und meine Arbeit hinlegen kann.

Neulich wollte Ulrich auch hinauf, aber da habe ich mich in halber Höhe mit ihm gebalgt, denn das soll mein Kletterbaum bleiben — da lasse ich Niemand heran. Sonst ist Ulrich ein ganz brauchbarer Junge. Wir schießen zusammen in's Ziel und üben uns im Tennis, um doch auch einmal gegen Marie und Lionel, die so unverschämt gut spielen — einen Set zu gewinnen.

Papa hat mir auch erlaubt allein mit ihm zu segeln, aber natürlich nur mit Plaids. Die binden wir mit den Frangen an eine Stange und es geht großartig, selbst bei kleinem Winde. Neulich wurde er aber zum Sturm, als wir ganz weit weg waren, und die Wellen schlugen paar Mal in's Boot, sodaß wir das Wasser ausschöpfen mußten. Da nahmen wir das Segel herunter und ließen uns an's Ufer treiben — spielten Gestrandete! Es war so flach, daß wir durch's Wasser waten mußten, um an's Land zu gelangen. Ich band meinen Strumpf an ein Ruder, und das bedeutete ein Nothsignal — aber natürlich kam Niemand. Und da die Wellen immer höher wurden, und Ulrich das schwere Boot nicht allein hätte zurückrudern können, so schlug ich vor, es längst dem Ufer nach Hause zu ziehen. Wir beluden es noch mit Steinen für den Damm, den wir uns an der Badestelle bauen — und es ging ganz fein. So vergehen die Tage, und man freut sich von einem auf den anderen. Das Sommerleben ist doch zu schön! — —

* * *

„Kinderchen, heute könntet Ihr bis in den großen Wald spazieren gehen, und viele Blumen und allerlei Grün nach Hause bringen, um zum Empfange der Ankommenden die Zimmer recht festlich zu schmücken,“ sagt am Vespertisch Frau von Theren.

„Dürfen wir auch ein Feuerchen anmachen, damit uns die Mücken nicht auffressen?"

„Ja, aber hübsch vorsichtig sein, auf daß nicht ein Waldbrand entstehe." — — —

O selig im Lenz durch heimatliche Fluren zu wandern, wenn alles in Maienwonne lacht. Es dehnt sich die Brust, jeder Athemzug ist froher Daseinslust voll!

Im frühlingsfrischem Kleide prangt die Welt! Wieder erstanden die Wunder der Natur. Das Blatt am Baum, die Blüthe am Strauch, das Gras in Feld und Wiese — zum Leben neu erweckt, strahlen sie und glänzen im Sonnenlicht, und Aug' und Ohr, Herz und Gemüth berauscht sich an Farbe und Schimmer, horcht auf die Stimmen mannigfalt. Wo am Fluß der Faulbaum, blüthenüberstreut, die duftenden Aeste über murmelnde Wasser neigt, singt Nachtigall ihr süßestes Lied.

Trillernd — aus junger Saat — schwirrt die Lerche empor in's goldige Blau. Kuckucksruf erschallt und lockt in Waldestiefen, wo ein Blumenteppich über weichen Waldesboden sich breitet.

Jubelnd ergehen die Therenhofschen Kinder sich darin. Und als hinter zarten Birkenlaubschleiern die Sonne tiefer sinkt, gluthroth — einen schönen Tag verheißend — zieht die ganze vergnügte Schaar heimwärts, mit müden Gliedern, aber rothen Backen und lachenden Augen, die Arme voll Blumen, selig und froh!

Ihren großen Anemonenstrauß als Tactstock schwenkend, kommandirt Thekla:

„Krabaten stimmt an:

„Der Mai ist gekommen,
Die Bäume schlagen aus,
Da bleibe, wer Lust hat,
Mit Sorgen zu Haus."

Lied folgt auf Lied, und so geht es singend durch die Allee in den Hof und vor das Haus, wo, auf der Treppe, sich gerade Frau von Theren in einem bequemen

Korbstuhl ein Weilchen von all dem Kramen und Ordnen erholt.

„Zu schade, Mamachen, daß Du nicht mitkamst! Es war himmlisch schön im Maiglöckchenwalde. Alles wuchert so üppig in diesem Jahre, und wie die Erdbeeren blühen, das ist eine wahre Pracht.“

„Da, Mammi, nimm, dies Immergrün ist für Elisabeth's Bild.“ „Diese Sternblümchen und Veilchen sind für Adelen's Schreibtisch bestimmt.“ „Tante Professor liebt so Katzenpfötchen — da habe ich daraus einen Kranz für ihren Spiegel gewunden.“ Stolz zeigt Miachen ihr Werk.

„Marie bekommt mein großes Bouquet — sie schwärmt ja für Anemonen,“ ruft Thekla. „Wir hatten es heute so abgemacht, jeder von uns müsse für einen der Erwarteten sorgen.“

„Das habt Ihr ja sehr nett ausgedacht! Nun wollen wir gleich die Blumen in Vasen und an ihren Platz stellen. Felix, hole mal recht frisches Wasser von der Quelle.“

Prüfend durchwandert Frau von Theren noch einmal die, für die Anreisenden in Stand gesetzten, Gastzimmer.

Das Gutshaus von Therenhof ist ein großer Bau, im Styl einer Zeit, die unter der Signatur der Gastfreiheit stand, und wo es weniger auf ein prunkvolles Aeußere, als auf bequeme Anordnung vieler hoher, großer Räume ankam, einer Zeit, wo — von ihren heranwachsenden Töchtern unterstützt, die es noch nicht nach Studiren, nach Freiheit und Ausleben auf moderne Weise gelüstete — tüchtige Hausfrauen und practische Gutsherrinnen Truhen und Schränke zu füllen verstanden, mit allem, was man zur Aufnahme der, oft unerwartet und in Schaaren, eintreffenden Verwandten und Bekannten benöthigte. Und aus diesem Reichthum an Kissen, Decken, Leinenzeug schöpft Bertha von Theren,

um die begonnene Arbeit noch vor dem Abendessen zu vollenden.

„Mammi! — Mama! — Man hört schon Postglocken — sie kommen — sie kommen!“

Athemlos meldet es das Dickerchen.

Mit hochklopfendem Herzen steht Frau von Theren auf der Vortreppe.

Ihre Arme sind weit offen, um sie zu empfangen, die Lieben, — die ersten Sommergäste! — —

Ein Coupé und Postkaleschen rollen vor's Haus, und auf die Trittbretter springend, begrüßen Thekla und ihre Brüder jubelnd die Insassen.

„Willkommen in Therenhof! — Willkommen, Mariechen!“ — „Guten Abend, Adele.“

„Hurrah, Professors!“ — — „Hurrah, Prinz Axi!“

„Mamachen, liebes Mamachen!“

Die jungen Frauen umhalsen die geliebte Mutter, küssen ihr die Hände.

„Wie schön, wieder bei Dir zu sein!“

Es folgt allgemeines Umarmen zwischen Groß und Klein.

„Wo ist denn Papa?“

„Auf dem Kartoffelfelde, wo neue Sorten gesteckt werden, — — aber da eilt er schon heran.“

„Guten Abend, Herzenskinder! Küß die Hand, Schwester Aline! Wie geht es, Schwager?! — Wir erwarteten Euch garnicht so früh. Ihr müßt ja prachtvoll gefahren sein?“

„Ja, besonders zwischen Segewold und Ramotzky.“

Wieder folgt Umarmen, Hände- und Wangenküssen, und es ist ein Hin und Her von Fragen, bis die erste Wiedersehensfreude sich gelegt.

„Vorsicht! — Ihr erdrückt mir noch meinen Erbprinzen,“ lacht Marie Rehburg, sich ihren Geschwistern zuwendend. Voller Interesse umstehen und betrachten die jüngeren Theren's den hohen Kinderstuhl, in den

man den kleinen Axi placirt hat — und ganz ernsthaft tippt Fritz auf die Fingerchen, die sich um ein Gummispielzeug gekrallt haben.

„Nun, ist er nicht süß, Euer Neffe?" fragt die glückstrahlende, junge Mutter.

„Ach, er ist ja ganz dumm," erwidert voller Verachtung das Dickerchen. „Ich habe ihm schon gesagt: „Guten Tag — ich bin Dein Onkel! — Aber er antwortet nicht einmal."

Alles lacht! — — —

„Der Respect wird schon kommen, wenn er Dich erst näher kennen lernen wird! Aber jetzt muß der reisemüde Spuhz in's Bett."

Noch lange plaudert man am Theetisch von diesem und jenem.

„Axel läßt Dir die Hände küssen, Mamachen, und Alle grüßen."

„Wann kommt er denn?"

„Zu den Pfingstfeiertagen, und dann, sobald seine Ferien beginnen, Ende Juni."

„Und Dein Arnold, Adèlchen?"

„Ach, mein armer, geplagter Gatte hat wenig Aussicht auf längeren Urlaub, seitdem er, zu allem Uebrigen, die Oberaufsicht in dem Hospital einer großen Fabrik übernommen hat — doch wird er versuchen, sich für den halben Juli frei zu machen."

„Und was hört man von den Brüdern, Papa?" fragt Marie.

„Wann werden die sich einfinden? Max ist ein rechtes Faulthier auf Briefeschreiben, und Lionel zeichnet sich auch nicht gerade durch Federberedsamkeit aus. Nur der brave Adalbert findet, trotz seiner Examensarbeiten, Zeit, mich hin und wieder mit einem „Dorpater Bericht", wie er es nennt, zu erfreuen. Der hat, in richtiger Erkenntniß seiner Geistesgaben, den Juristenberuf gewählt, denn als Richter wird er mehr

als genug zu schreiben bekommen — das sehe ich an Axel."

„Hier ist ja auch eine Epistel von diesem Assessor in spe an Dich, Schwägerin Bertha," sagt, seine Brieftasche öffnend, Professor Dohrenberg.

„Bald hätte ich es richtig verpaßt mich meines Auftrages zu entledigen. Die Grüße sollte meine Altsche übernehmen — die vergesse ich regelmäßig. Ja, ja! man wird schon ganz abgängig. Die trüben Zeiten liegen uns Alten schwer auf den Knochen. — Habe Dir so manches zu erzählen, Schwager Hans. Der politische Landeshorizont verfinstert sich immer mehr und immer bedenklicher! Ich fürchte, wir erleben bald Manches, was auch Deine rosa Brillen etwas umfärben wird."

Der sich so äußert, ist ein hochgewachsener Greis, mit einem klugen, bartlosen Gesicht. Fast ein halbes Jahrhundert eine Leuchte der medicinischen Facultät an der Dorpater Universität, ist Professor Max von Dohrenberg seit ein paar Jahren emeritirt, lebt aber im Winter noch an der Stätte seines früheren Wirkens mit seiner „Eheliebsten", die, eine geborene von Theren, Schwester des Therenhofchen ist.

Tante Linchen, eine rundliche Matrone, mit einem jugendlich rosigen Gesicht, das viel Aehnlichkeit mit dem des Hausherrn zeigt — und Onkel Professor sind Jahr um Jahr stehende Sommergäste in Therenhof, und Groß und Klein hängt mit Liebe und Verehrung an dem ehrwürdigen Paar.

Als Alles zur Ruhe gegangen, sitzen Frau von Theren und Marie noch lange, Hand in Hand, an klein Axi's Bettchen, und Frau Bertha fühlt sich zurückversetzt in die selige Zeit erster Mutterschaft.

„Und nun gute, gute Nacht, mein Herzenskind," sagt sie aufstehend. „Gott behüte Dich und Deinen Liebling! Schlafe wohl und träume süß unter dem

Dach des Vaterhauses. Es ist so schön für Deine alte Mama, daß es Euch beherbergen kann!"

* * *

Faulbaum hat abgeblüht, Flieder öffnet die Dolden, und der köstliche Duft durchzieht Garten und Haus. In großen Sträußen schmückt er die Zimmer, den lang ausgezogenen Eßtisch im Therenhofschen Speisezimmer, wo Stuhl an Stuhl sich reiht, und plaudernd die Hausgenossen Platz genommen haben. Mit tiefer Befriedigung überschaut Bertha von Theren die Tafelrunde, an der, in diesem Sommer zum ersten Male, ihre ganze Kinderschaar vollzählig versammelt ist — Brüder und Schwester, in bunter Reihe, nach guter, alter Therenhofscher Sitte.

Nun braucht ihre Sehnsucht nicht in die Weite zu schweifen, um ihnen nachzuspüren auf ihren Wegen, ihr Herz sich nicht zu grämen und zu quälen, daß eines krank, oder auf falsche Spur gerathen sein könnte, — nun spiegeln ihre Blicke sich in ihrer Kinder strahlendhellen Augen wieder, und sie freut sich an den geliebten Gesichtern voll Lebenslust und Frohsinn. Heiteres Stimmengewirr mischt sich in das Klappern von Messer und Gabeln. Das scherzt und lacht, fragt und erzählt — tauscht Eindrücke aus, schwatzt über Vergangenes und Zukünftiges.

Ein behaglich glücklicher Familienkreis! — Schwägerin und Schwager sitzen ihr zur Seite. Neben der Professorin der Hausherr. Max, ganz der Vater, mit seinem runden, jovialen Gesicht, hat sich Adele zugesellt, die sich von Axel Rehburg, einer dunkelschönen Männererscheinung, zu Tisch hat führen lassen. Gegenüber, zur Linken des Onkels, Marie, mit ihrem alten Schelmengesicht, neben Adalbert, dem Livonen, der etwas müde dreinschaut nach dem arbeitsreichen Semester. Dann der elegante Lionel, im modernsten englischen Anzug — eifrig bemüht, im Ge-

spāch mit Miß Mabel die neuerworbenen Kenntnisse glänzen zu lassen. Weiter unten die gewohnte Corona von blonden und braunen Köpfen, die sich um das, jenen Theil des Tisches präsidirende Mademoisellchen gruppirt haben — alle gesund und lebensfroh!

Und Phantasie zaubert ihr Zukunftsbilder vor die Seele. Immer mehr Sommergäste beherbergen Therenhof's Mauern, und in ihrem Herzen ist immer und immer noch Platz für hinzukommende Glieder der Familie.

Neben den Söhnen die jungen Frauen — neben den Töchtern ihre Gatten, und an den Katzentischen eine neue Generation von Theren's und Sprößlingen anderer altlivländischer Geschlechter.

Und sie — Großmutter! — Weiß geworden die Haare, aber das Herz warm und jung geblieben, in diesem sich stets erneuernden Kontakt mit Kindern, mit Jugend! — Die Therenhofsche Großmama!

Da, über ihr lacht ja schon ein blauäugiges, goldgelocktes Bübchen dem Leben entgegen — ihr erstes Enkelkind! —

Ein stummes Gebet sendet sie zum Himmel, Dank für den reichen Segen, Bitte um Schutz für alle ihre Lieben, und für kommende Zeiten! — —

Warum aber durchschauert es sie, — mit einem kühleren Lufthauch, der durch die geöffneten Fenster weht, als sage leise eine Geisterstimme:

„Dunkel ist die Zukunft, und wandelbar das Glück.“

* * *

Viele Werst weit erstrecken sich längs dem Ufer des Rigaschen Meerbusens — nur durch mehr oder weniger unbebaute Waldpartieen von einander getrennt — die Strandorte Bilderlingshof, Edinburg, Majorenhof, Dubbeln und andere. Sie bilden während der schönen Jahreszeit den beliebten Aufenthaltsort nicht nur für die Bewohner Rigas, der nahegelegenen Haupt-

stadt Livlands, sondern locken Jahr um Jahr Schaaren von Sommerfrischlern aus Nah und Fern an, hauptsächlich aus den beiden Residenzen und dem Innern des Reichs. Eigenen Reiz hat dieser karge, sandige Boden für Tausende und Tausende, und der primitive Zuschnitt der Verhältnisse erhöht den Genuß an dem ungebundenen Leben, erweist sich als Palladium für winter- und stadtmüde Nerven.

Inmitten eines hochragenden Tannenwaldes, von einer Dünenwand gegen kalte Winde und Meeresstürme geschützt, erheben sich große und kleine Ansiedelungen in fast ununterbrochener Reihenfolge. Elegante Villen wechseln ab mit einfachen Fischerhütten, und Reich und Arm kann hier in stärkender Luft Erholung und Kräftigung finden.

Allen rauschen die rothstämmigen Kiefern, rauschen die Wogen der Ostsee das Zauberlied der Sommerwonne und der Sommerlust.

Dampfschiffe und die Riga-Tuckumer Bahn vermitteln den Verkehr nach allen Seiten.

Rehburg's haben sich für die erstere Beförderungsart entschieden, weil sie für die Kranke in jeder Beziehung bequemer ist, als die Benutzung der meist überfüllten Waggons der Eisenbahn, und an dem fast sommerlich warmen Maitage, den sie zur Uebersiedelung an den Strand gewählt haben, ist der Aufenthalt auf dem Wasser ein wahrer Genuß. In rascher Fahrt geht es stromabwärts die Düna hinunter, und nach der staubigen Hitze der städtischen Straßen athmen alle Drei mit tiefem Behagen die frische Brise ein, welche, vom Meere kommend, ihnen entgegenweht.

Bei der Weißen Kirche lenkt der Dampfer in die Mündung der Kurischen Aa ein, und nachdem Bullen passirt, erreichen sie nach kurzer Zeit den Landungsplatz von Bilderlingshof.

Die Maschine der „Undine“ stampft, stoppt, steht.

Die Taue werden ausgeworfen, der Steg gelegt. Alles drängt zum Ausgang, macht aber rücksichtsvoll dem Rollstuhl Platz, den Erich vorsichtig an's Land führt.

„Marri, jetzt schieben Sie — nein, bitte, Thilde, nicht Du, für Dich könnte es im tiefen Sande zu schwer werden! — den Stuhl voraus, bis in den Dünenprospect, während ich für die Beförderung des Gepäckes Sorge trage."

„So, nun sind wir gleich am Ziel, liebes Tantchen, und Du wirst Dich ausruhen können," sagt Thilde, ein Gartenpförtchen öffnend, und hilft der Jungfer den Rollstuhl, vom Bretterstege ab, auf den Kiesweg lenken, der zu der anspruchslosen, aber freundlichen Villa führt.

Außer mit natürlich gewachsenen Nadelbäumen ist das umgebende, ziemlich große Grundstück mit verschiedenen gepflanzten Sträuchern bestanden, die in frischem Grün prangen.

Das Haus ist noch neu und sieht in seiner Naturholzfarbe, mit seinen offenen Fenstern, in denen schon weiße Gardinen im Luftzuge flattern, seinen, die Balcons und die Verandah's zierenden Blattpflanzen, äußerst anheimelnd aus.

„Da wären wir angelangt! — Bist Du sehr müde?"

Mit zärtlichem Kusse beugt sich Thilde zur Tante hinab.

„Willst Du Dich vielleicht gleich hinlegen? Dein Zimmer muß schon ganz eingerichtet sein. Ich trug der Köchin auf, alles bereit zu halten."

„Ach, nein, Herzchen. Noch gelüstet es mich garnicht nach meinem Bett. Laßt mich hier auf dieser hübschen Verandah. Dann sehe ich, was Ihr treibt und freue mich an Eurem Thätigsein, denn jetzt geht es ja wohl gleich an's Auspacken und Behaglichmachen. Aber erst fahrt mich bißchen herum, damit ich die innere Einrichtung unserer Sommerwohnung kennen lerne."

Es ist ein kleines, aber sehr gemüthliches zweistöckiges, Häuschen, mit mehreren geräumigen, von Säulen getragenen Verandah's.

Unten, neben dem im Mittelpunkt liegenden Salon, hat die Kranke ein nach Süden gelegenes, großes Schlafzimmer, an welches sich Erich's schließt. Sein Empfangs- und das Speisezimmer nehmen die anderen Ecken ein. Thilde und die Dienstboten bewohnen die obere Etage. Küche und Vorrathsräume befinden sich in einem anstoßenden Nebengebäude. — Der Rest des Tages vergeht mit häuslichen Arbeiten aller Art.

„So, nun noch das Schild an die Gartenpforte angebracht — E. von Rehburg, Dr. med. Recht groß und deutlich gedruckt, damit arme Sterbliche, die sich in Leibesnöthen befinden, gleich wissen, wo sie sich einen Aeskulap für ihre Gebresten und „malums" holen können," meint Erich gut gelaunt.

„Und dann ist es für heute wahrhaftig genug geschuftet. Seit der Doppelhochzeit in Derbiten, mit all den Vorbereitungen zum Polterabend, habe ich nicht soviel mit Hammer und Nägel und dergleichen hantirt. Und nicht wahr, Mamachen, wir wollen doch noch zur Düne hinauf, um den Sonnenuntergang zu sehen? Die Luft ist herrlich mild für einen Maiabend. Oder hat Dich die Fahrt hierher doch allzusehr angegriffen?"

Frau Ina fühlt, daß sie mit einem: „Ja, es wäre wohl vernünftiger, diesen Genuß auf einen anderen Abend zu verschieben," antworten müßte, aber sie sehnt sich so sehr nach dem Anblick, den sie von Jugend auf über alles liebt, und so meint sie lächelnd, einmal würde ihr gestrenger Arzt und lieber Sohn wohl erlauben, daß sie bischen über die Stränge schlage. Sie sei den ganzen Winter über doch schon so artig und geduldig gewesen.

Und nachdem man es ihr mit Kissen und Plaids nach Möglichkeit bequem gemacht, schiebt Erich mit be-

sonderer Vorsicht den Rollstuhl dem Hinterpförtchen des Gartens zu.

„Daß, hier vom Grundstück aus, ein Brettersteg direct auf die Düne führt, war schließlich für die Wahl dieses Hauses ausschlaggebend, Mamachen. Nicht nur sein Rauschen und Branden hören, den Blick auf Dein liebes Meer solltest Du doch so häufig als möglich genießen, und Dank dem Steg kommt man ganz rasch und leicht zu dem Aussichtsplätzchen, wo für uns übrigen sogar eine der Villa gehörige Bank steht. Nach Regenschauern immerhin ganz angenehm als Sitzplatz zu benutzen, und hygienischer als im feuchten Sande zu lagern."

Als sie die kurze Anhöhe erstiegen haben, liegt die See vor ihnen, „die große Blaue", und athmet Frieden. Lichtblau ist auch der Himmelsdom, der sich darüber wölbt, nur einige weiße, flockige Wolken — wie Engelsfittiche — schweben langsam darüber hin. Spiegelglatt dehnt sich die weite Wasserfläche aus — überstäubt von Sonnengoldgeflimmer.

Kein Boot, kein Segel. Hin und wieder Möwen, in raschem Flug die Flügel netzend in der klaren Fluth, und fern am Horizont, wo in leichtem Dunst Himmel und Wasser zu verschwimmen scheinen, kündet ein feiner Rauchstreif eines unsichtbaren Dampfers Fahrt.

Mit sehnsuchtsvollem Ausdruck sind Frau von Rehburg's Augen darauf gerichtet, und der Sohn, zu ihren Füßen in's Riedgras gelagert, liest die Gedanken von ihrer bleichen Stirn.

Da, über diese Fläche ist er davon gefahren, ihr ältester Sohn, ihr Liebling, und in quälender Sorge zehrt seitdem die bange Frage an ihrem Mutterherzen: „Hat sie ihn verschlungen die See, die große Mörderin, oder kehrt er doch noch wieder, so wie er gegangen, plötzlich, unerwartet? Ruht er in der Tiefe des Meeres? Deckt ihn kühle Erde? — — Weilt er noch

unter den Lebenden? Und wo grüßt ihn das Licht der Sonne?"

In wunderbarem Farbenspiel erglühen Himmel und Wasser. — Strahlenlos, feurigroth, immer größer werdend, sinkt der Sonnenball tiefer und tiefer! — — Jetzt ist er verschwunden, und wie ein Schleier breitet Dämmerung sich über die Welt. — —

Die goldenen Ränder der Wolkenflügel verblassen, die helle Mainacht zieht langsam herauf! — — — Vom Meere weht ein kühlerer Hauch.

„Mütterchen, sollten wir jetzt nicht nach Hause?"

„Wahrscheinlich wohl, mein Sohn, aber es ist hier so einzig schön, daß man sich nicht davon trennen kann! Diese Stille, dieser Frieden! — Und die herrliche Luft, der köstliche Harzgeruch."

Frau Ina athmet ein paar Mal tief.

„Man lebt auf."

Erich ist aufgestanden, tritt zu seiner Mutter. Liebkosend legt er die Hand auf ihren Scheitel.

„Nun, wir wollen nicht hartherzig sein, nicht wahr, Thilde? Das bekannte Gnadenviertelstündchen soll ihr gewährt sein. Anfang des Sommerlebens, das ist ja auch was Besonderes — kommt in 365 Tagen nur einmal vor."

Erich hat sich auf die Bank, neben Thilde, niedergelassen.

„Was liebst Du eigentlich mehr, Cousine, das Meer oder den Wald? — Ich meine aber natürlich einen anderen, als diesen hier, so unseren richtigen livländischen Hochwald mit seinem Gemisch von Laub- und Nadelholz, seinem üppigen Farrenteppich oder weichem Moosboden — aber immer schattig und weltentrückt!"

„Ich, Erich? — — Ich glaube doch den Wald."

„Und bist Du Dir klar bewußt, woher Dir diese Vorliebe kommt?"

„Ich denke wohl. Nicht zum Wenigsten hängt sie

mit all den köstlichen Kindheitserinnerungen zusammen, die sich an Ellernbach knüpfen. Zu jeder Jahreszeit war der große Wald, der so nah vom Gut seinen Anfang nahm, das Ziel unserer täglichen Spaziergänge. Und immer bot er uns soviel, war eine unerschöpfliche Fundgrube für unsere Augen, Ohren, Hände. Blumen, Vogelgesang, Riezchen — in seinem wechselnden Kleide immer neu und voller Reiz."

„So wie ich Dich kenne, Thildchen, beruht diese Deine Vorliebe für den Wald doch noch auf etwas anderem, als auf Eindrücken aus der Kindheit, und seien sie auch noch so schön — sie entspricht Deinem Character und seinen tiefsten Eigenthümlichkeiten," bemerkt Frau von Rehburg in liebevollem Ton.

„Der Wald predigt, rauscht uns das Lied des Beharrens, und das findet seinen Widerklang in Dir, denn Du bist die Treue selbst. — Die Meereswellen aber in ihrem wechselvollen Hin und Her, sie singen das ewige Lied der Sehnsucht. Sehnsucht aber macht immer schwach, und Du suchst überall Kraft, festgewurzelte Kraft. Du sträubst Dich instinctiv gegen alles Leichtbewegliche, Unstete, sich in die Ferne Verlierende, gegen Haltlosigkeit in jeder Form."

„Bravo, Mamachen! Mir scheint diese Deine Characteristik unserer lieben Hausgenossin einfach großartig richtig. Aber nun sage mal auch, in welches Naturreich gehört mein werthes Ich."

Frau von Rehburg lächelt.

„Du bist doch mehr die unruhvolle Welle, mein Erich, und bisweilen erstarrst auch Du, wie sie, zu hartem Eis."

„Also so eine Art Eisberg, der alles um sich herum kalt anweht. Nein, wirklich, Mama, ich finde, Du bist ungerecht gegen Deinen Sohn. Konntest Du mich nicht wenigstens zum unerschütterlichen Fels im Meere machen? — weißt Du, einen solchen, von dem man sagt, daß

an ihm gestrandete Schiffe landen und anstürmende scheitern. Darin wäre doch Character!"

„So ungerecht doch nicht, mein lieber Junge. Das Meer kann den Himmel widerspiegeln, nur muß es in Ruhe daliegen, nicht von Stürmen getrübt und aufgewühlt sein. Und ich bete täglich zu Gott, daß mein Sohn zu diesem inneren Frieden gelangen möge, der, wie ein klarer Herzenshimmel, sich über der Seele wölbt."

Stumm küßt Erich seiner Mutter Hand, dann verharren sie alle schweigend.

Der Nachtwind hat sich erhoben und raunt in den Wipfeln. Kleine Wellen laufen murmelnd an den Strand! Blasse Sterne blinken! — — — —

„Jetzt aber zurück zu den häuslichen Penaten. Morgen ist auch ein Tag, und hoffentlich haben wir im Laufe des Sommers noch viele so schöne und warme, damit unsere Gnädigste sich recht erholen könne!"

Als Thilde die Tante gebettet hat und die Bibel herbeiträgt, um die gewohnte Abendandacht zu halten, fragt sie:

„Soll ich da weiterlesen, wo wir gestern stehen blieben?"

„Nein, Herzenskind. Schlage, bitte, Ev. Lucä auf — Capitel 15."

„Das Gleichniß vom verlorenen Sohn!" geht es Thilde durch den Sinn, und Thränen tiefen Mitleids feuchten ihre Augen, als sie dem Wunsche willfahrt.

„Armes Mutterherz, das nicht müde wird, zu hoffen und zu harren!" — — —

* * *

Der Strand füllt sich mehr und mehr. Bunter und bunter wird das Leben und Treiben, wenngleich man in dem stilleren, ländlicheren Bilderlingshof weniger davon verspürt.

Rehburg's haben es überhaupt sehr angenehm empfunden, in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes hier von jeder Nachbarschaft, mit ihrer bisweilen recht lästigen Neugierde, verschont geblieben zu sein.

Jetzt aber öffnen sich Thüren und Fenster auch in den umliegenden Landhäusern.

Ueberall tummeln sich fröhlich spielende Kinder, schimmern helle Kleider.

Traulich brennen Abends die Lampen auf Balcons und Verandah's. Klavierspiel und Gesang erschallt. Mit der absoluten Ruhe und Stille ist es vorbei. — —

„Rathe mal, Erich, wer unsere Nachbarn zur Rechten sind, die lebhaften jungen Mädchen und die soviel herumtollenden, lustigen Kinder." Mit diesen Worten empfängt an einem Nachmittag, zu Ende Mai, Frau von Rehburg ihren Sohn, der zu gewohnter Abendstunde aus Riga zurückgekehrt ist.

„Das ist etwas viel verlangt, Mamachen. Ich habe die ganze, muntere Schaar bis jetzt nur ganz flüchtig gesehen, und ihre Stimmen vernommen, die man freilich schon in einiger Entfernung hört, wenn sie gerade ihrer frohen Laune die Zügel schießen lassen."

„Sieh Dir mal jetzt die Beiden an, die eben mit dem Croquetgeräth aus der Hausthüre treten," wirft Thilde ein. „Kommt Dir an der Größeren nicht etwas bekannt vor? Denk etwas nach!"

„Ja, Du hast recht, Cousine. Da ist eine ausgesprochene Aehnlichkeit, aber mit wem? — — Halt, ich hab's! Das ist ja ganz Moritz Sandern's etwas langes, kluges Gesicht."

„Und es sind auch wirklich Sandern's Schwestern. Die ältere Dame im Schaukelstuhl ist seine Mutter. Die kleinen Mädchen und die zwei Knaben sind seine Nichten und Neffen, Kinder seiner ältesten Schwester."

„Woher wißt Ihr mit einem Male das alles so genau?"

„Sehr einfach. — Unsere Köchinnen haben Bekanntschaft gemacht, und daher stammt unsere Weisheit über die Glieder der Familie von Sandern. Sie sind zum ersten Male am Rigaschen Strande und haben ihre Leute aus Petersburg mit. Ihre Köchin nun hat sich bei der unseren Rath geholt, wegen der Quellen für die Nothdurft des Lebens, und da sind natürlich auch alle Personalien „unsere Herrschaften“ hier — „unsere Herrschaften“ dort — mit allen ihren Ansprüchen, Forderungen, Gewohnheiten, „woher des Wegs und wie die Art?“ durchgesprochen worden. Und als die Sandernsche Küchenfee schließlich erzählt hat, nächstens käme auch der zweite Sohn her, „unser junger Herr Moritz,“ hat unsere Sanne, die doch früher in Therenhof Küchenmädchen war, gefragt, ob das nicht am Ende der junge Herr von Sandern sei, welcher in Dorpat studirt habe, und mit junge Therensche Herrn häufig bei Therenhofsche gnädige Herrschaft zu Besuch gekommen sei? „Un is wohl selbe, lustige Herr Moritz,“ damit hat Sanne ihr Referat geschlossen.“

„Das wäre aber wirklich famos, wenn Moritz herkäme, um seine Ferien hier zu verbringen. Ich würde mich baß freuen, ihn wiederzusehen. Seit ein paar Jahren haben wir uns fast ganz aus den Augen verloren. Sein Studium in Dorpat beendigte er viel später als ich, machte dann die für Söhne aus wohlhabendem Hause quasi traditionelle Europareise, und hat jetzt eine Anstellung in Petersburg — ich glaube im Senat. Soviel weiß ich von Axel, der noch hin und wieder einen Brief mit ihm tauscht. Er war wohl ein sehr netter, intelligenter Junge, und wenn man von ihm auf seine nächsten Anverwandten schließen darf, so müßte sich aus unserer Villennachbarschaft ein angenehmer Verkehr ergeben können.“

„Jedenfalls machen unsere Nachbarinnen alle einen sehr sympathischen Eindruck,“ meint Frau von Rehburg.

„Thilde und ich haben sie in den letzten Tagen mit Vergnügen und Interesse beobachtet. Garnicht das Genre russischer Damen, wie man sie hier am Strande für gewöhnlich in reichlichem Maaße zu sehen bekommt. Diese sind so ausgesprochen comme il faut. Bei aller natürlichen Heiterkeit haben sie etwas so Wohlerzogenes, Feines. Ich hätte nichts dagegen, Beziehungen anzuknüpfen, und es wäre eine hübsche Ressource für Thilde, die schließlich doch allzusehr auf mich lahme, kranke Frau angewiesen ist."

„Aber Tantchen, sowas darfst Du garnicht sagen," entrüstet sich Thilde, und sich niederbeugend flüstert sie leise:

„Das tägliche Beisammensein mit Dir, geliebte Tante, giebt mir so unendlich viel, das weißt Du — mehr, viel mehr, als es der Umgang mit fremden Menschen vermöchte."

Frau Ina zieht Thilde's Kopf herab, drückt einen zärtlichen Kuß auf die klare Stirn des jungen Mädchens.

„Und was Du mir bist, mein Herzenskind, das kann ich nicht in Worte fassen. Gott möge es Dir in reichstem Maße lohnen, was Du Deiner alten Tante thust. Doch ich bleibe dabei — Jugend gehört zu Jugend. Ihr zwei werdet mir auch schon viel zu ernst, und es taugt nicht, vor der Zeit menschenscheu zu werden. Anregende, neue Beziehungen zu knüpfen, gehört zu dem Förderndsten für unsere innere Entwickelung — es zieht uns von uns selber ab! — Also wollen wir einem Verkehr mit unseren Nachbarn nicht aus dem Wege gehen, wenn er sich in ungezwungener Weise anbahnen sollte, was ja garnicht ausgeschlossen ist, sobald Moritz von Sandern eintrifft."

Noch viel früher jedoch, als die Betheiligten gedacht, sollte sich, durch ein unerwartet eintretendes Ereigniß, die gewünschte Annäherung ergeben.

Eines Tages gab es besonders viel Hin und Her

im nachbarlichem Garten. Augenscheinlich sollte ein Fest gefeiert werden, und die Vorbereitungen dazu wurden voll regen Eifers betrieben. Mehrere der jungen Mädchen saßen stundenlang, Kränze windend, in der Laube auf dem Hügelchen, und schienen dabei unter Lachen und Kichern eifrig Rollen einzustudiren. Mit zahlreichen Päckchen beladen, kamen andere von der Dubbelnschen Seite angefahren.

Am nächsten Morgen ganz früh wurde die ganze Nachbarschaft durch ein Ständchen von frischen Mädchenstimmen geweckt, und von allen Seiten sammelten sich Zuhörer und Zuschauer.

Hübsche Guirlanden prangten an der Hausthür, rankten sich um die Säulen der Verandah's und hingen in grünen Festons von den Fenstern und Balcons. Dann traf man offensichtlich Vorbereitungen zu einer Illumination. Der größere von den beiden Knaben und ein etwas älteres, kleines Fräulein waren mit dieser Aufgabe betraut und hatten sich voller Geschäftigkeit daran gemacht, Drähte von Baum zu Baum zu ziehen. Als dann die Dämmerung angebrochen — der Jahreszeit entsprechend recht spät! — waren die jugendlichen Arrangeure noch einmal eilfertig hin- und hergelaufen, — zischend waren einige Leuchtkugeln emporgeflogen, Feuerschlangen hatten sich prasselnd gedreht, bengalische Flammen Haus und Garten bald in rothes, bald in grünes Licht getaucht, und, wie ein buntes Band das ganze Grundstück umziehend, die farbigen Lampions ihm einen festlichen Anstrich verliehen! Die ganze Veranstaltung hatte viele Neugierige an die umliegenden Zäune gelockt.

Auch Frau von Rehburg hatte noch einen Blick auf die Herrlichkeit werfen können, und sich dann zur gewohnten Stunde zur Ruhe begeben — auf der dunklen Verandah aber hatten Thilde und Erich noch im Gespräch verweilt. Er hatte angefangen, ihr von einem schwierigen

Krankheitsfall aus seiner Praxis zu erzählen, und von den möglicherweise sich ergebenden ernsten und traurigen Consequenzen einer vorzunehmenden Operation, die wahrscheinlich eine, aus einer schwächlichen Frau mit sechs unmündigen Kindern bestehende Arbeiterfamilie des Ernährers berauben würde. Und eifrig hatten sie berathen, in welcher Weise, wenigstens für's Erste, am besten der drohenden Noth zu steuern wäre.

Unterdessen waren im Nachbargarten die Lampions fast ganz heruntergebrannt, doch die hellerleuchteten Fenster, und aus dem Hause schallende, lustige Tanzweisen hatten verrathen, daß der festliche Tag noch nicht seinen Abschluß gefunden.

Da — ein plötzlicher Aufschrei! — Die Musik war jäh verstummt. Die Plaudernden hatten sich erschreckt angesehen, und Erich sich instinctiv erhoben, um der Ursache dieses Schmerzenslautes nachzuforschen. Noch war er nicht bis zur Eingangspforte gelangt, da hatte es schon an derselben geschellt, und flehend hatte eine junge Stimme dem Herantretenden zugerufen:

„Bitte, bitte, Herr Doctor, kommen Sie schnell zu uns herüber! Meine jüngste Schwester ist, beim Tanzen ausgleitend, so unglücklich gefallen, daß wir fürchten, sie könne sich den Arm gebrochen haben.“

„Ich stehe sofort zu Ihrer Verfügung, gnädiges Fräulein. Erlauben Sie mir nur Einiges zu holen, daß ich möglicherweise gleich benöthigen könnte.“

Thilde, die auf die Treppe hinausgetreten war, hatte Bitte und Antwort gehört, und als Erich, nach einigen rasch gestellten Fragen, in's Haus geeilt war, hatte er sie, mit einem entzündeten Lichte, bei seinem Arzneischrank gefunden. Demselben mit raschen Griffen allerlei entnehmend, war er mit einem flüchtigen „Gute Nacht, Thilde!“ davongeeilt.

„Hast Du den Hausschlüssel?“ hatte sie ihm nachgerufen.

„Gewiß!" Und das Pförtchen war hinter ihm zugefallen.

Auf der Veranda stehend, hatte sie ihm nachgeschaut, mit verdunkeltem Blick, einen eigenthümlich schmerzlichen Zug um den Mund.

Es war so süß traulich gewesen, so zusammen Zwiesprache zu halten, wenn auch nichts Persönliches sich in die Unterredung gemischt hatte! — „Nur wie ein Gespräch zwischen zwei guten Kameraden, die einem Ziele zustreben!" hatte sie dankbar gedacht! — — —

* * *

Als Erich mit einer Verbeugung die, im Salon der Sandernschen Villa, Versammelten begrüßt, tritt ihm eine hochgewachsene, ältere Dame entgegen und reicht ihm mit einem: „Gott sei Dank, Herr Doctor, daß Sie so rasch zur Stelle sind!" freundlich die Hand.

„Mein armes Kind leidet arge Schmerzen. Bitte, folgen Sie mir hier hinein."

Ein Nebenzimmer betretend, erblickt Erich, auf einer Couchette liegend, eine weißgekleidete, zarte Mädchengestalt, deren blonder Kopf sich im Uebermaaß des Schmerzes langsam hin und her bewegt. Neben ihr kniet eine junge Dame, und drückt mit zitternden Händen einen großen, nassen Schwamm auf die entblößte Schulter der Liegenden.

„Hier ist der Arzt, Liachen. Nun wirst Du gleich Erleichterung haben, mein Herzchen," sagt aufmunternd Frau von Sandern.

Der nach vorn gesunkene Kopf hebt sich. Aus einem blassen, feinen Gesichtchen sehen große Augen, die voll Thränen stehen, ängstlich fragend dem sich Nähernden entgegen, und Erich ist, als läse er darin: „Wirst Du mir wirklich nicht noch mehr wehe thun?"

Behutsam entfernt er die Kompresse und tastet mit leichten, vorsichtigen Griffen von der Hand aufwärts

bis zum Ellbogen. Die Patientin läßt es ruhig geschehen. Als er in die Nähe der Schulter gelangend — einer runden, schneeigweißen Schulter von wundervoller Form — den Oberarm etwas stärker faßt, geht ein Zucken durch den schlankem, jungen Körper, und ein leises Stöhnen durchzittert den Raum.

„Aha! da haben wir die böse Stelle. — Nun, der Schade wird bald reparirt sein. — Es ist, Gottlob, nichts gebrochen! — — Darf ich um ein Glas starken Weines bitten, gnädige Frau?"

Nach kurzer Zeit ist das Gewünschte herbeigeschafft.

„So, mein Fräulein, schlucken Sie das gefälligst herunter."

Er selbst hebt das Glas bis an ihre blassen Lippen, und gehorsam folgt sie seiner Weisung. Ein leichtes Roth färbt das liebreizende Antlitz und sie sieht ihn etwas scheu, aber doch offenvertrauend an, während er die Uhr zieht und den Puls prüft.

„Nun, mein gnädiges Fräulein, jetzt tapfer die Zähne zusammengebissen, oder tüchtig geschrien, wie es Ihnen besser paßt! — Wir sind gleich über den Berg — es ist ja nur eine leichte Verrenkung!" —

Ein festes Zugreifen, ein paar rasche Bewegungen und nachdem er den Verband leicht und gewandt angelegt, läßt er den Arm vorsichtig niedergleiten.

„Mein Compliment! — Das war brav ausgehalten! Nun wollen wir uns noch ein Gläschen von diesem schönen Madeira genehmigen, zur Feier des Tages —" ein leises Lächeln spielt um Lia Sandern's feingeschnittenen Mund — „und dann wird wohl das Bett die beste Ruhestatt sein. Ich hoffe, Sie werden bald einschlafen, mein Fräulein, und von Morpheus lasse ich mir immer gern Konkurrenz machen — der bringt mit seinem Mohn oft mehr fertig, als wir mit unserem Opium! Morgen komme ich gegen sieben Uhr, sollte aber meine Gegenwart schon früher erwünscht sein, so

bitte ich mich nur zu benachrichtigen. Selbstverständlich stehe ich jeden Augenblick zur Verfügung."

Als seine schlanke Gestalt sich zur Thüre wendet, folgen ihm viele Blicke — auch die dunklen, fast schwarzen der jungen Patientin, aber nur ihre Mutter giebt dem Ausdruck, was alle Anwesenden empfinden.

„Welch sympathische Persönlichkeit, dieser Doctor von Rehburg. Seine Art und Weise ist ausnehmend vertrauenerweckend. So ruhig, fest und bestimmt und dabei äußerst gentlemanlike."

„Und fraglos ist er Moritzen's Universitätskamerad," bemerkt Elise Sandern, das junge Mädchen, welches Erich herbeigeholt.

„So in der Nähe gesehen, habe ich ihn gleich erkannt! Auf den verschiedenen Gruppenbildern aus der Zeit, wo Moritz studirte, ist er ja mehrfach abgebildet — natürlich jünger aussehend, aber doch unverkennbar derselbe Erich Rehburg, über den sich Moritz immer mit großer Wärme aussprach, wenn er uns soviel von Dorpat und der Livonia erzählte."

„Dann ist es ja sehr hübsch, daß wir gerade auf ihn als Arzt gefallen sind," bemerkt Frau von Sandern, „aber jetzt wollen wir Lia zu Bett bringen, das arme liebe Herzchen! Dem Himmel sei Dank, daß die Sache nicht so schlimm war, wie es den Anschein hatte. Hoffentlich verläuft sie auch ganz ohne weitere Folgen!"

* * *

Thilde Rehburg's Tagebuch.

** Juni.

Ob es häufig nicht sehr schwer ist, die Frau eines vielbeschäftigten Arztes zu sein? — —

Immer mit den eigenen Wünschen zurückstehen zu müssen, sobald es sich um das Wohl und Wehe Anderer, Fremder handelt! Stets bereit sein — weil die Rechte

der Mitwelt solches verlangen — den eigenen Rechten an eine Persönlichkeit zu entsagen, sie ohne Murren hinzugeben an die Allgemeinheit, eine Persönlichkeit, die man sich zum Lebensgefährten gewählt hat, um mit ihm alles zu theilen! — —

Es ist ja wohl sehr egoistisch so zu fragen, aber ist es — im Grunde — nicht natürlich und selbstverständlich? Wie kann es mit der Einheit einer Ehe bestellt sein, so wie ich sie mir denke, in der es der Frau doch nie und nimmer genügen kann, nur eine Hausfrau zu sein, die es dem Manne, wenn er müde und abgespannt heimkehrt, wohlig, bequem und gemüthlich macht, sondern die ihm Weggenossin in tieferem Sinne sein wollte, und die eben deßhalb einem Berufe, sei es auch der edelste, nützlichste, nicht alles so leichten Herzens opfern kann, vor allem nicht die geistige Kameradschaft, mit ihrer Harmonie der Anschauungen, die man nur erreicht durch stetes Fortschreiten in gleicher Richtung, nach gleichen Zielen, — und die beglückende Vertiefung der gegenseitigen Beziehungen durch die Pflege gemeinsamer Interessen. Arbeit, Thätigkeit nimmt einen Mann ganz in Anspruch, und so soll es auch sein, denn gerade in der vollen Hingabe an eine Pflicht liegt des Mannesleben's Größe, aber wie verträgt sich die Forderung eines Ausbaues seiner innere Welt, der Entwickelung seines seelischen Ichs, mit dem absorbirenden Muß seiner Tagesaufgaben, dem eisernen Druck des Berufs! Wenn Tag und Nacht jeden Winks gewärtig, in gewisserhafter Erfüllung einer Pflicht gegen seine Mitmenschen – einer beschworenen Pflicht! — ein Arzt kaum mehr Muße und Spannkraft findet für etwas anderes als seinen Beruf — droht ihm da, neben körperlichen Gefahren aller Art, nicht eine andere, größere — die in Einseitigkeit zu verfallen, den Zusammenhang zu verlieren mit dem, was außerhalb seiner Alltagsgedankenatmosphäre liegt! — —

Verkümmern da nicht geistige Bestrebungen, so manche Triebe, die in der Jugend reiche Blüthe trugen, volle Frucht verhießen, und nun langsam verdorren, weil ihnen keine Nahrung wird? —

Stillstand ist Rückschritt, auch in der Welt des Geistes. Und wie erträgt es eine tiefempfindende Frau — sie, die allein kein Paradies betreten, genießen will! — wenn sie machtlos zusehen muß, wie ihr Liebstes seelisch zu Grunde geht!

Stirbt da nicht zugleich auch etwas in ihr selbst? Ist das nicht überhaupt die heilig ernste, aber schwerste Aufgabe in einer Ehe, die Verantwortung für eines Anderen Seele?! — — —

Wie wunderschön sagt Felix Dahn:

„Ich will Dich nicht auf Händen tragen —
Das kann ein jeder Philister sagen! —
Nein, hoch auf meiner Seele Schwingen,
In immer höh'ren Geistesringen,
Sollst stolz Du über Welt und Leben,
Mit mir bis an die Sterne schweben."

Ja, das müßte das eigentliche Wesen jeder wahren Ehe sein, dies Hand in Hand, Herz an Herz, Geist mit Geist — sich gegenseitig fördernd, antreibend, entwickelnd — hochgesteckten Zielen zuzustreben.

So möchte auch ich, eins in Allem, was das Dasein vertieft, bereichert, veredelt — mit dem Geliebten Vollkommenheit suchen! — — —

Doch das sind müssige Gedanken. Der, dem meine Liebe gehört, denkt nicht an mich — und ich werde niemals eines Arztes Frau!

* * *

„Hollah, Erich!"

„Moritz! Seh' ich recht?"

In dem Abschiedspfiff der Locomotive eines, vom Tuckumer Bahnhof in Riga, abgehenden Zuges tönen

Anruf und Frage, und die sich ihm hülfreich bietende Hand ergreifend, schwingt sich ein junger Herr, der mit seinen langen Beinen schon eine Weile neben dem rollenden Waggon hingeschritten, auf die Plattform desselben.

„Das ist aber wirklich ein famoses Zusammentreffen, Rehburg. Ich wollte eigentlich schon mit dem vorigen Zuge an den Strand, wurde jedoch bei Schwarz aufgehalten, wo ich eben so unerwartet wie Dich, Riesen, Axel und Dohmen traf. Ersterer ließ gleich Champagner auffahren, und man kam nicht los vom Erzählen jetziger Erlebnisse und Feiern von Reminiscenzen an die Studentenzeit! Himmel! war es damals doch schön, unser ungebundenes Burschenleben! und man möchte manchmal wieder singen können: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage!

In Bilderlingshof hätte ich Dich natürlich gleich aufgesucht! Daß wir da, netterweise, Nachbarn sind, hörte ich schon brieflich von meinen Schwestern, die in allen Tonarten das Lob der reizenden Menschen singen, welche Zaun an Zaun mit ihnen leben. Deine Cousine Thilde sehen und ihr Herz an sie verlieren, war für meine schönheitsdurstige Schwester Anna eins. Ich freue mich auch sehr, Fräulein von Rehburg wiederzusehen! — Aber die Bekanntschaft mit den Meinigen hat sich noch nicht gemacht?"

„Doch, Sandern. Vor ein paar Tagen. Deine Frau Mutter war so liebenswürdig Mama aufzusuchen, nachdem ich eines Abends als Arzt in Eurer Villa fungiren mußte. Deine jüngste Schwester hatte einen Unfall."

„Aber davon weiß ich ja nichts. Freilich war ich eben ein paar Tage in Finnland und kam per Schiff über Helsingfors—Reval nach Riga. Da haben mich die letzten Briefe aus Bilderlingshof wohl nicht mehr in Petersburg getroffen. Was ist Lia denn passirt? Doch nichts Ernstes?"

„Nein, Gottlob nicht, obgleich ich Anfangs recht besorgt war, weil Dein Fräulein Schwester den Eindruck so großer Zartheit macht. Sie war beim Tanzen ausgeglitten und hatte sich eine leichte Verrenkung der rechten Schulter zugezogen. Sie trägt den Arm noch in der Binde, doch dauert es, hoffe ich, nicht mehr lange, bis ich sie aus meiner Behandlung entlassen kann. Sie ist schon sehr ungeduldig — will absolut anfangen Seebäder zu nehmen!"

„Kann ich mir vorstellen, Ist ein eigenwilliges, vom Leben verwöhntes Persönchen, mein blondes Schwesterchen."

„Aber auch ein außergewöhnlich liebliches. Und entzückend in ihrer geistigen Originalität. Ganz anders als unsere livländischen jungen Mädchen."

Erich's Stimme hat sehr warmen Klang. Sandern wirft einen forschenden Blick auf den Studiengenossen, der eben in die Tasche greift, um sich eine Papyros anzuzünden, dann fragt er:

„Sollen wir in den Waggon?"

„Ich denke, wir haben es hier auf der Plattform besser, trotz des Rauches der Locomotive. Drinnen aber ist es fürcherlich. Wieder einmal kein Platz zum Sitzen. Der Zug der ihren Penaten zueilenden Familienväter."

„Und wohl auch solcher, die es werden wollen! Wann bekommt man denn Deine Verlobungsanzeige, Doctorchen? Nachgerade wäre es doch Zeit dazu."

Ueber Erich's Gesicht fliegt dunkle Röthe.

„Ich bitte Dich, Sandern, wie kommst Du darauf?"

„Axel und Dohmen deuteten es an."

Die Falte zwischen Erichs Brauen vertieft sich, schärft den Ausdruck des Unmuths in seinen verdunkelten Zügen.

„Daß die Menschen das leidige Klatschen nicht lassen können."

„Na, höre, mon cher — in diesem Falle doch allzu

natürlich. Es erscheint eben unbegreiflich, selbst für eine Professorseele, wie die Deine, daß sie ungerührt und ungestraft in der Nähe eines so schönen und mit allen Tugenden geschmückten Mädchens, wie Deine Cousine Thilde es ist, verweilt ohne Feuer zu fangen und den Versuch zu machen sie zu gewinnen. Schon aus purem Neid entstehen solche Muthmaßungen."

Da Erich auf diese Bemerkung nichts erwidert, verharren sie eine Weile schweigend — auf die rasch vorbeifliegende Landschaft blickend.

Nachdem er die Station Thorensberg hinter sich gelassen, ist jetzt der Zug in voller Fahrt.

Aus den Wiesen steigt der Duft frischgemähten Heu's. Hinter den Tannen des Puhpeschen Waldes steht blutroth die Sonne. Ein wundervoller Sommertag geht wärmeverschleiert zu Ende! — —

„Welch herrliches Wetter," beginnt Erich auf's Neue das Gespräch. „War es in Petersburg auch schon heiß?"

„Unerträglich. Bis über 20 Grad im Zimmer. Kaum möglich dabei geistig zu arbeiten, wenigstens etwas Vernünftiges zu leisten."

„Du bist jetzt wohlbestallter Tschinownik? Findest Du Befriedigung in Deinem Beruf?"

„O, ja! Es ist doch sehr interessant, Frau Justitia nach Möglichkeit den Staar zu stechen. Nach Neujahr bin ich in das vierte Departement des Senates eingetreten. Und eine Annehmlichkeit hat die Stellung dort jedenfalls, lange Ferien — einige Monate, wenigstens pour les gros bonnets. Wir jungen Beamten kommen nicht so gut weg, aber man kann sich immerhin einrichten, mit den Chefs und den Kollegen."

„Das lasse ich mir gefallen. Sich so gründlich von des Dienstes gleichgestellter Uhr freimachen zu können, ist gewiß eine große Annehmlichkeit. Das ist ja fast eine Fortsetzung von seligen Dorpatertagen,

wo man meist schon im Mai die Kollegia schwänzte und sich als Sommergast nach Hause oder zu Verwandten begab."

„Im Flur und auf der Haide, da sucht man seine Freude, juchhei."

„Jetzt gedenkst Du aber Deine Erholungszeit am Strande zu verbringen?"

„Ja, und freue mich ganz ungemein darauf. Du weißt, ich habe ein ausgesprochenes faible für alles Livländische. Und Dir, als alten Kameraden, kann ich es verrathen — ich heirathe nur eine Livländerin. Wir haben ja auch sehr nette junge Damen in den baltischen Kreisen Petersburgs, aber es ist doch ein anderes Genre, schon angehaucht vom Großstadtleben, und für mich haben die urechten Töchter Livlands von jeher etwas besonders Anziehendes gehabt!"

Jetzt ist es an Erich, den Sprecher anzusehen, als wolle er ihm auf den Grund der Seele schauen. War das vorhin so etwas wie ein Terrain sondiren? Schon in Dorpat und Fellin hat Sandern Thilde offensichtlich gehuldigt. Und Sandern's haben eine angesehene Stellung — sind sehr wohlhabend. Da giebt es kein Hinderniß für Moritz, um ein reiches Mädchen, wie Thilde Rehburg es ist, zu werben. — — Etwas wie ein Gefühl jäher Eifersucht wallt in ihm auf, während er, äußerlich ruhig wie immer, entgegnet:

„Ja, wir haben hier zu Lande seltene Mädchen- und Frauencharactere, die nichts anderes sein wollen, als wirkliche Frauen. Wenn ich an die Bekanntschaften denke, die ich in Paris, und überhaupt im Auslande gemacht habe, ist der Unterschied wohl frappant. Diese überhandnehmende Putz- und Genußsucht, das Flirten, der Drang, es dem Manne nachzuthun — davon spürt man hier noch wenig, und auch, Gottlob, so gut wie nichts von der sogenannten Frauenbewegung."

„Du bist gegen die Emancipation, gegen dies Aus-

leben der eigenen Persönlichkeit, wie es jetzt in allen Tonarten gepredigt wird?"

„Nicht gegen das Ausleben als solches, Moritz, aber gegen die falsche Auffassung desselben. Mir däucht, man übersieht bei diesem Lockruf zu Freiheit und Selbstbestimmung eine Gefahr für die Frau, vielleicht die größte aller Gefahren — gerade die, nichts zuzugewinnen — und einzig und allein auf die Erhöhung ihres Werthes als Persönlichkeit kommt es doch schließlich an — sondern sich zu verlieren, in dem sie verflacht, das heißt, in dem ihr das abhanden kommt, was ihre tiefste Kraft, ihre höchste Entfaltung bedingte — der Vorzug ihres Geschlechtes war — ihr Empfindungsreichthum, der ihr ermöglichte, sich selbstvergessend ganz einem Anderen hinzugeben.

Der Inhalt, die Quintessenz ihres inneren Lebens ist doch die Liebe und soll es sein und bleiben, eine schöne, große, starke Liebesfähigkeit. Darauf beruht der vollste Werth der Frauennatur — mag man noch soviel deuteln und streiten über Gleichheit und Gleichberechtigung der Geschlechter. Als Mensch hat der Mann und hat das Weib die gleichen Rechte — als Typus seiner Art nur die, welche ihm erb- und eigenthümlich vom Schöpfer, von der Natur verliehen sind, und ihr Wesensunterschied muß bestehen bleiben, wenn wir nicht zu Zwittergeschöpfen gelangen sollen, die weder das Eine noch das Andere mehr ganz zu sein vermögen. Vom ärztlichen Standpunkte aus habe ich Bedenken, die ich als schwerwiegend erachte, und die bei der Erziehung zur Emancipation vielfach nicht genügend ernst genommen werden. Es handelt sich ja nicht nur um eine oder paar Generationen, sondern um die Zukunft der Menschheit, um die Richtung, die man einschlägt, wenn man vom alten Wege abirrt. Wenn man es ohne die nöthige Beschränkung und Vorsicht so weiter, und zu weit treibt, wird man die Weibesnatur um

das betrügen, was ihr Eigenstes ist — ihre Gemüthstiefe und Gefühlswärme — Gott schütz, daß man mal sagen muß — war! — Physisch und psychisch wird ihre Wesenseigenart verkümmern, und wehe dem Menschthum, wenn es keine echten Frauen mehr geben wird, wie keine wahren Männer mehr."

Das lebhaft hin- und hergehende Gespräch über Rassenunterschiede, Charactereigenthümlichkeiten, Erziehungsprincipien — unterbricht der die Billete abfordernde Schaffner.

Der Zug verlangsamt seine Fahrgeschwindigkeit.

„Bilderlingshof. 3 Minuten," rufen die Conducteure.

„So, da sind ja auch meine Schwestern, und Deine Cousine Thilde hat sie begleitet. — Mein Gott, wie ist sie noch wunderschön."

In duftige, helle Sommerstoffe gekleidet, stehen auf dem Perron der Station vier elegante, schlanke Mädchengestalten, und manch bewundernder Blick aus den Fenstern der Waggons folgt ihnen, als sie lächelnd und grüßend näher treten — betrachtet mit Neid und Interesse die Herren, von denen der eine drei von den jungen Damen ohne Weiteres abküßt, während er der Vierten mit ritterlicher Verbeugung die Hand schüttelt.

Zu Paaren gruppirt, verfolgt man plaudernd den Weg zum Dünenprospect. Voraus Elise von Sandern mit ihrem Bruder, zu dem sie mit frohen Augen aufsieht. Dann Lia und Erich. Anna und Thilde beschließen den Zug. Obgleich die Letzteren sich erst einige Male gesehen haben, so finden sie doch schon großes Gefallen aneinander, und auf dem weiten Spaziergang, den sie, tags vorher, am Meeresufer, fast bis nach Majorenhof unternommen, hat Thilde viel Genuß und Vergnügen an der Unterhaltung mit dem klugen, sympathischen Mädchen gefunden. Auch jetzt hat ihre Begleiterin den Arm freundschaftlich in den ihren geschoben und redet in ihrer lebhaften Art auf sie ein, ihr allerlei von

den Kunstgenüssen der Residenz vorschwärmend. Aber jetzt versucht Thilde umsonst mit voller Aufmerksamkeit zuzuhören. Wohl wirft sie hin und wieder eine fragende oder bejahende Phrase ein, ihr Interesse jedoch ist anderswo gefesselt, ihre Gedanken folgen ihren Augen. Sie sieht nur Erich und an seiner Seite Lia, die mit anmuthigen Bewegungen und leichtem, wiegendem Gang neben ihm hinschreitet. Eine Elfengestalt. Alles an ihr ist mädchenhafte Lieblichkeit, blüthenfrischer, holdester Jugendreiz. Luftiger, rosa Stoff umschließt die überzarten Glieder, läßt sie voller und gerundeter erscheinen. Sie trägt keinen Hut, nur einen rosaseidenen Sonnenschirm, und das goldig blonde Haar, sich natürlich um Stirn und Nacken kräuselnd, bildet wie einen Glorienschein um das feine Köpfchen. Und die Augen, die graublauen, fast schwarzen Sterne — Thilde sieht sie nicht, aber sie weiß, wie sie lachen und strahlen können, und mit welch interessirtem Ausdruck sie an Erich's erzählenden Lippen hängen, wenn er mit ihr spricht.

Auch Erich scheint gefesselt und angeregt, unterhält sich mit einer bei ihm ungewohnten Lebhaftigkeit. Thilde's Augen werden größer, starrer, haften verzehrend auf seinem scharfgeschnittenen Profil. In diesem Augenblick wendet Lia Sandern den Kopf halb über die Schulter zurück, mit einem: „Anna, ich nehme Dich zum Zeugen. Eben hat mir Doctor Rehburg versprochen, im nächsten Winter nach Petersburg zu kommen, damit ich ihm die Schönheiten eines Botticelli offenbare. Er spricht eben solche ketzerische Ansichten über die Werke alter Meister aus, daß Raphael und noch paar andere große Italiener sich im Grabe umkehren würden, wenn sie ihn hören könnten."

„Ihr Fräulein Schwester verleumdet mich," vertheidigt sich Erich lächelnd, und indem er sich Anna Sandern zuwendet, sieht er gerade in Thilde's Augen. Etwas wie fragendes Staunen tritt in die Seinen.

„Habe ich mich verrathen? — mein Gott!“ durchschauert es sie.

„Frieren Sie, Fräulein von Rehburg?“ Anna Sandern fragt es.

„Ja! — es ist plötzlich kühl geworden. — Die Sonne ist untergegangen!“

* * *

Immer lebhafter gestaltet sich der Verkehr zwischen den benachbarten Villen und man findet immer größeres Gefallen aneinander.

Frau von Sandern, eine geborene von Ecken, aus Estland, ist voll freundlichster Zuvorkommenheit. Sehr gesprächig, unterhält sie Ina von Rehburg auf das Angenehmste. Auch die vier Töchter sind ausnehmend liebenswürdig und geistig sehr angeregt. Trotz ausgesprochener Familienähnlichkeit hat doch eine Jede von ihnen ihre stark ausgeprägte Individualität, aber allen gemeinsam ist das lebhafteste Interesse für Kunst, Wissenschaft, Wohlthätigkeitsbestrebungen, Arbeit auf dem Gebiet der socialen Frage, wie Armen- und Krankenpflege, und dergleichen.

Moritz von Sandern repräsentirt ebenfalls in sympathischer Weise den Typus des Petersburger Balten, der neben einem weiteren Horizont für das Allgemeine, sich doch die specifische Eigenart voll bewahrt hat, die im Contact mit conträren Elementen nur noch in sich gefestigter und bestimmter geworden ist, als bei manchem Vollblut Liv-, Kur- und Estländer.

Alle Sandern's sind viel gereist und sehr belesen, da ergeben sich unzählige und stets neue Anknüpfungspunkte. Bald verbringt man fast den ganzen Tag zusammen. In den Badestunden treffen sich die Damen am Meer. Der Beginn der Ferien, der auch den Familien mit schulpflichtigen Kindern gestattet den dumpfen Stadtwohnungen zu ent-

bis zum Ellbogen. Die Patientin läßt es ruhig geschehen. Als er in die Nähe der Schulter gelangend — einer runden, schneeigweißen Schulter von wundervoller Form — den Oberarm etwas stärker faßt, geht ein Zucken durch den schlankem, jungen Körper, und ein leises Stöhnen durchzittert den Raum.

„Aha! da haben wir die böse Stelle. — Nun, der Schade wird bald reparirt sein. — Es ist, Gottlob, nichts gebrochen! — — Darf ich um ein Glas starken Weines bitten, gnädige Frau?“

Nach kurzer Zeit ist das Gewünschte herbeigeschafft.

„So, mein Fräulein, schlucken Sie das gefälligst herunter.“

Er selbst hebt das Glas bis an ihre blassen Lippen, und gehorsam folgt sie seiner Weisung. Ein leichtes Roth färbt das liebreizende Antlitz und sie sieht ihn etwas scheu, aber doch offenvertrauend an, während er die Uhr zieht und den Puls prüft.

„Nun, mein gnädiges Fräulein, jetzt tapfer die Zähne zusammengebissen, oder tüchtig geschrien, wie es Ihnen besser paßt! — Wir sind gleich über den Berg — es ist ja nur eine leichte Verrenkung!“ —

Ein festes Zugreifen, ein paar rasche Bewegungen und nachdem er den Verband leicht und gewandt angelegt, läßt er den Arm vorsichtig niedergleiten.

„Mein Compliment! — Das war brav ausgehalten! Nun wollen wir uns noch ein Gläschen von diesem schönen Madeira genehmigen, zur Feier des Tages —“ ein leises Lächeln spielt um Lia Sandern's feingeschnittenen Mund — „und dann wird wohl das Bett die beste Ruhestatt sein. Ich hoffe, Sie werden bald einschlafen, mein Fräulein, und von Morpheus lasse ich mir immer gern Konkurrenz machen — der bringt mit seinem Mohn oft mehr fertig, als wir mit unserem Opium! Morgen komme ich gegen sieben Uhr, sollte aber meine Gegenwart schon früher erwünscht sein, so

bitte ich mich nur zu benachrichtigen. Selbstverständlich stehe ich jeden Augenblick zur Verfügung."

Als seine schlanke Gestalt sich zur Thüre wendet, folgen ihm viele Blicke — auch die dunklen, fast schwarzen der jungen Patientin, aber nur ihre Mutter giebt dem Ausdruck, was alle Anwesenden empfinden.

„Welch sympathische Persönlichkeit, dieser Doctor von Rehburg. Seine Art und Weise ist ausnehmend vertrauenerweckend. So ruhig, fest und bestimmt und dabei äußerst gentlemanlike."

„Und fraglos ist er Moritzen's Universitätskamerad," bemerkt Elise Sandern, das junge Mädchen, welches Erich herbeigeholt.

„So in der Nähe gesehen, habe ich ihn gleich erkannt! Auf den verschiedenen Gruppenbildern aus der Zeit, wo Moritz studirte, ist er ja mehrfach abgebildet — natürlich jünger aussehend, aber doch unverkennbar derselbe Erich Rehburg, über den sich Moritz immer mit großer Wärme aussprach, wenn er uns soviel von Dorpat und der Livonia erzählte."

„Dann ist es ja sehr hübsch, daß wir gerade auf ihn als Arzt gefallen sind," bemerkt Frau von Sandern, „aber jetzt wollen wir Lia zu Bett bringen, das arme liebe Herzchen! Dem Himmel sei Dank, daß die Sache nicht so schlimm war, wie es den Anschein hatte. Hoffentlich verläuft sie auch ganz ohne weitere Folgen!"

* *
*

Thilde Rehburg's Tagebuch.

** Juni.

Ob es häufig nicht sehr schwer ist, die Frau eines vielbeschäftigten Arztes zu sein? — —

Immer mit den eigenen Wünschen zurückstehen zu müssen, sobald es sich um das Wohl und Wehe Anderer, Fremder handelt! Stets bereit sein — weil die Rechte

der Mitwelt solches verlangen — den eigenen Rechten an eine Persönlichkeit zu entsagen, sie ohne Murren hinzugeben an die Allgemeinheit, eine Persönlichkeit, die man sich zum Lebensgefährten gewählt hat, um mit ihm alles zu theilen! — —

Es ist ja wohl sehr egoistisch so zu fragen, aber ist es — im Grunde — nicht natürlich und selbstverständlich? Wie kann es mit der Einheit einer Ehe bestellt sein, so wie ich sie mir denke, in der es der Frau doch nie und nimmer genügen kann, nur eine Hausfrau zu sein, die es dem Manne, wenn er müde und abgespannt heimkehrt, wohlig, bequem und gemüthlich macht, sondern die ihm Weggenossin in tieferem Sinne sein wollte, und die eben deßhalb einem Berufe, sei es auch der edelste, nützlichste, nicht alles so leichten Herzens opfern kann, vor allem nicht die geistige Kameradschaft, mit ihrer Harmonie der Anschauungen, die man nur erreicht durch stetes Fortschreiten in gleicher Richtung, nach gleichen Zielen, — und die beglückende Vertiefung der gegenseitigen Beziehungen durch die Pflege gemeinsamer Interessen. Arbeit, Thätigkeit nimmt einen Mann ganz in Anspruch, und so soll es auch sein, denn gerade in der vollen Hingabe an eine Pflicht liegt des Manneslebens Größe, aber wie verträgt sich die Forderung eines Ausbaues seiner innere Welt, der Entwickelung seines seelischen Ichs, mit dem absorbirenden Muß seiner Tagesaufgaben, dem eisernen Druck des Berufs! Wenn Tag und Nacht jeden Winks gewärtig, in gewissenhafter Erfüllung einer Pflicht gegen seine Mitmenschen — einer beschworenen Pflicht! — ein Arzt kaum mehr Muße und Spannkraft findet für etwas anderes als seinen Beruf — droht ihm da, neben körperlichen Gefahren aller Art, nicht eine andere, größere — die in Einseitigkeit zu verfallen, den Zusammenhang zu verlieren mit dem, was außerhalb seiner Alltagsgedankenatmosphäre liegt! — —

Verkümmern da nicht geistige Bestrebungen, so manche Triebe, die in der Jugend reiche Blüthe trugen, volle Frucht verhießen, und nun langsam verdorren, weil ihnen keine Nahrung wird? —

Stillstand ist Rückschritt, auch in der Welt des Geistes. Und wie erträgt es eine tiefempfindende Frau — sie, die allein kein Paradies betreten, genießen will! — wenn sie machtlos zusehen muß, wie ihr Liebstes seelisch zu Grunde geht!

Stirbt da nicht zugleich auch etwas in ihr selbst? Ist das nicht überhaupt die heilig ernste, aber schwerste Aufgabe in einer Ehe, die Verantwortung für eines Anderen Seele?! — — —

Wie wunderschön sagt Felix Dahn:

„Ich will Dich nicht auf Händen tragen —
Das kann ein jeder Philister sagen! —
Nein, hoch auf meiner Seele Schwingen,
In immer höh'ren Geistesringen,
Sollst stolz Du über Welt und Leben,
Mit mir bis an die Sterne schweben."

Ja, das müßte das eigentliche Wesen jeder wahren Ehe sein, dies Hand in Hand, Herz an Herz, Geist mit Geist — sich gegenseitig fördernd, antreibend, entwickelnd — hochgesteckten Zielen zuzustreben.

So möchte auch ich, eins in Allem, was das Dasein vertieft, bereichert, veredelt — mit dem Geliebten Vollkommenheit suchen! — — —

Doch das sind müssige Gedanken. Der, dem meine Liebe gehört, denkt nicht an mich — und ich werde niemals eines Arztes Frau!

* * *

„Hollah, Erich!"

„Moritz! Seh' ich recht?"

In dem Abschiedspfiff der Locomotive eines, vom Tuckumer Bahnhof in Riga, abgehenden Zuges tönen

Anruf und Frage, und die sich ihm hülfreich bietende Hand ergreifend, schwingt sich ein junger Herr, der mit seinen langen Beinen schon eine Weile neben dem rollenden Waggon hingeschritten, auf die Plattform desselben.

„Das ist aber wirklich ein famoses Zusammentreffen, Rehburg. Ich wollte eigentlich schon mit dem vorigen Zuge an den Strand, wurde jedoch bei Schwarz aufgehalten, wo ich eben so unerwartet wie Dich, Riesen, Axel und Dohmen traf. Ersterer ließ gleich Champagner auffahren, und man kam nicht los vom Erzählen jetziger Erlebnisse und Feiern von Reminiscenzen an die Studentenzeit! Himmel! war es damals doch schön, unser ungebundenes Burschenleben! und man möchte manchmal wieder singen können: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage!

In Bilderlingshof hätte ich Dich natürlich gleich aufgesucht! Daß wir da, netterweise, Nachbarn sind, hörte ich schon brieflich von meinen Schwestern, die in allen Tonarten das Lob der reizenden Menschen singen, welche Zaun an Zaun mit ihnen leben. Deine Cousine Thilde sehen und ihr Herz an sie verlieren, war für meine schönheitsdurstige Schwester Anna eins. Ich freue mich auch sehr, Fräulein von Rehburg wiederzusehen! — Aber die Bekanntschaft mit den Meinigen hat sich noch nicht gemacht?"

„Doch, Sandern. Vor ein paar Tagen. Deine Frau Mutter war so liebenswürdig Mama aufzusuchen, nachdem ich eines Abends als Arzt in Eurer Villa fungiren mußte. Deine jüngste Schwester hatte einen Unfall."

„Aber davon weiß ich ja nichts. Freilich war ich eben ein paar Tage in Finnland und kam per Schiff über Helsingfors—Reval nach Riga. Da haben mich die letzten Briefe aus Bilderlingshof wohl nicht mehr in Petersburg getroffen. Was ist Lia denn passirt? Doch nichts Ernstes?"

„Nein, Gottlob nicht, obgleich ich Anfangs recht besorgt war, weil Dein Fräulein Schwester den Eindruck so großer Zartheit macht. Sie war beim Tanzen ausgeglitten und hatte sich eine leichte Verrenkung der rechten Schulter zugezogen. Sie trägt den Arm noch in der Binde, doch dauert es, hoffe ich, nicht mehr lange, bis ich sie aus meiner Behandlung entlassen kann. Sie ist schon sehr ungeduldig — will absolut anfangen Seebäder zu nehmen!"

„Kann ich mir vorstellen, Ist ein eigenwilliges, vom Leben verwöhntes Persönchen, mein blondes Schwesterchen."

„Aber auch ein außergewöhnlich liebliches. Und entzückend in ihrer geistigen Originalität. Ganz anders als unsere livländischen jungen Mädchen."

Erich's Stimme hat sehr warmen Klang. Sandern wirft einen forschenden Blick auf den Studiengenossen, der eben in die Tasche greift, um sich eine Papyros anzuzünden, dann fragt er:

„Sollen wir in den Waggon?"

„Ich denke, wir haben es hier auf der Plattform besser, trotz des Rauches der Locomotive. Drinnen aber ist es fürcherlich. Wieder einmal kein Platz zum Sitzen. Der Zug der ihren Penaten zueilenden Familienväter."

„Und wohl auch solcher, die es werden wollen! Wann bekommt man denn Deine Verlobungsanzeige, Doctorchen? Nachgerade wäre es doch Zeit dazu."

Ueber Erich's Gesicht fliegt dunkle Röthe.

„Ich bitte Dich, Sandern, wie kommst Du darauf?"

„Axel und Dohmen deuteten es an."

Die Falte zwischen Erichs Brauen vertieft sich, schärft den Ausdruck des Unmuths in seinen verdunkelten Zügen.

„Daß die Menschen das leidige Klatschen nicht lassen können."

„Na, höre, mon cher — in diesem Falle doch allzu

natürlich. Es erscheint eben unbegreiflich, selbst für eine Professorseele, wie die Deine, daß sie ungerührt und ungestraft in der Nähe eines so schönen und mit allen Tugenden geschmückten Mädchens, wie Deine Cousine Thilde es ist, verweilt ohne Feuer zu fangen und den Versuch zu machen sie zu gewinnen. Schon aus purem Neid entstehen solche Muthmaßungen."

Da Erich auf diese Bemerkung nichts erwidert, verharren sie eine Weile schweigend — auf die rasch vorbeifliegende Landschaft blickend.

Nachdem er die Station Thorensberg hinter sich gelassen, ist jetzt der Zug in voller Fahrt.

Aus den Wiesen steigt der Duft frischgemähten Heu's. Hinter den Tannen des Puhpeschen Waldes steht blutroth die Sonne. Ein wundervoller Sommertag geht wärmeverschleiert zu Ende! — —

„Welch herrliches Wetter," beginnt Erich auf's Neue das Gespräch. „War es in Petersburg auch schon heiß?"

„Unerträglich. Bis über 20 Grad im Zimmer. Kaum möglich dabei geistig zu arbeiten, wenigstens etwas Vernünftiges zu leisten."

„Du bist jetzt wohlbestallter Tschinownik? Findest Du Befriedigung in Deinem Beruf?"

„O, ja! Es ist doch sehr interessant, Frau Justitia nach Möglichkeit den Staar zu stechen. Nach Neujahr bin ich in das vierte Departement des Senates eingetreten. Und eine Annehmlichkeit hat die Stellung dort jedenfalls, lange Ferien — einige Monate, wenigstens pour les gros bonnets. Wir jungen Beamten kommen nicht so gut weg, aber man kann sich immerhin einrichten, mit den Chefs und den Kollegen."

„Das lasse ich mir gefallen. Sich so gründlich von des Dienstes gleichgestellter Uhr freimachen zu können, ist gewiß eine große Annehmlichkeit. Das ist ja fast eine Fortsetzung von seligen Dorpatertagen,

wo man meist schon im Mai die Kollegia schwänzte und sich als Sommergast nach Hause oder zu Verwandten begab."

„Im Flur und auf der Haide, da sucht man seine Freude, juchhei."

„Jetzt gedenkst Du aber Deine Erholungszeit am Strande zu verbringen?"

„Ja, und freue mich ganz ungemein darauf. Du weißt, ich habe ein ausgesprochenes faible für alles Livländische. Und Dir, als alten Kameraden, kann ich es verrathen — ich heirathe nur eine Livländerin. Wir haben ja auch sehr nette junge Damen in den baltischen Kreisen Petersburgs, aber es ist doch ein anderes Genre, schon angehaucht vom Großstadtleben, und für mich haben die urechten Töchter Livlands von jeher etwas besonders Anziehendes gehabt!"

Jetzt ist es an Erich, den Sprecher anzusehen, als wolle er ihm auf den Grund der Seele schauen. War das vorhin so etwas wie ein Terrain sondiren? Schon in Dorpat und Fellin hat Sandern Thilde offensichtlich gehuldigt. Und Sandern's haben eine angesehene Stellung — sind sehr wohlhabend. Da giebt es kein Hinderniß für Moritz, um ein reiches Mädchen, wie Thilde Rehburg es ist, zu werben. — — Etwas wie ein Gefühl jäher Eifersucht wallt in ihm auf, während er, äußerlich ruhig wie immer, entgegnet:

„Ja, wir haben hier zu Lande seltene Mädchen- und Frauencharactere, die nichts anderes sein wollen, als wirkliche Frauen. Wenn ich an die Bekanntschaften denke, die ich in Paris, und überhaupt im Auslande gemacht habe, ist der Unterschied wohl frappant. Diese überhandnehmende Putz- und Genußsucht, das Flirten, der Drang, es dem Manne nachzuthun -- davon spürt man hier noch wenig, und auch, Gottlob, so gut wie nichts von der sogenannten Frauenbewegung."

„Du bist gegen die Emancipation, gegen dies Aus-

leben der eigenen Persönlichkeit, wie es jetzt in allen Tonarten gepredigt wird?"

„Nicht gegen das Ausleben als solches, Moritz, aber gegen die falsche Auffassung desselben. Mir däucht, man übersieht bei diesem Lockruf zu Freiheit und Selbstbestimmung eine Gefahr für die Frau, vielleicht die größte aller Gefahren — gerade die, nichts zuzugewinnen — und einzig und allein auf die Erhöhung ihres Werthes als Persönlichkeit kommt es doch schließlich an — sondern sich zu verlieren, in dem sie verflacht, das heißt, in dem ihr das abhanden kommt, was ihre tiefste Kraft, ihre höchste Entfaltung bedingte — der Vorzug ihres Geschlechtes war — ihr Empfindungsreichthum, der ihr ermöglichte, sich selbstvergessend ganz einem Anderen hinzugeben.

Der Inhalt, die Quintessenz ihres inneren Lebens ist doch die Liebe und soll es sein und bleiben, eine schöne, große, starke Liebesfähigkeit. Darauf beruht der vollste Werth der Frauennatur — mag man noch soviel deuteln und streiten über Gleichheit und Gleichberechtigung der Geschlechter. Als Mensch hat der Mann und hat das Weib die gleichen Rechte — als Typus seiner Art nur die, welche ihm erb- und eigenthümlich vom Schöpfer, von der Natur verliehen sind, und ihr Wesensunterschied muß bestehen bleiben, wenn wir nicht zu Zwittergeschöpfen gelangen sollen, die weder das Eine noch das Andere mehr ganz zu sein vermögen. Vom ärztlichen Standpunkte aus habe ich Bedenken, die ich als schwerwiegend erachte, und die bei der Erziehung zur Emancipation vielfach nicht genügend ernst genommen werden. Es handelt sich ja nicht nur um eine oder paar Generationen, sondern um die Zukunft der Menschheit, um die Richtung, die man einschlägt, wenn man vom alten Wege abirrt. Wenn man es ohne die nöthige Beschränkung und Vorsicht so weiter, und zu weit treibt, wird man die Weibesnatur um

das betrügen, was ihr Eigenstes ist — ihre Gemüths- tiefe und Gefühlswärme — Gott schütz, daß man mal sagen muß — war! — Physisch und psychisch wird ihre Wesenseigenart verkümmern, und wehe dem Mensch- thum, wenn es keine echten Frauen mehr geben wird, wie keine wahren Männer mehr."

Das lebhaft hin- und hergehende Gespräch über Rassenunterschiede, Charactereigenthümlichkeiten, Er- ziehungsprincipien — unterbricht der die Billete ab- fordernde Schaffner.

Der Zug verlangsamt seine Fahrgeschwindigkeit.

„Bilderlingshof. 3 Minuten," rufen die Conducteure.

„So, da sind ja auch meine Schwestern, und Deine Cousine Thilde hat sie begleitet. — Mein Gott, wie ist sie noch wunderschön."

In duftige, helle Sommerstoffe gekleidet, stehen auf dem Perron der Station vier elegante, schlanke Mädchengestalten, und manch bewundernder Blick aus den Fenstern der Waggons folgt ihnen, als sie lächelnd und grüßend näher treten — betrachtet mit Neid und Interesse die Herren, von denen der eine drei von den jungen Damen ohne Weiteres abküßt, während er der Vierten mit ritterlicher Verbeugung die Hand schüttelt.

Zu Paaren gruppirt, verfolgt man plaudernd den Weg zum Dünenprospect. Voraus Elise von Sandern mit ihrem Bruder, zu dem sie mit frohen Augen auf- sieht. Dann Lia und Erich. Anna und Thilde be- schließen den Zug. Obgleich die Letzteren sich erst einige Male gesehen haben, so finden sie doch schon großes Gefallen aneinander, und auf dem weiten Spaziergang, den sie, tags vorher, am Meeresufer, fast bis nach Majoren- hof unternommen, hat Thilde viel Genuß und Ver- gnügen an der Unterhaltung mit dem klugen, sympathi- schen Mädchen gefunden. Auch jetzt hat ihre Begleiterin den Arm freundschaftlich in den ihren geschoben und redet in ihrer lebhaften Art auf sie ein, ihr allerlei von

den Kunstgenüssen der Residenz vorschwärmend. Aber jetzt versucht Thilde umsonst mit voller Aufmerksamkeit zuzuhören. Wohl wirft sie hin und wieder eine fragende oder bejahende Phrase ein, ihr Interesse jedoch ist anderswo gefesselt, ihre Gedanken folgen ihren Augen. Sie sieht nur Erich und an seiner Seite Lia, die mit anmuthigen Bewegungen und leichtem, wiegendem Gang neben ihm hinschreitet. Eine Elfengestalt. Alles an ihr ist mädchenhafte Lieblichkeit, blüthenfrischer, holdester Jugendreiz. Luftiger, rosa Stoff umschließt die überzarten Glieder, läßt sie voller und gerundeter erscheinen. Sie trägt keinen Hut, nur einen rosaseidenen Sonnenschirm, und das goldig blonde Haar, sich natürlich um Stirn und Nacken kräuselnd, bildet wie einen Glorienschein um das feine Köpfchen. Und die Augen, die graublauen, fast schwarzen Sterne — Thilde sieht sie nicht, aber sie weiß, wie sie lachen und strahlen können, und mit welch interessirtem Ausdruck sie an Erich's erzählenden Lippen hängen, wenn er mit ihr spricht.

Auch Erich scheint gefesselt und angeregt, unterhält sich mit einer bei ihm ungewohnten Lebhaftigkeit. Thilde's Augen werden größer, starrer, haften verzehrend auf seinem scharfgeschnittenen Profil. In diesem Augenblick wendet Lia Sandern den Kopf halb über die Schulter zurück, mit einem: „Anna, ich nehme Dich zum Zeugen. Eben hat mir Doctor Rehburg versprochen, im nächsten Winter nach Petersburg zu kommen, damit ich ihm die Schönheiten eines Botticelli offenbare. Er spricht eben solche ketzerische Ansichten über die Werke alter Meister aus, daß Raphael und noch paar andere große Italiener sich im Grabe umkehren würden, wenn sie ihn hören könnten.“

„Ihr Fräulein Schwester verleumdet mich,“ vertheidigt sich Erich lächelnd, und indem er sich Anna Sandern zuwendet, sieht er gerade in Thilde's Augen. Etwas wie fragendes Staunen tritt in die Seinen.

„Habe ich mich verrathen? — mein Gott!“ durchschauert es sie.

„Frieren Sie, Fräulein von Rehburg?“ Anna Sandern fragt es.

„Ja! — es ist plötzlich kühl geworden. — Die Sonne ist untergegangen!“

* * *

Immer lebhafter gestaltet sich der Verkehr zwischen den benachbarten Villen und man findet immer größeres Gefallen aneinander.

Frau von Sandern, eine geborene von Ecken, aus Estland, ist voll freundlichster Zuvorkommenheit. Sehr gesprächig, unterhält sie Ina von Rehburg auf das Angenehmste. Auch die vier Töchter sind ausnehmend liebenswürdig und geistig sehr angeregt. Trotz ausgesprochener Familienähnlichkeit hat doch eine Jede von ihnen ihre stark ausgeprägte Individualität, aber allen gemeinsam ist das lebhafteste Interesse für Kunst, Wissenschaft, Wohlthätigkeitsbestrebungen, Arbeit auf dem Gebiet der socialen Frage, wie Armen- und Krankenpflege, und dergleichen.

Moritz von Sandern 'repräsentirt ebenfalls in sympathischer Weise den Typus des Petersburger Balten, der neben einem weiteren Horizont für das Allgemeine, sich doch die specifische Eigenart voll bewahrt hat, die im Contact mit conträren Elementen nur noch in sich gefestigter und bestimmter geworden ist, als bei manchem Vollblut Liv-, Kur- und Estländer.

Alle Sandern's sind viel gereist und sehr belesen, da ergeben sich unzählige und stets neue Anknüpfungspunkte. Bald verbringt man fast den ganzen Tag zusammen. In den Badestunden treffen sich die Damen am Meer. Der Beginn der Ferien, der auch den Familien mit schulpflichtigen Kindern gestattet den dumpfen Stadtwohnungen zu ent-

fliehen, und eine günstige Witterung vereinigen sich, um dem Strande sein belebtestes Aussehen zu geben.

Klein und Groß plätschert im seichten Wasser herum, nur die Kühnsten wagen sich bis hinter die zweite und dritte Sandbank hinaus — darunter Thilde, die eine brillante Schwimmerin ist.

Gerne liegt man auch stundenlang im warmen Sande, beobachtet mögliche und unmögliche Badekostüme, urkomische Angstsituationen, elegante Toiletten — amüsirt sich stets auf's Neue über das wechselnde, buntbewegte Bild, welches sich am Meeresufer entfaltet. Blendender Sand, blaue glitzernde Wellen, kräftiger Meeresodem, würziger Harzduft gehören dazu, und darüber — schimmernde Strahlen goldener Sonnenpracht, als ob es keine Nacht und keine Wolken gäbe, keine Stürme und keine Gewitter! — — Köstliche unvergeßliche Junimorgen! —

Am Nachmittag sitzt man plaudernd und arbeitend — auch wohl zu gemeinsamer Lectüre vereint — in der einen oder der anderen Villa, vergnügt sich mit Croquetspiel, wenn man es nicht vorzieht, den Kaffee im Hornschen Garten in Majorenhof, oder gar im Dubbelnschen Kurhause einzunehmen, wo Musikkapellen ihre Weisen erschallen lassen.

Sehr beliebt ist auch das Bootfahren auf der Aa. Der Fluß fließt breit und ruhig zwischen den waldigen Ufern dahin, und es bedarf keiner großen Anstrengung, um die leichten Fahrzeuge auch stromaufwärts zu bewegen. Ist es Zeit, die Rückfahrt anzutreten, dann überläßt man die Böte der Strömung, lauscht dem leisen Plätschern des vom Kiel durchfurchten Wassers, oder stimmt mehrstimmigen Gesang an. All die alten Lieder und lieben, bekannten Melodien erklingen und lauer Sommerwind trägt sie, auf seinen Schwingen, empor zum goldig klaren Himmel.

Den größten Genuß aber gewähren der jungen Welt die weit ausgedehnten Spaziergänge am Meeres-

ufer, und Ausflüge, die sie, oft in Gesellschaft noch anderer Bekannten unter den Strandgästen, unternimmt. Daß abwechselnd Frau von Sandern und ihre älteste Tochter, Baronin Hellen, sich freundlich anbieten der Kranken Gesellschaft zu leisten, erlaubt es auch Thilde sich anzuschließen, ebenso Erich, wenn er rechtzeitig aus Riga hat zurückkehren können.

Bald zu Fuß, bald im Wagen, zuweilen die Bahn zu kurzer Fahrt benutzend, besuchen sie die Nachbarorte und nach allen Richtungen hin erstrecken sich ihre Promenaden und „Entdeckungsreisen", wie sie im Scherz genannt werden. Ist aber mal der Himmel allen diesen Unternehmungen nicht günstig, weil Gott Pluvius seine Schleusen zu weit geöffnet, oder sich mit Boreas, oder sonst einem Winde aus der Wetterecke verbunden hat, um Sturm und Regen über Meer und Land zu peitschen, dann sitzt man wohlgeborgen in einer der heizbaren Villen — Gesellschaftsspiele werden vorgenommen, Schach- und Kartenspiel vertreiben die Zeit, Musik gewährt Zerstreuung und Genuß. Richtige kleine Concerte werden arrangirt. Fast alle Sanderns sind mehr oder weniger musikalisch. Moritz spielt Cello, seine älteren Schwestern Klavier. Lia hat einen klaren, hellen Sopran, der in Duetten gut zur Geltung kommt. Besonders aber Thilde's Gesang wird immer stürmisch erbeten. Sie hat eine trefflich geschulte Stimme von dunklem Altklang, und einen Vortrag, der, bei aller Einfachheit doch tief zu Herzen geht. So herrscht auch bei ungünstiger Witterung Gemüthlichkeit, Behagen, Heiterkeit und Frohsinn, in dem kleinen Kreise, der sich später noch um einige angenehme Persönlichkeiten bereichert — Herr von Sandern, Senator und Geheimrath, sein ältester Sohn Alex, und Baron Hellen, beide Offiziere im Semenowschen Leibgarderegiment, die sich für die Urlaubszeit bei den Ihrigen einfinden.

* * *

Es muß ein Wunderbares sein,
Um's Lieben zweier Seelen,
Sich schließen ganz einander ein,
Sich nie ein Wort verhehlen."

Thilde's Stimme schwillt zu immer volleren Tönen an.

„Und Freud' und Leid, und Glück und Noth
So mit einander tragen — so mit einander tragen,
Vom ersten Kuß bis in den Tod
Sich nur von Liebe sagen —"

Ergreifend, in träumerischem Gefühl, wiederholt sie in zartestem Piano:

„Sich nur von Liebe sagen!"

Die Begleitung verklingt — — — — einen Augenblick ist alles still.

„Bravo, bravo!"

Die lebhaften, rasch begeisterten Petersburger geben ihrer Bewunderung lauten Ausdruck.

„Bravissimo!" „Da capo!" „Da capo!"

„Heute lieber nicht," lächelt Thilde, „zweimal hintereinander singe ich ungern dasselbe Lied."

„Dann etwas Anderes. Bitte, bitte."

Thilde blättert in ihren Noten, beginnt wieder.

„Läßt Liebesgluth Dich still nicht werden,
In kühler Erden, da ruhst Du gut."

Von dem herrlichem Alt getragen, füllen die klangvollen Strophen den Raum.

„Dort ohne Lieben und ohne Pein,
Wirst ruhig sein, wirst ruhig sein!"

Dann kommt es leiser und leiser, wie in schmerzlicher Resignation, über ihre Lippen:

„Was Du allhier nicht hast gefunden,
Wenn es entschwunden, dann wird es Dir!
Dann, ohne Wunden und ohne Pein —
Wirst ruhig sein, wirst ruhig sein!"

Als Thilde das Klavier schließen will, tönt es von allen Seiten:

„Nein, bitte, noch nicht aufhören, Fräulein von Rehburg.“

„Jetzt hat man sich gerade erst eingeschmeckt, und Sie sind heute so bei Stimme.“

„Sie haben in Ihrer Sammlung ungedruckter baltischer Compositionen ja noch viele Lieder, die wir nicht kennen.“

Thilde nickt gewährend, schlägt ein, in schwarzes Leder gebundenes Notenheft auf, und beginnt ein kurzes Vorspiel, dessen klagende Akkorde sogleich das Ohr der Zuhörer fesseln.

Und dann setzt die Stimme ein, dunkel und tief, auf schwermüthiger Melodie.

„Du stehst vor mir, der einst mein Herz
In Leid und Lust erbebte.
Wie liegt das alles hinter mir,
Als ob ich's nie erlebte!
Und doch ist dies der süße Mund
Des Lächeln mich entzückte.
Es ist der holde Blick, der mich
Zum Paradies entrückte.
Kann, was das Herz so tief empfand,
Gleich einem Traum verschweben?
Verfliegt das heiligste Gefühl?
O eitles, eitles Leben!“ — —

Tiefste Empfindung vibrirt in Thilde's Stimme, und es sind wirklich Thränen darin, als sie den Schlußvers beginnt.

„O sag'? hab' ich Dich je geliebt?
Kaum kann ich mich besinnen — —
Ich fühle, wie vom Auge mir
Die heißen Thränen rinnen!“

Eine kurze Weile bleibt alles stumm. Dann sagt Frau von Sandern.

„Die Melodie ist ergreifend schön. Von wem ist dieses Lied?“

„Die Worte sind von Friedrich Ruperti, und mein jung verstorbener Vetter Gebhard Rehburg hat sie in Musik gesetzt — kurz vor seinem Tode!“

„Und Ihrer Schwester Martha zugeeignet, wie ich sehe!“ sagt Elise Sandern, sich über das Notenheft beugend.

Erich lehnt im Rahmen der Balconthüre und seine Blicke haften mit eigenthümlich gespanntem Ausdruck auf seiner Cousine, die noch am Klavier steht.

„Verfliegt das heiligste Gefühl?!!“ murmelt er vor sich hin. — — „O eitles, eitles Leben!“

Ob Thilde die Blicke gefühlt hat? Es geht wie ein Erschauern durch die hohe Gestalt und sie wendet sich zu Frau von Sandern.

„Nun wird es wohl genug sein von diesem Genre. Jetzt wird Fräulein Lia etwas singen, und ich werde mir erlauben, um eins meiner Lieblingslieder zu bitten — „die Mondnacht“ von Schumann, das liegt ihrer Stimme so gut.“

Elise von Sandern übernimmt die Begleitung und Lia's hoher, heller Sopran schwebt klar und rein durch den Raum.

„Es war als hätte der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Mondenschimmer,
Von ihm nur träumen müßt.“

Mit gefalteten Händen hört Ina Rehburg zu. Ihre Seele hat wieder die Flügel gebreitet, fliegt über die stillen Lande, über das Meer und sucht ihn — den verlorenen Sohn. Wie alles sie aufreißt, die Herzenswunde! Eine schöne Stimme hatte er besessen, und das letzte Lied, das sie ihn singen gehört, es war dies Schumannsche. Mein Gott, wie lang ist das her! Bald zehn Jahre, und es schläft nie ein, das

nagende Leid, das tausendmal schlimmer ist, als körperliche Qual.

„Mein Herzenssohn! mein Liebling!“

Sie sieht sich als junge, glückliche Frau, der das Leben lachte — in thatenfroher Gemeinschaft mit einem geliebten Manne, umgeben von vier, in Kraft, Gesundheit und Schönheit erblühenden Kindern.

Und dann waren sie gekommen, in rascher Folge, mit zermalmender Wucht, die Schicksalsschläge, ihres Daseins Freuden vernichtend, ihr nur eines lassend, ihren Erich.

Sie, die alles so tief empfand, so aus voller, ganzer Seele liebte, was ihr Eigen war — sie hatte Eines nach dem Anderen fortgeben müssen! Erst den Mann, ihr Halt und bester Freund! — Dann zwei Töchter, süße, kleine Mädchen, dahingerafft — im Zeitraum einer Woche! — durch eine tückische Infectionskrankheit, endlich den ältesten Sohn. — — Und das war und blieb der herbste Kummer, der bitterste Schmerz! Schlecht war er geworden, der ihr Abgott gewesen, seitdem sie ihn auf seligen Mutterarmen gewiegt, als ihren Erstgeborenen, außer Landes gegangen, verschollen — vielleicht verkommen!....

Er — ihr Ewald, ihr Stolz und ihre Hoffnung! — Schon als kleines Kind ein wildes Bürschchen, war er ein echter Knabe geworden, in all seinem stürmenden, wagehalsigem Lebensmuth und tollkühnem Draufgehen. Alles wuchs in ihm auf in nicht zu bändigender Kraft, und man hatte sich bei der Erziehung leiten zu lassen von verschiedenen Principien, mußte wechseln zwischen zielbewußter Forderung und nachsichtiger Geduld. Und doch ohne Erfolg! Brach man seinen trotzigen Sinn, dann knickte man auch ein edles Reis, ließ man eine Anlage sich entfalten, wurde im Uebermaaß ein Fehler daraus. Als Kind wollte er mit vollen Hände geben — und wurde ein Verschwender! Mit jedem war er gut Freund und Kamerad, Lob und Anerkennung aber machten ihn hochmüthig und eitel.

Keiner Zucht und Ordnung wollte er sich fügen — eigenwillig und selbstgerecht, verlachte er Autorität. Eine dieser komplicirten Naturen war er gewesen, die, allen Gesetzen der Vererbung zum Trotz, aus anderem Holz geschnitzt, aus anderem Thon geknetet sind, als ihre Geschwister — wie durch eine willkürliche Schöpfungslaune hineingeboren worden in einen Familienkreis, in den sie nicht zu gehören scheinen — undisciplinirbare Naturen. Dieselbe Milch hat sie genährt, dieselbe zärtliche Fürsorge gehütet, in den gleichen Verhältnissen sind sie auferzogen, aber in ihnen erwachen plötzlich andere Instinkte und andere Leidenschaften, die weder Vaters eiserne Strenge noch Mutters liebende Güte auszuroden oder zu ersticken vermögen.

So war auch Ewald von Rehburg herangewachsen, körperlich ein Bild des aristokratischen Herrenmenschen, innerlich ein wüster Gesell, ein Genußmensch, der Rechte über Pflichten setzte. Und alle Ermahnungen seines Vaters, alle Thränen und Gebete seiner Mutter hatten ihn nicht zurückhalten können, — auf eine abschlüssige Bahn gerathen, war er ein Wüstling geworden — ein Spieler! — — —

Ein Spieler und Verschwender — Schwäche mit Leichtsinn gepaart!

Alles hatten die Seinigen opfern müssen, um seine Schulden zu bezahlen, die Folgen seines schlimmen Lebenswandels zu tilgen. Entbehrung und Einschränkung haben sie auf sich genommen, um die Ehre des Namens zu retten. Ihr, in einem der hübschesten Theile Livlands belegenes Gut wurde unter dem Werth verkauft, und Erich mußte ein Brodfach wählen, um sobald als möglich auf eigenen Füßen stehen zu können.

Ihre körperliche Widerstandskraft hat der Gram gebrochen, ihr frühzeitiges Siechthum gebracht, aber trotz allem — das Mutterherz hat Gnade und Vergebung für das ungerathene Kind.

Vielleicht hat er schon längst bereut und gesühnt in hartem Kampf um seine Existenz, in Noth, Elend und Verzweiflung — wenn er nur wiederkäme! — — weit offen sind die Mutterarme! — —

Aber die Jahre vergehen, eins um das andere! — — Alle Nachforschungen haben zu keinem Resultat geführt. Consulate, Gesandtschaften sind in Bewegung gesetzt worden, über den Verbleib eines Ewald von Rehburg, haben sie nichts berichten können. Flüchtig auftauchende Spuren haben sich immer wieder verloren.

Und doch, sie fühlt es, sie weiß es, noch ist er am Leben, und: „Gieb ihn mir wieder, mein Gott!“ fleht sie im stillen Gebet.

„Laß mich ihn noch einmal sehen, umfangen, bevor meine Augen sich zu letztem Schlummer schließen.“ — —

* * *

Thilde Rehburg's Tagebuch.

** Juni.

In schweren Schauern strömt der Regen. Die Bäume rauschen wie ein aufgeregtes Meer. Schäumend, sich überstürzend brechen sich die Wogen donnernd auf dem weiten Strand, fluthen fast bis an die Dünen heran. Grau ist der Himmel, an dem in wilder Hast die Wolken fliehen, gejagt vom stürmischen West.

So möchte ich meinen Gedanken entfliehen, aber sie ballen sich immer wieder zusammen, legen sich in bleierner Schwere auf meinen Lebensmuth und verdunkeln mir die Welt ringsumher. —

Noch ist er nicht ausgekämpft, der Kampf um mein Herzensglück! Jetzt weiß ich es! — An dem scharfen Gefühl der Angst und eifersüchtigen Qual, die ich empfinde, wenn ich Erich und Lia Sandern zusammen sehe, ward es mir klar — habe ich es ermessen, daß ich noch nicht verzichtet habe, noch nicht verzichten kann. Wenn ich

ihn nicht mein nennen darf, soll doch keine andere ihn besitzen — so fordert das selbstsüchtige Herz, und weist es weit von sich, daß, wer wahrhaft liebt, das Glück des Anderen über sein eigenes zu stellen vermag. — —

Was er für Lia Sandern empfindet, ich weiß es nicht, aber wenn er nach der schmalen, weißen Mädchenhand faßt, sich theilnahmsvoll erkundigt, ob sie noch Schmerzen verspüre — dann krallt es sich mir in's Herz in wildem Weh und ich meine, es nicht ertragen zu können, daß vielleicht ein wärmeres Gefühl in ihm erwacht für seine junge Patientin, von der ich selbst es eingestehen muß — so bitterweh auch der Gedanke thut — sie ist das liebreizendste Geschöpf, das ich bis jetzt kennen gelernt, hat unnennbaren Charme, der körperlich und geistig wirkt. Märchenhaft schön und tief glänzen die dunklen Augen aus dem blüthenweißen Gesichtchen. Ihre biegsame, gertenschlanke Gestalt ist voll Anmuth, hat weiche, lässige Grazie. Dabei all die Eleganz, der Schliff der Großstädterin — tadellos in Manieren, Gesten, Redeweise.

So ganz anders, als wir hier sind, mit unserer Ungenirtheit in Haltung und Wesen, die Tanten und Gouvernanten sich, oft ziemlich umsonst, bemühen, in Wohlerzogenheit umzubilden.

Und mit diesem bestechenden Aeußeren einer jungen Dame aus der großen Welt, verbindet sie eine den gewöhnlichen Durchschnitt überragende Begabung — eine geistige Entwickelung, die weit über ihre Jahre hinausgeht.

Stundenlang kann sie sich mit Erich über allgemeine Fragen unterhalten, und es ist erstaunlich, bis wohin ihre Kenntnisse, ihr Wissen reichen.

Eine Menge Sprachen beherrscht sie vollständig, und schon mit 18 Jahren hat sie das große Examen gemacht. Ein Feuergeist in einem elfenzarten Körper.

Und es liegt ein eigenthümlich reizvoller Contrast

zwischen dieser Reife im Urtheil, im Denken — den vorgeschrittenen Anschauungen, und der fast noch kindlichen Erscheinung, auf welche Heine's Verse so recht passen: „Du bist wie eine Blume, so hold, so schön und rein.“ Eine Blume, die man behüten möchte vor jedem kalten Hauch.

Wird Erich diesem Zauber widerstehen? Oder soll ihr zu Theil werden, wonach ich mich verzehre, so lange schon, und was ich mit andächtigen Schauern aus meines Schicksals Händen empfangen hätte, um es zu hegen als ein Kleinod — das höchste Gnadengeschenk, das mir das Leben zu geben vermochte — Erich's Liebe! Ist sie geschaffen, ihm die Gefährtin zu sein, wie er sie braucht, die zu ihm aufsehen würde und ihm doch der Kamerad wäre, in guten und bösen Stunden? —

Mein Gott, dann gieb mir die Kraft ganz zu entsagen — nur an sein Glück zu denken! — —

* * *

Thekla Theren's Tagebuch.

** Juni.

Gestern war wieder ein himmlischer Tag! Frühmorgens nahm ich mein erstes Bad im See. Mama ist zwar der Meinung, daß man nicht vor Johanni baden soll, aber erlaubte es schließlich doch, weil das Wasser wirklich schon ganz mollig warm ist. Und es war prachtvoll! Alle meine Künste versuchte ich wieder aus. Es ging fein. Wie ein Frosch zu schwimmen — unter dem Wasser und auf der Seite. Auch Binsen hatte ich mir zusammengebunden, und wenn man die unter den Armen hat, kann man ganz schön im Wasser stehen. Diese dumme Mia hat noch etwas Angst und schreit, wenn es in's Tiefe geht oder Schlingpflanzen sich ihr um die Füße legen. Ich aber schwimme nächstens bestimmt weit hinaus — bis an die Insel und zurück.

Meinetwegen kann einer der Cerberusse — Mademoisellchen oder Miß — mich im Boot begleiten, aber ausversuchen muß ich es. Der Pust geht mir nicht so leicht aus, und warum soll ich einen Krampf in den Beinen bekommen? Damit wollen sie mich immer abschrecken! — Umsonst! — —

Am Vormittag spielten wir rastlos Tennis und Adalbert und ich gewannen zwei Parthien gegen Max und Lionel! —

Nach Tisch machten wir uns Alle nach Krakenorm auf — theils im Wagen, theils zu Pferde, um klein Axichen's Geburtstag zu feiern. Er sah süß aus, in einem weißen Kleidchen, das Mama ihm gestickt hat, und bekam allerlei hübsche Spielsachen. Axel hatte Marie die Ueberraschung gemacht am Morgen einzutreffen, und sie war strahlend froh und glücklich. Reizend gemüthlich haben sich die Geschwister in Krakenorm eingerichtet. Alles ist jetzt so frisch und sauber, und Beide sind so liebenswürdige Wirthe. So war es furchtbar nett und gemüthlich.

Wenn die Herren sich nur nicht soviel über Politik ereifern wollten. Man kann ganz confus und ganz traurig werden, wenn man auch nur ein Viertel versteht. Axel hatte allerlei Nachrichten aus Riga gebracht und im Tischgespräch schwirrte es wieder nur so hin und her von solchen Wörtern, unter denen man sich absolut nichts Rechtes vorstellen kann — lauter Gräuel, die auf ismus endigen — wie Liberalismus, Conservativismus, Chauvinismus, Pessimismus, Panslavismus, Optimismus. Ich habe sie mir allmählig im Gedächtniß aufgespeichert, aber wenn man sich bemüht, sie zu verstehen, fühlt man sich wie ein Ochs am Berge.

Ich bat einmal Mama, mir ihren Sinn zu erklären, aber sie meinte, das hätte noch Zeit — sei eine viel zu unverdauliche Kost für einen sechzehnjährigen Kopf.

Schrecklich viel redeten sie heute auch vom Nationalitätsprincip, Manasseinscher Revision, drohenden Reformen, Russificirung der Schulen. Was das Letztere bedeutet, begreife ich schon garnicht. Man hat doch nur einen Vortheil davon, wenn man eine Sprache mehr spricht, und warum sollte die Beherrschung des Russischen unserem Deutschthum Abbruch thun?

Mich könnte man zu den Botokuden schicken oder sonst wohin, und Chinesisch und Malaiisch und Eskimoisch lernen lassen — ich bliebe trotzdem doch nur Livländerin. Auf die Gesinnung kommt es doch an und nicht auf die Sprache! Schwager Astenau und Sandern's leben doch schon so lange in Petersburg, sprechen russisch wie fließendes Wasser und bleiben trotzdem doch Balten — wollen nichts anderes sein.

Als wir nach Hause ritten, sprach ich mit Adalbert von dieser Frage. Er meinte, ich verstände zu wenig von der Sache, um sie beurtheilen zu können. Sie läge doch viel tiefer — und Livland gehe schwerernsten Zeiten entgegen, aber es habe schon manche Stürme durchgemacht und überdauert, und würde wohl — mit Gottes Hülfe — fest- und bestehen bleiben! Das denke ich auch — es kommt doch nur so, wie Gott will.

* * *

„Nun, Berthachen, hast Du Dir den Fall überlegt? Willst Du deu Trubel in Riga mitmachen? Ich lese hier eben von den Vorbereitungen, die man zum Empfang der hohen Gäste plant, welche am 22. Juni eintreffen sollen. Die Ritterschaft veranstaltet, wie Ihr wißt, einen Raout.“

Frau von Theren und ihre älteste Tochter sehen sich an.

„Marie wird sich wohl kaum entschließen, ihr Baby zu verlassen, aber würdest Du mitkommen, Adele?“

„Gerne, Mamachen, aber ich habe ja gar keine elegante Abendtoilette mit.“

„Wenn es bloß daran hapert, so könnte ich Dir vielleicht aushelfen. Wir Beide haben den gleichen Wuchs. Du bist nur schlanker und desto leichter läßt sich etwas umarbeiten.“

Mit gespanntem Interesse hat Thekla zugehört, abwechselnd auf Mutter und Schwester blickend.

„Und ich?“ steht ganz groß und deutlich in den glänzenden Augensternen.

Und als hätte eine geheime Telegraphie, wie sie liebende Herzen verbindet und Gedanken überträgt, funktionirt, wendet sich Frau von Theren mit einer Gegenfrage an ihren Mann.

„Würdest Du Thekla erlauben mitzufahren?“

„Na, eigentlich ist sie wohl etwas kückenhaft für solche Festivitäten, aber da einem dergleichen vielleicht nicht wieder im Leben geboten wird, so könnte man schon eine Ausnahme gelten lassen, wenn sie große Lust hat.“

„Große Lust?! Natürlich, schreckliche Lust! Ach! Du guter Papa, danke, danke.“

Und den Vater fest umschlingend, küßt sie ihn wieder und wieder in überströmender Glückseligkeit.

„Himmel, so etwas Hochfürstliches in nächster Nähe zu erblicken, muß ja zu interessant sein.“

„Und ich habe es mir immer brennend gewünscht, den großen Wappensaal im Ritterhause in voller Beleuchtung zu sehen,“ wirft Frau von Astenau ein.

„Das Souper zum Raout wird auch nicht ohne sein, denke ich mir,“ meint Max. „In solchen Dingen läßt man sich bei uns nicht lumpen.“

„Und Ihr, Professorchen? — Euch lockt es wohl nicht mitzukommen?“

„Ne, Schwager, laßt uns man hier. Will meinen Kissinger Brunnen in Ruhe zu Ende trinken, und

werden Euch's Haus behüten, auf die Rotte Korah acht geben."

„Sehr gut! Ausgezeichnet. Können dann viel beruhigter losschwindeln!" — meint Frau von Theren.

„Also abgemacht! Was die Wohnung anbetrifft für die Therenhoffsche Karawane, da schreibe ich an Reckenstein's. Sie sind gewiß so liebenswürdig, uns ihr leeres Quartier für die paar Tage zu überlassen."

„Und Du, Adalbert, könntest nach Tisch in das Kalnegesinde reiten und mir die Schneiderin herbestellen. Wir aber, Adele, wollen gleich in die Garderobe und alle Ball- und Seidenkleider zusammensuchen, zur Beprüfung."

„Gut. Thut das," sagt Herr von Theren.

„Sollte sich aber nicht genug Passendes finden, so kann ich Euch immerhin noch einen Credit auf Scheuber spendiren. Dazu wird es noch langen, trotz der schweren Zeiten, die uns Landwirthen nachgerade das Leben, mehr als gut ist, sauer machen."

„Aha, Schwager Hans, Deine rosa Brillen fangen an in's Graue hinüberzuspielen," bemerkt Professor Dohrenberg, von seiner Zeitung aufsehend.

„Mir, Papachen, ist es ganz einerlei, was ich anziehe, und wie es sitzt! — Meinetwegen kann es ein Urgroßmutterkleid sein — von Anno Pust oder auch garnichts!" ruft Thekla lebhaft.

„Auf den Raout brauche ich ja nicht zu gehen. Wenn ich nur überhaupt mit bin."

In der nächsten Zeit ist unter dem älteren Theil der Therenschen Jugend viel von der Fahrt nach Riga die Rede, denn natürlich bleiben weder Max noch Lionel und Adalbert zurück.

„Aber nach Bilderlingshof wollen wir auch — Thilde Rehburg besuchen," decretirt Thekla. „Ich schwärme für sie."

„Dafür wird wohl wenig Zeit übrig bleiben," meint der Livone.

„Ihr Damens müßt ja bei solchen Gelegenheiten immer soviel und lange Toilette machen.“

„Oder etwas essen!“ ergänzt Lionel.

„Na, bitte, spielt Ihr Euch nicht auf ein paar Diogenese heraus,“ giebt Thekla empört zurück.

„Ihr habt erst recht immer einen Brenner, zu Kroepsch oder Schwarz zu gehen, und bis Monsieur Lionel eine von den vierundzwanzig pikfeinen Kravatten aus seiner Pariser Sammlung kunstvoll verschlungen, vergeht sicher mehr Zeit, als bis ich meine Zöpfe flechte. Wir Damen sollen partout immer „eitel und naschhaft“ sein. Das stimmt aber nicht! — Ueberhaupt das mit der Ueberlegenheit der Herren der Schöpfung ist ein ziemlicher Mumpitz, finde ich! — sie sind zum Mindesten eben so eitel, als die Damen, und Bowlen und Delicatessen schätzen sie merkwürdig hoch. Mir ist so was ganz schnuppe, und ein elegantes Kleid ist immer gräulich unbequem, stört einen nur bei Allem.“

„Schneiderin bittet Fräulein Thekla zur Anprobe,“ meldet ein hereintretender Diener.

„Da haben wir es! — Wai, wie langweilig! Gerade jetzt, wo ich Euch vorschlagen wollte Tennis zu spielen oder nach Krakenorm zu reiten, um Marie zu überreden, sich unserem Podrett nach Riga anzuschließen.“

„Reiten? — Tennis spielen? Bei 20 Grad Hitze. Du bist wohl verrückt,“ entrüstet sich Max. „Ich danke für dieses Vergnügen. Mir ist mein junges Leben zu lieb! Das ist ja zum Schlagkriegen.“

„Ach, dummes Zeug! Zum Tennisspielen ist es nie zu heiß, aber Du, Bruder Max, bist gräßlich faul und thranig geworden. Das, mein Lieber, kommt vom vielen Biertrinken.“

Husch! ist sie zur Thüre hinaus, bevor noch das Sophakissen sie erreicht, welches der in seinen tiefsten Gefühlen Getroffene ihr nachwirft.

Der Hitze wegen beschließt man durch die Nacht

zu fahren, und trifft am Nachmittag des 20. Juni in Riga ein.

Die alten Reckenstein's haben die Bitte des lieben „Nachbarn und Gönners" bereitwilligst erhört und ihre geräumige Wohnung vollständig zur Verfügung gestellt.

Nachdem man sich vom Reisestaub gesäubert, fahren Frau von Theren und ihre Töchter — Marie von Rehburg ist schließlich doch mitgekommen! — natürlich schnurstracks zur Schneiderin, während die Herren von Theren sich zunächst zu ihren respectiven Coiffeuren begeben, und dann nach allen Seiten auf Rekognoscirung vertheilen, um zu erfahren, was denn eigentlich alles „los sein werde" — und wer von Landschen schon eingetroffen sei.

Am nächsten Tage referiren sie.

„Also vor allem, am 22=sten Morgens, Ankunft des Großfürstenpaares und Umfahrt durch die Anlagen zur Kathedrale und zum Schloß. Daselbst am Vormittag Empfang und Vorstellung."

„Das streichen wir Damen aus unserem Programm," bemerkt Frau von Theren. „Dazu braucht man hohe, helle Seidentoiletten und elegante Hüte, erzählte uns die Landräthin Walldorff, die wir bei der Krukowsky trafen. — Was weiter, Adalbert?"

„Am Krautabend großes Zauberfest auf der Düna. Illumination, Feuerwerk."

„Ich liebe es schrecklich, Feuerwerk zu sehen," jubilirt Thekla.

„Ein paar von unseren Herren haben für ein Dampfschiff gesorgt —" wirft Herr von Theren ein, und ich habe schon Plätze für Euch Alle. Auch für die Feuerwehrparade auf dem Jakobsplatz habe ich Aussicht, für Silberlinge und gute Worte, ein Fenster zu kriegen."

„Am 23=sten Nachmittags Orgelconcert im Dom und — Finale — Raout im Ritterhause mit Souper aus Berlin," beschließt Adalbert seinen Bericht.

„Fein!“ sagt Max mit Ueberzeugung. „Das Letzte ist das Verlockendste!“

„Siehst Du?“ triumphirt Thekla. „Da kommt der wahre Jacob zum Vorschein. Ich kenne ja meine Pappenheimer.“

„In allen Straßen wimmelt es von Landschen,“ nimmt Lionel das Wort. „Wo man hingeht, trifft man auf Bekannte und Verwandte. Fast alles, was sich Rehburg und Trostberg benamset, ist da, und Ecken's, Walldorff's, Hausen's, Dohmen's — kurz, eine edle Ritter- und Landschaft in ihren präsentabelsten Exemplaren.“

„Das freut mich zu hören. Kann der Landesvertretung nur angenehm sein,“ äußert Herr von Theren.

„Und was hast Du uns zu erzählen, Max? Du sollst ja erst früh morgens nach Hause gekommen sein?“

Max lacht sein gemüthliches, breites Lachen.

„Früh ist gut! Ich habe garnicht zu Hause geschlafen — Du brauchst aber kein mißbilligendes Gesicht zu machen, Frau Mama, denn denkt Euch, wen ich getroffen habe! Moritz von Sandern, meinen Leib- und Seelenfreund aus Dorpater Tagen. Na, das war ein feines Bild. Als ob Spargel und Rettig sich grüßen. Er mager, womöglich noch länger und spiddiger geworden. Ich mich einer appetitlichen Rundlichkeit erfreuend, aber die Herzen sind noch immer nahe bei einander. Und sicher gab es seinerzeit kein rührenderes Wiedersehen zwischen Orestes und Pylades, als da wir uns nach dreijähriger Trennung, tief gerührt, in die Arme sanken. Er ist am Strande mit Mutter und Schwestern, und wir sollen nur ja hinkommen zu einer großen Familienverkringelung. „Topp! sagte ich, „aber unter einer Bedingung. Erst machst Du alles mit, was sich unseren staunenden Augen bieten soll, und zweitens kommst Du danach mit uns nach Therenhof.“

„C'est dit! — Hier hebe ich zu feierlichem Schwur

die Rechte, und es ist kein Britzkisches Ehrenwort dahinter!" war seine lachende Antwort.

Und dann küßten wir uns, angesichts der gaffenden Kaufstraße, noch dreimal, und schoben Arm in Arm zusammen weiter. Castor und Pollux waren reine Waisenknaben gegen uns und unsere Unzertrennlichkeit, die darauf ihren Anfang nahm. Primo — direct in die Schwarzsche Weinstube zu einem Wiedersehensschluck. Einen famosen, alten Rheinwein entkorkt. Bald waren wir in der Stimmung „Lustig zieht der Bursch durch's Leben!" anzustimmen, aber ein Staatsbeamter und ein angehender Großgrundbesitzer dürfen doch gewisse Schranken nicht überspringen. Also statt dessen ganz ehrbarer Bummel auf dem Basteiberge und in den Anlagen -- dann „Rome". Exquisites Diner und ein Rothspohn, von einer Süffigkeit — patent."

„Gräßlich!" ruft Thekla in verächtlichstem Tone, und rümpft das Näschen, das keck in die Luft strebt.

„Immer dieser „famose" Alcohol in irgend einer Form. Kann man sich denn nicht ohne ihn des Lebens freuen!"

Ihren vernichtenden Blick mit einem lustigen erwidernd, erzählt Max vergnügt weiter:

„Hagensberger Theater. Halb Livland da. Den Arm aus dem Gelenk geschüttelt, bis man sich durchgegrüßt. Souper mit Rehburg's, Trostberg's, Walldorf's. Dorpater Reminiscenzen gefeiert — natürlich mit Sect, französischem." Dies mit einem neckischen Lächeln, speciell zu Thekla gewandt, die empört wegsieht.

„Mit einem der letzten Züge an den Strand. Fanden dort, als echte Petersburger, die nicht mit den Hühnern schlafen gehen, Sandern's Familie noch wach. Wirklich charmante Menschen, und besonders die jüngste Schwester von Moritz — das reine Bild. — Einfach zum Verlieben! — — Es wurde musicirt, dann schwatzten wir mit Sandern noch bis zum Morgen-

grauen. Ein köstliches Bad in Meeresfluthen, Retourfahrt nach Livlands Hauptstadt, und bei Kroepsch, zur Hebung der Lebensgeister nach den Strapazen der Nacht und zur Stärkung für die nächsten Tage, einige tüchtige Schnäpschen — Allaschschen Kümmel, Stockmannshöfer Pomeranzen — hübsch reih' um! — nein, bitte, seht bloß Thekla's Gesicht! — et me voilà. Sandern wird ebenfalls bald erscheinen, um Euch seine Aufwartung zu machen und um die Erlaubniß zu bitten, mit uns speisen zu dürfen. Auf alle Fälle habe ich schon einen Tisch im Wöhrmannschen Park reserviren lassen. Es ist kolossaler Andrang."

„Sehr gut! Irgendwo muß man sich doch Atzung suchen, ob also im Schützengarten oder Park, ist ja schließlich einerlei," meint Herr von Theren.

„Sagt Sandern, ich freute mich ihn um 5 Uhr zu begrüßen, jetzt aber muß ich in's Creditsystem."

Es folgen buntbewegte Tage! —

Dank dem herrlichen Wetter verläuft das Programm harmonisch und genußreich — hinterläßt bei allen Theilnehmern die angenehmsten Eindrücke. Mit der vollen Begeisterungsfähigkeit ihrer Jahre geräth Thekla aus einem Entzücken in's Andere, und weiß schließlich nicht, was ihr am leuchtendsten in der Erinnerung fortleben wird — das Wasserfest, das wunderschöne Orgelconcert im Dom, oder der Abend in den schönen Räumen des Ritterhauses, wo Livlands Adel sich zusammengefunden, um in Ehrerbietung die erlauchten Gäste zu empfangen. In prachtvoller Toilette hält die hohe Frau Cercle und zieht in leutseligster Weise die ihr vorgestellten Damen in's Gespräch, und Thekla's Backfischherz schlägt laut, als die Reihe an sie kommt. Getanzt wird wenig, aber doch ein Walzer und eine Française, welch Letztere sich Moritz Sandern schon auf dem Diner im Wöhrmannschen Park gesichert hat.

Am nächsten Tage ist man wieder unterwegs. Axel

Rehburg und Moritz Sandern haben sich den Theren's für die Rückreise angeschlossen.

Max hat natürlich für einen wohlassortirten Speisepaudel — wie man sie bei Schwarz zu packen versteht — gesorgt, und es herrscht eine fidele Stimmung in der Arche Noah, wo Adele Astenau, Thekla und vier von den jungen Herren Platz genommen haben. Fröhlich schwatzt man über die eben verlebten Tage, während, von vier kräftigen Postpferden gezogen, der Wagen auf der Petersburger Chaussee dahinrollt.

„Der Raout war schließlich doch das Gelungenste," meint Max. „Diese kalten Speisen aus Krebsschwänzen — exquisit."

„Es war alles furchtbar amüsant und riesig interessant, aber in der großen Gesellschaft fühle ich mich doch etwas verloren, und décolleté herum zu laufen finde ich schauderhaft ungemüthlich," ruft Thekla aus. „Man hat es ja nicht so heiß, aber man kommt sich so komisch vor mit dem bloßen Hals, und möchte immer an Aermeln herumzupfen, die garnicht da sind, wo man es sonst gewohnt ist."

„Du kannst Dich aber schon in Balltoilette produciren , Schwesterlein," wirft Lionel ein. „Du hast sehr hübsche Schultern und Arme, und auch Deine...."

Purpurgluth überflammt Thekla's Gesicht.

„Das ist ganz einerlei, wie meine Schultern aussehen!" braust sie auf. „Ich hasse solche Bemerkungen, und wenn Du nicht aufhörst, springe ich ganz bestimmt aus dem Wagen und Ihr müßt im Schritt weiterfahren."

„Nun, dann wollen wir von anderen Beautés sprechen — es waren wirklich frappant hübsche, elegante Erscheinungen im Ritterhause versammelt."

„Ja, die Palme gebührt aber unzweifelhaft den beiden Schwestern, Martha Trostberg und Thilde Rehburg," bemerkt Frau von Astenau.

„Besonders Letztere sah wunderschön aus. Da kam alles zusammen — der herrliche Kopf, der prachtvolle Wuchs und die geschmackvolle Toilette, die ihr Martha aus dem Auslande mitgebracht hat. — Daß dieses sympathische Mädchen noch nicht verheirathet ist, wundert mich immer wieder."

„Was nicht ist, kann werden," citirt Max.

„Dieser Stockfisch von Erich hat keine Augen, aber Moritz scheint tüchtig angebrenzelt...."

„Wirklich," fährt Thekla lebhaft dazwischen, „Du glaubst, daß Herr von Sandern Thilde den Hof macht?"

„Ja! Interessirt Dich das besonders?"

Thekla sieht den Bruder verwundert an. „Natürlich! — denn ich bin ganz weg von ihr. Wenn ich ein Mann wäre, hätte ich nur Augen für sie."

„Es haben schon Viele zu werben versucht! — Sie hat eine Unzahl Körbe vertheilt," äußert Axel Rehburg, „aber sie hat doch wohl Jemand im Sinn..."

„Da wünsche ich, daß dieser Jemand sich bald sterblich in sie verliebt, denn es muß doch gräßlich kränkend sein, sich todtzugrämen um einen, der garnicht an uns denkt."

„Na, das ist eben das berühmte Hangen und Bangen in schwebender Pein 2c. 2c."

„Danke für Obst — das muß gar keine angenehme Schaukel sein. Da wippe ich mich schon lieber auf der Prellschaukel, wenn ich auch mal auf die Nase falle."

„Sich ein wenig plattzudrücken, würde Deiner Nase sehr nützlich sein," lacht Adalbert.

„Sie ragt viel zu keck in die Luft, und das beeinträchtigt entschieden die Schönheit Deines Profils...."

„Was Ihr blos jetzt immer mit meiner Nase habt — sie ist garnicht so schlimm! Ich habe sie mir neulich mal im Spiegel angesehen."

„Hört! hört! — nicht zu fassen, nicht zu glauben — Thekla hat sich leibhaftig vor einen Spiegel gestellt."

„Schwesterchen, das ist gefährlich. Du wirst coquett! Vom in den Spiegel sehen bis zur Coquetterie ist nur ein Schritt! Lasse Dich rechtzeitig warnen!“

„Ich habe mich schon gewundert — Dein Kragen sitzt heute merkwürdig gerade.“

„Ihr seid wirklich sammt und sonders unausstehliche Plagegeister,“ wehrt sich Thekla, hochroth vor Empörung. „Jetzt aber habe ich genug von der Murchelei — Johanna geht, und niemals kommt sie wieder!“

Und die Wagenthüre öffnend, springt sie gewandt hinaus.

„Zur Strafe könnt Ihr in Rodenpois eine Zeitlang auf mich warten. — Nein, fahr nur weiter,“ ruft sie dem Postillon zu, der, um sie einsteigen zu lassen, seine Pferde angehalten hat, „ich gehe zu Fuß — es sind ja bloß paar Werst bis zur Station.“

Und ganz vergnügt über ihren Streich, nickt sie den Geschwistern zu:

„Adieu, adieu! glückliche Reise, meine Herrschaften! — Auf Wiedersehn!“

Lächelnd sehen sich die Insassen der Arche Noah an.

„Sie ist wohl ein prächtiges Geschöpf — Thekla!“ sagt Axel.

„Und wird es hoffentlich bleiben,“ ergänzt Adele Astenau.

„Ich finde, sie hat sich im letzten Halbjahr sehr nett herausgemacht und entwickelt, und ist doch noch ganz das richtige Kind, in köstlicher Unbefangenheit und Frische. Jeden Sonnenstrahl genießt so eine Mädchenknospe — jede Wolke zieht so rasch vorüber, keine Narbe trägt die Seele, keine Enttäuschung hat Hoffnungsseligkeit verdunkelt, und man erquickt sich förmlich an diesem Jugendfrohsinn, der drückende Sorge nicht kennt, dem jedes Glück erreichbar dünkt. — Gott erhalte sie noch lange so,“ setzt sie, ernster werdend, hinzu.

* * *

Ein glühend heißer Julitag.

Man sitzt auf der kühlen, nach Nordwesten gelegenen Veranda, und läßt sich das Mittagsessen wohlschmecken.

„Was giebt es heute für Speisen, Berthachen? Wünschenswerth rechtzeitig zu wissen, damit man seinen Appetit danach einrichten kann," fragt Herr von Theren. „Die rothweißen Waschschalen und die Krebshandtücher eröffnen uns sehr verlockende Perspectiven auf kulinarische Genüsse."

„Purée aus frischen Erbsen, Krebse, junge Hühner und Erdbeeren."

„So was lasse ich mir gefallen," schmunzelt der Hausherr. „Das richtige Menu der Jahreszeit. Hast es gut zusammengestellt — Ehre, wem Ehre gebühret. Wen die Götter mit besonderer Huld bedachten, dem gaben sie solche Frau zum Ehegespons, welche auf die Lieblingsspeisen ihres Gatten nach Möglichkeit Rücksicht zu nehmen sich bestrebt! — Und sieh da! — was für Krebse," setzt er hinzu, als die Diener hochgethürmte Schüsseln hereintragen, auf denen, verziert mit Petersiliengrün, die rothen Scheerenträger sich appetitlich präsentiren.

„Das sind doch mal wieder Portionen, wie in meiner Jugendzeit, und auch keine Zwergexemplare, bei denen es sich kaum lohnt, überhaupt anzufangen. Wer hat sie denn gebracht, Frauchen?"

„Die Uppes-Wirthin!"

„Ja, das Akmen-Flüßchen bei ihrem Gesinde war immer sehr krebsreich. — Eigentlich sollten wir mal selber wieder einen großen Krebsfang unternehmen. Es ist jetzt gerade der richtige Zeitpunkt dafür. Die Erbsen blühen und die Wiesen sind abgemäht, — da schädigt man nicht das Vieh, das es bei der trockenen Witterung sowieso knapp haben wird mit seinem Winterfutter. — Ihnen, Sandern" — freundlich nickt der Sprecher seinem jungen Gaste zu, der etwas weiter unten am Tisch, neben

Thekla, seinen Platz hat — „würde es vielleicht auch Spaß machen, so eine Expedition mitzumachen."

„Aber ganz gewiß, Herr von Theren, den riesigsten Spaß. Ich habe bis jetzt noch nie die Gelegenheit gehabt, solchen nächtlichen Zeitvertreib kennen zu lernen. Ihre Söhne aber haben mir viel davon erzählt. — Es muß ja ein großes Vergnügen sein?" wendet er sich fragend an Thekla.

Ihre runden Kinderaugen leuchten auf, die Grübchen in Wangen und Kinn vertiefen sich.

„Ein himmlisches Vergnügen, besonders wenn man dabei barfuß im Wasser herumpantschen kann!" giebt sie lachend zur Antwort.

„Einmal sind wir im See hier, wo sich wenige, aber sehr große Krebse finden lassen, von 10 Uhr Abends bis 2 Uhr Nachts mit Fackeln herumgegangen."

„Alle Achtung! Da ist Kneipp mit seiner neuen Heilmethode des minutenlangen Wassertretens und Barfußlaufens auf thaufeuchtem Rasen ja nichts dagegen. Und sie bekamen keinen Schnupfen als Nachfreude?"

„Pfui, nein! Im Sommer ist ja das Wasser viel wärmer als die Wiesen."

„Also abgemacht. Sandern zu Ehren wird eine Krebspartie in Scene gesetzt — mit allem Brimborium natürlich! — Lagerfeuern...."

„Und riesigen Speisepaudeln mit sehr vielen Speckkuchen und anderen wunderschönen Sachen aus Deiner Schafferei — ja, Mamachen?" wirft Max ein.

„Zu schön! Und im Walde schlafen, ganz wie die Indianer," jubelt Felix, der eben nur Lederstrumpfgeschichten im Kopf hat, Friedenspfeifen mit unqualificirbaren Füllungen raucht, und ein paar Skalpe die ihm der Hofsattler in höchst sinnreicher Nachahmung angefertigt hat — am Gürtel trägt, wenn er Abends im Wäldchen als „springender Panther" auf dem Kriegspfade schleicht,

oder Kriegstänze übt und durch sein Geheul friedlich schlafende Krähen aufstört.

„Weißt Du, Fritzchen, dann machen wir uns mit einem Plaid ein feines Wigwam," begeistert er sich weiter: „Mia kann eine kranke Squaw sein, und Du Medicinmann, der sie kurirt."

„Na, nur nicht zu kühn," neckt Ulrich den jüngeren Bruder. „Am Ende kommt noch aus irgend einem Busch ein richtiger Wolf und frißt Euch mit Haut und Haaren auf, ganz ohne Federlesens — mitsammt der Squaw."

„Ich nehme aber meinen Rivolneeks*) mit und schieße ihn gleich mausetodt," replicirt höchst selbstbewußt der kleine Kerl.

„Mammi, darf ich auch mein kleines Kopfkissen mitnehmen, um im Wigwam krank zu liegen?" fragt Miachen's feines Stimmchen.

„Warum nicht gar Deine Matratze?" höhnt Felix ganz empört. „Indianerfrauen haben doch gewiß keine Daunenkissen — Moos ist weich genug."

„Silentium! Still da!" ruft Herr von Theren mit gemachtem Zorn. „Seit wann wird bei Tisch soviel geplappert. Man versteht ja sein eigenes Wort nicht mehr. Wer zuviel redet, bleibt überhaupt zu Hause."

Diese schreckliche Drohung hat zur Folge, daß es am Katzentisch eine Weile mäuschenstill ist, dann aber wispert es hier und wispert dort. Das in Aussicht stehende, langentbehrte Vergnügen rumort in den kleinen Köpfen und es herrscht zuviel innerer Jubel bei dem bloßen Gedanken an eine solche nächtliche Exkursion.

Fängt man auch nicht allzuviel von den beliebten Schalenthieren, so ist das Drum und Dran bei diesen Unternehmungen doch das Hauptgaudium.

Herr von Theren ist an den Barometer getreten.

---

*) Revolver.

„Er steht auf schön. Die Nächte sind warm, fast schwül. Dazu Mondschein im Kalender. Dann ziehen die Krebse gern umher. Ich denke, wenn das Wetter günstig bleibt, machen wir die Sache gleich morgen. Wir essen früher zu Abend und sind gegen 10 Uhr an Ort und Stelle. Adalbert und Ulrich, Ihr könnt für Pergel, Kescher und das Uebrige sorgen. An die Mundvorräthe wurde schon erinnert, vergeßt aber auch nicht einen tüchtigen Sack voll frischer Kartoffeln und ein großes Zibbing mit Tarack. In der Asche gebackene Kartoffeln mit Butter und dicker Milch — das gehört unbedingt zu solch einem Picknick."

Am nächsten Abend ist alles bereit.

Schon mit dem Aufbruch beginnt ein lustiger Trubel auf der Anfahrtseite des Therenhofschen Hauses. Unter Fragen und Rufen, Lachen und Schreien vertheilt man sich auf die verschiedenen Fuhrwerke.

„Kinder, habt Ihr auch Jacken mit?"

„Ja, Mamachen."

„Und Plaids?"

„Aber Mama, wir rüsten uns doch nicht zu einer Nordpolexpedition."

„Kein Widerspruch Mamas Wunsch ist Befehl!" kommandirt Herr von Theren.

„Wai, wo ist meine zweite Galloschе? Die hat gewiß Kutzichen weggeschleppt. Richtig, da läuft es triumphirend damit fort."

„Bitte, Pappi, laß mich die schwarze Mascha kutschen?"

„Wo soll man die Bierkörbe verstauen?"

„Körbe mit Bier willst Du sagen?"

„Ob das reichen wird? Eine kleine Biertonne wäre am Ende besser gewesen!"

„Du meinst wohl eine Tonne mit Bier?"

„Höre mal, Adalbert, stecke diese Flasche in eine von Deinen vielen Taschen."

„Danke, damit sie mir beim ersten Stuckern im Walde herausfällt, oder eine Schmandüberschwemmung in meiner neuesten Jagdjoppe anrichtet."

„Binki muß auch mit, bitte, Mama. Hundchen liebes, komm auf meinen Schooß."

„Wer nimmt die Erdbeeren? Man muß sie aber balanciren, sonst werden sie zu Mus. — Da, Ulrich, nimm Du sie. Das entspricht ganz Deinen, durch die Kletterpassion geübten Armmuskeln."

„Bleibe mir damit vom Leibe. Ich trage schon meine Flinte!"

„In der Nacht wirst Du doch nicht schießen?"

„Man kann nicht wissen...."

„Na, bitte, Verehrtester, dann verwechsele jedenfalls im Schummerlicht nicht die Gliedmaßen Deiner Angehörigen mit etwas, dem eine Ladung Schrot von Rechtswegen zukommt."

Allmählich ist alles und jeder untergebracht, und nach einstündiger Fahrt auf holperigen Feld- und Bauerwegen erreicht man das bestimmte Ziel.

Es ist eine wunderhübsch gelegene Stelle. Durch einen schmalen Wiesengrund schlängelt sich der, über sein steiniges Bett, murmelnd dahineilende Bach.

Von beiden Seiten erhebt sich ernster, dunkler Hochwald, und am diesseitigen Rande desselben wird ein etwas vortretender Abhang zum Lagerplatz gewählt.

Emsig beteiligt sich Alles am Sammeln von Reisig und Tannenzapfen, und bald flammen die Freudenfeuer hoch auf.

„Das zieht die Krebse an," behauptet Felix, der sich ganz als Sachverständiger aufspielt.

Er hat die stürmisch erbetene Erlaubniß bekommen, Stiefel und Socken auszuziehen, und watet eifrig im Flüßchen herum, trotzdem ihm Max neckend in Aussicht gestellt hat, an jedem Zeh würde ihn bald ein Krebs zwacken.

„Ich hab' einen!" schreit er plötzlich, und als die Anderen herzueilen, hält er, ganz puterroth vor Vergnügen, einen stattlichen Krebs hoch.

„Er wollte — er wollte — schon unter einen Stein spicken, aber da packte ich ihn noch fix am Schlafittchen," erklärt er in strahlendem Eifer seine Heldenthat.

„Ein feiner Krebs, nicht?"

„Werden Sie auch in's Wasser gehen, Fräulein von Theren?"

„Ich möchte schon, aber der Fluß ist ziemlich tief, und der Grund sehr steinig. Werde mich begnügen müssen, wie die Anderen mit den Keschern zu hantiren. Sie können mir helfen. Zu Zweien fängt man die scheuen Thiere besser."

Die Nacht ist dunkler geworden. Wir Irrlichter huschen die Fackeln am Ufer des Baches hin und her, und der Fang gestaltet sich zu einem so ergiebigen, daß man bis Mitternacht einen recht großen Sack voll hat. Interessirt sehen die Knaben zu, wie die Krebse zwischen Nesseln, die man fürsorglich mitgenommen, schichtweise in einen Korb gepackt werden.

„Das giebt morgen ein feines Gericht," triumphirt Felix, „und meinen Ersten werde ich gleich erkennen, er ist der Größte! Aber jetzt komm, Fritz, nun machen wir unsern Wigwam."

Unterdessen hat sich die übrige Gesellschaft um die auf's Neue angefachten, prasselnden Feuer gelagert, und macht sich mit Eifer und Appetit an das Vertilgen der guten Dinge, die aus den zahlreichen Proviantkörben zum Vorschein kommen. Bald knallen die Pfropfen, klingen die Gläser aneinander, und auch in dem zur Zufriedenheit der Pseudo-Irokesen im Dickicht errichteten Wigwam, aus dem verschiedene „hugh," „hugh", herübertönen, nimmt man gnädig mit dem vorlieb, was die Kochkunst der Bleichgesichter zu bieten vermag.

„Schade, daß man Euch bei dieser Beleuchtung

nicht photographiren kann," bedauert Lionel, der sich aus London eine Handkamera mitgebracht hat.

„Ihr präsentirt Euch wirklich als eine sehr pittoreske Gruppe, nur Sandern's Beine würden aus dem Rahmen hinausragen. Keine Plattengröße reicht, um die zu fassen."

Scherz und Lachen herrscht in dem fröhlichen Kreise, Neck- und Witzworte fliegen hin und her, und manch ein Lied klingt zum klaren Sternenhimmel empor.

Aus den verlöschenden Scheiterhaufen steigen kerzengerade die leichten Rauchsäulen auf. Kühlere Lüftchen wehen. Der Morgen graut.

„Unbequemes Sitzen beeinträchtigt zwar nicht die Freuden eines Picknicks, aber mich däucht, nun wäre es an der Zeit, sich dessen zu erinnern, daß es auch Betten auf der Welt giebt, in die alte Knochen und junge Menschenkinder zu nachtschlafender Zeit doch eigentlich gehören," meint aufstehend und die Glieder dehnend Herr von Theren.

„Also an's Anspannen — vorwärts, marsch!"

„Das verstehen Sie auch?" staunt Sandern, als Thekla sich zu den Brüdern gesellt und mit gewandten Händen hier einen Riemen festzieht, dort eine Schnalle schließt.

„Ja gewiß, was denken Sie? — Nur ein Krummholz richtig festzubinden, das verstehe ich noch nicht. Da muß man mit dem Fuße nachhelfen — sehen Sie, wie es der Kutscher eben macht."

Dann ergreift sie die Zügel der schwarzen Mascha und schwingt sich rittlings auf die Droschke.

„Ne, mein Jungchen, für Dich ist es im Walde zu dunkel!" wehrt sie Felix ab.

„Wer will den besten Stuckerplatz haben?" ruft sie mit heller Stimme den Andern zu. „Kommst Du, Bruder Adalbert?"

„Danke, ich gehe lieber das holperige Stück durch den Wald zu Fuß," erwidert der Gefragte.

„Wenn Sie mir erlauben aufzusteigen, Fräulein Thekla....“

„Aber gewiß, Herr von Sandern. Und setzen Sie, bitte, das Dickerchen zwischen uns. Das schläft notorisch allmählich ein und fällt in die Räder, wenn wir nicht aufpassen.“

Langsam, schrittweise geht es durch den dämmerigen Wald, wo verlorene Mondstrahlen über Bäume und üppig wucherndes Unterholz huschen, und wo es geheimnißvoll still ist, wie in einem Dom.

Eine Zeitlang sind Beide stumm.

Thekla hat auf die wurzelreiche Spur, die tief ausgefahrenen Geleise des Weges zu achten, und über Sandern ist mit der gesunden Müdigkeit, die stundenlanger Aufenthalt in frischer Luft giebt, sinnendes Nachdenken gekommen.

Lang ist es her, daß er in warmer Sommernacht den stillen Zauber nordischen Hochwaldes so tief empfunden, und ihn, den Städter, den Vielgereisten, packt der Reiz des livländischen Landlebens mit eigenthümlicher Intensivität.

Und aus diesem Gedankengange heraus sagt er warm:

„Nun bin ich um eine hübsche Lebenserinnerung reicher.“

„Ja, das sind so unsere landschen Sommerfreuden,“ giebt Thekla lebhaft zurück.

„Mir geht nichts darüber, und es freut mich, daß Sie Ihnen zu genügen scheinen. Ich dachte, ein Petersburger, wie Sie, würde sich bald auf dem Lande langweilen und die Amüsements vermissen, die sich in großen Städten bieten, all das Bunte, Laute — Theater, Concerte, geputzte Menschenmassen, in electrischer Beleuchtung erstrahlende Straßen. Die Brüder erzählen immer soviel davon, seitdem sie im Auslande gewesen sind. Max schwärmt für Restaurants, feine, lange Menus, Champagnerfrühstücke. Lionel begeistert sich für elegante

Pariserinnen, chicvolle Toiletten — mir kann das alles gestohlen werden."

Halb belustigt, halb gerührt, ruht Sandern's Blick auf Thekla.

„Ja, die eleganten Großstädterinnen sehen anders aus," denkt er.

Der einfache Matrosenhut sitzt irgendwo. Das dunkelrothe Sommerkleid ist practisch in Farbe und Schnitt, kann aber absolut keinen Anspruch auf die Bezeichnung „modern" machen. Nicht zu kunstvoller Frisur aufgebauscht, sondern zu dickem Zopf geflochten, hängt ihr das blonde, reiche Haar lang über den Rücken. Und doch — Rasse in jeder Linie! — Stolz und edel ist die Form des Kopfes, der Ansatz des Halses. Zierlich sind die rosigen Ohren, lang und schmal die Hände. Kraftvoll und geschmeidig der junge Körper, erfüllt von sprühendem Leben.

Trotz aller Einfachheit, eine Tochter aus adeligem Geschlecht — edles Blut! — —

„Stachelbeeren und Nüsse, Grütze und Kohl schmecken mir hundertmal besser, als alle die Delikatessen, über die Max ganz dicke Augen bekommt, und was man bloß davon haben kann, soviel an seine Kleider und sowas zu denken, ist mir erst recht ein Räthsel. Denn, wenn man sich auch aufputzt wie ein Pfingstochse, klüger und besser wird man doch darum nicht um ein Dittchen. Giebt es was Lieberes, Klügeres, Gütigeres, als Tante Professor, und für sie giebt es überhaupt keinen Wechsel der Mode — seit vierzig Jahren, sagt Papa."

Amüsirt hört Sandern zu. Erst sechzehn Jahre! — Noch so unfertig, und doch so bestimmt in ihres Wesens Art.

Immer besser gefällt ihm Thekla, in ihrer urwüchsigen Natürlichkeit und Offenheit, diesem gesunden Reiz, der noch nichts hat von dem, was er schon so oft mit innerem Widerwillen in den Kreisen moderner junger

Mädchen beobachtet hat, die, verschiedenen Einflüssen ausgesetzt, zu früh etwas Wissendes haben, nicht mehr diesen Hauch unberührtester Mädchenreinheit besitzen, der unnennbaren Zauber in sich birgt.

Hier ist keine Coquetterie, keine Gefall- und Vergnügungssucht. Sie ist die Knospe Mädchen, welche entfaltet die Frau sein wird, die wahre Frau, kein Zerrbild, wo auf Kosten größerer geistiger Entwickelung die Schätze des Gemüths verkümmert sind. — Wie würde sie seiner Mutter, seinen Geschwistern gefallen! —

Nun bleibt der Wald hinter ihnen zurück. — Ueber den Wiesen schweben die weißen Nebel. Aus den Roggenfeldern weht der Duft reifenden Kornes, und die Schnarrwachtel läßt ihren stimmungsvollen Ruf ertönen. Im Nordosten lichtet sich der Himmel mehr und mehr!

Auf der glatten Landstraße setzt sich die schwarze Mascha in Trab, um den Vorausfahrenden nachzukommen. Durch das Geräusch der rascher rollenden Droschke geweckt, öffnet Fritzchen die schlaftrunkenen Augen, lehnt seinen Kopf dann gleich wieder vertrauensvoll an Sandern's Schulter und sinkt auf's Neue in Schlummer.

Bei der anschmiegenden Bewegung des kindlichen Körpers beschleicht ihn ein weiches Gefühl! — —

Es muß doch süß sein, solch ein zärtliches Geschöpfchen sein eigen zu nennen!

Fester schlingt Moritz den Arm um den kleinen Kerl und träumt sich mit wachen Augen in die Zukunft hinein.

„Sind Sie auch schon im Einschlafen?“ fragt Thekla, sich halb umwendend.

„Nein, gewiß nicht. Ich genieße viel zu sehr den Stimmungszauber dieser Sommernacht. Meinetwegen könnte diese Fahrt noch Stunden fortdauern.“

So unbefangen Thekla ist, etwas in seiner Stimme frappirt sie. Sie wird ein klein bischen roth und

knallt mit der Peitsche, als ob es nöthig wäre, die Stute anzutreiben.

„Da aber ist schon Therenhof und gleich sind wir zu Hause.“

„Schade!“ —

Als er ihr von der Droschke geholfen, hält Moritz Sandern Thekla's Hand etwas länger fest und — einen eigenthümlichen Glanz in den Augen — sagt er mit Nachdruck:

„Ich danke meinem Kutscher für diese Fahrt. Ich werde sie nie vergessen!“

*   *   *

Thekla Theren's Tagebuch.

* Juli.

Heute ist das Wetter schauderhaft. Es regnet, regnet! Schon nicht mehr Bindfaden, aber Stricke, Taue. Trotzdem wollte ich einen Spaziergang machen und ging in die untere Etage, um zu sehen, ob sich nicht Jemand zum Mitkommen entschließen würde. Aber sie waren Alle beschäftigt.

Adele und Adalbert amüsiren sich mit dem Billard. Miß und Lionel sitzen ganz vertieft vor dem Schachbrett, Max, der Faulpelz, rekelt sich auf dem großen Sopha und spielt mit Brosi's weichen Ohren. Mama und Tante Linchen nähen an dem riesigen Teppich, der von Gut zu Gut geht, um als Geschenk des ganzen Kirchspiels den Roggenthalschen Reckenstein's zur goldenen Hochzeit überreicht zu werden. (Die Herren müssen auch alle, wenigstens paar Stiche daran machen.) — In der Bibliothek aber streiten Papa und Onkel wieder einmal über Landespolitik, rosa und graue Brillen. Seit ein paar Tagen ist auch Schwager Astenau hier und nimmt lebhaft Antheil an den Gesprächen der alten Herren. Sandern war nirgends zu

erblicken, wahrscheinlich schreibt er wieder Briefe. Er muß ein furchtbar guter Sohn und Bruder sein. An jedem Posttage gehen Briefe an seine Eltern oder Geschwister ab. Moritz Sandern ist wohl sehr nett. Er gefällt mir immer mehr. Er hat so gute Augen und dann ist er so freundlich zu Thieren. Damit gewinnt man gleich meine Sympathie. Mir gegenüber hat er auch so eine liebenswürdig ritterliche Art, neckt mich nicht so viel, wie die Brüder, Vettern und Herren aus der Nachbarschaft, und unterhält sich oft ganz lange mit mir — sogar über Politik. Ich habe ihn gebeten, mich über die fraglichen Worte aufzuklären, und er that es in so klarer, leichtfaßlicher Weise, daß mir jetzt so Manches doch nicht mehr blos böhmische Dörfer ist wie früher. Ich glaube, er ist sehr klug. Er weiß immer eine treffende Bemerkung zu machen. Dabei hat er soviel Humor, daß man vom Stuhl fallen kann vor Lachen, wenn er und Max sich necken oder Geschichten aus ihrer Studentenzeit erzählen, wo sie, wie Max sagt, „ihre Streiche, über die sich die guten Bürger Dorpats fast die Köpfe abschüttelten, frei nach Wilhelm Busch ausheckten und in Scene setzten.“ Gestern Abend hatten die Beiden ganz was Feines ausgedacht — Commers mit Damen. Statt Gläser wurden Viertel- und Halbstofmaaße genommen — die Lichte in Flaschenhälse gesteckt, paar Lampions, die Adalbert und Ulrich irgendwo aufgegabelt, an die Aeste der Ahornbäume gehängt, und bei dieser romantischen Beleuchtung saßen wir Alle — die Krakenormschen und Sessenschen waren schon zu Mittag gekommen! — im Kiosk, auf dem großen Spielplatz und es war schrecklich lustig. Vorher hatten die Herren unter Baron Trostberg's Leitung eine berühmte Bowle gebraut. Ich wollte partout nicht probiren, aber sie ließen nicht nach mit Zureden — und ich wurde schließlich richtig ganz schwindlich von den paar Schluck. Und als ich dumm genug war, das zu

sagen, da ging's los mit Necken. Max brachte mir einen Häring als probates Mittel gegen Katzenjammer — hat's wahrscheinlich selbst häufig ausprobirt! — Lionel rieth mir, meine Nase einzupudern, denn sie sei schon ganz blauroth, und in diesem Styl ging es eine Weile fort, so daß ich zuletzt wirklich wüthend wurde und weglief — schnurstracks in meine alte Karete, wo ich mich ordentlich ausheulte. Dann holte ich mir meinen Lieblingskutz und schlich durch die Büsche, so daß mich keiner sehen konnte, bis zu meinen Kletterbaum.

Kutzichen ließ sich so gerne streicheln und krauen, und ich lag und sah zum Himmel empor. Es war unbeschreiblich schön. Die Sterne blinkten durch das Laub und mir wurde so sehnsüchtig zu Muth, so schrecklich sehnsüchtig — ich wußte nur nicht so recht wonach! Bowle aber trinke ich bestimmt nie wieder! —

* * *

Erich ist sehr beschäftigt. Er hat einige schwere Fälle in Behandlung, und es giebt Tage, wo er Abends garnicht an den Strand kommt. Hat er es möglich machen können, so ist er abgespannt und müde, ruht meist unbeschäftigt auf einem Schaukelstuhl oder in der Hängematte.

Dunkle Schatten liegen um seine trüben Augen und seiner Mutter bereitet dieser Zustand der Erschöpfung ernste Sorgen. Immer wieder beredet sie ihn, sich einen Stellvertreter zu suchen, um sich ein paar Wochen lang ganz ausspannen zu können.

„Nimm Dir doch ein Beispiel an den Tausenden von Feriengästen, die den Rigaschen Strand bevölkern, in der richtigen Erkenntniß, daß man nach den Strapazen des Winters eine Zeitlang ein ganz anderes Leben führen muß. Als Doctor predigst Du es so vielen...“

„Ja, und ich glaube auch daran, aber....“

„Da giebt es kein aber, mein lieber Junge, wenn man so aussieht, wie Du jetzt. — Man muß vernünftig sein, nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten. Das Verhältniß zwischen Müssen und Können soll unbedingt erhalten werden, weil sonst schließlich Letzteres für Ersteres nicht mehr ausreicht, plötzlich die nöthige Kraft fehlt, für die übernommene Pflicht."

Und als er, statt aller Antwort, lächelnd schweigt, fährt sie fort:

„Eigentlich sollte es Jedem vergönnt sein, aus der Tretmühle seiner Berufsarbeit hinauszuflüchten und irgendwo Sommerluft zu genießen, am besten in einem grünen Erdenwinkel auf daß mit der Natur auch die Seele wieder erwache aus schweren Winterbanden, und in Ruhe, Frieden und Einsamkeit sich auf sich selbst besinne. Es thut gut nicht nur körperlich, sondern auch geistig unterzutauchen, wie in ein kräftigendes Bad, damit nachher das Blut wieder rascher pulsire und alles von uns sich löse, was uns fesselte und griesgrämig machte, weil Leib und Seele zu müde geworden. Man hastet viel zu sehr in unserer Zeit, und Ueberbürdung ist die Folge. Das aber rächt sich meistens schwer."

„Also gut, Mamachen, wenn Dir soviel daran liegt mich loszuwerden, so will ich mir gleich morgen — ist das rasch genug? — ein Weltrundreisebillet nehmen. Und wenn ich bei den Botokuden, oder sonst einer sympathischen Völkerschaft angekommen bin, kann ich mich gleich für ein Zeitchen da etabliren, und lasse Euch vielleicht folgen, wenn ich dort eine großartige Praxis finde."

Er sagt es in scherzendem Tone, der Mutter Hand streichelnd, aber mit gespanntem Ausdruck ruht sein Blick auf Thilde's gebeugtem Kopf, dessen schönes Profil sich kameengleich gegen die grüne Blätterwand des wilden Weins abhebt.

„Nun, ich denke, an der fehlt es Dir hier wahrlich nicht, aber nothwendig ist es gerade, daß Du für ein paar Wochen die geliebte Praxis an den Nagel hängst, von welchem Du Dir die Reisemütze nimmst. Sei vernünftig, mein Erich, und erfülle nebenbei Deiner alten Mama einen großen Wunsch."

„Soll ich, Thilde? Was meinst Du? Werdet Ihr wirklich hier ganz ohne mich auskommen? In Abwesenheit Eures gestrengen Doctors nicht etwa leichtsinnige Streiche machen?"

Thilde wird der Antwort überhoben, denn die Gartenpforte hat sich geöffnet, und mit heiterem Zuruf nähern sich die Sandern's und Hellen's der Veranda.

„Wie geht es, gnädige Frau?" „Servus, Fräulein von Rehburg." „Bon soir, Doctorchen!"

„Wohin geht denn heute die Reise?" fragt Frau Ina, mit ihrem freundlichen Lächeln die, sie umringende, junge Schaar grüßend.

„Nur nach Dubbeln, zur Musik — sozusagen, denn im Grunde ihrer Seele haben meine Schwestern wieder einmal einen Brenner auf Champagnerbowle nach berühmtem Trostberg-Sessenschen Recept," erwidert Moritz von Sandern in seiner launigen Art.

„Und dabei soll ein großartiger Plan berathen werden, den Lia ausgeheckt hat. So ein richtiger Länderpodrett soll unternommen werden."

„Wohin denn?"

„Pour commencer, Ausflug nach den Vogelbergen bei Tuckum, dann Fahrt auf der Aa bis Mitau — man muß doch auch das Gotteländchen etwas kennen lernen, wenn man schon so nah ist! Dort Besuch des einstigen Herzogsschlosses und sonstiger Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt Kurlands. Hierauf — über Riga, wo man auch noch so einiges mitnimmt, in froher Touristenlaune — kurzer Abstecher nach Kokenhusen, mit Dünaufer und Persethal. Zum Schluß, Cremon,

Treiden, Segewold, die Gutmannshöhle ꝛc. Meine Schwestern wollen partout die livländische Schweiz sehen und mein Neffe Albert schnitzt schon eifrig an den Alpenstöcken aus Kadick herum, weil ich ihm weisgemacht, es gäbe da schon fast Gletscherberge."

„Und natürlich müssen Ihre Nichte und Ihr Sohn mit!" ruft es im Chor der hellen Mädchenstimmen.

Und als Thilde lächelnd den Köpf schüttelt, umfaßt Anna Sandern sie zärtlich.

„Aber Liebste, Sie werden doch nicht „Nein" sagen?" —

„Wann soll denn dieser Ausflug unternommen werden?" Erich fragt es.

„Wir haben an nächsten Montag gedacht," erwidert Elise Sandern. „Sonntag läßt man doch lieber vorübergehen, damit man nicht in überfüllte Waggons geräth."

„Der Termin ist für mich leider unmöglich. Montag muß ich unbedingt in Riga sein, wegen einer sehr ernsten Operation."

„Wir können doch unsere Abfahrt verschieben. Auf einige Tage früher oder später kommt es ja nicht an, Herr Doctor," wirft Lia Sandern ein, Erich voll anblickend.

„Gnädiges Fräulein sind zu gütig, auf meine Persönlichkeit solche Rücksicht nehmen zu wollen."

„Aber es wäre doch viel netter, wenn auch Sie dabei wären. Sie sollen doch unseren Cicerone machen."

Ihre leuchtenden Augen strahlen ihn an.

„Denken Sie doch, Keiner von uns kann lettisch!"

Unterdessen suchen die Uebrigen Thilde zu bereden.

„Wir bleiben ja nur fünf oder sechs Tage fort — lassen Sie sich doch erbitten, Thilde!"

„Sie sind Alle sehr lieb und nett, mich mithaben zu wollen, aber es geht nicht, daß ich meine Tante so lange allein lasse."

„Sie bleibt ja nicht allein. Sie haben doch so

überaus zuverlässige Dienstboten, und tagsüber kann unser Kinderfräulein ganz zu ihrer Verfügung stehen — vielleicht bleibt auch Mama zurück," äußert die Baronin Hellen.

„Nein, wirklich," beharrt Thilde. „Es thut mir leid, aber Beide können wir nicht fort, und für meinen Vetter wäre eine Erholung entschieden rathsam."

„Sie sind und bleiben ein rechter Eigensinn!" schmollt Anna. „Ich hatte mich schon so riesig gefreut, alles in Ihrer Gesellschaft zu genießen."

„Sprechen Sie doch ein Machtwort, gnädige Frau."

In ihrer lebhaft anmuthigen Art umringen die Sandern's Frau von Rehburg's Rollstuhl.

Erich tritt zu seiner Cousine, die sinnend vor sich hinblickt.

„Soll ich mich der Gesellschaft anschließen?" fragt er halblaut. „Wirst Du Dich nicht fürchten, mit Mama allein zu bleiben?"

„Nein, gewiß nicht, Erich. Und ich kann doch jeden Augenblick Doctor Feldten zu Rathe ziehen, und Dich benachrichtigen, wenn es nöthig sein sollte. Dir aber wird die Ausspannung gewiß gut thun. Du siehst thatsächlich sehr angegriffen aus."

„Weißt Du wirklich nicht warum, Thilde?" entfährt es ihm.

Voller Staunen, tief erblaßt, sieht sie zu ihm auf. Sekundenlang haften ihre Augen ineinander! — —

„Nun, Doctorchen, kommst Du?"

„Fräulein von Rehburg, soll ich einen Fußfall machen, um ihr grausames Herz zu erweichen?"

„Wenigstens zum Concert kommen Sie mit."

„Nicht heute, Anna, ich habe zu arge Kopfschmerzen."

„Nun denn, auf Wiedersehen, Sie liebe Spielverderberin."

„Vorwärts mit frischem Muth, Dubbeln sei's Panier."

Von dem Bretterstege nicken und grüßen sie noch einmal über den Zaun zurück.

Ihre Schritte und fröhlichen Stimmen verhallen. Thilde steht an einen Baum gelehnt, preßt die Hand auf das wildklopfende Herz.

Welch ein Ausdruck lag in Erich's Augen? — Und was bedeutete seine Frage?! — — —

* * *

„Wie blaß Du bist, Thilde? Fehlt Dir etwas?"

„Nein, liebes Tantchen, nichts Besonderes. Aber Du weißt, ich vertrage die große Hitze schlecht. Und heute ist es außerdem noch so drückend schwül. Wir bekommen wohl ein Gewitter!"

Thilde ist an das Ruhebett getreten und richtet die Kranke zu bequemerer Lage auf.

„Möchte Erich dann nicht gerade unterwegs sein. Ich sorge mich schon genug um ihn. Er strengt sich wirklich zu sehr an, in seinem Beruf. Das kann er auf die Dauer nicht aushalten. Pflichtgefühl und Gewissenhaftigkeit sind gewiß große, vielleicht die größten menschlichen Tugenden, aber man soll auch darin nicht in Uebertreibung verfallen. Erich neigt dazu! — — Wenn er sich entschließen könnte, wenigsten den hübschen Ausflug mit Sandern's zu unternehmen, um den schweren Eindrücken von Krankheit und Tod, die er täglich vor Augen hat, wenn auch nur für kurze Zeit aus dem Wege zu gehen! — Glaubst Du, daß er es thun wird?"

Thilde steht noch immer im Rücken der Tante. Ein weher Zug legt sich um ihren Mund.

„Wir wollen es hoffen. Du solltest es ihm noch einmal recht eindringlich nahelegen."

Plötzlich färbt jähes Roth ihre Wangen und ein leises Beben ist in ihrer Stimme, als sie fortfährt.

„Da kommt er gerade gegangen. Und wenn Du mich jetzt nicht nöthig hast, Tantchen, so gehe ich etwas spazieren. Mir wird Bewegung vielleicht gut thun."

„Gewiß, Thildchen, versuche es damit und hoffentlich lindert es Dein Kopfweh. Man sieht es Dir wohl an, wie es Dich martert."

„Wenn es nur das wäre!" denkt Thilde, während sie durch das Hinterpförtchen des Gartens schlüpft.

Es ist etwas in ihr, das sie aus Erich's Nähe treibt, eine Angst sich zu verrathen. Bevor es ihr nicht gelungen ist, alle die in ihr aufgewühlten Gefühle niederzuzwingen, will sie ein Alleinsein mit ihm vermeiden.

Sie verfolgt längere Zeit einen sandigen Waldweg, ersteigt dann die Düne und sucht sich im Schutz eines Badehäuschens einen Platz.

Im Westen loht das Abendroth. Ein heller Stern sinkt tiefer und tiefer in den klaren Glanz, und ihr ist, als möchte auch sie versinken in diesen Weltallsfrieden, nichts mehr wissend von Erdennoth und Erdenleid!

„Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual! — So weh ist ihr um's Herz, so weh, daß sie die Hand darauf pressen möchte, damit es still würde da drinnen, dieses nagende, folternde Fragen, das ihr seit gestern keine Ruhe läßt.

Immer wieder klingen Erich's, mit so eigenthümlicher Betonung gesprochenen Worte in ihr nach. „Weißt Du wirklich nicht warum?" — Lag darin das Geständniß seiner Neigung zu Lia Sandern? Wird er sich mit ihr verloben? Auf dem Ausfluge wird sich leicht die Gelegenheit zu einer Aussprache bieten. Tagelang werden sie zusammensein! Und sie selbst muß zurückbleiben in dieser marternden Ungewißheit.

Sie krampft die Hände ineinander, starrt mit brennenden Augen vor sich hin.

Erich als Lia's Bräutigam!! — — —

In ihren schmerzenden Schläfen hämmert das Blut. Alles in ihr bäumt sich auf gegen diese Vorstellungen, aber sie vermag ihnen nicht zu wehren. Immer wieder steht das eine Bild mit so grausam peinigender Deutlichkeit vor ihren Geistesaugen — Erich und Lia als Verlobte — Zärtlichkeiten tauschend!! — Nein, das zu ertragen, ist sie nicht im Stande, das mitanzusehen, vermag sie nicht!! — —

Dann geht sie fort, und sollte sie eine Lüge ersinnen müssen, um Erich gegenüber einen triftigen Grund zu haben sich der übernommenen Pflicht zu entziehen, die kranke Tante plötzlich zu verlassen. Ihr würde sie die Wahrheit sagen, ist es ihr doch schon jetzt bisweilen gewesen, als müßte sie sich hinknien zu der stillen Dulderin und flehen: „Gieb mir Deine Kraft der Selbstbeherrschung, oder laß mich ziehn — ich kann nicht mehr!" — —

So schwach, so feige ist sie geworden vor diesem neuen Schmerz, so jämmerlich feige!

Wo ist ihr hochgemuther Stolz geblieben, der sie so stark machte. „Schweigend, klaglos tragen, was das Schicksal auferlegt! Nicht mehr betteln um das, was es versagt!"

Das hatte sie sich vorgenommen. Und jetzt? — Müde, sterbensmüde ist sie. Ruhe — könnte sie nur Ruhe finden! —

Die Pracht des Sonnenuntergangs ist verglüht. Dunkler und dunkler ist es geworden. Im Himmelsblau aber schwebt jetzt der klare Mond, und in silberglänzender Straße liegt sein Schimmer auf den glitzernden Wellen des leise athmenden Meeres. Und das Feuer des Leuchtthurms von Domesnäs flammt auf und erlischt in wechselndem Spiel.

„So ist es mit unseren Hoffnungen," denkt sie. „Bald schimmern sie hell wie Sterne, in Zweifels Nacht, und Zuversicht kommt über ein müdes Herz, daß es

das Ziel seiner Wünsche erreichen wird — dann, plötzlich, ist der tröstende Lichtfunken verschwunden, und alles dunkler als vorher."

Immer tiefer versinkt sie in ihre Herzensnoth — kann sich nicht trennen von ihren grübelnden Gedanken. Plötzlich zuckt sie zusammen. — —

Unter den Gestalten der am Ufer des Meeres Lustwandelnden, hat sie Sandern's erkannt, und mit ihnen, an Lia's Seite — sie sieht es deutlich im Licht des hellen Mondschein's — geht Erich! — —

Welche unaussprechliche Marter sie, gerade jetzt, wieder nebeneinander zu sehen, als gehörten sie schon zusammen, und als stehe sie außerhalb — einsam und allein! — — im Schatten.

Sie kommen immer näher, sie wenden sich der Düne zu! O, nur jetzt sie nicht treffen! —

Flüchtigen Fußes, rasch, eilt sie nach Hause, und in ihrem Zimmer angelangt, sinkt sie auf einen Stuhl.

Haltloses, verzweifeltes Schluchzen erschüttert den jungen Körper, und Thränen, so bittere, wie sie sie nie geweint, entströmen ihren Augen! — — —

* * *

Ein leichter Schritt. Kleiderrauschen.

„Gute Nacht, Erich!"

Er ist aufgesprungen, der lesend auf der Veranda saß.

„Du willst Dich schon zurückziehen, Thilde? Es ist eigentlich schade, an solch selten schönem Abend so früh zur Ruhe zu gehen. Und Du warst heute, glaube ich, fast den ganzen Tag im Zimmer, bei Mama. Sollten wir nicht noch einen kleinen Spaziergang machen? Der Mond scheint so zauberhaft hell."

Sie sieht an ihm vorbei. So sehr sie sich auch zu beherrschen sucht, der gequälte Ausdruck kommt wieder in ihre Augen.

„Nicht heute, Erich. Ich bin zu müde! Nochmals gute Nacht."

Sie streckt ihm die Rechte entgegen. Ihr schönes Gesicht ist sehr bleich.

Mit forschendem, fragendem Ausdruck haften seine Augen darauf. Es ist, als wolle er etwas sagen, dann wiederholt er nur, „Gute Nacht," und führt ihre Hand an seine Lippen.

Mit zusammengezogenen Brauen blickt er der schlanken Gestalt nach, bis sie in der Hausthüre verschwindet — dann greift er wieder nach der Zeitung. Aber nach einer Weile wirft er das Blatt auf den Tisch, löscht die Lampe aus und steigt die Stufen zum Garten hinab.

Lange geht er die Kieswege auf und ab.

Es ist eine wundervoll warme, weiche Nacht, eine Nacht, die Sehnsucht auslöst, Erinnerungen wachruft, Wünsche entfacht! — — —

Im Hause erlischt ein erleuchtetes Fenster nach dem andern, nur von Thilde's Balcon fällt heller Schein auf die Bäume.

Aus der Nachbarvilla erklingt Musik und Gelächter — dann wird es auch da dunkel und still.

Vom Meere her tönt leises Wellenrauschen. Der Nachtwind hält Zwiesprache mit den Föhrenwipfeln, und auf den Bretterstegen hallt hin und wieder der Schritt eines Heimkehrenden.

Auch er müßte zur Ruhe gehen, aber seine Gedanken sind noch so wach, und eine drängende Unruhe ist in ihm, eine fast fieberhafte Erregung. Ist es die Nachwirkung der Tagesereignisse — der jähe Tod einer jungen Patientin nach einer schweren Operation, der er assistiren mußte, und die dadurch ausgelöste Qual über die Unzulänglichkeit alles ärztlichen Wissens und Könnens im Kampfe mit den unerbittlichen Mächten des Vergehens — mit Krankheit und Tod? — —

Oder ist es etwas Anderes, etwas Heimlicheres, ganz

Intimes, einzig und allein ihn und die tiefsten Tiefen seiner Natur in Schwingung Versetzendes? Nicht Mitgefühl allein mit Anderer leidvollem Erleben und grausamem Verhängniß, aber prüfendes Tasten an Wunden und Narben, die er, kaum dreißigjährig, schon im Lebenskampf davongetragen, gespanntes Schauen auf eigene Schicksalswege, wo ihm schon manche Hoffnung zertrümmert liegt! Sollen es immer nur vernichtete sein? Wird ein neidisches Geschick ihm stets den Freudenbecher aus der Hand schlagen, bevor er ihn an die dürstenden Lippen gesetzt? Soll auch ihn der Tod treffen, unvermittelt, bevor er das Mannesleben voll ausgelebt, beseligende Gemeinschaft gefunden mit eines Weibes treuliebendem Herzen, den Zweck des Daseins erfüllt? — Wird er von hinnen gehen müssen, dereinst, nichts hinterlassend, als ein rasch verwehtes Andenken bei fremden Menschen? Keine Erben seines Namens und ihm heiliger Standes- und Landestraditionen?! — Es hat wohl Jeder solche Tage, an denen man getrieben wird Wünsche und Erfüllung, Begehrtes und Erreichtes, wie auf eine Waage zu legen — wo man Rede und Antwort stehen muß eigenen Glücksforderungen, die, immer wieder zurückgedrängt, doch nach einem Spalt suchen in der Verpanzerung, mit der Naturen, wie die Seine sich das Herz umpressen, wenn Erfahrungen und Enttäuschungen es zu früh und zu tief verletzt! — Stunden, wo man, aus seinen Alltagsgedanken herausgerissen, von einer inneren Macht wie gezwungen wird, still zu stehen und rückwärts zu blicken auf das bisherige Leben, Entschlüsse zu fassen für das Kommende. — Sein bisheriges Leben!?! — — —

Sonnige, glückdurchwärmte Kindheit im geliebten Vaterhause. Schuljahre in Birkenruh. Köstliche Ferienzeiten auf dem elterlichen Gut. Aber doch schon langsam sich verdichtend zu trübenden Schleiern, den heiteren Knabensinn verdüsternd — immer dunklere Schatten,

welche die Ereignisse, die den Ruin seiner Familie herbeiführten, vorauswarfen. Und dieses Mittragen, dieser Einblick in schwere Verhältnisse zu einer Zeit, wo sein junges, hoffnungsgeschwelltes Herz sich mit allen Fibern nach frohgemuther Sorglosigkeit sehnte, hatte tiefe Spuren in seinem Character hinterlassen, ihn frühreif, ernst und grüblerisch gemacht.

Er sah die Sonne in Anderer Lebensgärten scheinen — drohend, wie düsterer Gewitterhimmel, lagerte es über seinem Jugendland. Und weil er nicht zeigen wollte, wie tief er empfand, wie grausam er litt, war er hart geworden, innerlich, und nach Außen hin verschlossen und unzugänglich. Und nur einem Gefühl hatte er Raum gegeben, einer zärtlich schwärmerischen Neigung zu seiner Cousine, Nora von Rehburg, mit der er sich von Kindheit auf besonders gut gestanden.

Anstrengende Studienjahre in Dorpat folgten, heimlich durchglüht von dieser heißen Jünglingsliebe. Und neben dem Streben nach Wissen und Erkenntniß, neben dem Wunsch, sich, sobald als möglich, eine gesicherte Stellung zu erringen, lohte in ihm der Drang, das geliebte Mädchen herauszuretten aus häuslichen Verhältnissen, unter denen sie litt, und er malte sich aus, wie er in dieser Gemeinschaft mit einer Schwesterseele, der seinen so tief verwandt, genesen würde, neuen Glauben findend, neues Vertrauen in die Zukunft und die Menschheit. — —

Erregter flüstert es in den Wipfeln der Bäume, lauter rauscht das Meer. Wetterleuchten zuckt, und es grollt in leisem, fernem Donnern, aber noch spielt der Mondschein mit silbernen Lichtern auf dem Waldesboden.

Und plötzlich taucht die Erinnerung an eine andere Mondnacht in ihm auf! Eine eisige, frostklare Winternacht! Er schreitet neben Nora durch Riga's menschenleere Straßen, und das Geständniß seiner Leidenschaft ringt sich schwer über seine Lippen. Sie aber hat nur

eine Abweisung für seine werbenden Worte. Er sieht ihre erschreckten großen Augen, ihr todtenblasses Gesicht, die zuckenden Lippen, als er ihr zugerufen: „Du liebst einen Andern, Nora — wen?“ — sich selbst damit den scharfen Stachel eifersüchtigen Weh's noch vergiftender in's Herz stoßend. Um sich nicht zu verrathen — besonders seiner, schon damals kranken, Mutter gegenüber — hatte er seine Abreise nach Paris beschleunigt, wo er seine medicinischen Studien in der Klinik eines berühmten Nervenarztes fortsetzen wollte. Mitten in die Vorbereitungen hinein war die Nachricht gekommen, daß Nora's Vater gestorben. Er hatte der Beerdigung beigewohnt, und es war eine doppelte Qual für ihn gewesen, Nora in ihrem tiefen Schmerz zu sehen, und kein Recht zu haben, sie in die Arme zu nehmen, der Verwaisten Beschützer, Halt und Trost zu sein. Aber sich gewaltsam beherrschend und zusammennehmend, all das leidenschaftliche Begehren zurückdrängend — hatte er sich in brüderlicher Weise bemüht, Nora mit Rath und That zur Seite zu stehen, und sie hatte ihm mit einem Blick gedankt, den er nie vergessen wird.

In dumpfer Verzweiflung hatte er die Stunden und Tage weitergelebt. Todt war alles in ihm gewesen, lange Zeit. Er war untergetaucht in das Leben der fremden Großstadt, immer tiefer eingedrungen in das Studium des erwählten Specialfaches. Andere Umgebung, andere Verhältnisse, neue Eindrücke und neue Bekanntschaften hatten ihre Wirkung ausgeübt, und nach dem Gesetz, das auch in der Welt der Gefühle regiert — alles, was nicht genährt wird, stirbt! — hatte langsam, aber stetig die Heilung des Herzenswunde begonnen, und auch an ihm hatte sich des Dichters Wort bewährt „Du sehnst nicht mehr, wenn Du auch nie vergißt!“

Sein Jugendtraum war ausgeträumt — die flammende Ueberschwänglichkeit erloschen, und es war etwas über ihn gekommen, wie eine kalte Gleichgültigkeit.

Nur Ruhe! Nur keine neuen Enttäuschungen mehr heraufbeschwören.

Der Menschheit würde er dienen, seiner Pflicht leben, und für seine Mutter! —

Aus Frankreich zurückgekehrt, hatte er sich in Riga niedergelassen, war bald ein gesuchter Arzt geworden, den sein Beruf vollauf in Anspruch nahm, und dessen erfolgreiche Bethätigung ihm Gegengewicht bot für Vieles, was an Sorge und Prüfung noch immer auf seinem Lebenspfade lag, hauptsächlich bedingt durch das ernste Leiden seiner Mutter. Bei derselben hatte er seine Cousine, Thilde von Rehburg vorgefunden, die sich angeboten hatte, der Kranken, während seiner Abwesenheit, Gesellschaft zu leisten. Zwar hatte sie ihn bald danach gebeten, sich nach einer anderen Pflegerin umzusehen, da, für das nächste Halbjahr, ihre verheirathete Schwester ihrer bedürfe, aber schon in der kurzen Spanne Zeit, die sie noch in Riga geblieben, hatte er Gelegenheit gehabt, die seltene Pflichttreue und nimmermüde Geduld zu beobachten, mit der sie das übernommene Liebeswerk durchführte. Nicht, daß seine Mutter eine schwer zu behandelnde, launische Kranke gewesen wäre, aber die Pflege erforderte doch Aufopferungsfähigkeit, Selbstverleugnung, ein Hintenansetzen der eigenen Persönlichkeit.

Mit Bedauern hatte man sich getrennt, und als einige Monate später ein älterer Kollege Erich dringend zu dem Versuch einer Kur in einem deutschen Badeort gerathen, von der sich Besserung im Zustande seiner Mutter erhoffen ließ, -- hatte er im Auftrage derselben Thilde geschrieben und sie gefragt, ob sie nicht die Kranke in's Ausland begleiten könne und wolle. Er selbst dürfe seine eben begonnene Thätigkeit in einem Hospital nicht auf längere Zeit unterbrechen, würde aber die Damen hinausbringen, und vielleicht auch abholen, damit den Besuch eines Aerztekongresses verbindend. Thilde hatte sich einverstanden erklärt, und auf's Neue — mit

steigender Bewunderung — hatte er ihre stetsbereite Opferwilligkeit und beharrliche Ausdauer anerkennen müssen. Das war im vorigen Sommer gewesen. Im August — alle drei zusammen — nach Riga zurückgekehrt, hatten Mutter und Sohn die Befürchtung gehegt, die liebe Reisebegleiterin würde wieder zu Troftberg's zurückkehren, aber als Thilde gesehen, wie der junge Arzt, immer mehr in Anspruch genommen, oft ganze Tage vom Hause abwesend sein mußte, hatte sie ihrer verheiratheten Schwester, auf die Frage, wann man sie in Serramois erwarten könne, mitgetheilt, sie werde zur Weihnachtszeit einige Wochen bei ihr verbringen, dann aber zu Tante Ina zurückkehren, da Erich ihr nur wenig Zeit widmen könne.

So war der Winter in gemüthlichem Zusammensein verflossen und um die drei Hausgenossen hatte sich das Band gegenseitiger Achtung und freundschaftlicher Werthschätzung fester geschlungen. Und immer stärker hatte Erich den ruhig stillen Zauber empfunden, den Thilde's Wesen ausstrahlte. Mehr noch als ihre Schönheit, der Wohllaut ihrer Stimme, ihr ganzes anziehendes Aeußere, hatte ihr reiches Innenleben, das so wenig aufdringlich, doch fühlbar in allen ihren Handlungen zu Tage trat, ihn entzückt — die angeregt lebhafte und doch gehaltene Art und Weise und die harmonische Ausgeglichenheit ihres Characters ihn, den Stürme aller Art von Jugend auf gerüttelt, wohlthuend berührt. Aber mit Absicht hatte er sich blind gemacht gegen die Bilder, die Phantasie lockend ihm zeigte — sich taub gestellt gegen das leise Raunen innerer Stimmen, die immer häufiger geflüstert, solch ein Wesen als Lebensgefährtin neben sich zu haben, müßte manch schweren Druck von Herz und Seele nehmen, trübe Tage licht, einsam leere Stunden reich ausgefüllt erscheinen lassen. Dann aber war der Augenblick gekommen — im April, an dem Tage, als seine Mutter ihm Nora's Brief zu lesen ge-

geben — wo plötzlich der Gedanke in ihm aufgezuckt, daß er für Thilde nicht nur Sympathie und verwandtschaftliche Zuneigung empfindet — nicht nur Dankbarkeit für alle die liebevolle Fürsorge und aufopfernde Pflege, die sie seiner Mutter angedeihen läßt, sondern daß unter dem Deckmantel dieser Gefühle andere, tiefere sich in sein Herz geschlichen, in's Wachsen gekommen, und nun wie junge Triebe, die auch Grabsteine zu sprengen vermögen, mit unwiderstehlicher Macht an's Licht streben! —

Eine neue Liebe! — — Und doch mit anderen Empfindungen untermischt als da, in seiner Jugendschwärmerei, soviel Mitleid sich mit der Liebe paarte. Ein Drang war in ihm gewesen, Nora an seinem Herzen zur Ruhe zu betten, wie man ein krankes Kind in die Arme nimmt, um es zu trösten, — in sich gefestigt, eine ganze, vollausgeprägte Persönlichkeit, würde Thilde neben ihm stehen, ein Kamerad für gute und schwere Stunden! —

Durfte er aber die Hand ausstrecken nach dem Kleinod dieser Frauenseele, beglückende Wärme der Zusammengehörigkeit suchen, für sein einsames Herz, nach der — allen Sophismen zum Trotz — seine tiefinnerste Natur nie aufgehört hatte sich zu sehnen. Konnte er Thilde zumuthen, vielleicht noch lange, Pflegerin zu sein? Und war es für ihn denkbar, seine alte, schwache Mutter zu verlassen, um egoistisch eigenes Glück zu suchen — sie fremden Händen anzuvertrauen, gerade jetzt, wo ihr Zustand sich fortgesetzt verschlimmerte? — Unmöglich war ihm das eine und das andere erschienen, und er hatte sich gehütet etwas von seinem Fühlen zu offenbaren, ihm Nahrung zu geben, war stillschweigend seiner Pflicht, seinem Beruf nachgegangen.

Doch seit der Fahrt mit Sandern hat sich die innere Marter in's Unerträgliche gesteigert. Mehr als einmal noch hatte er den scharfen Stich der Eifersucht empfunden, der ihn bei dem Gedanken durchzuckt, Sandern's

Wahl sei auf Thilde gefallen, und es hatte seiner ganzen Selbstbeherrschung bedurft, um mit keinem Blick, keinem Wort zu verrathen, was in ihm tobte, bis zu dem Tage, wo ihm die Frage entschlüpft war: „Weißt Du wirklich nicht warum, Thilde?"

Seitdem kämpft Rücksicht und Ueberlegung einen verzweifelten Kampf mit der, aus ihrer Erstarrung erwachten Leidenschaft. Ungeduld, keine Hindernisse mehr kennend und anerkennend, drängt vorwärts, ungestümer Wunsch läßt sich nicht mehr zügeln, hat nur ein Ziel im Auge — seine Sehnsuchtsträume zu offenbaren, stürmisch um Gegenliebe werbend, zu flehen: „Sei mein."

Welche Antwort aber würde Thilde für ihn haben? Wird ein plötzlicher Ausbruch seiner Gefühle sie erschrecken, sie verletzen, oder ahnt sie etwas von dem, was in ihm vorgeht? —

Er blickt zu ihrem Balcon empor, von dem noch immer der Lichtschein auf die Bäume fällt. Sie sagte sich müde und ist doch nicht gleich zur Ruhe gegangen! Hält sie das heraufziehende Gewitter wach, oder sind es auch Gedanken? Und woran denkt sie in ihren einsamen Stunden, wenn hinter der klaren Stirn die Wünsche wach werden, die Träume gaukeln?!

Von sicherem Empfinden für das Rechte, Gute und Edle geleitet, spricht sie sich häufig offen und ohne Scheu über ihre Anschauungen aus, aber ihre selbstbeherrschte Art und Weise erlaubt nur selten, fast nie, einen Einblick in die sie persönlich betreffenden Gefühle und Empfindungen. Was ersehnt, erhofft sie vom Leben?

„Mein Lebenszweck ist liebe Tanten zu pflegen," hat sie, vor Jahren einmal, Axel lächelnd erwidert, der sie damit geneckt, es könne für ein schönes, reiches Mädchen doch kein Daseinszweck sein, immer nur Körbe auszutheilen und Männerherzen unglücklich zu machen.

„Männerherzen werden nicht so leicht unglücklich — verstehen schon, sich wieder zu trösten und sind nicht so dankbar, wie gute, alte Tanten!“

War das ernst gemeint gewesen? Warum wies sie so viele Bewerber ab? Will sie wirklich unverheirathet bleiben? — Träumt ihr Mädchenherz nicht von Liebesglück, von Mutterseligkeit?....

In diesem Augenblick erlischt oben das Licht! — Erich aber ist, als schaue er in das Heiligthum dieses dunklen Mädchenstübchens, und deutlich steht ihr schönes, bleiches Gesicht vor ihm mit dem räthselhaften Ausdruck, den es heute Abend trug, so traurig, so gequält!

Erst heute?! — Nein, auch gestern — und früher — oft sogar — wenn auch nicht so unverschleiert. Ueberhaupt, sie ist verändert seit einiger Zeit. Stiller, befangener. Etwas Scheues, wie Abwehrendes ist in ihr Wesen getreten. Nicht mehr so offen blickt sie ihn an. Und in den letzten Tagen weicht sie ihm aus! — Warum?! — —

Näher und näher, lauter, grollt das Gewitter. Heller, blendender, in rascher Folge, leuchten die Blitze! —

Er achtet nicht darauf. Weiter, immer weiter grübeln seine Gedanken. —

Schon mehrere Mal, in diesem Sommer, hat er in ihrem Gesicht dieses Fremde bemerkt, etwas, was früher nicht darin erschien.

Es war ein Ausdruck fast körperlichen Schmerzes, der die feinen, dunklen Brauen zusammenzog, die Augen größer erschienen ließ, in ihrer Starrheit. Wann? — Bei welcher Gelegenheit? — —

Er reiht Erinnerung an Erinnerung, Thatsache an Thatsache. Ja, so war's. — Immer, wenn er und Lia Sandern zusammen waren, plauderten, scherzten, disputirten.

Und jetzt soll er die Sandern's auf dem projectirten Ausfluge begleiten — — — wäre es möglich, daß...

Jäh fährt ein Windstoß durch den Wald. Aechzend beugen sich die Wipfel tief, schnellen wieder empor. Das Unwetter bricht los. Rauschen erfüllt die Luft. Ununterbrochen rollt der Donner. Bläuliches Licht erhellt immer wieder die tiefdunkle Nacht! —

Und plötzlich ist es ihm, als falle eine Binde von seinen Augen und grelle Erkenntmiß blendet ihn fast. Er selbst hätte sich um sein Glück gebracht — er selbst!

O, um die tiefe Verschwiegenheit einer keuschen, stolzen Mädchenseele!! — —

Hier und dort flammt es in zuckendem Schein. Krachend droht der Himmel zu bersten. Unaufhaltsam strömt der Regen.

Erich aber hört und sieht nichts! Das Gesicht in die Hände vergraben, horcht er auf die Stimmen seines Innern.

Laut schlägt ihm das Herz in der Brust! —

Thilde's Schönheit berauscht ihn — Liebesgluth erfüllt ihn ganz.

Wie Feuer loht es in seinen Adern. Schauer fiebernder Erwartung durchrieseln ihn. Und Hoffnung nimmt ihn auf ihre Flügel.

Nun wird er den Becher der Wonne an die dürstenden Lippen setzen — Seligkeit ihn emportragen zu unerreichten Höhen des Empfindens, und die Sonne des Glücks, alle dunklen Schatten verscheuchend, strahlend aufgehen über seinem Leben!! — —

* * *

Thilde Rehburg's Tagebuch.

** Juli.

Was habe ich heute erlebt?! — —

Mein Herz pocht noch in wilden Schlägen, während ich es niederschreiben will! — — —

Tagsüber von Schmerzen geplagt, hatte Tante Ina erst spät Abends Ruhe und Schlaf gefunden, und trotz der stürmischen Nacht trieb es mich auf die Düne, um meinen müden, gedankenheißen Kopf im Winde zu kühlen.

Gewitter nach Gewitter war vorbeigezogen, und das aufgepeitschte Meer warf schaumgekrönte Wellen an den Strand. Wie schwarze, zerrissene Schleier flogen, über den Mond, die Nebelwolken dahin. Von den Bäumen schauerten die Regentropfen.

Plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, stand Erich da.

Im Brausen des Windes, im Grollen der Brandung hatte ich seine Schritte nicht gehört. Er mußte mir nachgegangen sein, denn ohne ein Wort zu sagen, legte er mir sorgsam ein Tuch um die Schultern. Eine Zeitlang standen wir nebeneinander, schweigend.

Beklemmend legte es sich mir auf die Brust, denn ich fühlte es deutlich — etwas Entscheidendes war nah! Im Bestreben, unbefangen zu erscheinen, obgleich mir das Herzklopfen fast den Athem benahm, bemerkte ich:

„Das Gewitter hat die Luft stark abgekühlt. Nun werdet Ihr aber für den projectirten Ausflug eine sehr angenehme Temperatur haben."

Erich verharrte unbeweglich. Er schien auf meine Worte kaum hingehört zu haben.

Plötzlich meine Hand erfaßend und sie mit festem Druck umspannend, kam es erregt über seine Lippen:

„Thilde! Willst Du mir versprechen, spät Abends nicht mehr allein auf die Düne zu gehen? Die Nächte werden schon zu dunkel!"

„Aber Erich....!"

„Ich bitte Dich darum, Thilde, sonst kann ich während meiner Abwesenheit keine ruhige Minute mehr haben."

Seine Stimme hatte solchen Klang, daß ich überrascht zu ihm emporsah, während er hinzusetzte:

„Denn ich habe mich entschlossen fortzufahren. Aber nicht den Ausflug, den Sandern's planen, werde ich mitmachen, schon in Tuckum mich von der heiteren Gesellschaft trennen. Zu eines Freundes Grab, beim stillen Pastorat, werde ich pilgern, und um Gastfreundschaft bitten in Derbiten."

„Also nicht Lia," durchzuckte es mich. „Nora will er aufsuchen, noch einmal um sie werben! Das also war es, was ihn innerlich so erregt und ruhelos machte. Seine Jugendliebe ist noch nicht todt. Und ich dachte, er hätte schon längst abgeschlossen mit diesem Gefühl, wie Männer es vermögen, wenn sie sich anderen Hoffnungsträumen zuwenden."

„Und wenn ich wiederkomme, Thilde, bald, hoffe ich, dann will ich eine Schicksalsfrage an Dich richten, und Du sollst entscheiden, ob ich Recht hatte, als ich zu sehen geglaubt, daß wir keinen Leuchtthurm mehr brauchen, um uns Richtung und Ziel zu weisen, weil wir den Hafen gefunden, wo unser Glücksschiff vor Anker geht. — Wirst Du mir das erlauben, Thilde?"

Was hatte er gesagt? Sprach er wirklich zu mir?

Der Boden schien unter meinen Füßen zu schwanken — mein Herzschlag stockte.

„Wirst Du mir das erlauben?"

In bebenden Lauten klang es ganz nah an meinem Ohr. Ich zitterte an allen Gliedern. Umsonst versuchte ich meine Fassung wiederzugewinnen — keinen Laut vermochte ich hervorzubringen.

„Ich flehe Dich an, Thilde — — ein Wort nur — ein Wort!"

Aus jagenden Wolken brach hell der Mond, sein Gesicht scharf beleuchtend. Gespanntes Forschen war darin, und die Augen flammten!

Schon einmal hatte ich sie so gesehen — aber ihr Fragen galt einer Anderen!! — — —

Es war auf einem Subscriptionsballe, dem letzten,

den ich mitmachte, kurz bevor Erich seine Reise nach Paris antrat, ich Tante Ina's Pflege übernahm. Erich tanzte den Cotillon mit Nora. Ich saß ihnen schräg gegenüber. Unauffällig beobachtete ich ihn — sie Beide! Ich hatte Muße dazu, denn Axel, mein Tänzer, hatte bald hier, bald dort Anordnungen zu treffen, war wenig an meiner Seite.

Sie hatten sich anfangs lebhaft unterhalten, dann war Nora verstummt, und träumerisch hatten ihre Augen — an mir vorbei — lange in eine Richtung gesehen, dahin, wo, eifrig plaudernd, die Baronin Libeck und Graf Riesen ihre Plätze hatten. Erich aber hatte den Blick nicht gewandt von Nora's blaßem Profil, und plötzlich sich zu ihr niederbeugend, alles um sich vergessend, hatte er etwas gefragt, und so ganz hatte sich meine Aufmerksamkeit in mein Gehör concentrirt, daß es bis zu mir herübergeklungen war, als ich mit Graf Riesen an ihnen vorübertanzte, das mit leidenschaftsheißem Klang in der Stimme geflüsterte, beschwörende „Nora."

Und was ich seit der Derbitenschen Hochzeit geahnt, in dieser Minute wurde es Gewißheit. Dunkel war es vor meinen Augen geworden, — hätte mich nicht Graf Riesen's starker Arm gehalten, ich wäre zu Boden gesunken, in einer Anwandlung von lähmender Schwäche.

Jahre sind darüber hinweggegangen, — die Erinnerung an jenen Augenblick brennt noch jetzt in meinem Herzen.

„Spanne mich nicht auf die Folter, Thilde."

Auf's Neue hatte er nach meiner Hand gehascht, küßte sie wieder und wieder mit zuckenden Lippen.

Ich entriß sie ihm heftig. Er sprach von Folter — er! — Und plötzlich überkam mich all das, was ich um seinetwillen gelitten, all die Qual der zurückgedämmten Liebe brach hervor, wilder Trotz erfaßte mich.

„Meinst Du wirklich mich, Erich?"

Er wurde bleich bis in die Lippen.

„Welche Frage, Thilde? Was giebt Dir ein Recht, sie zu stellen?"

„Daß ich um Deine Liebe zu Nora weiß — lange schon."

„Und nun mißtraust Du mir? — meinen Gefühlen?"

Ich schämte mich meiner Regung, und mich zu äußerer Ruhe zwingend, sagte ich leise:

„Nicht Dir, Erich! — Es ist ja wohl möglich, daß ein neues Gefühl in einem Manneherzen erwacht, wenn ihm das erste keine Glücksgewährung brachte — auch ein Baum grünt wieder, wenn ihn die Axt nicht ganz gefällt! — aber für spröden Mädchenstolz ist es nicht leicht, eines Mannes zweite Liebe zu sein. Denn in jeder Mädchenseele schlummert wohl — als heimlich süßes Begehren — der Wunsch, die Eine und Einzige gewesen zu sein, für den, dem sie sich hingiebt — in ungetheiltem Gefühl. Vielleicht ist diese Forderung thöricht, zu ideal, und die Realität des Lebens lehrt sich begnügen, aber mir scheint es doch die festeste Grundlage einer wahren Ehe zu sein, wenn sie sich aufbauen kann auf diese tief innerliche Treue, auf ein Empfinden, das nie in die Irre gegangen. — Und zu plötzlich..."

„Ja, ich habe Nora geliebt," unterbrach er mich ungestüm, „geliebt mit der ganzen Ueberschwänglichkeit des Jünglings. Unnennbares Mitleid hatte ich für sie, die im Schatten aufwuchs, im Schatten ihrer eigenen Persönlichkeit, die zu groß war für die sie umgebenden Verhältnisse, und deren Charakter ich mir so verwandt glaubte. Sie aber sagte es einmal „Du und ich, Erich, brauchen sonnige Naturen, um zu gesunden."

Und sie hatte Recht. Das galt auch für mich. Ich aber verschloß mich jeder neuen Regung, ich sargte meine Träume ein! — Ich sah die Sonne des Glücks in Anderer Gärten scheinen — daß sie mir Früchte reifen würde, das glaubte ich nicht mehr. Aber dann, übermächtig wuchs es auf in mir, und was ich jetzt

empfinde, Thilde, ist heiße, drängende Leidenschaft, — mit der vollen, flammenden Gluth des gereiften Mannes liebe ich Dich — Dein ganzes süßes Ich."

Er lag zu meinen Füßen. Seine Arme legten sich um meine Gestalt. Was er noch alles stammelte, ich kann es nicht wiedersagen, nicht niederschreiben. Ich erkannte Erich nicht wieder, den ernsten, verschlossenen, sonst so gehaltenen Manne. Worte schlugen an mein Ohr, wie ich sie noch nie vernommen, zärtliche Liebesworte strömten über mich hin, übten ihren gefährlichen Zauber aus. Bitten umschmeichelten mich, zogen mich in ihren Bann.

„Warum muß ich überhaupt noch warten, Thilde? Gieb mir gleich die beseligende Zuversicht, daß ich werben darf um Deine Liebe."

Mit dem ganzen Aufgebot meines Willens bezwang ich meine Erregung, und meine Stimme meisternd, sagte ich fest und bestimmt:

„Nicht so, Erich, ich bitte Dich. Heute kann und soll die Entscheidung nicht fallen. Zu plötzlich und unerwartet kommt mir diese Offenbarung Deines Gefühls. Ganz richtig hast Du empfunden, als Du den Entschluß faßtest, auf einige Zeit fort — nach Derbiten zu fahren..."

„Ja, um mit Onkel Eberhard, als Deinem Vormund zu sprechen! — Aber ich darf Dir schreiben, Thilde?"

Es war schwer, seinen bittenden Augen zu widerstehen.

„Wenn Du jetzt nichts mehr sagst, Erich — ja."

Heiße Küsse brannten auf meinen Händen, dann stürmte er davon.

Ich aber sank auf die Bank nieder, und Unaussprechliches fluthete durch meine Seele.

Welch eine Urgewalt in Mannesleidenschaft! — Versengend und belebend, wie Flammengluth — schreckend und lockend! — —

Mädchenempfinden fühlt den Bann, aber bebt davor zurück, wie vor allem Entfesselten! — — —

Nun graut schon der Morgen! — Schlafen konnte ich nicht! — — Mit gefaltenen Händen habe ich am offenen Fenster gesessen und in die Nacht hinausgeträumt!!

Immer wieder klangen Erich's stürmisch bittende Worte in mir wieder! — — —

Er liebt mich! — mich?! — —

O, hätte er doch früher gesprochen! Durch die Zweifelsqual der letzten Tage war alles in mir wie erstarrt — ich hatte entsagt, für immer entsagt!

Sie lag im Sterben, meine Liebe! — —

Aus dunklen Tiefen meiner Seele war es emporgequollen, in Bitterkeit, Demüthigung und Weh! — —

Nun braucht mein wundes Herz Stille und Ruhe, um zu neuem Glückshoffen zu erwachen! — —

* * *

Thilde Rehburg's Tagebuch.

* August.

Unsere Ausflügler sind fort. Auch Frau von Sandern — in ihrer jugendlichen Rüstigkeit noch so gut im Stande, der Kamerad ihrer Kinder zu sein — hatte sich entschlossen mitzufahren! — Und Tante und ich genießen die Stille!

So lieb und angenehm uns der Umgang mit den Sandern's geworden — in der Stimmung, in welcher ich mich befinde, suche ich Einsamkeit, um zu sinnen, wie alles sich gefügt! — Hat das Leben doch Erfüllung, nicht nur Verheißung?! — Sollen die Pforten zur Seligkeit, an denen ich rüttelte, mit fordernden Händen — sich mir weit öffnen? — Werde ich seine Braut heißen, sein Weib werden?! — Soll er sprudeln dürfen, der Quell des Empfindens, um ihn zu laben, ein ganzes

Leben lang? — Wird es über meine Lippen gehen, das kurze, inhaltsschwere:

„Mein Erich!“ — — —

Heute erhielt ich Erich's ersten Brief! — —

Tief griffen mir die drängend-zärtlichen, leidenschaftsheißen Worte an's Herz. —

So wahres, inniges Gefühl offenbart sich darin — so eine große, tiefe Liebe spricht aus ihnen, daß mir die Augen feucht wurden.

Ich flüchtete mit meinem Schatz in mein Zimmerchen — habe ihn wieder und wieder gelesen, und dann kam es in Zuversicht und Vertrauen über mich — Glück ist glücklich machen!

Gott gebe mir die Kraft, Erich immer nur glücklich zu machen! — —

Morgen telegraphire ich nach Derbiten: „Komm!“ — — Einen Tag später.

Die Depesche ging ab — aber sie lautete anders. Doctor Feldten setzte sie auf, hatte sie unterschrieben.

Tante Ina war in der Nacht schwer erkrankt. Die leichte Erkältung — wahrscheinlich eine Folge des Wettersturzes in der vergangenen Woche — hatte sich auf die Brust geworfen.

Doctor Feldten befürchtet eine Lungenentzündung!!

Vierundzwanzig Stunden später war Erich da.

Es wurde eine Consultation berufen.

Mit tiefernsten Gesichtern umstanden die Aerzte Tantes Lager. Die Schwäche war groß! — Rauher Husten erschütterte den zarten, gebrechlichen Körper. Das Herz drohte still zu stehen!! — —

** August.

Schwere Wochen liegen hinter uns. — Alles Persönliche trat zurück vor der zagenden Angst, sie zu verlieren, aber gerade diese gemeinsame Sorge um die ge-

liebte Kranke, hat uns innerlich einander so nahe gebracht. — Und dann kam ein Tag, wo wir uns in die Augen sehen konnten mit dem stummen: „Sie ist gerettet," — das Herz so voll in dem beglückenden Bewußtsein, daß Gott sie uns erhalten — unsere Mutter!! — —

„Jetzt sind wir über den Berg!" meinte Doctor Feldten, den Arm um Erich's Schulter legend.

„Nur noch Ruhe und gute Pflege ist von Nöthen."

„Die habe ich ja!" sagte Tante Ina, mit ihrem schönen Lächeln uns Beide so lieb ansehend.

Erich aber ergriff schweigend meine Hand, und sein langer Kuß sagte mehr als tausend Worte.

Der Strand leert sich mehr und mehr!

Auch Sandern's sind fortgefahren. Ich konnte sie nicht auf den Bahnhof begleiten, aber sie kamen alle Abschied nehmen.

Als ich Lia umfaßte, fühlte ich etwas wie Abwehr in ihr, und um ihren Mund legte sich ein herber Zug. Arme Lia! Ich lese in ihrer Seele. Bis jetzt hat ihr das Schicksal nur Blüthen gereicht — keine Dornen, die bis auf's Herzblut ritzen! — Nun muß auch sie es lernen, daß Liebe Leid ist! — — Aber sie ist noch so jung — das Leben liegt vor ihr, sie wird verwinden!! — — —

* * *

Thilde Rehburg's Tagebuch.

** August.

Tante Ina's Genesung macht rasche Fortschritte. Heute Nachmittag bat sie selbst um etwas Musik.

„Welches Lied willst Du hören, Tantchen?" fragte ich.

„Bitte, Mamachen, laß mich wählen," entschied Erich, während er das Pianino öffnete.

„Etwas Hoffnungsvolles, Jubelndes muß es sein!"

Er blätterte in meinen Noten, nahm ein Schumannheft heraus und schlug das „Frühlingslied“ auf.

Herzensjubel klingt ja darin, aber mir schnürte die Erregung die Kehle. Erich's Blicke lagen so unverwandt auf mir, daß ich es garnicht so recht hinausjauchzen konnte, das frohlockende, glückstrunkene „Sie ist Deine — sie ist Dein!“

Und doch strahlten seine Augen verrätherisch, als er mir nachher dankte.

Was Tante Ina wohl gedacht haben mag? Ob sie etwas ahnt? Mit ihrem feinen Empfinden wohl mehr, als wir glaubten. —

Mit ihrem lieben, klugen Lächeln sagte sie nach dem Abendessen:

„Wollt Ihr nicht mal wieder einen tüchtigen Spaziergang machen? Ihr armen Kinder habt es die letzte Zeit schwer genug gehabt!“

„Bist Du einverstanden, Thilde?“

So sehr er sich zu beherrschen wußte, klang doch seine Stimme heiser.

Nun kam die Entscheidung! — — Ich fühlte, wie ich erröthete, aber ich sagte tapfer:

„Gewiß, Erich! Wollen wir abwandern, wenn Tante Ina es erlaubt.“

Erich beugte sich zu seiner Mutter herab — seine Lippen berührten ihre Stirn, als wolle er Abschied nehmen.

Ihre schmale Hand strich liebkosend über sein dunkles Haar. — Es war wie ein Segen in der Bewegung! — — —

* * *

Silbergrau, glitzernd wie flüssiges Metall, breitet sich das Meer.

Leise rauschen die Föhrenwipfel. In leuchtender Klarheit wandelt das Nachtgestirn durch das dunkle Blau.

Und unendlicher Friede weht aus der Höhe, liegt über der stillen Welt! —

Thilde und Erich stehen auf der Düne.

Er hascht nach ihrer Hand.

„Wie oft habe ich in diesem Sommer des Dichters Wort nachempfunden.

„Ich bin der Sturm, der fährt dem Norden zu, Du bist die mondbeglänzte Meeresruh."

Aber ich frage nicht mehr weiter mit ihm:

Wie stimmt ein solches Ich zu solchem Du?" Ich habe die Ueberzeugung — und fühle es wie selige Zuversicht mich anwehen aus diesem Bewußtsein — daß wir uns Ergänzung sein können, sein werden, in den tiefsten Tiefen unserer Naturen — Ergänzung und Vollendung. Und diese Hoffnung umstrahlt mich wie Himmelslicht! — — Kannst Du diese Zuversicht nicht theilen, Thilde?"

Wortlos blickt sie zu ihm auf. — Was ihre Lippen nicht formen, nicht sagen können — ihre Augen verrathen es ihm. Aus den wunderschönen Sternen strahlt ihm, zum ersten Mal unverschleiert, ihre ganze Seele entgegen, in überströmender Liebesempfindung! — —

„Thilde!...."

Jauchzend, glückdurchzittert, besitzergreifend klingt der Laut durch die Stille der Nacht. Er umschließt die geliebte Gestalt, und in der Seligkeit dieser Minuten versinkt ihnen ringsum die Welt!....

Arm in Arm wandeln Thilde und Erich am Strande entlang. Als sie an ein Lieblingsplätzchen kommen, rasten sie eine Weile.

„Erinnerst Du Dich, Thilde, wie Du mir, im Mai, an dieser Stelle ein schönes Gedicht „Das Glücksschiff" vorlasest, und so pessimistische Bemerkungen daran knüpftest — über den thörichten Jugendglauben, man könne es sich bestellen?"

Sie nickt lächelnd.

„Und jetzt ist es doch gekommen — das Glücksschiff?“

„Ja, Erich — Gott hat es gesandt. Ihm wollen wir danken!“ sagt sie mit feuchten Augen und schmiegt sich fester an seine Brust.

Und ihn überströmt eine mächtige Welle tiefinneren Jubels, als könne er vor lauter Glückseligkeit wieder beten lernen zu einem himmlischen Vater, der die Geschicke der Menschen wunderbar lenkt.

„Mein Herzensliebling,“ flüstert er leise, „lehre Du mich ihm näher kommen, immer näher! Allein vermag ich's nicht!“ — —

* * *

Thekla Theren's Tagebuch.

** August.

Nun leert sich Therenhof immer mehr und mehr. Adele fuhr, Anfang August, mit ihrem Manne in die Wolmarsche Gegend, um Bruno's Verwandte zu besuchen. Ulrich mußte nach Birkenruh — Adalbert nach Dorpat zurück. Max und Lionel wollen in der nächsten Woche nach Neubad und zu einer Hochzeit im Fellinschen. Sie erwarteten noch Sandern, der sich ihnen anschließen sollte, aber statt seiner kam ein Brief an Max, worin er sein Bedauern ausdrückte, daß er sein Versprechen nicht erfüllen könne, weil er seine Schwester Lia in ein deutsches Bad begleiten müsse. Sie habe wahrscheinlich die Seeluft, den Strandaufenthalt nicht vertragen — sei sehr elend und blutarm geworden! — Schade! — Ich hatte mich so gefreut, mit ihm Riezchen und Nüsse zu suchen, von denen es viele, viele giebt. Mit seinen langen Armen könnte er so schön die Nußsträucher herunterbiegen. Und weite Ritte, zu allerlei hübschen Punkten in dieser Gegend, wollten wir auch unternehmen.

Es kommt überhaupt so Vieles anders, als man es sich gedacht.

Die Eltern haben mit Onkel und Tante Professor einen Plan besprochen, von dem ich nicht weiß, ob ich mich über ihn freuen soll oder nicht.

Miß bekam vor paar Tagen die Nachricht, ihre Mutter sei ernstlich erkrankt und wünsche ihre Rückkehr nach England. Da bleibe ich ohne Gouvernante, denn Miß Mabel gab mir auch Musik und Zeichenstunden, und statt daß eine Andere herkommt, soll ich, wie früher Elisabeth und Marie, für den Winter zu den Verwandten nach Dorpat. Und das schon in vierzehn Tagen! — Onkel Max und Tante Linchen sind so schrecklich gute Menschen, die ich zärtlich liebe, aber mir ist doch bang, auf so lange von Hause, von Mama fortzufahren. Wenn ich wenigstens meinen Lieblingskutz mitnehmen dürfte. Er ist so ein reizendes Hundchen geworden — schon ganz manierlich und stubenrein. Ob ich es wage, Tante Linchen um die Erlaubniß zu bitten? — Aber alte Herrschaften sind so eigen mit Möbeln und Sachen, und hin und wieder kaut so ein Hundebaby doch noch an allerlei herum, was es festkriegt.

* * *

Thekla Theren's Tagebuch.

* September.

Großes Halloh gab es am Kaffeetisch, als Papa in den Postsachen eine Verlobungsanzeige fand und sie vorlas. Meine angeschwärmte Thilde Rehburg hat sich mit Doctor Erich Rehburg verlobt! — — Also er war der Rechte!

Alle finden, daß sie famos zusammenpassen und sehr glücklich werden müssen. Ich freue mich furchtbar

für sie, aber mir selbst ist heute so gräßlich traurig zu Muth.

Vorbei die Ferien — zu Ende der schöne Sommer! — — Der letzte Abend hier! Morgen geht's nach Dorpat! — Vor dem Gutenachtsagen nahm Mama mich noch in ihr Zimmer, und hatte soviel liebe Worte und Ermahnungen für mich, daß ich ganz weich wurde. Ich schluckte an meinen Thränen und versuchte sehr tapfer zu sein — versprach ihr alles. Aber als sie gegangen war, habe ich ordentlich losgeheult. Jetzt erst kam mir voll zum Bewußtsein, wie nöthig ich mein Mamachen habe, um mich glücklich und zufrieden zu fühlen, und wie sehr ich an allen Geschwistern hänge. Lieber Gott, erhalte sie alle gesund! Zu Weihnachten sehe ich sie wieder!

Adieu, mein liebes, liebes Therenhof! Auf Wiedersehn im Jahre 1887! — —

* * *

Ein goldig klarer Septembermorgen, herb und frisch. — —

Die Wagen setzen sich in Bewegung.

„Schreibe bald, Theklachen."

„Ja, Mamachen — auf Wiedersehn!"

„Auf Wiedersehn, Kind!"

„Adieu, Aline."

„Gute Fahrt, Schwager."

„Danke für den schönen Sommeraufenthalt."

„Ist der Speisepaudel nicht vergessen?"

„Nein, nein — er ist auf dem Bock."

„Adieu, adieu."

„Auf Wiedersehn!" „Auf Wiedersehn!" — — —

Nur noch als dunkler Punkt ist der Wagen am Ende der Allee zu erblicken. Ein weißes Tuch winkt. Jetzt eine Biegung des Weges — nun ist er verschwunden!....

In Thränen ausbrechend, lehnt Frau von Theren den Kopf an die Schulter ihres Mannes.

„Nun sind sie alle fort! —“

„Kopf hoch, Berthachen — sie kommen ja wieder.“

Frau von Theren blickt in die Weite, über den See.

„So Gott will — ja! Eine aber kehrt nie mehr zurück. Einzig schön waren diese Sommerwochen, aber wie tief habe ich sie vermißt, unsere süße Elisabeth.“

„Sie ist uns vorausgegangen, Bertha,“ sagt Herr von Theren bewegt. „Dahin, wo wir alle gelangen werden, denn wir sind auch nur Gottes Sommergäste hier auf Erden, und „wohl dem, deß Saat hier keimt, zur Ernte für die Zeit, der Unvergänglichkeit.“ — Die Arbeit ruft, Frauchen! Nach des Sommers Genuß und Erholung heißt es wieder wirken und schaffen — unseres Lebens Wahlspruch erfüllen „Bete und arbeite.“ Und Gott gebe die Kraft und den Segen dazu!“






THE N
Thi
form 410